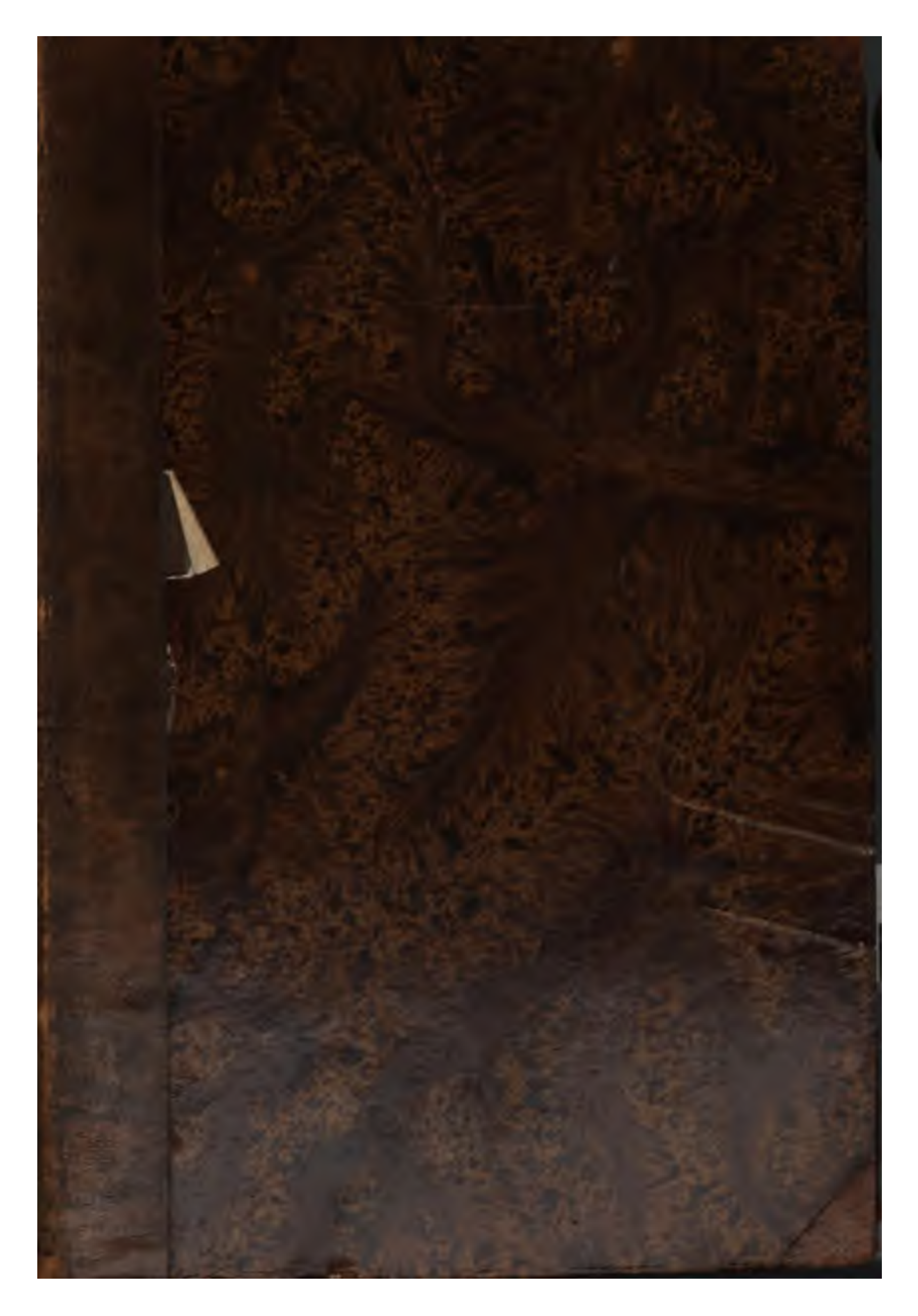








Hotel de Ville

Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

Dr. Wilhelm Harnisch

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Fünfter Band.

Reisebilder und Skizzen aus Frankreich.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1850.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Reisebilder und Skizzen

aus

Frankreich.

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1850.
Verlag von Friedrich Fleischer.



Frankreich.

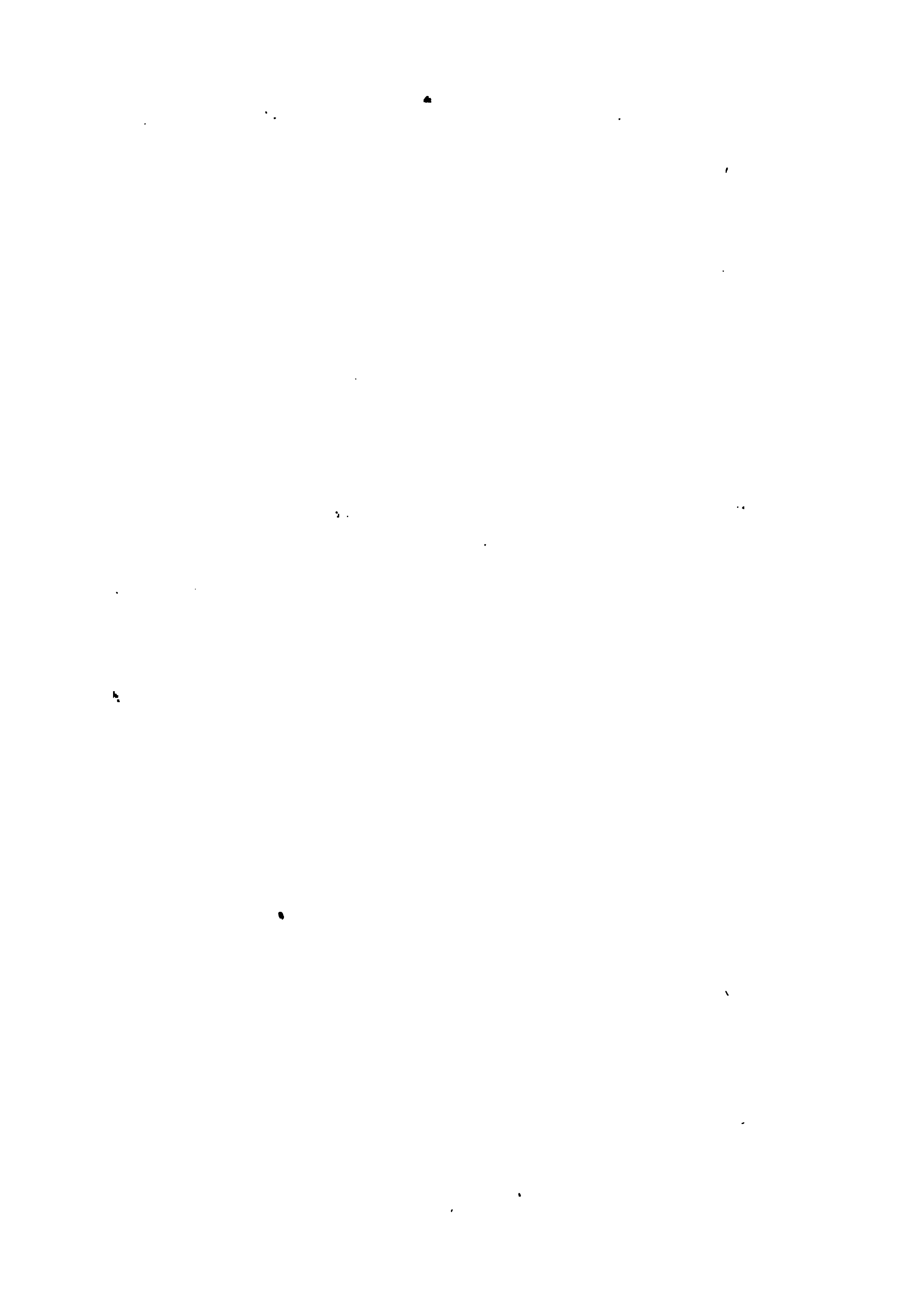
Inhaltsverzeichniß*).

*) Bei Angabe der von uns benutzten Quellen haben wir uns folgender Abkürzungen bedient: Kn. = Kniewel. R. = Rellstab. G. = v. Gall. Kb. = Kobbe. Q. = v. Quandt. C. = Carus. J. K. = Ida Kohl. Th. = Therese. S. = Semilasso (Fürst Pückler). W. A. = Willibald Alexis. Ro. = v. Rochau. D. = Alex. Dumas. Tsch. = Sommer Taschenbuch. V. = Venedey.

Reisebilder und Skizzen

aus

Frankreich.



Einleitung.

Wir begrüßen das schöne Frankreich. Versetzen wir uns auf das Hochland der Auvergne inmitten des Landes, so sehen wir im ganzen Norden und Süden Meeresgrenzen, im S.-W. und S.-O. zwei schneebedeckte Gebirge, die Pyrenäen und die Alpen. An die letzteren reiht sich weiter im O. der steile Jura. Im N.-O. ziehen sich die Vogesen, sowie der Argonner und Ardenner Wald hart an den Grenzen hin. Wahrlich eine glückliche Lage! Ueberall sicher, abgeschlossen gegen die Nachbarstaaten und durch die weiten Pforten des Oceans doch wiederum dem ausgedehntesten Weltverkehr geöffnet. An schiffbaren Strömen, an Canälen und Kunststraßen fehlt es nicht. Dazu kommt die größte Mannigfaltigkeit der Bodenbildung und Reichthum an den verschiedenartigsten Erzeugnissen. Im Innern streichen von N.-O. nach S.-W. die Cevennen. An den Abhängen ihrer südlichen Ausläufer grünt der Oelbaum und reift die Orange; da wird der Maulbeerbaum gepflegt und spinnt die Seidenraupe ihre Cocons, während der Weinstock bis zur Normandie hinauf die köstlichsten Trauben liefert; im N. wogen Getreidefelder, da ist der Gemüsebau im Flor, da gedeihet Roß und Rind; die Gebirgsadern strotzen überall von Eisen, und daneben finden sich mächtige Steinkohlenlager. Durch Bodenreichthum und glückliche Lage ist die Macht eines Landes bedingt, das auf 9460 Quadratmeilen etwa 35 Millionen Bewohner zählt. Diese

Macht ist nicht blos physisch, sondern auch geistig. In der Urzeit kam den Druiden diesseit des Canals ihre geheimnißvolle Weisheit aus Großbritannien und Irland. An der Südküste gründeten schon zur Zeit des Cyrus kleinasiatische Griechen Massilia, das heutige Marseille, als wohlthätige Leuchte in der Finsterniß der Barbarei. Von Italien her wanderte später römische Bildung ein. So vereinigte Frankreich von je her Norden und Süden. Im Laufe der Jahrhunderte hat die langue d'oui des Nordens den Sieg davon getragen über die langue d'oc des Südens. Da, wo wir unsern Standpunkt genommen, hat einst Feuersgewalt gewüthet. Die alten Krater sind erloschen; aber es brennt ein anderes Feuer, dessen Herd in Isle de France zu suchen ist. Paris ist der Vulkan gewesen, der ganz Europa durch schreckliche Explosionen erschütterte und durch glühende Ströme überfluthete. In dieser außerordentlichen Erscheinung spricht sich aus, was Frankreichs Beruf zu sein scheint, nämlich die vermittelnde Rolle zu spielen zwischen dem beweglichen leicht entzündlichen Süden und dem starren Norden mit seinen schwer in Fluß zu bringenden Massen. Auf eine solche Weltstellung deutet auch der mannigfach schattirte religiöse Charakter der verschiedenartigen Bewohner hin, die wir am leichtesten nach den Stromgebieten abgrenzen. Die romanische Bevölkerung des Südens im Stromgebiet der Rhone liebt einen phantasiereichen, sinnlich-heitern Cultus. Der keltische Stamm im Stromgebiet der Garonne und Loire mit Einschluß der Bretagne hängt mit starrer Zähigkeit, wie an alten Sitten und Einrichtungen, so auch am althergebrachten strengen Glauben der Väter. Der germanische Stamm endlich im Stromgebiet der Seine nährt und pflegt zusammt Kunst und Wissenschaft eine allerdings freiere, aufgeklärtere Verständigkeit, läuft aber dabei Gefahr, den tiefer liegenden Reichthum des religiösen Gemüths zu verlieren. — Werfen wir nun einen Blick auf die Geschichte.

Aelteste Bewohner des Landes waren die Gallier (Gaël, Galen). Sie bildeten den Hauptstamm des weit ausgebreiteten Volkes der Kelten. Auch in Großbritannien und Irland, in den Alpenländern und an der Donau, sowie in Ober-Italien,

hatten sie sich unter verschiedenen Namen festgesetzt. Das eigentliche Volk der Gallier trieb wenig Ackerbau; Viehzucht war Hauptbeschäftigung. Daher zahlreich ihre Dörfer, selten die Städte. Sie tranken Bier und Meth, liebten Völlerei und Zweikämpfe. Ein Stamm trug lange Hosen, daher die römische Bezeichnung „das behos'te Gallien" (Gallia braccata); ein anderer Stamm pflegte das lange flachsfarbene Haar durch Kalkwasser zu bleichen, daher der Name des „langhaarigen Galliens" (Gallia comata). Die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten hatte der Adel und die Priester. Letztere hießen Druiden und erstreckten als geheime Lenker der Fürsten ihren Einfluß auf göttliche und menschliche Dinge. Sie wußten in den Sternen zu lesen, waren der Dichtkunst und Naturkunde befreundet; sie lehrten eine Wanderung der Seele in Thierkörper und Wohlgefallen der Götter an Menschenopfern; durch die Massilier lernten sie früh die griechischen Schriftzeichen kennen und gebrauchen. Der Adel bildete die eigentliche Kriegerkaste. Der Kriegsschmuck desselben bestand aus schweren goldenen Halsketten und einem buntgewürfelten Mantel, wie ihn noch heutigen Tages die keltischen Bergschotten oder Hochgalen tragen. Diese waren am meisten barbarisch. Von den keltischen Iren wird erzählt, daß sie sich, gleich den Südsee-Insulanern, nicht nur bemalten, sondern auch tättowirten; Menschenfleisch war ihnen selbst noch in spätern Zeiten ein Leckerbissen. Auch die übrigen Gallier opferten häufig ihre Kriegsgefangenen; die Schädel der Erschlagenen dienten ihnen als Siegeszeichen und als Trinkbecher beim Mahl. Furchtbar erschienen die riesigen und wildblickenden gelbhaarigen Krieger der Gallier, in Feindes Land Alles mit Feuer und Schwert verwüstend. Der betäubende Lärm ihrer zahllosen Hörner und Trompeten verbreitete Schrecken vor ihnen her. Aber es fehlte ihnen an guten Waffen, denn ihre Schilder waren schlecht und ihre kupfernen Schwerter verbogen sich leicht; es fehlte ihnen an Einheit und Ausdauer. Zur Zeit des Alterthums finden wir die Gallier wiederholt auf verheerenden Wanderzügen. Ums Jahr 389 vernichteten sie die römische Kriegsmacht am Flüßchen Allia und legten Rom in Asche. Etwa hundert Jahre später (280—78) verwüsteten sie Macedonien

und Griechenland. Einige Stämme gingen selbst nach Kleinasien, wo sie unter dem Namen der Galater noch lange ihre eigenthümlichen Sitten und ihre Sprache behielten. Die Freiheitsliebe der einzelnen gallischen Völkerschaften machte sie unter einander mißtrauisch und parteisüchtig. Dies benutzte der kluge Cäsar und unterwarf von 58 — 50 vor Chr. ganz Gallien in acht blutigen Feldzügen. Eine Million Gallier kam dabei ums Leben, ein sprechendes Zeugniß für ihre Tapferkeit.

Nach dem Untergang der Römerherrschaft wurde Gallien von den Franken eingenommen, deren verschiedene Stämme sich während der Völkerwanderung an den Ufern des Rheins, der Mosel und der Maas, sowie nördlicher in dem heutigen Holland (wo die salischen Franken) ansiedelten. Ihr blondes Haar und ihre Sitten sprechen für die deutsche Abkunft. Eigenthümlich war ihnen, außer starken Schwertern und großen Schilden, eine sehr gefährliche Streitaxt mit Widerhaken. Kühnheit und edler Stolz bilden die Lichtseite, Zügellosigkeit und Treulosigkeit die Schattenseite ihres Charakters. Diese häßlichen Züge scheinen sich später durch Vermischung mit den verderbten Galliern ausgeprägt zu haben, welche letztere der römische Geschichtschreiber Livius „anmaßend und windig, leichtsinnig und treulos" (natio insolens et ventosa, levis et perfida) nennt. — Einer der ersten uns bekannt gewordenen Könige ist Mervig (Merovaeus) zur Zeit Attila's, daher die Bezeichnung des Geschlechtes der Merovinger. Die Herrschaft war bei den Franken erblich. Alle Glieder des königlichen Hauses trugen langes Haar, alle Unterthanen mußten ihr Haupt scheeren. Ein Enkel Mervigs ist Chlodwig (Ludwig, 481 — 511), König der salischen Franken, tapfer, verschmitzt und meineidig; gründet innerhalb 30 Jahren das heutige Frankreich. Bei Soissons besiegt er (486) den römischen Statthalter Syagrius und erobert das römische Gallien zwischen der Seine und Loire nebst Paris; bei Zülpich, in der Nähe von Köln, überwindet er (496) die Alemannen und empfängt darauf zu Rheims die Taufe aufs katholische Christenthum. Nach dem Siege über die Westgothen bei Poitiers (507) wird Toulouse eingenommen, dann werden die übrigen fränkischen Stämme durch Verrath unterjocht. Von

Chlodwigs Söhnen bekommt einer das östliche Reich mit der Hauptstadt Metz, die übrigen drei das westliche Reich mit den Hauptstädten Soissons, Paris, Orleans. Thüringen wird unterworfen und Burgund (534). In der Folge sinkt die Macht des Reiches durch Spaltungen und Zwiespalt; sowie durch Verderbtheit und Schwäche der Könige. Dagegen steigt die Macht der von ihnen eingesetzten Reichsverwalter (majores domus). Einer derselben, Karl Martell (der Hammer), besiegt die Araber bei Tours (732). Sein Sohn, Pipin der Kurze, wird mit Zustimmung des Papstes König, hilft demselben gegen die Longobarden und schenkt ihm den Kirchenstaat (755). Pipins Sohn, Karl der Große (768—814), bekehrt die Sachsen in langwierigen Kämpfen durchs Schwert zum Christenthum (772—802), zerstört das Longobardenreich in Italien (774), erobert in Spanien Land bis zum Ebro (die sogenannte spanische Mark mit der Hauptstadt Barcelona, 778), unterwirft die Avaren in Ungarn bis zur Theiß und macht siegreiche Züge gegen die Böhmen, Sorben, Wilzen und Dänen, so daß seine Herrschaft sich von der Eider im N. bis zur Tiber im S., vom Ebro im W. bis zur Elbe und Raab im O. erstreckt. Er gründet auch viele Bisthümer, sowie Dom- und Klosterschulen, unter andern zu Soissons, Metz und Tours. Hauptstadt ist Aachen mit prächtigem Palast und Dom. — Unter Karls Nachkommen (Karolinger) zeigt sich Ludwig der Fromme (814—840) gutmüthig und religiös, aber schwach, so daß überall Unruhen und Zerrüttungen entstehen. Nach seinem Tode erhebt sich unter den Söhnen blutiger Streit bis zum Vertrag von Verdun: Lothar erhält als Kaiser Italien nebst dem Lande zwischen dem Rhein im O. und der Rhone, Saone, Maas und Schelde im W., so daß Lothringen (Lotharingen, Lotharii regnum) Mittelpunkt ist. Karl der Kahle bekommt das westlich davon gelegene eigentliche Frankreich; Ludwig der Deutsche alles Land östlich vom Rhein oder Deutschland. Gleich anfangs reißt sich die spanische Mark los und wird Königreich Navarra. Lothars Reich wird bald zersplittert. Unter den elenden Karolingern in Frankreich setzen sich die Normannen in der Normandie fest; ihr Anführer Rollo wird als Robert getauft (911).

Mit Hugo Capet kommt das kräftige Geschlecht der Capetinger auf den Thron (987) *). Erfolglose Kreuzzüge werden unternommen von Ludwig VII. (1147), Philipp II. mit dem Beinamen Augustus (1190), Ludwig IX. dem Heiligen, der gegen Egypten (1248) und Tunis (1270) auszieht. Unter Ludwig VII. erblüht die Universität Paris. Philipp II. befestigt den Thron durch Demüthigung der widerspenstigen Großen und stiftet in den Pairs (pares, die unter sich gleichen, höchsten Würdenträger des Reiches) 6 geistliche und 6 weltliche Kronvasallen; im N. kämpft er glücklich gegen den englischen König Johann ohne Land, der als Pair von Frankreich die Normandie, Anjou, Maine, Touraine verliert und nur noch Guienne behält; im S. werden die Albigenser verfolgt und Inquisitionsgerichte eingesetzt. Ludwig IX. hebt die Königsmacht durch Gerechtigkeit und heilsame Gesetze. Sein Sohn Philipp III. führt den Gebrauch der Adelsbriefe ein. Philipp IV. der Schöne (1285—1314), hinterlistig, kühn und habgierig, giebt den Städten Stimmen in der Reichsversammlung, demüthigt den Papst Bonifacius VIII. und bewirkt, daß dessen Nachfolger zu Avignon residiren; aus Habsucht hebt er den reichen Orden der Templer auf (1312). — Unter Philipp VI. von Valois beginnt 1328 der hundertjährige Krieg mit England, welches Ansprüche auf den Thron macht. Die Engländer siegen zur See bei Sluis in Flandern (1340), bei Cressy, nördlich von Amiens (1346), und erobern Calais; Johann II. der Gute wird von ihnen bei Poitiers gefangen (1356). Unter der Regentschaft des Kronprinzen oder Dauphin, nachmaligen Karls V., bricht wegen der Kriegssteuern ein furchtbarer Bauernaufruhr los, und selbst die Stadt Paris zeigt sich feindselig (Erbauung der Bastille). Karl VI. ist anfangs unmündig, später wahnsinnig (zu seiner Zerstreuung erfindet man die Spielkarten); die Herzöge von Orleans und Burgund kämpfen um die Verwaltung des Reichs. Bei solcher Verwirrung siegen die Engländer bei Azincourt in Artois (1415), und mit ihnen verbindet sich die burgundische Partei. Karl VII.

*) Die Capetinger herrschen von 987—1328, dann folgt das Haus Valois 1328—1589, von da ab mit Heinrich IV. das Haus Bourbon.

(1422—61) wird in der Stadt Orleans aus harter Bedrängniß durch Johanne d'Arc (die Jungfrau von Orleans aus Domremy in Lothringen, nachher von den Engländern zu Rouen verbrannt) gerettet. Der zu Rheims gekrönte König versöhnt sich darauf mit Burgund und gewinnt alles Verlorene wieder; nur Calais verbleibt den Engländern (1450). Aus den Cameradschaften (Söldnern) bildet Karl zuerst ein stehendes Heer (gens d'armes). Sein despotischer, arglistiger Nachfolger, Ludwig IX., (1461—83) führt die Briefpost ein, vernichtet alle Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit, und wird Schöpfer der unumschränkten Monarchie. Der glanz- und ruhmsüchtige Herzog von Burgund, Karl der Kühne, verliert bei Nancy gegen Lothringer, Franzosen und Schweizer Schlacht und Leben (1477); seine Tochter Marie verheirathet sich an den östreichischen Erzherzog Max, der die Niederlande, später auch für seine Tochter Franche Comté und Artois erhält. Karl VIII. († 1498) erwirbt Bretagne und beginnt den funfzigjährigen Krieg mit den deutschen Kaisern um den Besitz von Neapel. Ludwig XII. († 1515) setzt den italienischen Krieg mit Glück fort. Eben so Franz I. (1515—47), ritterlich und thatkräftig, eitel und verschwenderisch; er kämpft hartnäckig mit Kaiser Karl V. und wird in der Schlacht bei Pavia (1525) selbst gefangen. Unter seinen schwachen Nachfolgern ist besonders einflußreich die ränkevolle Katharina von Medicis, Gemahlin Heinrichs II. († 1559), welche drei Söhne auf dem Throne sieht und nach Franz II. († 1560) die Vormundschaft übernimmt für Karl IX. († 1574). Zu dieser Zeit wüthen blutige Religionskriege zwischen den katholischen Guisen und den Bourbons, letztere an der Spitze der hart verfolgten Hugenotten oder französischen Protestanten. Bei Vermählung des jungen bourbonischen Königs von Navarra, Heinrich, mit einer Schwester Karls IX., werden, namentlich zu Paris, alle Hugenotten in der Bartholomäusnacht (24. August, Pariser Bluthochzeit) ermordet. Heinrich von Navarra kämpft darauf siegreich gegen die katholische Partei und wird als Heinrich IV. (1589—1610) gekrönt: der edelste und weiseste König der Franzosen. Durch das Edict von Nantes (1589) schützt er die Religionsfreiheit der Protestanten; unter Mitwirkung des Ministers

Sully fördert er die Gewerbthätigkeit, den Ackerbau und Seidenbau, stirbt durch Ravaillacs Dolch. Unter Ludwig XIII. († 1643) unterdrückt der staatskluge Cardinal Richelieu die Hugenotten, unterstützt aber doch im dreißigjährigen Kriege die deutschen Protestanten gegen Oestreich und Spanien; auch gründet er die französische Akademie. Es folgt Ludwig XIV. (1643—1715). Während seiner Minderjährigkeit schaltet der schlaue Cardinal Mazarin, welcher im westphälischen Frieden den Elsaß gewinnt (1648); im pyrenäischen Frieden mit Spanien (1659) werden die Pyrenäen die Grenze beider Reiche. Zwei Jahre nachher ergreift Ludwig XIV. selbst das Staatsruder: hellsehend, eroberungssüchtig, eitel und Alles auf äußern Schimmer berechnend, ganz der Mann für die leicht entzündliche Nation; man hat seine Regierung bis zum Ablauf des Jahrhunderts Frankreichs goldenes Zeitalter genannt. Er herrscht völlig unumschränkt. Durch Colbert werden die Geldquellen geregelt und öffentliche Anleihen geschaffen; Manufacturen und Handel werden gehoben; der Canal du midi verbindet das atlantische und mittelländische Meer; Marseille und Dünkirchen sind Freihäfen; Paris wird Gesetzgeberin der Mode; die Wissenschaften und Künste erreichen eine seltene Blüthe, und die französische Sprache erlangt europäische Herrschaft. Die großen Feldherren Turenne, Luxemburg, Condé, Vauban u. a. m. erringen Waffentriumphe. Durch den Frieden zu Nymwegen (1678) mit Holland, Spanien und dem deutschen Reiche gewinnt Ludwig Lothringen, Franche Comté und zwölf Plätze in den spanischen Niederlanden. Durch die sogenannten Reunionskammern zur Ermittelung vormaliger Besitzthümer wird unter Anderm Saarbrück, Zweibrücken und selbst Straßburg weggenommen. Nach Colberts Tode (1683) tritt Verschwendung und Volksdruck immer sichtbarer hervor. Der König läßt sich von Maitressen und Beichtvätern am Leitseil führen, hebt das Edict von Nantes auf (1685) und treibt Hunderttausende gewerbfleißige Hugenotten aus dem Lande. Ein neuer Krieg mit der großen Allianz sämmtlicher Nachbarstaaten bringt bei seinem Abschluß im Frieden zu Ryswick (1697) keinen Vortheil; im spanischen Erbfolgekriege (1701—14) erfährt Ludwig die Ungunst des Glücks und hinterläßt nach 72jähriger

Regierung dem erschöpften Reiche eine ungeheure Schuldenlast. Sein Urenkel Ludwig XV. († 1773) bekommt die Krone als fünfjähriges Kind. Die Regentschaft führt der verworfene Herzog von Orleans; die Herrschaft der Maitressen dauert fort; die Minister sind, mit Ausnahme des friedliebenden Cardinals Fleury († 1743), schlecht; durch die Theilnahme am östreichischen Erbfolgekrieg (wo nur Marschall Moritz von Sachsen glänzt), durch einen unglücklichen Seekrieg mit England und die Verwickelungen des siebenjährigen Krieges, sowie durch die fortgesetzten Vergeudungen am Hofe steigt die Schuldenlast auf 4000 Millionen Franken. Die Einführung des durch Law ersonnenen Papiergeldes ruinirt zahllose Familien, und die furchtbare geheime Polizei verbreitet Schrecken (Bastille), während die Vorrechte des Adels schwer auf die niedern Volksklassen drücken. Unter solchen Umständen finden die freisinnigen Ideen eines Montesquieu, Rousseau und Voltaire reichen Zündstoff, und es bereitet sich eine gewaltsame Umwälzung der Dinge vor.

Der edle, aber schwache Ludwig XVI. (1774—93) vermag das Ungewitter nicht zu beschwören. Der Finanzminister Calonne vermehrt durch schlechte Verwaltung die Staatsschuld noch um 700 Mill. Franken, und auf die von Necker dargelegte Finanzzerrüttung werden endlich die Reichsstände (im Mai 1789) zu Versailles versammelt. Aber der dritte Stand unter dem Abt Sièyes und Graf Mirabeau trennt sich alsbald von dem Adel und der Geistlichkeit, erklärt sich für die wahre Nationalversammlung und nennt sich mit Rücksicht auf die Begründung einer neuen Verfassung die constituirende Versammlung. Nun entwickelt sich die Revolution mit reißender Schnelligkeit. Der Pariser Pöbel wird durch den Herzog von Orleans, Philipp mit dem Beinamen Egalité, bearbeitet; die Bastille wird (14. Juli) erstürmt und geschleift; eine Nationalgarde unter Lafayette wird errichtet; ein künstlich hervorgebrachter Brotmangel veranlaßt den Zug des Pöbels nach Versailles (5. Oct.); dadurch wird der König gezwungen nach Paris zu kommen, wohin die Nationalversammlung folgt. Die Vorrechte der höhern Stände werden abgeschafft, geistliche Orden und Stifter aufgehoben; die Clubs der wilden Jakobiner bilden sich (1790). Viele vom

Adel wandern aus. Des Königs Versuch zur Flucht (1791) wird vereitelt; man bringt ihn nach Paris zurück und hält ihn in den Tuilerien gefangen. Am 14. Sept. 1791 muß er die neue Verfassung beschwören, und es tritt die gesetzgebende Versammlung auf die Bühne, die sich auf den Pöbel stützt. Während eines verunglückten Einfalles der Preußen und Oestreicher in Frankreich (1792; champagne pouilleuse) werden die Tuilerien (10. Aug.) vom Volk erstürmt, die Schweizergarden niedergemetzelt, und der König ins Templegefängniß gebracht; das Fallbeil der Guillotine arbeitet. Am 21. Sept. 1792 wird Frankreich für eine Republik erklärt, und es beginnt die Schreckensregierung des Nationalconvents unter Einfluß eines Danton, Marat und Robespierre; der König wird guillotinirt (1793, 21. Jan.). Alsbald verbindet sich halb Europa in der ersten großen Coalition gegen die republikanischen Wüthriche, und in der Vendée, Bretagne, sowie im südlichen Frankreich flammt der Bürgerkrieg. Aber die Revolutionstribunale lassen Ströme von Blut fließen, und ganz Frankreich wird in eine große Caserne verwandelt; gleichzeitig wird an die Stelle der Gottesverehrung der Cultus der Vernunft gesetzt. Durch 13 Heere werden die anfangs glücklichen Verbündeten zurückgedrängt. Die Oestreicher gehen (1794) nach der Schlacht bei Fleurus über den Rhein zurück, eben so die Preußen nach ihrem Siege bei Kaiserslautern; die Franzosen erobern die Niederlande und im Winter Holland. Darauf wird (1795) mit Preußen und dem nördlichen Deutschland der Friede zu Basel geschlossen; Spanien folgt; Oestreich und England kämpfen fort. Im Innern wird die Vendée gedämpft und nach dem Sturze Robespierre's (Juli 1794) sowie der Jakobiner wird das aus fünf Mitgliedern bestehende Directorium eingesetzt (Oct. 1795). Carnot leitet den Krieg. In Deutschland müssen Jourdan und Moreau weichen (1796); in Italien aber giebt der eiserne Kraftmensch Bonaparte (geb. zu Ajaccio auf Corsika 1769) den Ausschlag. Durch zwei siegreiche Feldzüge zwingt er Oestreich zum Frieden von Campo Formio (1797), so daß ganz Italien und das linke Rheinufer für dasselbe verloren geht. Die Friedensunterhandlungen mit dem deutschen Reiche lösen sich nach dem Morde der

französischen Gesandten (Apr. 1799) auf. Inzwischen ist Papst Pius VI. aus Rom fortgeschleppt († 1798 in der Citadelle von Valence), und Frankreich stiftet eine Menge kleiner Tochterrepubliken, als die batavische, cisalpinische, römische, helvetische Republik. Auf dem Kampfplatz steht allein noch England. Um dies in Ostindien anzugreifen, unternimmt Bonaparte den Feldzug nach Egypten (1798). Aber nach Vernichtung der französischen Flotte durch Nelson bei Abukir (1798) kehrt Bonaparte nach Frankreich zurück, sprengt hier durch Soldaten das Directorium (Nov. 1799) und schafft das aus drei Mitgliedern bestehende *Consulat*, dessen Seele er selbst. Inzwischen hat sich die zweite große *Coalition* gegen die Republik gebildet (1799) und ein siegreich fortschreitendes russisch-östreichisches Heer unter Suwarow und Erzherzog Karl bedroht die Grenzen; aber in Folge der gewonnenen Schlachten Bonaparte's bei Marengo (Juni 1800) und Moreau's bei Hohenlinden (Dec.) schließt Oestreich den Frieden zu Luneville (1801); der Rhein wird Grenze. Auch England schließt auf kurze Zeit den Frieden zu Amiens (1802). Bonaparte wird lebenslänglicher Consul und 1804 als Napoleon I., Kaiser der Franzosen, gekrönt. Nach erneuertem Ausbruch des Krieges siegt er über die Oestreicher und Russen in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz in Mähren (Dec. 1805) und erzwingt den Frieden von Presburg; dagegen siegen die Engländer bei Trafalgar (Oct.) zur See. Napoleon ertheilt Königskronen an *Baiern und Würtemberg*, an seine Brüder Joseph (Neapel) und *Ludwig Bonaparte* (Holland); sein Stiefsohn Eugen Beauharnais wird Vicekönig von Italien, sein Schwager Murat Großherzog von Cleve und Berg, nachdem Preußen für Wesel, Anspach und Neufchatel durch Hannover entschädigt ist. Im Jahre 1806 wird das deutsche Reich aufgelöst, der Rheinbund unter Napoleons Schutz gebildet und Franz I. Kaiser von Oestreich. Den in demselben Jahre ausgebrochenen Krieg mit Preußen und Rußland beendigt der Friede zu Tilsit (1807), durch welchen Preußen das ganze linke Elbufer verliert. Neue Königskronen erhält Sachsen und Jerome Bonaparte (Westphalen); auch wird das Herzogthum Warschau gebildet. Im folgenden Jahre wird die spanische Herrscherfamilie zu Bayonne des Thrones

entsetzt und Joseph Bonaparte bekommt Spanien (1808), Murat Neapel. Das wild aufkochende Spanien wird gedämpft, Oberitalien und der Kirchenstaat mit Frankreich einverleibt. Oestreich macht jetzt seine letzte Kraftanstrengung, muß aber den Frieden zu Wien (1809) durch schwere Opfer erkaufen. Napoleon vermählt sich (1810) mit der östreichischen Kaisertochter Marie Luise, und als ihm (1811) der König von Rom geboren wird, steht er auf dem Gipfel seiner Macht. Der russische Feldzug wird verderblich und in den Flammen von Moskau geht das Glück unter; Hunger und Kälte vernichten das Heer (1812). Gleichzeitig dringt Wellington in Spanien vorwärts und nach der Schlacht von Vittoria (1813) wird das Land von Franzosen gesäubert. Die deutschen Freiheitskriege bringen eine Kette blutiger Kämpfe. Nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig dringen die Verbündeten in Frankreich ein; am 31. März 1814 capitulirt Paris; zu Fontainebleau legt Napoleon am 11. April das Scepter nieder und geht nach Elba, um 1815 noch einmal nach Frankreich zurückzukehren. Der bourbonische König Ludwig XVIII. flieht, aber die neue Schilderhebung dauert nur hundert Tage. Nach der verlorenen Schlacht bei Waterloo oder Belle Alliance entsagt Napoleon abermals, ergiebt sich zu Rochefort den Engländern und wird nach der Insel St. Helena gebracht, wo er am 5. Mai 1821 stirbt. — Ludwig XVIII., dem ein Bundesheer von 150,000 Mann auf mehrere Jahre zur Seite steht, kann die Ruhe in Frankreich nur mit Mühe bis zu seinem Tode (1824) aufrecht erhalten. Unter Karl X. wird Algier (1830) erobert; aber durch Begünstigung des Adels und der Jesuiten, sowie durch Beschränkungen der Presse verliert er die Gunst des Volkes und veranlaßt durch seine Ordonnanzen vom 25. Juli 1830, wornach die Preßfreiheit aufgehoben, die Kammern aufgelöst und die Wahlen verändert werden sollen, einen neuen Sturm. Das Volk erringt in dreitägigen heißen Kämpfen (27. bis 29. Juli) den Sieg über die Königlichen, in Folge dessen Karl X. nach England flieht und der Herzog von Orleans als Louis Philipp I. (geb. 6. Oct. 1773) gekrönt wird. Dieser hatte eine schwere Aufgabe zu lösen. Er sollte durch weise Regierung die Parteien allmälig versöhnen und so

das Vertrauen der ganzen Nation gewinnen; er sollte den Frieden Europa's aufrecht erhalten und doch auch die Ehre des französischen Namens wahren, wo möglich den verlorenen Glanz desselben wieder herstellen; er sollte nicht minder dem Wohlstande aller Classen, als der wachsenden Intelligenz Rechnung tragen. Die Dämpfung der gährenden Parteien durch scharfes Einschreiten veranlaßte indeß eine Reihe von Mordversuchen, die nur immer schärfere Maßregeln und damit größere Schroffheit hervorrufen mußten. Der Friede Europa's wurde erhalten, aber die sehr empfindliche Nation fühlte sich dabei oft in ihrer Würde gekränkt. Die höheren geistigen Interessen wurden durch das überall in den Vordergrund tretende materielle Interesse überflügelt. Der Gewinn der großen Geldmänner gab bei allen öffentlichen Unternehmungen den Ausschlag; daraus folgten Unterschleife und Bestechlichkeit der Beamten, überhaupt sittliche Fäulniß der Gesellschaft. Ein Hauptaugenmerk des Königs war Sicherstellung des eigenen Hauses. Der älteste Sohn, der ehrenfeste und liebenswürdige Herzog von Orleans, vermählte sich 1837 mit der Prinzessin Helena von Mecklenburg-Schwerin, der zweite Sohn, Herzog von Nemours, mit einer Prinzessin von Koburg-Kohary, der dritte Sohn, der ritterliche Prinz von Joinville, der sich in glücklichen Kriegen mit Mexico und Marocco auszeichnete, gewann eine Prinzessin von Brasilien, der vierte Sohn, der Herzog von Aumale, eine neapolitanische Prinzessin, dem jüngsten Sohn, Herzog von Montpensier, wurde eine spanische Prinzessin zu Theil. Diese letzte Vermählung, wobei das einseitige Haus-Interesse im grellen Lichte hervorsprang, schadete dem Könige unendlich. Der schon früher im Jahre 1840 durch einen unglücklichen Sturz erfolgte Tod des beliebten Herzogs von Orleans hatte die Bande der Anhänglichkeit an das Haus Orleans um so mehr gelockert, als grade dem Vielen so verhaßten Herzog von Nemours die nach dem Ableben des Königs eintretende Regentschaft über den Thronerben, den jungen Grafen von Paris, zuerkannt worden war. Die in demselben Jahre von den Kammern genehmigte Befestigung von Paris trug auch ihr gut Theil dazu bei, den Argwohn gegen den alten, klug berechnenden Louis Philipp zu schüren. Gleich-

zeitig war mit der Asche Napoleons, die man von St. Helena gebracht und im Invaliden-Dom zu Paris beigesetzt, in das Ministerium Thiers ein kriegerischer Geist gefahren, der Europa's Frieden ernstlich bedrohte, als die andern Großmächte die Pforte gegen Mehemed Ali von Egypten, Frankreichs Freund, in Schutz nahmen; aber Thiers dankte ab und das Cabinet ging in Guizots Hände über, der sich ganz der persönlichen Politik des Königs anschmiegte. Großes Mißvergnügen erregte es, als 1842 zwischen den Großmächten ein Vertrag geschlossen wurde, wornach man den Engländern zur Steuer des Sclavenhandels das Durchsuchungsrecht der Schiffe zugestand; der Vertrag mußte daher später aufgehoben werden. Die Behauptung von Algier kostete ungeheure Summen, die bei den gestiegenen Bedürfnissen der Staatskasse schwer auf dem Volke lasteten. Von tiefer Wirkung waren auch mehrere Criminal-Processe gegen hochgestellte Personen wegen schändlicher Ermordungen, Betrügereien ꝛc. — Bei solcher Lage der Dinge konnte die republikanische Partei erstarken, und einen wohl zubereiteten Boden fanden die Lehren des Communismus, welcher gleichmäßige Vertheilung der Arbeit, gleichmäßigen Antheil an den Früchten derselben, Gütergemeinschaft, kurz, völlige Nivellirung aller Höhen und Tiefen der menschlichen Gesellschaft erstrebte. Allgemeine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zog sich, wie ein Schwefelfaden, durch die untern und mittlern Schichten des Volkes. Zündstoff war wiederum reichlich vorhanden, und es bedurfte nur einer auf die rechte Stelle hinfallenden glühenden Kohle, um eine neue Explosion hervorzubringen. Am 28. Dec. 1847, als der König zur Eröffnung der Kammern durch die Straßen von Paris fuhr, ertönte der Ruf nach Wahlreform, worin man das Heilmittel für die kräftigere Lebensthätigkeit der erschlafften Kammer-Eingeweide und eine bessere Regierung suchte. Die Nationalgarde stimmte in diesen Ruf mit ein. Aber der König wollte keinen Finger breit weichen und sprach sich in der Thronrede sehr energisch gegen die Aufregung aus, die er als von „feindlichen und blinden Leidenschaften geschürt" bezeichnete. Die Mehrheit der Kammer stand auf Seiten des Ministeriums; doch um so borstiger und stachlichter schwoll die Opposition. —

Behufs Entflammung der Gemüther wählte man die Form der Zweckessen oder Bankette. Nachdem dergleichen in zahlreicher Menge abgehalten waren, verbot die Regierung ein im zwölften Bezirke von Paris auf den 22. Febr. angesetztes Banket. Darüber kam es zu Reibungen, Blutvergießen, endlich am 23. und 24. Febr. zum vollständigen Ausbruch einer Revolution, in Folge deren der König zu Gunsten des Grafen von Paris abdankte und nach England flüchtete. Durch den Handstreich eines exaltirten Haufens wurde Frankreich indeß zur Republik erklärt. Dupont de l'Eure, Lamartine, Arago und andere Männer von Einfluß bildeten eine provisorische Regierung. Das Schwierigste war die Befriedigung der Arbeiter, die zum Lohn ihrer bei der Revolution bewiesenen Kampfesthätigkeit Forderungen machten, deren Verwirklichung ohne gänzliche Umkehrung aller gesellschaftlichen Verhältnisse unmöglich war. Die Bürger sahen den Ruin ihrer Industrie, dazu vielleicht aller edlern Gesittung und Bildung vor Augen. Es galt Sein oder Nichtsein. So kam es zuerst zu Rouen am 27. und 28. April, dann zu Paris im Juni zu einem äußerst hartnäckigen Kampfe mit den Arbeitern. Tausende fielen als Opfer. In der Hauptstadt trug der in Afrika gestählte, umsichtige General Cavaignac den Sieg der Ordnung und Gesetzmäßigkeit über die Willkürherrschaft der Massen davon. Inzwischen hatte man die Volksvertreter berufen, 900 an der Zahl, wählbar für ein Alter von 25 Jahren, gewählt von allen Franzosen, die das 21ste Jahr überschritten, nach directer, allgemeiner Wahl ohne Census und mit geheimer Abstimmung. Bald galt es die Wahl eines Präsidenten der Republik, auf den Cyclus von sechs Jahren. Louis Napoleon, ein Neffe des großen Kaisers, der früher schon zwei Mal, in Straßburg und Boulogne, ohnmächtige Versuche zu einer Schilderhebung gemacht, ging bei den am 10. Dec. 1848 stattgefundenen directen Abstimmungen des ganzen Volkes mit ungeheurer Stimmenmehrheit aus den Wahlurnen als Präsident hervor. Der Zauber des Namens „Napoleon" trug ihn empor. In der ersten Zeit hielt er sich mehr passiv; aber neuerlich hat er den gefährlichen Weg der persönlichen Politik betreten, und es steht sehr dahin, ob es ihm gelingen werde, sich auf die Dauer zu behaupten. —

Seit 1790 wird Frankreich mit dem dazu gehörigen Corsika in 86 Departements eingetheilt, die ihren Namen größtentheils von bekannten Flüssen, Gebirgen, Land- und Küstenstrichen haben. Die ältern Provinzen sind: Elsaß, Lothringen, Champagne, Isle de France, Picardie, Artois und Flandern (französische Niederlande) in N.-O.; Normandie, Bretagne, Maine, Anjou und Touraine in N.-W.; Orleanais, Berry, Nivernais und Bourbonnais, Auvergne, Limousin und Marche in der Mitte; Poitou mit der Vendée, Aunis, Saintonge, Angoumais in W.; Guienne, Gascogne, Bearn und Navarra in S.-W.; Foix, Roussillon und Languedoc in S.; Provence (mit Venaissin und Orange) nebst Dauphiné in S.-O.; Lyonais, Burgund und Franche Comté (die französische Grafschaft) in O. In den einzelnen Provinzen hat ein Präfect, unterstützt von einem Präfectur-Rath, in den einzelnen Gemeinden ein Maire, unterstützt von einem Municipal- oder Gemeinderath, die Polizeiverwaltung. Die Mehrzahl der Bewohner bekennt sich zur römisch-katholischen Kirche. Die reformirten Protestanten (über eine Million) wohnen vornehmlich in Languedoc, die lutherischen Protestanten (etwa eine halbe Million) sind im untern Elsaß vorherrschend. Alle Religionsparteien genießen gleiche Freiheit. Alle Staatsbürger sind zu allen Aemtern gleichberechtigt und dürfen ihre Meinungen so weit öffentlich aussprechen, als sie gegen kein Gesetz verstoßen. Der Staat mag ungefähr 4- bis 500,000 waffenfähige Mannschaft besitzen. Die Flotte wetteifert mit der russischen um den zweiten Rang unter den europäischen Seemächten. Von den Colonien sind hauptsächlich zu merken in Amerika: französisch Guyana und die französischen Antillen; in Ostindien: Pondichery; in Oceanien: die Marquesas-Inseln, namentlich Nukahiwa; in Afrika: außer Algier die Insel Bourbon. —

Unserer Bearbeitung liegen hauptsächlich folgende Reisewerke zum Grunde: 1) Reiseskizzen, vornehmlich aus dem Heerlager der Kirche, gesammelt auf einer Reise in England, Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien und Deutschland im Jahre 1842 von Dr. T. F. Kniewel. Zweiter Theil. Leipzig, Carl Tauchnitz, 1844. — 2) Paris im Frühjahr 1843. Briefe, Be-

richte und Schilderungen von L. Rellstab. 3 Bände. Leipzig, K. F. Köhler. 1844. — 3) Paris und seine Salons. Von Ferd. v. Gall. 2 Bände. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandl. 1844. — 4) Briefe über Helgoland. Von Th. v. Kobbe. Bremen, Wilh. Kaiser. 1840. — 5) Genrebilder aus Paris im Sommer 1844. Von C. G. F. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1845. — 6) Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise ins mittägige Frankreich. Von v. Quandt. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1846. — 7) Paris und die Rheingegenden. Tagebuch einer Reise im Jahre 1835. Von Dr. C. G. Carus. 2 Theile. Leipzig, Gerhard Fleischer, 1836. Commiss. bei Ad. Frohberger. — 8) Paris und die Franzosen. Skizzen von Ida Kohl. 3 Theile. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandl. 1845. — 9) Pariser Bilder. Stuttgart, Cotta. 1845. — 10) Paris und die Alpenwelt, von Therese. Leipzig, Brockhaus. 1846. — 11) Vorletzter Weltgang von Semilasso. 1r Theil. Stuttgart, Hallberger'scher Verl. 1835. — 12) Wanderungen im Süden. Von Willibald Alexis. Berlin, Schlesinger'scher Verl. 1828. — 13) Reiseleben in Südfrankreich und Spanien, von A. L. v. Rochau. 2 Bände. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1847. — 14) Reise-Eindrücke von Paris nach Cadix, von Alex. Dumas. 2 Theile. Stuttgart, Franck'scher Verl. 1847. — 15) Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Von J. Gottfr. Sommer. Für 1835. Prag, Calve'sche Buchhandl. 1835. — 16) Das südliche Frankreich. Von J. Venedey. 2 Thle. Frankfurt a. M. Liter. Anstalt. 1846. — 17) Briefe aus Frankfurt und Paris, 1848—49, von Fr. v. Raumer. 2 Thle. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1849. — Uebrigens bemerken wir noch, im Besondern für Paris, daß so viel als möglich von den augenblicklichen politischen und commerciellen Zuständen abgesehen ist, da diese doch nur vorübergehend sein können. Unsere Bilder und Skizzen sind vielmehr darauf berechnet, daß sich darin des Landes allgemeine Gestalt und Cultur, sowie des Volkes constanter Charakter und seine Lebensweise getreulich abspiegelt.

Erstes Kapitel.

Die Räder des Dampfschiffes rauschten; Hamburgs und Altona's Thürme verschwanden in Nebel; die Stromufer wurden breiter, die Wogen größer, und hinter Curhafen empfing uns die weite unendliche See.

Bei Sonnenuntergang tauchte Helgoland auf. Dieser Anblick weckte alte Erinnerungen. Vor ein paar Sommern hatte auch ich dort die Heilkräfte des vielgerühmten Seebades erprobt. „Grön is dat Land, rohd is de Kant', witt is de Sand" (grün ist das Land, roth ist die Kant', weiß ist der Sand), damit haben wir die kurze Charakteristik des einsamen Fleckchens von 2300 Schritt Länge und der gleichen Zahl friesischer Bewohner. Wie eine langgestreckte Warthe steht mitten im Meer der öde Fels (das sogenannte Oberland), auf der Nordwestseite ist er 200 Fuß hoch, nach Osten zu dacht er sich ab. Daneben sieht man die Bildung einer Schütthalde (das sogenannte Unterland); gegenüber liegt mit ihren weißschimmernden Hügeln die Düne. Dahin fahren in Booten die Badegäste, um sich auf dem weichen sanft niedergehenden Sandufer des kräftigen Wellenschlags zu erfreuen. Das Unterland zeigt Fischerhütten, das Oberland ein Städtchen, zu dem man auf 173 eingehauenen Stufen emporsteigt. Nirgends findet sich ein Baum oder Strauch, nirgends ein Bach oder Quell. Die grüne Decke des bunten Sandsteins giebt nur kärgliche Weide für ein paar Kühe und etwa hundert Schafe. Die rothe Hauptmasse des Felsens enthält gelbliche oder grünlich weiße Schichten eines schiefrigen Thones, der sich gar leicht zerbröckelt und auflös't. Im Osten entdeckt man Kreidekalk, aus dem die sogenannte Wittkliff (weiße Klippe) besteht. Sturm und Wellen, Frost- und Thauwetter arbeiten das

ganze Jahr daran, das mürbe Fundament des Eilandes zu zertrümmern. Ringsum stehen als eben so viele Siegesdenkmale des alles verschlingenden Meeres zahlreiche Riffe und Klippen, Hörner und thurmhohe Felsen. Darunter bemerkt man den sogenannten Hengst, die frei stehende Nordspitze, deren Fuß zu mehreren Pfeilern ausgespült ist, wie die Füße eines kolossalen Elephanten. Zur Ebbezeit kann man eine Fußwanderung um die Insel machen und die ausgespülten Höhlen und Felsenthore in der Nähe betrachten. Weithin ragen dann die Schichtenköpfe der früher zerstörten Massen aus dem Meere und geben dem Grunde das Ansehen eines frisch gepflügten Feldes, das aber schon mit Seegräsern überzogen ist. Die Möglichkeit des Niedersturzes der unterwühlten Felsstücke, des Ausgleitens auf den glatten Steinen oder der Ueberraschung durch die Fluth macht indessen eine solche Wanderung gefährlich. Grade dieser Umstand zieht manche junge Dame an, das Wagniß zu unternehmen, und sollten auch hie und da Schuh und Strümpfe ausgezogen werden. So sah auch ich oft eine Dame bis in die Spitze der Düne hinausgehen, wo die mächtige von beiden Seiten kämpfende Brandung ihren Fuß benetzte. Sie schien dann wie eine Wassernixe auf den Wogen umherzuschreiten und die Schaaren der Möven anzuführen, die kreischend auf allen Seiten in den Schaum der Wellen tauchten. Nicht minder anziehend ist's, wenn man von der Höhe des Oberlandes der unbegrenzten Fernsicht genießt. Da sieht man Sonne, Mond und Sterne so recht unmittelbar auf- und niedergehen, während die von Segeln und Dampfschloten belebte Wasserstraße nach England und dem Canal zu ein ähnliches Schauspiel darbietet mit immer neuem Wechsel der Scenen und Farbentöne; wie auf der Wasserfläche, so oben am Himmel.

Ruhig fuhren wir jetzt dahin. Die Nacht war still und heiter; aber mit Anbruch des Tages begann bei plötzlich verändertem Wind und Wetter eine bedenkliche Fahrt. Unser zierlich gebautes Schiff wurde wie ein Ball von den sich thürmenden Wogen hin und her geworfen. Die meisten Passagiere erkrankten. Mehrere Herren und Damen, ganz unfähig, im Gesellschaftssaale auszudauern, verweilten, festgebunden an Bänke, auf dem

Verdeck. So gab's oben und unten den Anblick eines Lazareths. Das Knarren der Schiffsbalken, das Tosen der Dampfpumpen, gemischt mit dem Aechzen der Seekranken und dem Gewinsel einiger Aengstlichen, hatte etwas eigenthümlich Ergreifendes. Ein Jammer war's, daß die armen Leidenden auf dem Verdeck die verlangte Erfrischung nicht immer erzielen konnten. Oefter sah man, wie der ängstlich und wiederholt angerufene Aufwärter, taumelnd wie ein Trunkener, das ganze Theegeräth wenige Schritte vor den sehnlich Harrenden auf den Boden warf. Beistand irgend einer Art zu leisten, schien mir und noch zwei munteren Reisenden nur dadurch möglich, daß wir den Erschrockenen und vor Angst Betäubten durch ruhige Haltung Muth einflößten. Nach und nach gewöhnten wir uns an das gewaltsame Schaukeln, Tosen und Wimmern, legten uns am Abend in unsere engen Schlafbehälter und schliefen sanft genug bis zum Morgen, wo bei klar gewordener Luft die französische Küste sichtbar wurde und bald auch le Havre einen erfreulichen und malerischen Anblick bot.

Mit herzlichem Dank gegen Gott, dessen schützende Hand uns bis hieher sicher geholfen, landeten wir an dem gewaltigen von großen Quadersteinen aufgeführten Hafendamm. Sofort umschwärmte uns eine zahllose Schaar dienstfertiger Gesellen, Männer und Knaben, gleich summenden und stechenden Wespen, von denen jeder einzelne sich selbst und seine Tugenden hoch pries und alle Andern tief herabsetzte und verhöhnte. Ihre verschmitzt gesuchte Betrüglichkeit aber versteckten sie den des Franzosenwesens Unkundigen dadurch, daß sie auf die Frage nach dem Dienstpreise mit verstellter Bescheidenheit keine bestimmte Forderung im voraus stellen wollten, nachher aber mit großer Unverschämtheit auch sehr ansehnliche Gaben noch zu niedrig fanden und unmäßige Forderungen machten, wogegen man sich denn am besten durch Herbeirufung eines Polizeibeamten sicher stellt. So forderte mein Lohnbedienter, dem ich für den Dienst von etwa fünf Stunden drei Francs*) gab, deren fünf, bis der

*) Ein Franc hat etwa einen Werth von 6 guten Groschen und 6 Pfennigen oder 8 Silbergroschen. Er zerfällt in 100 Centimen, deren einer also

Polizeidiener erklärte, er habe für den ganzen Tag bis zehn Uhr Abends nur vier Francs gesetzlich zu fordern. Da wurde der Schalk gefügig und wartete mir auch nach der Bezahlung bis zur Abfahrt auf, stahl mir aber aus dem in den Wagen getragenen Mantel zwei Sachen, die mindestens das Achtfache jener abgezogenen zwei Francs werth waren.

Das für den Seehandel günstig gelegene le Havre oder Havre de Grâce zählt etwa 30,000 Einw. Die Einfahrt in den Hafen vor dem runden Thurm Franz des Ersten ist großartig. Da liegen Zwei- und Dreimaster vor Anker. Auf den Kais wimmelt es, um in geschäftiger Eile Waaren ein- und auszuschiffen. Auch deutsche Auswanderer standen am Ufer und wollten weiter nach Amerika, mit Frau und Kind, mit Sack und Pack. Sie sahen rührend aus, diese armen Menschen. Ein sechszehnjähriges Mädchen lehnte weinend an einem Baumwollenballen und sagte: „Hätt' ich gewußt, wie groß das Meer ist, ich wär' nit nach Havre gekommen.". Ein Familienvater sah vor sich hin, spielte still mit dem Säugling auf dem Schooß und blickte sorgenvoll auf das Schiff, das ihn über den Ocean tragen sollte. Oben flogen grau die vom Sturm zerrissenen Wolken, und es überkam mich wie ein trüber Traum vom menschlichen Geschick. War es doch auch an dieser Stelle, wo der 74jährige König Louis Philipp in der Verkleidung eines alten Rockes und Hutes mit abgeschorenem Backenbart und veränderter Haartour am 2. März 1848 bei stürmischem Wetter das Southamptoner Dampfboot Expreß bestieg und seinem Vaterlande Lebewohl sagte, dessen Krone er fast achtzehn Jahre lang getragen. — Es befindet sich in Havre eine protestantische Gemeinde von ungefähr 800 Seelen. Einer ihrer Geistlichen hat eine Schule errichtet, an der Knaben und Mädchen nicht nur aller christlichen Glaubensbekenntnisse, sondern auch Juden Theil nehmen. Ich besuchte die Anstalt und fand eine tüchtige Lehrerin umgeben von etwa funfzig bis sechszig kleinen Kindern bis zu dem Alter von zehn

---

ziemlich einem Silberpfennig gleichkommt. Man prägt in Silber 1-, 2-, 5-Frankenstücke, in Gold 10-, 20-, 40-, 100-Frankenstücke. Ein 20-Frankenstück hat demnach fast so viel Werth als ein Louisd'or.)

Jahren. Da lernte ich nun sogleich die Schwierigkeiten einer französischen Schule der Art kennen. Sie liegen nicht nur in der französischen Eigenthümlichkeit, in der quecksilbernen Rührigkeit und Beweglichkeit, in dem sprudelnden Witzeln und leichtsinnigen Faseln, in der Einseitigkeit und selbstsüchtigen Eitelkeit, die immer lediglich den äußern Schein, den eigenen Glanz und Vortheil sucht, sondern diese Schwierigkeiten liegen auch noch ganz besonders in der unbesonnenen Willkür der Eltern und in ihren äußerst thörichten Forderungen an die Lehrer, so wie in der steten Aufregung der Stadtbehörden und Eltern durch römische Priester gegen Alles, was evangelisch ist. — Die Umgegend von Havre, vorzüglich das Ufer von Ingouville, das mit stufenförmig angelegten Gärten und schönen Landhäusern zu ziemlich beträchtlicher Höhe emporsteigt, hat auf mich einen italienischen Eindruck gemacht. Ich habe in diesen Gärten südliche Bäume und Pflanzen, hochstämmige Orangen und Granaten gefunden. Abgestiegen war ich in Frascati. Dies ist eine neue großartige Seebade-Anstalt, wo der Reisende Alles findet, was er nur an Bedienung, behaglicher Einrichtung, Stillleben oder gesellschaftlichem Beisammensein wünschen kann. Man kann sich hier für einen mäßigen Preis auf Monate selbst während des Winters einmiethen und wird sich in dieser kleinen Welt wohl fühlen; dies um so mehr, als das Meer den Blicken geöffnet ist. An dem Tage, wo ich hier verweilte, stürmte es fort. Ich konnte von meinem Fenster aus dem Aufruhr des empörten Elementes in aller Ruhe zusehen, und als der Sonnen-Feuerball niederging, ergötzte ich mich an dem wundervollsten Spiele der mannigfach gebrochenen Lichter. Schade, daß um Frascati so wenig Schatten ist. Der steinigte Meeresboden duldet keine Bäume. Nur auf den Höhen vor Havre hat die Erde ihr Recht behauptet. Da kommt jetzt gar lieblich das erste zarte Grün des Jahres zum Vorschein, und dazwischen tönt die Glocke der Kirche zum Ave Maria und gleitet mit den Tönen des Friedens über Berg und Meer. Dergleichen wirkt in dieser aufgeregten Zeit wohlthätig besänftigend auf das Gemüth.

Die Karte, die ich auf dem Postamt für die Fahrt nach Rouen erhielt und deren Titelverzierung mir acht Pferde im

sausenden Galopp vor der schwerbepackten Postkutsche vormalte, hielt ich anfangs für französische Windbeutelei, bis ich selbst mit zwei Engländern im Coupé (der vordern besten Abtheilung) des Wagens saß. Wilder und unbesonnener sah ich nie fahren, als auf dieser Straße in der Normandie, wiewohl man überall in Frankreich sehr flüchtig und unsicher mit Pferd und Wagen zu Werke geht, daher auch die vielen Unfälle dabei, wovon man alle Tage hört. In der Normandie spannt man auf der Ebene und bergab fünf Pferde, meistens Schimmelhengste von starkem Bau, vor den großen Postwagen, der gewöhnlich neun Personen im Innern und sechs bis acht auf dem Verdeck nebst allem Gepäck führt; bergan werden in größter Eile noch vier Pferde dazu gethan. Und nun geht es wirklich im sausendsten Galopp auf der allerdings trefflichen Chaussee fort. Sehr selten und nur bei gar zu abschüssigen Höhen wurde gehemmt; immer aber stürmte der Postillon die Berge im Zickzack so pfeilschnell stürzend hinab, daß man jeden Augenblick das Ueberschlagen von Roß und Wagen befürchten mußte. Mit Mühe nur konnte ich meine englischen Begleiter, die beide der Gesellschaft gegen Thierquälerei angehörten, abhalten, daß sie nicht in offenen Streit mit dem unverständigen Conducteur geriethen, besonders als dieser sich mit dem ganzen Leibe vom Verdecke hinabließ, um ein altverständiges, bisweilen etwas langsamer trabendes Pferd durch die wüthendsten Stöße mit seinem eisenbeschlagenen Stiefel wieder in wilden Galopp zu setzen. Er entschuldigte sich damit, daß er genöthigt sei, die gesetzlich vorgeschriebene Zeit einzuhalten; indeß blieb es nicht ohne Wirkung, als wir ihn auf der nächsten Station mit Ueberreichung eines Geldstückes ersuchten, uns doch den Anblick dieser überaus fruchtbaren und reizenden Gegend in dem schönen Frankreich mit etwas mehr Muße genießen zu lassen. Und wahrlich ist die Normandie für den Liebhaber romantischer Geschichtsdenkmäler, so wie für den Freund lieblicher Naturscenen einer ruhigern Beschauung werth. Es giebt wohl in keiner Provinz Frankreichs so zahlreiche Ueberreste von Ritterburgen und Schlössern, von Abteien und Klöstern, freilich insgesammt nur klagende Trümmerhaufen; die Burgen von der despotischen Macht der Könige, die Klöster von der blinden

Wuth der Freiheitsschwindler zerstört. Zwischen Caudebec und Duclair erscheinen die Ueberbleibsel des einst so großen und reichen Klosters Jumièges, das in seinen ungeheuren Gebäuden nicht weniger als 2000 Geistliche und Mönche barg, und daneben ein Lustschloß König Karls VII. für seine eben so schöne als edle und geistvolle Geliebte Agnes Sorel, die eines jähen Todes starb, so daß der Verdacht einer Vergiftung nicht ungegründet sein mag. Sie wußte den verzagenden König in der Zeit seines Unglücks zu erneuter männlicher Thatkraft gegen die Engländer anzuspornen, und dieser ließ ihr nachher ein Denkmal von schwarzem Marmor in der großen Klosterkirche errichten. Das Lustschloß ist jetzt eine Masse Gemäuer, um welches die Natur ihre grünenden Epheukränze geschlungen hat. Näher nach Rouen hin liegen die Ruinen von dem alten Schlosse des Ritters Robert der Teufel; rings umher läuft der anmuthige Hain von Bourg-Theroulde. — Die Kalkfelsen der Normandie übersteigen in der Regel nicht die Höhe von 6 bis 800 Fuß; aber ihre seltsame Bildung, ihre Höhlen und Grotten, ihr Waldwuchs und die herrliche Landschaft mit den freundlich zwischen Saaten und Weinfeldern gelegenen spitzthürmigen Dorfschaften, dazu der malerische Blick auf die in mannigfachen Krümmungen bald durch Wiesen, bald durch beengende Felsen dahin eilende, immer mit Schiffen bedeckte Seine machen die Fahrt von Havre nach Rouen höchst anziehend, wenn auch die häßlichen Frauengestalten, auf Eseln oder Pferden reitend und den Kopf in eine weiße Schlafmütze gesteckt, hie und da stören.

Die Strecke von 22 Lieues (etwa 13 deutsche Meilen) wurde in kaum sechs Stunden abgejagt. Wir sahen Rouen in einem angenehmen, von hohen wohlangebauten Hügeln umringten Thale vor uns liegen, und nun waren wir in dieser alten merkwürdigen Hauptstadt der Normandie, die sich mit ihren vielen gothischen Thürmen wie eine deutsche Stadt ausnimmt. Was das für Kirchen sind! Wie die Spitzen sich leicht und behend in die Lüfte erheben. Und daneben fließt, mit einer Menge kleiner Flüsse und Bäche versehen, die breite, durch zwei schöne Brücken verbundene Seine. Der Dom voll Ernst und Anmuth hat Etwas, das überwältigt und mit Andacht erfüllt.

Hier findet man unter andern die Grabmäler der Normannenherzöge Rollo, der sich zuerst taufen ließ, und Robert, der den ersten Kreuzzug mitmachte. Die 1822 durch den Blitz zerstörte Thurmspitze ist jetzt in durchbrochener Arbeit von Gußeisen 456 Fuß hoch wieder hergestellt. Der südliche Thurm ist mit zwei durchsichtigen Gallerien umgürtet. Drüber und drunter ranken sich spitzenähnliche Arbeiten in Gyps umher. Im Innern ergießt sich das Licht durch die spitzbogigen Fenster und durch die runden über der Thür angebrachten Rosen wie sanft verklärendes Morgenroth, so daß das Ganze dadurch einen gedämpften freudig wehmüthigen Ton bekommt. Pfeiler, Bogen und Gewölbe bieten mit ihrem kühn emporstrebenden Charakter einen Anblick, der die Menschenseele aus dem Staube himmelwärts trägt. Aber vielleicht der Gipfelpunkt der gothischen Baukunst ist die Abtei St. Ouen, ein aus steinernen Lilienstengeln zusammengefügter Wald. Den mit vier Thürmchen umpflanzten prächtigen Thurm in der Mitte krönt malerisch die durchsichtige herzoglich-normännische Krone, welche 240 Fuß hoch in der Luft schwebt. Rings um den Wunderbau zieht sich mit Blumen, Büschen und plätschernden Bächen ein Garten, so daß die Ansicht überall frei ist. Eilf Capellen umgeben das Chor. Drinnen flimmerte und hüpfte beim Sonnenschein aus tausend bunten Fensterscheiben das mit Edelsteinfarben gezierte Licht am Boden, an den Wänden, an den Pfeilern herum. Ein großer marmorner Weihkessel läßt durch eine seltsame Rückspiegelung auf seinem Grunde das hundert Fuß hohe Kirchengewölbe in seinem ganzen Umfang erblicken. — Auf dem benachbarten Stadthause sah ich eins der schönsten Meßbücher, die ich je gesehen, voll lieblicher kleiner Bilder und kunstfertiger Schriftzüge, das dem Verfasser dreißig Jahre seines Lebens kostete. An einem Hause in Rouen liest man mit goldenen Buchstaben, daß der Vater des französischen Trauerspiels, Peter Corneille, hier den 6. Juni 1606 geboren ist. Ein anderes Haus führt die Inschrift: „Fontenelle, d. 14. Februar 1657.“ Dieser ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller füllte hundert Lebensjahre aus durch seltene Thätigkeit, verbunden mit liebenswürdiger Sanftheit des Gemüthes und Lauterkeit der Sitten. — Viele enge, krumme und

finstere Straßen der Stadt versetzen uns in die Vorzeit düsterer Jahrhunderte. An einem alten Hause, hôtel du Bourg-theroulde genannt, bemerkt man sonderbare Figuren von erhabener Arbeit (Basreliefs), in denen die Zusammenkunft König Heinrich's VIII. von England mit Franz I. hier zu Rouen dargestellt ist. Dies Haus kehrt seine Fronte dem Platze zu, wo die Jungfrau von Orleans 1431 von den Engländern als ketzerische Zauberin verbrannt wurde. Ein aus Pfaffen und Mönchen zusammengesetztes Gericht verurtheilte sie. Ihre Heldenmüthigkeit verleugnete sich auch nicht auf dem Scheiterhaufen. Mitten unter den Flammen hob sie die Augen gen Himmel und hörte nicht auf, den Beistand des Heilandes anzurufen, bis sie den letzten Athemzug gethan, „worüber", sagt ein Geschichtschreiber, „sich selbst der Henker wunderte, dem es durchaus nicht gelingen wollte, ihr Herz zu verbrennen, so sehr er auch das Feuer schürte." Die Engländer ließen es sammt der Asche und den Knochen in die Seine werfen. Das auf dem Platze errichtete Denkmal ist unbedeutend. Von da ging ich an den Kai, in den Hafen und auf die freundlichen, die vormaligen Wälle einnehmenden Promenaden. An den Waarenhallen, den getheerten Matrosen, den Speichern und beladenen Schiffen sieht man überall, daß man sich in einer Handelsstadt von 100,000 Einwohnern befindet. — In der Umgebung wohnen mehr als 40,000 Arbeiter. Mit diesen, denen man in den Clubs seit längerer Zeit Gesetzlosigkeit, Plünderung, Raub und Mord offen gepredigt, hatte die von regulären Truppen unterstützte Nationalgarde am 27. und 28. April 1848 einen heißen Kampf zu bestehen. Die engen und krummen Straßen begünstigten die hartnäckige Vertheidigung der Aufrührer. Besonders in den Vorstädten Martinville und St. Hilaire hatten sie sich außerordentlich stark verschanzt. An den Haupteingängen hatten sie haushohe Barricaden errichtet und einen großen Theil des aufgerissenen Straßenpflasters in die obern Stockwerke der Häuser geschleppt. Die niedrigeren Barricaden wurden mit dem Bajonnet genommen; die hohen mußten mit Kanonenkugeln zerstört und durch Kartätschen von ihren Vertheidigern gesäubert werden, die gemachten Breschen erstieg man im Sturm. Der Kampf wüthete in den verschiedenen Stadttheilen die zwei Tage hin-

durch fast ununterbrochen fort; in allen Gassen floß das Blut; Todte konnte man zu Hunderten, Verwundete zu Tausenden zählen. — Als ich an der glänzenden Gasttafel eines Hôtels zu Mittag speiste, wurde mir bemerklich, welch einen starken Gegensatz gegen die massenhafte Gediegenheit ihrer englischen Schwester die französische Küche durch eine Menge von Schüsseln und Schüsselchen mit reichem Beiwerk von allerlei Leckereien und Süßigkeiten bildet. Der Wein kostet für ein Weinland viel: guter Burgunder von Beaune 3 Francs die Flasche; auch in Paris ist er sehr theuer, wenn man ihn nicht schlecht trinken will.

Ehe wir Rouen verlassen, werfen wir noch einige Blicke nach Südwest, indem wir dabei die Augen anderer Beobachter zu Hülfe nehmen. — Begiebt man sich aus dem Departement der Unter-Seine nach Calvados und von da nach La Manche, so findet man zwar noch überall reiches und fruchtbares Land; aber der Städte werden immer weniger und auch die Zahl der angebauten Felder nimmt ab, während sich dagegen die Hutweiden vermehren. Der Anblick des Landes ist wüst; weiterhin wird er traurig und zuletzt wild. Auf die stolzen Schlösser der Normandie folgen die bescheidenen Herrenhäuser der **Bretagne**. Auch die Volkstrachten verändern sich mit der Bauart der Ortschaften. Die hochfahrende Haube der Frauen, welche an ihre Verwandtschaft mit den Eroberern Großbritanniens erinnert, wird gegen Caen (Kahn) zu immer flacher, bis sie endlich in St. Malo bald wie die Flügel einer Windmühle, bald wie die Segel eines Schiffes aussieht. Die Waldungen werden immer häufiger und dichter, die Gegenden einsamer, die Lebensweise der Bewohner wird immer rauher.

Die beiden Eingänge zur Bretagne sind zwei Waldungen, das sogenannte Gehölz der Normandie (Bocage normand) und das Gehölz der Vendée (Bocage vendéen); ebenso zwei Städte, dort im Norden St. Malo, hier im Süden **Nantes**. Diese reiche Fabrik- und Handelsstadt, mit 80,000 Einwohnern, wo Heinrich IV. 1598 zum Schutz der Protestanten das Edict von Nantes gab, liegt gar freundlich in einer schönen Ebene am rechten Ufer der Loire; die doppelthürmige Kathedrale und ein altes Schloß der Herzöge von Bretagne zeugen noch vom Glanz

des Mittelalters. Den Gegensatz dazu bildet St. Malo. Es ist eine kleine, zwar wohlhabende, aber düstere und traurige Stadt, ein wahres Geier- und Rabennest; bald Insel, bald Halbinsel, je nachdem grade Fluth oder Ebbe ist; überall mit schmutzigen Klippen eingefaßt, auf denen Meergras wuchert; weiterhin eine Küste von weißen und eckigen Felsen. Der ganze Felsen, auf dem St. Malo steht, ist nach allen Seiten mit Wällen und Festungswerken bedeckt, und es kann nicht leicht eine Stadt geben, die einen ödern, aber auch drohendern und kriegerischern Anblick darböte. Damit zeichnet sich zugleich der Geist der Bretagne als der eines unbezähmbaren, unerschrockenen Widerstandes. Die hier ausgerüsteten Kaperschiffe haben sich stets durch Kühnheit und glücklichen Erfolg ausgezeichnet. Will man St. Malo als Insel betrachten, so liegt ihr gegenüber auf dem Festlande die Stadt St. Servan. Sie hat ein ziemlich ärmliches Ansehn; aber in der Nachbarschaft liegen eine Menge einzelner stattlicher Gebäude, theils Landhäuser der Maluiner Kaufleute, die besonders Stockfischfang bei Neufoundland treiben, theils von englischen Familien bewohnt. Die Umgebungen sind sehr mannigfaltig und malerisch. Zur Zeit der Fluth bietet die Strecke zwischen St. Malo und St. Servan ein äußerst lebhaftes Schauspiel dar. Zahlreiche Boote fahren unaufhörlich hin und her. Man sieht hier zu gleicher Zeit die seltsam gekleideten Bewohner der umliegenden Dörfer und Kaufleute aus der Stadt, oder fremde Engländer. Ist man von diesem Anblick ermüdet, so kann man rund um die Wälle nach der andern Seite lustwandeln und sich an der Aussicht auf den weiten Ocean erquicken.

Am andern Ende der Halbinsel liegt Brest, der große Kriegshafen, die Schöpfung des Cardinals Richelieu, die Hauptstütze der Macht Ludwigs XIV.; Festung, Arsenal, Sclavenkerker, Kanonen, Schiffe, Kriegsheer und Millionen — die Stärke Frankreichs zusammengehäuft an seinem westlichen Ende; Alles in einem Hafen zusammengedrängt, wo man zwischen zwei mit ungeheuern Werken befestigten Bergen kaum Luft schöpfen kann. Es scheint, wenn man diesen Hafen, einen langen schmalen Meeresarm, durchfährt, als ob man auf einer kleinen Barke zwischen zwei riesigen Linienschiffen hinsegelte, die jeden Augen-

blick zusammenrücken und die Vorüberfahrenden zerquetschen wollten. Ein enger, an beiden Seiten mit Batterien gespickter Eingang führt zu der Rhede, die 500 Kriegsschiffe fassen kann. An der Nordseite der Rhede liegt stufenförmig am Abhange eines Berges die Stadt Brest. Die bergige Lage hat Unregelmäßigkeit der Bauart zur Folge gehabt, und die Straßen sind zum Theil so eng, daß man steinerne Treppen hat anlegen müssen. Gegenüber dem eigentlichen Brest liegt noch jenseit des Hafens ein anderer Stadttheil, der den Namen Recouvrance führt. An den Kais befinden sich das Arsenal, die Taudreherei, das Bagno für die Galeerensclaven, die Schmieden, die Docks, die Magazine, die Schiffswerfte. Der Gesammtanblick ist großartig, hat aber etwas Peinliches. Grade hier, wo das dem brittischen Canal entschlüpfte Meer mit größter Wuth auf die Felsen der Bretagne losstürmt, hat Frankreich die große Vorrathskammer seiner Seemacht angelegt. Niemand kann ohne Erlaubniß hier einlaufen, und eben so schwer ist es, herauszukommen. Mehr als Ein Schiff ist vor diesem Hafen zu Grunde gegangen. Die ganze Küste ist ein weites Grab, welches jeden Winter an sechzig Fahrzeuge verschlingt.

Es kann kaum etwas Schrecklicheres und Furchtbareres geben, als diese Küste von Brest. Hier stehen zwei Feinde einander gegenüber, Land und Meer, der Mensch und die Natur. Man muß es sehen, das furchtbare Meer, wie es seine ungeheuern Wellen an der Spitze St. Matthieu, 50, 60 bis 80 Fuß empor schleudert, wie der Schaum bis an die Kirche spritzt, wo die Mütter und Schwestern zum Gebet für die Ihrigen versammelt sind. Doch selbst im Augenblicke der Ruhe, wenn das Meer grollend schweigt, ist das Ansehn der Küste traurig, wie das eines Todtenfeldes. Denn was noch ärger ist als die Klippen, schlimmer als der brausende Sturmwind, das ist der Mensch an dieser Küste. Kaum hat das Meer ein unglückliches Schiff an den Strand geworfen, so laufen von allen Seiten Männer, Frauen und Kinder herbei, um sich, gleich heißhungrigen Wölfen, der Beute zu bemächtigen. Nicht selten veranlassen sie selber Schiffbrüche. Man läßt in finsterer Nacht eine Kuh mit einer Laterne an den Hörnern längs des Strandes herumgehen, und

die dadurch getäuschten Schiffe zerschellen an den Klippen. Welche gräuelvollen Scenen ereignen sich dann! Man hat Beispiele, daß einer Frau, der man den goldenen Ring am Finger nicht schnell genug entreißen konnte, bevor sie die Wellen verschlangen, der ganze Finger abgebissen wurde. — Der Mensch ist grausam an dieser Küste. „Ist die Natur barmherzig gegen mich?" ruft er aus. „Verschont mich die Welle, wenn ich in schrecklicher Winternacht die Klippen durchschiffe, um schwimmendes Seegras zur Düngung meines unfruchtbaren Feldes einzusammeln? Verschont sie mich, wenn ich mich zitternd an der Spitze von Raz vorüberschleiche?" Wie viele Leichname sind nicht seit Jahrhunderten bei diesem rothen Felsen verschlungen worden, wo neben der Allerseelen-Bai die Hölle Plokoffs ihren weiten Rachen aufsperrt! Es ist ein Schiffergebet: „Schütze mich, Gott, an der Spitze von Raz! Mein Schiff ist so klein und das Meer ist so groß!" — Alles höhere geistige Leben sucht man hier umsonst. Keine Poesie, wenig Religion; das Christenthum ist von gestern. Erst im Jahre 1643 kam der Heidenbekehrer Michael Noblet nach Batz. Die Frau arbeitet hier mehr als der Mann; auch ist sie auf den Inseln Quessant, Sein und Batz viel größer und stärker. Nur sie baut das Feld mit Hülfe der ungemein kleinen Pferde; der Mann schweift in seinem Boote auf dem weiten Meere herum. Hier befindet man sich inmitten der alten keltischen Heiligthümer. Dem 300 Fuß hohen Felsen von Raz gegenüber liegt Sein, eine traurige, baumlose Sandbank, vor Zeiten die Wohnung der heiligen Jungfrauen, welche den Kelten schönes oder stürmisches Wetter brachten. Hier feierten sie ihre schauerlichen und blutigen Feste, und die Seefahrer hörten mit Schrecken aus der Ferne das Rauschen ihres wilden Saitenspiels. Bei Lanvau, nächst Brest, erhebt sich ein großer rother Felsblock. Von da bis L'Orient, Quiberon und Carnac kann man längs der ganzen südlichen Küste der Bretagne keine Viertelstunde weit gehen, ohne etliche von jenen unförmlichen Denkmälern anzutreffen, die man Druidensteine nennt. Man erblickt sie häufig von der Straße aus in den mit Disteln und Stechpalmen bedeckten Haiden. Es sind große aufrecht gestellte Steinblöcke von geringer Höhe, nicht

selten oben ein wenig zugerundet; zuweilen liegt auf drei oder vier solcher Steine ein flacher tafelförmiger. Es mögen Opferaltäre oder Grabmäler sein. Die Landbewohner erklären sie für Häuser einer Art Kobolde, welche des Abends die Wege versperren und Jeden, der ihnen begegnet, zum Tanzen zwingen, bis er vor Erschöpfung todt niederfällt. „Ich werde niemals," sagt der Franzose Michelet, „den Tag vergessen, wo ich am frühen Morgen die Stadt Auray verließ, um die einige Stunden davon entfernten Druidensteine von Loc, Maria Ker und Carnac zu besuchen. Das erste dieser beiden Dörfer, an der Mündung des schmutzigen Flusses Auray mit seinen Inseln des Morbihan, deren mehr als Tage im Jahre sein sollen, blickt über eine kleine Bai auf das Meer bei Quiberon. Es war nebeliges Wetter, wie es an diesen Küsten in der Hälfte des Jahres vorherrscht. Schlechte Brücken über die Moräste, dann ein niedriges und düsteres Herrenhaus, zu dem eine lange Eichen-Allee führt, die in der Bretagne mit heiliger Sorgfalt unterhalten wird; buschige Wälder, wo selbst die alten Bäume nur eine mäßige Höhe erreicht haben: das ist der Anblick des Landes. Auch begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Bauer, der ohne mich anzusehen vorübergeht; aber er hat mich mit seinem schiefen Nachtvogel-Auge recht gut gesehen. Diese Gesichtsbildung erklärt den bezeichnenden Namen Chouans (von chou, die Eule). — Nirgends Häuser an den Wegen; überall öde Strecken, nur mit Haidekraut und andern unscheinbaren Pflanzen bewachsen; anderwärts einförmige Felder mit den weißen Blüthen des Buchweizens, wie mit Sommerschnee bedeckt, dessen glanzlose Farben das Auge aber mehr beleidigen, als ergötzen. Weiter gegen Carnac hin wird es noch ärger: wahrhafte Steinflächen, wo einige schwarze Schafe die Kieselsteine benagen. In solcher Umgebung finden sich die Druidendenkmäler von Carnac. Es stehen noch einige hundert Steine aufrecht; der größte ist 14 Fuß hoch."

Der am meisten gebirgige Theil der Halbinsel Bretagne führt im Lande den Namen Cornwall (Cornwallis, Cornouaille), gleichlautend mit dem gegenüber liegenden südwestlichen Theile von England. Die Nordseite ist rauh und wild, dürr und

unfruchtbar. Um davon eine Vorstellung zu haben, muß man mitten im Sommer die weißen und holperigen Straßen gesehen haben, welche längs den Abhängen der schwarzen Berge (Monts d'Arrée) hinlaufen, sowie die über die Haideländer zerstreuten Heerden brauner Schafe und ihre auf den Felsgipfeln sitzenden Hirten, welche ihre eintönigen Lieder in die Lüfte hinausgrölen; dazu muß man den unveränderlich grauen, durch seine Hitze erstickenden Dunstkreis eingeathmet haben. Die Straße von Morlaix nach Pontivy, quer durch das Gebirge, ist eine der traurigsten und ermüdendsten, die es geben kann. So weit das Auge reicht, ein Meer von Ginster und Haidekraut, aus dem sich nur hie und da eine kleine grüne Insel emporhebt, wo sich unter dem Schatten einiger Bäume eine ärmliche Hütte versteckt. Zur Rechten, zur Linken, vorwärts, rückwärts Oede und Einsamkeit; nirgends ein menschliches Wesen. Erst in der Nähe von Carrhaix begegnet man wohl gegen Abend den heimkehrenden Berg- und Hüttenarbeitern von Poulaouën. Bald sieht man diese Werke selbst, umgeben von einem weiten Gürtel rauchender Gebäude und ungeheurer, von Wasser getriebener Maschinen, die ihre langen Arme, als ob sie lebten, nach der Straße hin ausstrecken. Man vernimmt anfangs ein dumpfes Gemurmel; dies geht bald in ein seltsames, verworrenes Rauschen, Knarren, Pfeifen, Heulen und Zischen über, von der Bewegung der Wellen, Kloben, Räder und dem Kochen des schmelzenden Bleies herrührend. Dazwischen hört man aus den Oeffnungen der Schachte, gleich dem fernen Lärm einer unsichtbaren Feenstadt, das Geräusch der unterirdischen Wasser und Menschenstimmen. Endlich kommt man nach Carrhaix. Dies ist noch eine Stadt des Mittelalters, voll Elend und Unwissenheit, kothig, baufällig, schwarz, ohne Straßenpflaster; zwischen den Häusern hie und da ganze angebaute Felder oder grünende Gärten; man geht ohne Umstände durch jeden Hof. Die Einwohner bringen die Hälfte ihres Lebens im Freien zu. Die Kinder verzehren ihre Mahlzeit auf platter Erde; die Frauen sitzen spinnend und singend vor der Thür; die Greise liegen am Markt auf dem Boden und sonnen sich. Auf der Straße drischt der Arme sein Bischen Getreide aus, während sein Weib daneben die Wäsche

zum Trocknen aufhängt. An Sommerabenden versammelt man sich unter dem Schirmdache eines Kramladens, auf dessen Vorsprüngen die jungen Mädchen sitzen; man erzählt schauerliche Märchen, singt melancholische Lieder oder unterhält sich mit volksthümlichen Tänzen.

Indessen ist nicht das ganze Cornwall so wild und unfruchtbar, als der Bezirk von Carrhair. Nach Chateaulin hin wird der Anblick des Landes immer angenehmer, bis man das Meer erreicht, das weithin von einer langen Reihe Berge eingefaßt wird. Hier waltet düstere Einförmigkeit. Man hört kaum einen andern Laut, als das Rauschen der Wellen oder das Geschrei eines Seevogels; man sieht kaum etwas Anderes, als die auf- und untergehende Sonne, oder am fernen Horizont die Segel eines Schiffes. Aber nicht weit davon liegt auf der Küste von Quimper die Spitze von Penmarc'h (la Torche, die Fackel, genannt), eben so gefürchtet, als die nordwestlich liegende Spitze von Raz, mit welcher sie die Bai von Audienne bildet. Am Strande erscheinen aus den Fluthen die Trümmer einer untergegangenen Stadt, von deren vormaliger Größe und Pracht die Lootsen zu erzählen wissen; diese Trümmer sind sprechendes Zeugniß der Meereswuth. Zur Zeit eines Sturmes ist das Brüllen der an die Felsen sich brechenden Wogen so schrecklich, daß man es bei der Nacht bis Quimper hört. „Ich erinnere mich," sagt der Franzose Souvestre, „dasselbe eines Abends *fünf Stunden weit* vernommen zu haben. Niemals werde ich die feierliche Majestät dieses fernher tönenden Rauschens vergessen. Der Tag war zu Ende; am Horizonte stieg der Mond empor, matt und bleich durch einiges Gewölk hindurchscheinend, neben mir kreischte die verrostete Wetterfahne einer alten Capelle auf ihrer einsamen Are, und auf der andern Seite des Weges krächzte eine Eule von der Spitze eines Kreuzes herab. Mitten in dieser schauerlichen Umgebung führte mir der Wind von Zeit zu Zeit die schrecklichen Töne der Brandung von Penmarc'h herüber, die man am passendsten mit dem aus einem dichten Walde hervorbrechenden Gesammt-Gebrülle vieler tausend wilder Thiere vergleichen kann. Nähert man sich der Torche selbst, so wird die Seele mit Grauen von diesem Anblicke der Um-

wälzung und des Chaos erfüllt. Man glaubt jeden Augenblick rasend werden und sich kopfüber in den Abgrund stürzen zu müssen. Der ganze Körper empfindet den Schall mit. Das Vorgebirge zittert unter den Füßen; alle Nerven und Muskeln sind wie gelähmt. Jede Woge schlägt wie ein Hammer ans Gehirn, und man muß den Kopf mit beiden Händen anfassen, um zu fühlen, daß man noch lebt. Lange noch, nachdem man die Torche verlassen hat, hört man das Gebrüll des Sturmes und der Brandung in den Ohren summen und ist völlig betäubt."

Bei Quimperlé ist das Arkadien der Niederbretagne, voll schöner, wiesenreicher Landschaften, erquickender schattenreicher Haine, freundlicher Gesichter. Da hört man die Töne der Schalmei bei allen ländlichen Festen und Hochzeiten. Bei solchen Gelegenheiten kann man den Charakter des landbewohnenden Kernewoten so recht eigentlich studiren; denn nur beim Tanze, bei der Laute und im Wirthshause zeigt er sich, wie er ist: eine Art Lazzaroni's, faul, aber sing- und lachlustig; neugierig, müßig umherschlendernd; ausgelassen im Jauchzen und Klagen; ernst in seinem Haß und leicht zur Empörung aufzureizen; denn sein Kampf gegen den Bürger und die Fahnen „mit den Blutstreifen" ist ein uralter. Dem Anscheine nach sorglos und feig; doch während er demüthig den Hut tief abnimmt, vergißt er nicht, an das Messer in seinem Gürtel zu denken. Die Kleidung des Kernewoten ist von lebhaften Farben und mit glänzenden Rundschnüren eingefaßt. Oft kann man vorn am Rocke den Tag des Zuschnittes und den Namen des Schneiders mit bunter Wolle eingestickt lesen. Am Gebirge trägt man kurze und enge, gegen Quimper hin lange und weite Beinkleider. Der Hut hat breite, nachlässig aufgestülpte Ränder und ist mit tausendfarbigen Sammtschnürchen geschmückt. Im Gebirge trägt man einen ledernen, mit kupfernen Schnallen versehenen Gürtel über dem linnenen Arbeitsrock. Die Frauen lieben ebenfalls helle Farben. Ihre Kleidung ist geschmackvoll, leicht und anmuthig, in manchen Bezirken der Schweizertracht in der Gegend von Bern ähnelnd. — Wie in der ganzen Bretagne, steht der durch seine Armuth dem Landmanne näher gerückte zahlreiche Adel und die Geistlichkeit im höchsten Ansehen; man betrachtet

sie als die Beschützer der alten Sitten und Gewohnheiten, an denen man mit zäher Starrheit festhält. Wie in der ganzen Bretagne, hat Alles auch bei dem Kernewoten einen religiösen Anstrich, aber mit dem Uebergewicht des fröhlichen Leichtsinns und der Lebenslust. Das zeigt sich besonders bei den Hochzeiten. Ist ein junger Mann auf den Punkt gekommen, sich seine eigene Haushaltung zu errichten, so läßt er sich bei der Wahl der Gattin selten durch die Liebe leiten; er begiebt sich vielmehr zu dem Schneider seines Ortes. Dieser, gewöhnlich ein buckeliger oder hinkender unverheiratheter Krüppel, der mit Nadel und Scheere die Gegend durchwandert und in der Gesellschaft der Weiber heimisch ist, macht seine Vorschläge und begiebt sich dann auf den Weg, um bei der erwählten Braut „das Wort anzubringen“ (de porter la parole, wie der Kunstausdruck lautet). Das Zusammentreffen geschieht ganz wie zufällig von seiner Seite. Er spricht zuerst von der anhaltend trockenen Witterung, fragt nach allerhand gleichgültigen Dingen, foppt das Mädchen mit ihren angeblichen Liebschaften und kommt dann mittelst einer geschickten Wendung auf seinen Gönner, rühmt dessen gute Eigenschaften und spielt dabei auf die guten Vermögensumstände desselben an. Das Mädchen horcht ganz still, aber höchst aufmerksam, spielt mit den Bändern ihrer Schürze oder schält in Gedanken versunken den Hollundersteck en ab, mit welchem sie die Kühe zusammentreibt. Der Schneider wird immer beredter, bis er endlich die gewünschte Einwilligung bekommen hat. — „Sprecht mit meinem Vater und meiner Mutter!“ sagt sie erröthend und läuft davon. Ist den Eltern der junge Mann anständig, so wird ein Tag bestimmt, an welchem die Verlobung bei Weißbrot, Wein und Branntwein gefeiert wird. Der Jüngling und das Mädchen essen dann mit dem nämlichen Messer und trinken aus demselben Glase. Acht Tage vor der Trauung machen die beiden Verlobten die Einladungen zur Hochzeit, die Braut von ihrem Ehrenburschen (garçon d'honneur), der Bräutigam von seinem Ehrenmädchen (fille d'honneur) begleitet. Der Einladende hält einen langen weißen Stab in der Hand, bleibt vor jeder Hausthüre stehen und beginnt eine lange Rede in bretonischen Versen, worin er alle Bewohner des Hauses ein-

ladet, sich zum Hochzeitsmahle einzufinden, indem er den Tag, den Ort und den Gastwirth, der die Mahlzeit besorgt, angiebt. Diese Rede wird durch häufige Gebete und Bekreuzigungen unterbrochen. Endlich ist der Hochzeitstag da. Der Schneider erscheint schon frühzeitig unter dem Titel des Reimers (Rimeur) mit dem Bräutigam und seinen Eltern vor dem Hause der Braut. Die Familie der letztern empfängt sie an der Thürschwelle in Gesellschaft eines andern Reimers, der in ihrem Namen zu antworten hat. Darauf beginnt zwischen den beiden Reimern ein Wechselgespräch. Der Fragende (Schneider) giebt sich und seine Begleiter für Wanderer aus, sagt, daß er gute Neuigkeiten bringe, und erkundigt sich nach dem Namen des Hauses, vor dem er steht. Der Antworter sagt, hier wäre nichts für sie zu thun, und sie möchten nur weiter gehen. Der Fragende bemerkt weiter, er habe ein eben so redliches Geschäft als der fromme Knecht Elieser in der Bibel; dieser sei aber mit Ehren empfangen worden, und man habe ihn nicht an der Thüre stehen lassen. Ach, meint der Antwortende, wenn der Elieser käme, den würde man mit offenen Armen empfangen, das sei ein frommer und ehrlicher Mann gewesen; aber jetzt wären die Landstraßen voll Abenteurer und Gesindel, und man müsse auf seiner Hut sein. „Aber ich komme wirklich," fährt der Fragende fort, „in gleichem Auftrage, wie der Elieser und habe keine Zeit zu verlieren. Ich weiß, in diesem Hause ist ein junges und hübsches Mädchen. Sagt ihr, daß ich mit Demjenigen gekommen bin, den sie unter allen lebenden Männern am meisten liebt." Der Antwortende leugnet anfangs, daß ein Mädchen im Hause, die sich dem ersten Besten an den Hals werfen werde. Es erfolgt nun ein hitziger Streit, bis endlich der Antwortende sagt, er müsse nachgeben. Er geht darauf ins Haus, bringt zuerst ein altes Weib heraus, dann eine junge Wittwe, zuletzt ein kleines Mädchen von zehn Jahren. Alle werden von dem Fragenden unter artigen Redensarten zurückgewiesen, bis die wirkliche Verlobte zum Vorschein kommt. Der Antwortende übergiebt sie dem Bräutigam, und dieser wird ins Haus genöthigt, wo beide Verlobte unter frommen Gebeten den Segen der Eltern empfangen. — Nach dieser Feierlichkeit geht's zum Ortsvorsteher, um die Ver-

bindung bürgerlich einregistriren zu lassen, von da in die Kirche zur Trauung. Nun folgt das Hochzeitsmahl, wozu oft 600 bis 800 Gäste geladen sind. Es ist ein echtes Freß- und Saufgelag, wobei man auf der einen Seite Männer mit kolossalem Magen, auf der andern Seite einen gebratenen Ochsen und ein ungeheures Faß Wein oder Cyder (Obstwein) erblickt. Das Brautpaar ist bei der Tafel still und nachdenkend. Endlich stimmt der Bräutigam „die Klage des Verheiratheten" an, ein melancholisches Lied, worin die Freuden des entflohenen Jünglingsstandes geschildert werden. Dem entspricht „die Klage der Verheiratheten", ein leidenschaftliches Lied, worin die Braut von den Gespielinnen ihrer Jugend Abschied nimmt, indem sie sich an die mit ihnen verlebten fröhlichen Tage erinnert und die Sclaverei des Ehestandes schildert. Alle anwesenden Frauen brechen in Thränen, Schluchzen, Heulen und Schreien aus. Indeß geht die traurige Stimmung mit Hilfe des Cyders und Weins alsbald vorüber, bis die lustigen Töne der Sackpfeife zum Tanz auf den Dreschtennen rufen. Das ist ein wildes, mit Jauchzen, Stampfen und Ringen vermischtes Durcheinander, eine bunte Masse, die sich unaufhörlich im Kreise herumtreibt, gleich Herbstblättern im Wirbelwind. Am Abend wird das junge Ehepaar in die für sie bestimmte Wohnung geführt. Alle Gäste entfernen sich; nur zwei Wächter, in der Regel der Ehrenbursche und das Ehrenmädchen, halten vor der Brautkammer Wache. Sie müssen ein brennendes Licht halten und dürfen sich nicht eher entfernen, als bis dasselbe so tief herunter gebrannt ist, daß sie es nicht mehr anfassen können.

Auch im gewöhnlichen Leben spricht sich die lebhafte, leicht erregbare und von einem Aeußersten zum andern schweifende Gemüthsart des Kernewoten aus. Er ist ein großer Freund von abenteuerlichen Märchen, liebt leidenschaftlich den Gesang und das Wetteifern in Liedern, die sogleich aus dem Stegreif gedichtet werden. In den meisten Gebräuchen herrscht etwas Gemüthliches und Poetisches vor. Dem neugebornen Kinde wird, wenn man es zur Taufe in die Kirche trägt, ein Stückchen schwarzes Brot um den Hals gebunden, zum Zeichen der Dürftigkeit, welche es in dieser Welt zu erwarten hat. Stirbt Jemand, so

werden die Bienenstöcke des Hauses mit schwarzen Bändern und Quasten umhängt; sie müssen gleichsam mittrauern. Bei der Geburt eines Knaben, bei einer Hochzeit oder einer reichen Ernte werden die Bienenstöcke mit rothen Stoffen und Zeugen geschmückt. Am Weihnachtsabend müssen die Pferde, Rinder und Schafe eben so streng fasten, als ihre Herren. Ueberhaupt wird die Christnacht sehr feierlich begangen. Eben so das Johannisfest. Die ganze Nacht vor dem Feste brennen auf den Bergen tausend und aber tausend Feuer; diese zünden Priester an, die mit einer geweihten Kerze in Procession von einem Dorfe zum andern ziehen. Ueberall hört man Gesang und Freudengeschrei. Von allen Seiten laufen junge festlich geputzte Mädchen herbei und tanzen in bunten Reihen um die Johannisfeuer. Jede, die sich noch in diesem Jahre zu verheirathen wünscht, muß in dieser Nacht wenigstens um neun solche Feuer ihren Ringeltanz gehalten haben. Auch nöthigt man Pferde und andere Hausthiere, über ein Johannisfeuer zu springen, um sie dadurch vor Krankheiten zu bewahren. Uebrigens ist das ganze Land mit wunderthätigen Capellen bedeckt. — Die Gastfreundschaft der Bergbewohner wird allgemein gerühmt. Ein schlagender Beweis von der langsam fortschreitenden Cultur ist, daß erst vor ein paar Jahrzehnten die Erdäpfel bekannt geworden; sonst baut man nichts als Gerste und Buchweizen.

In dem südlichen gebirgigen Theile der Normandie, dessen höchste Punkte etwa tausend Fuß über dem Meere liegen, sind ebenfalls Gerste und Buchweizen die Hauptbrotfrüchte. Besser angebaut und ergiebiger ist der nördliche Theil. Obst gedeiht vorzüglich und liefert das gewöhnliche Getränk, den Cyder; der beste wird aus Aepfeln bereitet. Am Meere wird starker Fischfang getrieben. Die Viehzucht steht überall höher, als der Feldbau. Die Butter ist durch ganz Frankreich berühmt; auch die Hühner des nordwestlichen Theils werden von den Gutschmeckern*)

*) In der Gutschmeckerei haben es die Franzosen überhaupt weit gebracht und es giebt wohl in ganz Frankreich nicht leicht eine Provinz oder eine Stadt, wo nicht irgend ein Gegenstand des Gaumens durch Natur oder Kunst zur Vollkommenheit gebracht wäre. So rühmt man

in Paris sehr geschätzt. Die Normannen sind ein starker stämmiger Menschenschlag von ansehnlicher Leibeslänge, wohlgebaut und lebhaften Temperamentes. Sie zeichnen sich vor den Bretagnern vortheilhaft aus durch Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und verhältnißmäßig höhere Geistesbildung; sie hängen aber eben so fest an ihren alten Sitten und Gebräuchen. — Unter den hervorstechenden Punkten der Normandie erwähnen wir noch Cherbourg, eine langgestreckte Stadt am Meeresufer und im Hintergrunde einer Bai, welche eine unermeßliche Rhede*) mit einem von Napoleon bis zur Wasserfläche erhobenen Hafendamm umfaßt. Ein prachtvolles in Felsen gehauenes Bassin bietet Raum für zwanzig der größern Kriegsfahrzeuge; ein anderes Bassin führt in den großen Handelshafen, der von zwei herrlichen Kais eingeengt ist. Das Ganze wird von mehreren Forts und Batterien vertheidigt, und die Anlage aller dieser kostbaren Werke hat viele Millionen verschlungen. — Wendet man sich über Cherbourg an der Westküste nach Süden hin, so wird der Blick durch einen nicht minder merkwürdigen Punkt gefesselt. Es ist die berühmte Festung Mont St. Michel. Man denke sich eine acht französische Quadratmeilen große Sandwüste von verschiedenen Flüssen durchströmt, deren Gewässer sich an einigen Stellen zu weiten Seen ausbreiten. Jenseits dieser Wüste gewahrt man den noch größern, durch dunklere Farbe kenntlichen Meeresspiegel, und am Rande desselben einen mit Mauern und zahlreichen Thürmen bedeckten Granitfelsen, der sich auf einer Grundfläche von etwa einer Viertel-Quadratmeile 500 Fuß hoch erhebt. So ist der Mont St. Michel zur Zeit der Ebbe. Aber vier Tage vor und nach dem Neu- und Vollmond ist die ganze Strecke bis zum Fuße der Anhöhen vom Meere bedeckt, aus dessen Mitte der von Zinnen und Thürmen gekrönte Granitfelsen dann gar wundersam emporsteigt. Im Jahre 1423 ver-

---

das Rindfleisch von Limousin, das Schöpsenfleisch von Berry, die Ziegen der Auvergne und Poitou, das Geflügel von Caussade und Mans; die Gänse von Beaune, Gascogne und Lyonnais, die Schinken von Lyon und Bayonne, die geräucherten Zungen von Langres und Auvergne, die Gänseleberpasteten von Straßburg, die Käse von Languedoc, Provence ꝛc.

*) Rhede ist ein geschützter Ankerplatz.

suchten die Engländer, damals Herren der ganzen Normandie, die Festung zu erobern. Sie brachten zur Zeit der Ebbe ihre ganze Artillerie herbei, darunter auch zwei Stücke von so ungeheurer Größe, daß daraus Kugeln von 15 Zoll im Durchmesser geschossen werden konnten. Mit diesen machten sie verschiedene Breschen in die Mauern der am untern Theile des Berges erbauten Stadt. Aber die Einwohner vertheidigten sich sehr tapfer, bis die hohe Fluth wieder eintrat. Die Engländer zogen sich schleunigst auf's trockene Land zurück, mußten aber doch ihre zwei großen Kanonen zurücklassen, und diese sind noch jetzt am Thore von St. Michel als Siegeszeichen aufgestellt.

Die feuerschnaubenden Rosse der großen Nordbahn von Rouen nach Paris fördern den Reisenden in rasender Eile. Zwischen Rouen und Aissel sieht man liebliche mit Pappeln und Trauerweiden bepflanzte Inseln in der Seine schwimmen. Eine der größeren war der Landungsplatz der Normänner im neunten Jahrhundert, als sie hier, auf ihren flachen Barken vom Ocean kommend, zum Schrecken des Landes ein Lager aufschlugen. — Der Tunnel von Roule nimmt uns plötzlich in seinen finstern Bauch auf; dann zeigt sich Andelys, wo Pussin, der französische Raphael, in einer Hütte geboren ward. Weiterhin liegt hoch auf Felsen das Schloß Gaillard, das Richard Löwenherz erbauete und gegen Frankreich vertheidigte. Bei Rollebrise tauchen wir abermals in die Unterwelt hinab, und nun weiden wir auf's Neue unsere Blicke bald an der Seine, die gleich silberfarbiger Schlange sich windet, bald an den Reizen des bebauten Landes. Einige kleine Dörfer gucken durch frisches Frühlingsgrün hervor. Hohe Pappeln, Kastanien- und Obstbäume, auch Ulmen umstehen hie und da ein bemoostes alterthümliches Schloß. Die alte Collegialkirche der Stadt Mantes scheint mit ihren hohen Zwillingsspitzen weit hin in die Ferne; bei hellem Wetter sieht man von da aus den Montmartre von Paris. Weiße Häuser schimmern zwischen Gebüschen und Weinbergen. Da, wo die Oise in die Seine fällt, liegt Poissy, in dessen Dom Ludwig der Heilige getauft ward. Die Seine-Brücke ist eine gute Viertelstunde lang,

da sie über mehrere Inseln geht; sie hat 37 Bögen. Jeden Donnerstag strömen hier die Pariser Fleischer zu einem großen Viehmarkt zusammen; man hat berechnet, daß da jährlich an 300,000 Ochsen, eben so viel Kälber und noch mehr Hammel verkauft werden. Das Dorf Maison-sur-Seine besteht fast zur Hälfte aus den niedlichsten Landhäusern. Das Schloß Maison-Lafitte, einst dem Marschall Lannes gehörig, ist ein Meisterwerk neuerer Baukunst. Drei sich kreuzende Alleen führen zu dieser wahrhaft fürstlichen Wohnung. Der über tausend Morgen haltende Park zieht sich an den Ufern der Seine entlang. Aber die Thürme von St. Denis mit den Gräbern der Könige mahnen an die Hinfälligkeit und Nichtigkeit aller irdischen Größe. So fliegen wir unter immer wechselnden Bildern auf Paris los. Schon zeigt sich ganz nahe vor uns der Gyps- und Kalkberg Montmartre. Je näher der Hauptstadt, desto glänzender werden die Umgebungen, desto geschmackvoller die Landhäuser. Jetzt schießen wir durch die Befestigungen; unser glühendes Roß holt langsamere Athemzüge, und wir sind am Ziel, mitten in den rauschenden Wogen des vollen Lebens.

Wasser und Feuer haben uns von Norden her nach Paris gebracht. Der Weg von Brüssel her über Valenciennes, Cambrai und Peronne berührt die gesegnetsten Provinzen Frankreichs. Dies gilt namentlich von den französischen Niederlanden, wo das Land einem großen, reichlich bewässerten Garten gleicht. Alles ist aufs sorgfältigste bebaut. Ueppige Wiesen, von Baumgruppen beschattet und von Heerden beweidet, umgeben die freundlichen, äußerst nett und reinlich gehaltenen Häuser des Landmanns. In den Städten blüht der Kunstfleiß. Valenciennes und Cambrai zeichnen sich durch Batistfabrication aus. Die schön gebaute Hauptstadt Lille mit mehr als 70,000 Einwohnern gehört zu den stärksten Bollwerken des Staates und ersten Landhandelsplätzen; berühmt ist ihr Korn- und Blumenmarkt. – Ueber den Weg, der aus Deutschland vom Rhein her nach Paris führt, wollen wir einen besondern Reisebericht im Auszuge einschalten.

„Am 16. März Morgens um halb sieben Uhr", erzählt unser Berichterstatter, „fand ich mich im Posthofe zu Frankfurt

ein, um die Malle zu benutzen. Dies ist eine eigenthümliche Art Schnellpost, welche immer nur zwei Personen nach Paris befördert. Der Preis ist 117 Frc.; die Plätze sind meist sehr gesucht und müssen, da das Postamt schriftliche Bestellungen nicht berücksichtigt, durch einen Freund etwa 8 bis 10 Tage voraus bestellt werden. Zuerst wird man nach dem Eisenbahnhofe der Taunusbahn gefahren und erhält dort einen Platz in der sehr eleganten zweiten Wagenklasse. Dann besteigt man in Mainz die deutsche Malle, einen sehr bequemen, mit Glasfenstern geschlossenen, zweisitzigen Reisewagen. In Forbach, der ersten französischen Grenzstation, bekommt man einen neuen Wagen, der nichts zu wünschen übrig läßt. Jeder Reisende hat seinen Eckplatz im Coupé; er genießt der freiesten Aussicht, kann jedoch den Wagen auch sehr leicht durch Glasfenster verschließen. Der Conducteur sitzt hinten in einem besondern Coupé, aber so, daß er das Ganze, selbst den hoch auf dem Bock sitzenden Postillon, überschaut. Es geht fast immer mit 4 bis 5 Pferden im starken Galopp, und dennoch gleicht der Wagen an sanfter Bewegung einer Wiege. Um Mitternacht sind uns in Forbach ein paar Stunden und zu Mittag in Chalons eine halbe Stunde Frist vergönnt; sonst macht nur das Wechseln der alle zwei Lieues frisch vorgespannten Pferde einen kurzen Aufenthalt von kaum fünf Minuten. Der Weg ist meist arm an erfreulichen und schönen Eindrücken. Die Taunusbahn durchschneidet einen trefflich benutzten fruchtbaren Boden. Malerische Fernsichten auf den blauen Taunus, zumal den Feldweg, auf die pfälzischen Höhen bei Oppenheim und endlich auf den Rheingau tauchen hinter dem anmuthigen Vordergrunde der Weinberge, Gärten und Kornfelder auf. Die Strecke von Mainz nach Alzey, Kaiserslautern und darüber hinaus zeigt uns, so weit das Auge reicht, sanft gehobene runde Anhöhen voller Reben oder Obstbaumpflanzungen; der Boden ist fest und roth. Einen großartigen Mittelpunkt für die Landschaft bildet der Donnersberg mit seinem hochgewölbten, meistens finster bewölkten Rücken. Kaiserslautern, in dessen Umgebungen 1793 und 1794 grimmige Schlachten geschlagen wurden, ist ein durch Steinkohlenhandel und nahe Eisenwerke belebtes Städtchen. Bei Landstuhl schauen von einem waldgekrönten Gipfel

traurig die Ueberreste der alten Burg Landstuhl herab, welche einst der edle deutsche Ritter Franz von Sickingen tapfer vertheidigte und wo derselbe 1523 in Folge eines unglücklichen Sturzes sein ruhmvolles Leben endete. — An den Grenzörtern Saarbrück und Forbach traten mir Bilder zwitterhafter Gestaltung von Sitte und Sprache entgegen: dort um einen heitern halbfranzösischen Wirth schnauzbärtige preußische Grenzbeamte unter geleerten Flaschen beim Kartenspiel; hier französische Douaniers in Pelzschlafröcken und Nachtmützen um eine gutmüthige dicke deutsche Wirthin; das Deutsch, welches man hier noch untermengt reden hört, ist platt, scheckig und widerwärtig, das Französisch meist schon rein und wohlverständlich. — Mit der leuchtenden Morgensonne erblickten wir das stattliche Metz mit seinen Thürmen und Bollwerken. Weithin strahlte die alte prächtige Kathedrale im röthlichen Schimmer. Alles trug das Gepräge einer regsamen wohlhabenden Thätigkeit. Im gestreckten Galopp jagte die Malle die Anhöhen hinab, und nur mühsam wand sie sich vor der Stadt zwischen den langen Reihen von Frachtwagen, Marktfuhren und Kohlenladungen hindurch; der Koth sprützte hoch auf und hatte die Pferde mit einer Art Panzer bedeckt; eben so ging's in den belebten Straßen der Stadt, deren 40,000 Einwohner der Fabriken und des Handels beflissen sind. Eine hübsche Durchsicht hat man gleich bei der Einfahrt durch das äußere Thor vor der Zugbrücke gegen die Wälle und Gräben neben dem innern Thor. Die auf den Bastionen angelegten Wandelbahnen gewähren den Ueberblick über die schöne von der Mosel durchströmte und von sanftgeschwungenen Bergen begrenzte Landschaft umher. Das Drängen der in Blousen gekleideten Landleute mit ihren breiten beladenen Karren und den gemalten Kumten ihrer Pferde, die Menge des sich umhertreibenden Militairs in ihrem bequemen Wesen und den sie wunderlich kleidenden blutrothen Hosen, dazu die vielen eleganten Gewölbe: Alles giebt zu sehen und zu vergleichen. Der Justizpalast mit zwei Telegraphen nach Paris und Straßburg ist eins der bedeutendsten neuern Bauwerke. Die mächtigste Wirkung aber bringt der alte gothische Dom hervor. Das Schiff desselben ist 363 Fuß lang und seine Fenster sind mit herrlichen hochfarbigen Malereien

geschmückt. Unter Anderem befindet sich darin eine altrömische von Napoleon geschenkte Badewanne aus Porphyr, welche man dem Julius Cäsar zuschreibt. Schade, daß uns die Zeit nicht erlaubte, das Innere in Augenschein zu nehmen. Jenseits der Stadt überschritten wir die Mosel und sahen noch einmal zurück auf die stolzen Brücken und Festungswerke, die nach dieser Seite die Hauptzierde des Ortes bilden. Am Fluß waren über hundert Mädchen beschäftigt, Wäsche in den raschen Wellen der Mosel zu spülen, die oberwärts über ein breites Wehr herabschäumt. Es blitzte und funkelte da lustig in der Morgensonne, während in der Luft über den Weinbergen und den schon grünenden Wiesen und Saatfeldern Lerchen sangen. Die flachen Dächer der einzeln im Grün verstreuten Dörfer, die hellen Mauern und die überall verbreiteten Weinfelder geben der reichbebauten Gegend ein entschieden südliches Ansehen. Die Fortsetzung der Reise nach Verdun bietet ebenfalls liebliche Berge, sanfte Thalsenkungen, reiche und zahlreiche Ortschaften. Verdun selbst liegt sehr angenehm, von Auen und Gärten umgeben, in einer heitern Fläche, von der Maas in mehreren Aesten durchströmt, zwischen näheren und ferneren Hügeln. Hier erquickte uns ein Glas des lieblichsten Liqueurs, auch wiesen wir dargebotene Dragéen, das sind überzuckerte kleine Gewürzkörner in saubern Düten, nicht zurück. Von Chalons an folgt man in der mehr ebenen, wellenförmigen Landschaft dem Thal der Marne. Der Boden ist weißlich kalkig, zum Theil kreideartig. Die flachhingestreckten Hügel mit den zahlreichen ergiebigen Weinpflanzungen erinnerten uns an den Champagner, von dem wir hier eine Flasche in seiner Heimath leerten. Die Dörfer in der Champagne haben wieder spitze Dächer, die mit Holzziegeln, seltner mit Stroh gedeckt sind. 'Ein Blick in das Innere eines Hauses rief mir eine Stelle aus Göthe's Feldzug in der Champagne (1792) in's Gedächtniß zurück, die ich hierher setzen will."

„„Wir wurden in Sivry einquartirt und fanden die Häuslichkeit gar erfreulich. Man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Haus, sondern fand sich erst in einem kleinen, offenen, viereckigen Raum. Von da gelangte man durch die eigentliche Hausthür in ein geräumiges hohes, dem Familien-

leben bestimmtes Zimmer. Es war mit Ziegelsteinen gepflastert. Links an der langen Wand ein Feuerherd mit einem darüber schwebenden Rauchfang. Rechts am Feuer stand ein hohes Klappkästchen, das auch zum Stuhl diente; es enthielt das Salz, welches, in Vorrath angeschafft, an einem trockenen Platze verwahrt werden mußte. Hier war der Ehrensitz, der sogleich dem vornehmsten Fremden angewiesen wurde. Auf mehrere hölzerne Stühle setzten sich die übrigen Ankömmlinge mit den Hausgenossen. Die landsittliche Kochvorrichtung konnte ich hier zum ersten Mal genau beobachten. Ein großer eiserner Kessel hing an einem Haken, den man durch Verzahnungen erhöhen und erniedrigen konnte, über dem Feuer. Darin befand sich schon ein gutes Stück Rindfleisch mit Wasser und Salz, zugleich aber auch mit weißen und gelben Rüben, Porree, Kraut und dergleichen. Topf- und Tellerbretter nahmen den Raum ein, den jenes Viereck des offenen Vorhauses inwendig zur Seite ließ. Nett und der Ordnung gemäß war das Geräthe zusammengestellt. Eine Magd oder Schwester des Hauses besorgte Alles auf's zierlichste. Die Hausfrau saß am Feuer, ein Knabe stand an ihren Knieen, zwei Töchterchen drängten sich an sie heran. Der Tisch war gedeckt, ein großer irdener Napf aufgestellt, schönes weißes Brot in Scheibchen hineingeschnitten, die heiße Brühe drüber gegossen und guter Appetit empfohlen. Hierauf folgte das zu gleicher Zeit gar gewordene Zugemüse, so wie das Fleisch.'''

„Hinter Chalons hüllte sich die Gegend in Dunkel. So durchfuhren wir Meaux und mehrere andere immer dichter zusammengedrängte Ortschaften. Der Morgen zeigte uns Paris. Die Einfahrt durch die Straße der Vorstadt (Faubourg) St. Martin gleicht der, welche man durch das schlesische Thor und die Köpeniker Straße in Berlin haben würde. Rechts und links hat man Fabrikgebäude, und hier giebt es noch weitläufige Höfe, Hintergebäude, Gärten. Durch die engeren und belebteren Straßen der Stadt, den Kern des Handels und der Gewerbthätigkeit, gelangten wir darauf zum Posthof und wurden von den Beamten mit größter Zuvorkommenheit und Höflichkeit behandelt."

Ehe wir unsere Wanderungen durch Paris beginnen, nehmen wir den Grundriß zur Hand. Die Stadt hat eine fast eirunde Gestalt und wird durch die in der Richtung von S.-O. nach N.-W. durchfließende Seine in eine nördliche und südliche Hälfte getheilt. Die Verbindung zwischen diesen beiden Stadttheilen wird durch 22 Brücken vermittelt. Unter denselben sind in der Richtung von O. nach W. die bemerkenswerthesten: die eiserne Brücke von Austerlitz, die Hängebrücke Louis Philipp, die Brücke von Arcole, die neue Brücke (Pont neuf), die auf gußeisernen Bogen ruhende Brücke der Künste (Pont des arts), die Königsbrücke (Pont royal), die schöne mit Bildsäulen geschmückte Brücke der Eintracht (Pont de la Concorde), die Hängebrücke der Invaliden und die aus Quadern gebaute Brücke von Jena. Die Seine umschließt drei Inseln, von denen zwei dicht bebaut sind. Auf der größten Seineinsel liegt die Cité oder Altstadt zwischen dem Pont Neuf und dem Pont Louis Philippe. Hier ist im S.-O. zu merken die ehrwürdige Notredamekirche, mehr im W. der Justizpalast und auf der westlichen Spitze der Insel am Pont Neuf die Reiterbildsäule Heinrichs IV,

Den nördlichen Theil von Paris bildet die eigentlich sogenannte Stadt (Ville), als innerer Stadtbezirk im Gegensatz des äußern Bezirkes. Letzterer besteht im Ganzen aus 14 Vorstädten, und diese werden von der innern Stadt durch die sogenannten Boulevards*) getrennt. Um den äußern Stadtbezirk ziehen sich ebenfalls Baumpflanzungen an einer von Barrièren durchbrochenen Umfassungsmauer entlang. In weiterer Entfernung wird Paris noch von einer befestigten Umwallung (enceinte continue) umgürtet. In der innern Stadt (Ville) bemerken wir zuvörderst dem Pont Royal gegenüber den Palast der Tuilerien, ein nicht vollständiges Viereck, welches im O. durch die Gemäldegalerie (Galerie du Museum) mit dem der Brücke der Künste grade gegenüberliegenden Palast des Louvre zusammenhängt. An

*) Von boule, Kugel, Bolle, und verd, grün. Boulevards bedeutet also eigentlich: „grüne Bollwerke", die ehemaligen mit Gräben versehenen, grün beras'ten rundgewölbten Wälle; jetzt mit Bäumen bepflanzte Wandelbahnen.

der Seine entlang in westlicher Richtung folgt der Garten der Tuilerien, der Platz der Eintracht (Place de la Concorde) mit dem Obelisk, und die Elysäischen Felder (Champs Elysées). Von da bringen wir nordwestlich durch die mit Bäumen bepflanzte Straße von Neuilly (Avenue de Neuilly) bis zum Triumphbogen (Arc de Triomphe) vor und wenden uns nun zu der langen Straße St. Honoré, welche nördlich von dem Tuileriengarten und den Elysäischen Feldern parallel mit der Seine läuft, uns die Durchblicke nach der Magdalenenkirche (la Madeleine, nördlich vom Obelisk) und nach der Vendôme-Säule (grade nördlich vom Tuileriengarten) vergönnt, am Palais Royal und der Getreidehalle (halle aux blés) vorüberführt, zuletzt aber bei dem Marché des Innocentes, einem großen Marktplatz, endigt. Von hier aus wenden wir uns nach dem Stadthaus (Hotel de Ville, nördlich von Notre Dame), dann treffen wir weiter nach O. zu auf die Juliussäule, und beschreiben endlich auf den Boulevards St. Antoine, du Temple, St. Martin ꝛc. einen großen Halbzirkel bis zur Magdalenenkirche. Im N. dieses Bogens merken wir noch die beiden Kirchen St. Vincent de Paule (unweit des Bahnhofes der Nordbahn) und Notre Dame de Lorette (in der Gegend, wo der Weg nach dem Montmartre führt), ferner südöstlich vom Boulevard Montmartre die Post und südlich davon die Börse.

Von der Magdalenenkirche wenden wir uns zur Betrachtung des südlichen Stadttheiles auf der andern Seite der Seine. Dieser führt den Namen Universitäts-Viertel (Quartier de l'Université) oder lateinischer Bezirk (Pays latin) und umfaßt zugleich auch die Vorstadt St. Germain (im W.). Dahin führt uns der Pont de la Concorde so, daß wir gleich anfangs auf den Palast Bourbon oder Palast der Deputirten stoßen. Südwestlich davon merken wir das Marsfeld (Champs de Mars), die Militairschule (Ecole militaire) und das Invalidenhotel (Hotel des Invalides). Von da gehen wir durch die Straße von Grenelle in südlicher Richtung, lassen das in der Gegend des Pont des Arts befindliche Hotel der schönen Künste nebst dem Hospital der Charité zur Linken liegen und wenden uns über den Platz der Kirche St. Sulpice mit dem Telegraphen nach dem Palast

Luxemburg, dem Sitz der vormaligen Pairskammer. Daran schließt sich im S. ein großer Garten und die Sternwarte oder das Observatorium (Observatoire). Von hier aus liegt östlich die Manufactur der Gobelins, nordöstlich das Militairhospital Val de Grâce, das Pantheon und die polytechnische Schule. Endlich sehen wir im O. den botanischen Garten (Jardin des Plantes), die Verpflegungsanstalt der Salpeterhütte (Hospice de la Salpêtrière) und die Weinhalle (Halle aux vins).

Die Altstadt ist der ursprüngliche Kern von Paris. Hier auf dem schilfbewachsenen Boden siedelten sich zuerst Fischer und Schiffer an, welche in der gallischen Mundart Luhutezi, d. h. die im Wasser Wohnenden genannt wurden. Sie gehörten dem Volksstamme der Parisier an, und von diesem Ursprung führt Paris noch jetzt in seinem Stadtwappen ein dreimastiges Schiff und über demselben die drei Königslilien. Als Gallien von den Römern unterjocht wurde, verbrannten die Parisier ihre Stadt, welche indeß von den Siegern mit Anspielung auf den örtlichen Schmutz unter dem Namen Lutetia (Lutetia Parisiorum, d. i. Kothstadt der Parisier) wieder aufgebaut und befestigt wurde. Kaiser Julian baute sich daselbst 360 einen Palast. Chlodewig erhob Paris 508 zur Hauptstadt des Landes und wohnte in jenem Palast, von dem man noch jetzt in der Straße Laharpe Ruinen finden soll. Seine Gemahlin Chlotilde vollendete den Bau der Kirche der heiligen Genofeva (Ste-Geneviève). Karl der Große stiftete die Schulen, aus welchen später die Universität entstand. In der Mitte des 9. Jahrhunderts belagerten und verbrannten die Normänner die Stadt. Hugo Capet erhob sie 987 erst wieder zum Königssitz; er wohnte in dem jetzigen Justizpalast. Der Bischof Moritz von Sully erbaute 1163 Notre Dame. Unter Philipp von Valois (seit 1328) zählte man bereits 150,000 Einwohner; aber der schwarze Tod raffte um die Mitte des 14. Jahrhunderts mehr als die Hälfte weg. Um diese Zeit begann der Bau des Hôtel de ville auf dem Greveplatz und etwas später der Bastille. 1418 starben durch Hungersnoth und Pest in drei Monaten 100,000 Menschen. Unter Ludwig XI. (+ 1485) zählte man schon 300,000 Einw. Der Pont neuf wurde 1604 von Heinrich IV. vollendet und 1614

seine Reiterstatue daselbst errichtet. Damals fing der Faubourg St. Germain an, das vornehme Quartier zu werden. Unter Ludwig XIII. († 1643) entstand das Palais Royal, das Luxembourg und der Jardin des Plantes. Unter Ludwig XIV. († 1715) wurden die schon von Katharina von Medicis angefangenen Tuilerien (1664) vollendet, fast gleichzeitig wurde die Säulenhalle des Louvre, das Hotel der Invaliden, die Sternwarte und das Thor St. Denis gebaut. Unter Ludwig XV. († 1774) wurde das Palais Bourbon, die Boulevards, die Kriegsschule und die Porzellanfabrik in Sèvres geschaffen, auch die Kirche Ste. Généviève vollständig ausgebaut und der Grundstein zum Pantheon gelegt. Die große Mauer, welche gegenwärtig noch steht, wurde 1784 errichtet, vorzüglich um dem Unfug des Contrebandirens zu steuern. Die Revolution unterbrach die Bauten; aber seit Napoleon wurde wiederum viel für die Verschönerung von Paris gethan. — Paris hat drei deutsche Meilen im Umfang, anderthalb Stunden im größten Durchmesser und bedeckt mit 40,000 Gebäuden $\frac{3}{5}$ Quadratmeilen. Die Bevölkerung betrug 1842 ohne das Militair 912,000 Einwohner, mit dem Stadtgebiet etwa 1,150,000.

Zweites Kapitel.

Ich wohne in einem Hotel der Straße Vivienne, nahe bei der Post, der Börse und dem Boulevard Montmartre. Von der Hausflur bis zum obersten Dachraum herrscht die größte Reinlichkeit. Man sagt mir aber, dies sei eine seltene Ausnahme in Paris, wo gar mancher Fremde auf seidenem Sopha zwischen Gold- und Marmorverzierungen sitzt, während doch überall die größte Unsauberkeit ins Auge fällt. Die Preise der Zimmer wechseln je nach Lage und Größe von 6 Francs bis 2 Francs täglich. Ich zahlte das Letztere für eine Mansarde *) des

*) Mansarden sind gebrochene Dächer mit darin befindlichen Stuben, benannt nach dem Erfinder, dem berühmten Baumeister Ludwigs XIV., Mansard († 1666).

dritten Stockes und bin ganz mit meinem Quartier zufrieden. Es hat einen zierlichen Alkoven für das überaus reinlich gehaltene Bett, ist zwar nur mit gefirnißten Steinfliesen statt der Dielen versehen, doch sind diese mit Teppichen belegt. Ein Marmorkamin, eine Commode, ein Secretair, ein Waschtisch, ein Marmortisch am Bett, drei gepolsterte Lehnsessel und drei andere bilden die Ausstattung. Man befindet sich darin durchaus heimisch und wohl, auch habe ich eine belebte Aussicht auf die Straße.

In Gesellschaft eines Landsmannes, den mir der Zufall zugeführt, machte ich meinen ersten Spaziergang durch die große Weltstadt. Die Pariser haben dafür gesorgt, daß man sich leicht darin zurecht finde. Die Seine dient als Hauptwegweiser. Sämmtliche Straßen laufen nämlich entweder in gleicher Linie mit dem Fluß, oder richten sich senkrecht dagegen. Jene haben rothe Hausnummern, diese schwarze. In allen Straßen stehen, von dem Ausgangspunkte der bezeichneten Richtung an gerechnet, die graden Zahlen zur rechten, die ungeraden Zahlen zur linken Hand. Hat man eine schwarze ungerade Zahl rechts, so nähert man sich der Seine, ist's eine ungerade Zahl, so entfernt man sich davon; hat man eine rothe gerade Zahl rechts, so geht man in gleicher Richtung mit der Strömung des Flusses. Wir kamen zuerst durch eine Passage, so heißen die der leichtern Verbindung wegen gemachten Durchbrüche durch die Straßenviertel, die mit Glas gedeckt, mit Granit oder Asphalt*) gepflastert und auf beiden Seiten mit den glänzendsten Läden besetzt sind; sie haben also Aehnlichkeit mit den orientalischen Bazars. Hier hatte ich zuerst Gelegenheit, die reiche Mannigfaltigkeit und kunstvolle Feinheit der Pariser Industrie-Gegenstände, so wie die geschmackvolle Anordnung derselben zu bewundern. Den Glanz dieser Erzeugnisse sieht man vorzüglich in der Passage

*) Der Asphalt, auch Erdharz oder Judenpech genannt, wird neuerlich zur Bedeckung von flachen Dächern und zur Straßenpflasterung angewandt, da er eben sowohl dem Feuer, als der Feuchtigkeit widersteht. Zu dem Ende wird er in einem Kessel flüssig gemacht, mit Sand vermischt und noch im Flusse auf die feste trockene Unterlage gegossen, worauf er sogleich zu einer steinharten Masse erstarrt.

des Panorama, in den Passagen Vivienne und Colbert, in den Straßen Vivienne und Richelieu, auf dem Boulevard der Italiener und im Palais-Royal. Diese Gegend könnte man den Schmuckkasten von Paris nennen. In der Passage des Panorama traten wir in das Magazin eines Uhrmachers, wo Alles blitzte und funkelte. Da stand eine Pendeluhr, welche das Innere der Magdalenenkirche vorstellte. Dasselbe war genau mit allen Seitenaltären nachgebildet, und im Hintergrunde war selbst das große geschichtliche Gemälde erkennbar. Im Vordergrunde bewegte sich eine Procession, wie sie am Frohnleichnamsfeste stattfindet. Voran ging der Schweizer mit seinem Stabe und in seiner Uniform. Ihm folgten Jungfrauen in weißen Kleidern, einige Fahnen tragend, alle aber eine lange dünne Wachskerze in der Hand. Dann kamen junge Leute von einer andern Brüderschaft in Blau gekleidet und ebenfalls eine Fahne tragend, hinter ihnen verschiedene Kirchendiener nebst den Chorknaben, welche Körbe mit Blumen trugen, um den Weg damit zu bestreuen, endlich der Bischof in der Amtstracht, über ihm der von vier Diakonen getragene Thronhimmel, neben ihm Kinder mit Kerzen rc. Durch eine mechanische Vorrichtung bewegte sich der ganze Zug feierlichst vorüber. Eine andere Wanduhr hatte sieben Bewegungen, und der gefällige Besitzer des Ladens zog sie für uns auf. Da war eine von Säulen getragene Wegeleitung, über welche ein Eisenbahnzug dahin rutschte, eine Brücke, über welche Wagen aller Art rollten und Fußgänger spazierten, ein Fluß mit segelnden Schiffen. Eine Windmühle drehte sich auf einer Anhöhe, eine Wassermühle klapperte im Vordergrunde, ein Telegraph auf einer Thurmspitze, welche zugleich das Zifferblatt zeigte, machte seine verschiedenen Zeichen in der Luft. Im Hintergrunde lag eine Stadt in der Mitte einer malerischen Landschaft. — Sehr oft befindet sich der ganze Reichthum eines Ladens in dem gläsernen Vorbau. Besonders gilt dies von den Localen für Früchte und Zuckerwerk. Die Figuren und Gruppen, welche die Verkäufer zur Schau stellen, erfordern ein wahres Kunststudium; jeden Morgen erblickt man neue Anordnungen und Verzierungen. Manche Handlungen überraschen durch die Einrichtung des Zusammengehörigen. So trifft man in einer

Thee- und Chocoladenhandlung nicht nur Thee, Chocolade, Kaffee aufs sauberste ausgelegt mit den darauf bemerkten Preisen, sondern man sieht zugleich die zierlichsten Tassen, Theekannen, Spülnäpfe, Theesiebe und andere Gefäße zur Bereitung und zum Genuß der betreffenden Getränke. Damit sich Alles ganz vervollständige, sieht man noch durch horizontal liegende helle Spiegelscheiben unten im Keller das Getriebe der Maschinen, auf denen die Chocolade bereitet wird, Räder und Walzen vom glänzendsten Stahl und Messing. Die Preise sind fast überall auf den Waaren bemerkt. Manche Gegenstände kamen mir sehr wohlfeil vor. Ich sah ganz elegante Seidenhüte für Männer von 3 Francs 50 Centimes (nicht ein voller Thaler), Herrenstiefeln von 16 bis 20 Francs, Preise, die den unsrigen gleichen, aber dabei eine Arbeit, welche die unsrige weit übertrifft. Unter den Uhren bemerkte ich außerordentlich schöne broncene Stutzuhren von 80 bis 300 Francs, die man bei uns unstreitig viel theurer kauft.

Wir nahmen unsern Weg die Boulevards entlang, um von diesem berühmtesten und schönsten Stadttheil bei dem heiteren Himmel gleich den ersten frischen Eindruck mitzunehmen. Sie ziehen sich wie ein grüner Kranz um den Kern von Paris, haben aber doch mehr ein städtisches, als ein gartenartiges Ansehn. Die mit viereckigen Steinen gepflasterte Fahrstraße in der Mitte ist frei. Da bewegen sich in langer ununterbrochener Doppelreihe hin und her prachtvolle Equipagen mit schimmernden Livreen vorn und hintenauf, Reiter auf stolzen Rossen, Omnibus, Cabriolets, zweirädrige Karren, Tonnenwagen, genug, das wunderlichste Fuhrwerk durcheinander. Die breiten Bürgersteige, welche von einer, zuweilen auch von zwei Reihen Bäumen beschattet und mit Quadern oder Asphaltplatten belegt sind, zeigen ebenfalls das bunteste Gewühl der Fußgänger. Spaziergängerinnen sahen wir, da die Stunde noch zu früh war, wenig. Auffallend war mir die große Menge trauernder Gestalten, sowohl Damen als Herren mit dickumwundenen Florhüten. Dies erklärt sich daraus, daß die Sitte eine sehr lange Trauer vorschreibt. Die hohen Uferwände des Menschenstromes, der zwischen dem Grün in den verschiedenartigsten Trachten vorüber-

fluthet, bilden die mannigfachsten Bauwerke. Die Erdgeschosse sind durchweg zu Läden und Gewölben, Kaffeehäusern und Restaurationen benutzt. Ausgezeichnet ist vor Allem der Boulevard der Italiener. Hier bildet das untere Geschoß aller Häuser insgesammt eigentlich nur eine Spiegelwand von Glasscheiben, hinter denen wir alle mögliche Reichthümer der Mode in Kleidern, Stoffen, Meublen, Gold, Silber und Juwelen aufs reizendste geordnet sehen. Auch die dazwischen liegenden Vergnügungs- und Speiselocale scheinen meist nur aus Gold und Spiegeln gebaut zu sein. Dahin gehört das „vergoldete Haus" (la Maison dorée), ein stattliches Gebäude an der Ecke der Straße Lafitte, welches seinen Namen davon hat, daß sämmtliche Verzierungen desselben, als Blättergesimse, Fenster- und Balcongitter ꝛc. von vergoldeter Bronce sind, die freilich im Laufe der Zeit ein wenig verblichen ist. Vor den Kaffeehäusern sitzen gegen Abend unter freiem Himmel auf prächtigen Sesseln und Stühlen Hunderte von Herren und Damen in den anmuthigsten Gruppen und in lebhaftester Unterhaltung.

Als wir in die Friedensstraße (rue de la Paix) eingetreten waren, stand auf einmal die schlanke Vendômesäule mit dem kolossalen Bilde Napoleons vor uns. Dies weltberühmte Siegesdenkmal wurde in vier Jahren, von 1806 bis 1810, vollendet. Es ist 133 Fuß hoch und hält zwölf Fuß im Durchmesser. Zwölfhundert eroberte östreichische und russische Kanonen lieferten das Erz dazu. Alles ist in kolossalem Maßstabe ausgeführt. Jeder der Adler, welche die Blumengewinde am Fußgestell halten, wiegt allein schon fünfhundert Pfund. Der Bronceguß des Standbildes auf dem Gipfel ist zehn Fuß hoch. Der Platz ist mehr als zweihundert Schritt lang und fast eben so breit. Wir schritten näher. Die schlangenförmig emporsteigenden Basreliefs und die Adler der Säule strahlten im hellen Sonnenschein, und hoch oben in der blauen Luft schwebte die dunkle Schattengestalt des großen corsischen Helden mit seinem bekannten kleinen Hütchen. Es war ein majestätischer Anblick! — Von da gelangten wir nach dem Concordienplatz (Place de la Concorde, neuerlich auch Revolutionsplatz genannt), der zwischen dem Garten der Tuilerien und den elysäischen Feldern gelegen ist.

In seiner von Asphalt bedeckten Mitte erhebt sich die zwei und siebenzig Fuß lange Nadel der Kleopatra, der 1833 hergeschaffte Obelisk von Luxor mit vergoldeten Hieroglyphen. Auf jeder Seite sprudelt ein Springbrunnen seine reiche Krystallfluth in ein Becken, aus welchem kräftige Nymphen und Tritonen hervorschauen. Ringsum steht ein Kreis riesenhafter Laternenträger von vergoldeter Bronce. Dazwischen glänzen auf dem Hintergrunde des frischbelaubten Buschwerks blendend weiße Marmorbilder; acht kolossale im Kreise vertheilte Statuen stellen die größeren Städte Frankreichs vor. Man hat von diesem Platze aus vier herrliche Durchblicke. Auf der Morgenseite sieht die große Hauptallee des Tuilerien-Gartens hinab und am Schluß derselben die Kuppel des mittelsten Pavillons der Tuilerien. Auf der Abendseite schaut man durch die elysäischen Felder in die breite Allee, welche die Avenue de Neuilly heißt, und entdeckt am Ende derselben in graue Dämmerung des Dunstes und Staubes halb eingehüllt den stolzen Triumphbogen des Sternes (de l'Etoile). Gen Mittag überfliegt das Auge die Brücke de la Concorde und wird dadurch jenseit des Stroms grade auf die im edlen griechischen Stil prangende Hauptfront des Deputirten-Palastes geführt. Nach Mitternacht zu öffnet sich eine breite kurze Straße, deren Ausgangspunkt der prachtvolle, von Säulen getragene Giebel der Magdalenen-Kirche krönt, das schönste Bauwerk von Paris im neueren Kirchenstil. Dieser Platz ist nach dem St. Petersplatze in Rom wohl der schönste; aber hier, wo der Obelisk auf eine bedeutungsvolle Vergangenheit hinweist, ist auch eine Stätte blutiger Erinnerungen; hier fiel am 21. Januar 1793 das Haupt des königlichen Märtyrers Ludwigs XVI. und wenige Schritte von dieser Stelle unterzeichnete der schon auf der Flucht begriffene Louis Philipp am 24. Februar 1848 die Abdankungsurkunde. Bei einem lichten Nebel in den Abendstunden des Winters hat der Platz, dem hohe markirende Gegenstände fehlen, etwas Zauberhaftes: es entsteht alsdann oft eine unglaubliche Verwirrung von Wagen und Fußgängern, die sich beständig im Kreise drehen, ohne zu wissen, auf welcher Seite sie sich befinden.

Wir gingen weiter durch den Garten der Tuilerien. Ich

freute mich der im ersten Frühlingsschmuck prangenden Linden und Kastanien. Die Jugend war auf den freien Räumen in munterer Bewegung, und ich sah hier eine ganz neue Art des Reifenspringens. Zwei kleine Mädchen schwangen das Seil. Eine buntgemischte Kinderschaar in ärmlichster und reichster Kleidung bildete eine Reihe, und Jeder ging nun einzeln vor, um den Sprung auszuführen; wer fehlte, mußte austreten. Damen daneben beaufsichtigten die eigenen und fremden Kinder mit gleicher Freundlichkeit. Gute Sitte waltete bei dem ganzen fröhlichen Verkehren; Leichtigkeit und Anmuth zeigte sich in allen Bewegungen der kleinen Gymnasiasten. Der Flächeninhalt des Gartens beträgt etwa 67 Morgen. Zwei Terassen, die eine nach der Seine zu, die andere nach der Prachtstraße Rivoli zu, begrenzen ihn. Ein breiter majestätischer Baumgang führt durch die Mitte. Drei runde Wasserbecken sind mit Marmorstatuen geziert; umher sind Flora's reiche Schätze ausgebreitet. Der Tummelplatz der vornehmen Welt ist ein freier Platz, die Allee der Orangen. Unmittelbar am Schloß befindet sich ein Blumengarten. Die Tuilerien sind ein weitläufiges, mit jonischen und korinthischen Säulen geziertes, mehr als tausend Fuß langes Gebäude, dessen Front auf der Abendseite drei, auf der Morgenseite fünf Pavillons hat. Der Bau offenbart den verirrten, unreinen Geschmack des 16. Jahrhunderts, doch ist ihm Großartigkeit und Mannigfaltigkeit schöner Verhältnisse nicht abzusprechen. Das Schloß steht auf einem Platze, wo sich früher Ziegelhütten (tuile, d. i. Dachziegel) befanden; daher der Name. Der Schloßhof umschließt den Carousselplatz (der nach einem 1662 dort gehaltenen Caroussel oder Ritterspiel benannt wurde) mit einem ziemlich geschmacklosen Triumphbogen, auf dem bis 1814 vier antike broncene Rosse aus Venedig prangten. Mit dem gegenüberliegenden Palast des Louvre ist ein Flügel der Tuilerien durch die Gemäldegallerie (les Galeries oder Galerie du Museum) verbunden. Dies ist wiederum ein weit ausgedehntes Gebäude von etwa 660 Schritt Länge, dessen nach der Seine zu gekehrte Hauptfront allein 48 prächtige, je zwei und zwei geordnete Säulen enthält, während innen im Hofe stets drei Reihen kleinerer Säulen übereinandergestellt die Fenster umgeben.

Das Louvre wuchs aus einer alten Burgveste des Königs Philipp August (um 1200) in einem Zeitraume von sechs Jahrhunderten allmälig zu dem prachtvollsten Palaste von Paris. Napoleon verwandte darauf nicht weniger als sechs Millionen Thaler. Jetzt ebenfalls eine Wohnung der Künste. Mein Begleiter deutete mit dem Finger nach einer Stelle des Palastes und sagte: „Sehen Sie, dort ist das Fenster, aus dem Karl IX. in der Bartholomäus-Nacht auf die Hugenotten geschossen hat!" Diese Erinnerung blindwüthenden Religionseifers brachte uns nach der Kirche Saint-Germain l'Auxerrois, von welcher am 23. August 1572 das Zeichen mit der Sturmglocke zu jenem meuchelmörderischen Ueberfall gegeben wurde. Bis zur letzten Revolution war sie die Hofkirche. Wie es scheint, waren die Gebäude umher von wüthenden Feinden der Hugenotten bewohnt. Namentlich gewährte ihnen das Haus des Dechanten der Kirche einen geheimen Aufenthalt, und aus den Fenstern desselben fiel, wenige Tage vor dem furchtbaren Ereigniß, ein Schuß auf den würdigen Admiral Coligny. Wir traten in die nicht große Kirche ein. Die reiche Verzierung des Innern erschien noch bedeutender durch den Glanz von Lichtern; denn es wurde eben ein Trauer-Gottesdienst darin gehalten. Dieser Umstand rief uns die am 13. Februar 1831 hier von den Priestern begangene Todtenfeier für den Herzog von Berry ins Gedächtniß, in Folge deren das zum Zorn gereizte Volk das Gebäude mit zerstörender Wuth von allen Seiten angriff. Unter Louis Philipp ist die Kirche restaurirt worden, hat aber noch immer einen ruinenartigen Anstrich.

Zu Mittag traten wir in das Cabinet eines italienischen Speisewirths (Restaurant), um dort ganz allein zu speisen. Dies ist überhaupt hier eine angenehme Sitte. Man kann fast in allen Speisehäusern kleine Cabinets haben, wo man ganz abgesondert ist, um in einem elegant und bequem eingerichteten Gemache sich völlig seiner Behaglichkeit zu überlassen.

Des andern Tags besuchten wir die Seine. Diese war sonst mehr als jetzt die Hauptträgerin der Gewerbthätigkeit und des Handels, weshalb sich Alles so nahe als möglich dahin drängte, und da die Häuser nicht in die Breite wachsen konnten,

so thürmte man sie zu schwindelnder Höhe empor. Dies ist besonders an den Kais der Seine-Insel, welche dem Pont neuf zunächst liegen (Quai de l'Horloge und des orfèvres) der Fall. Diese Kais schließen den Fluß mit ihren dicken Mauern wallartig ein, während überall feste breite Abgänge hinunter führen. Ein Spaziergang unter den schattigen Bäumen der Trottoirs gewährt das wechsellvollste Schauspiel. Da sind die vielen Brücken über den Fluß, die größten und schönsten, die ältesten und neuesten Gebäude an seinen Ufern; da ist der mannigfach belebte Wasserspiegel mit seinen Waschhäusern, Badesalons und Holzflößen, mit den rauchenden Schloten der Dampfboote, den wallenden Segeln und Wimpeln der Kohlenschiffe, Kähne und Gondeln; da sind die vielgestaltigen an den Ufern und über die Brücken dahinrollenden Fahrzeuge, namentlich ganze Züge von Riesenomnibus, endlich die hüben und drüben dahinwogenden Menschenmassen. Auf dem Pont neuf stehen selbst mehrere Boutiquen; der Verkehr ist hier am lebhaftesten und man findet daher auch eine Menge Schuhputzer, Hundescheerer und Stockverkäufer. Die Reiterstatue Heinrichs IV., deren Metall man in der Revolutionszeit zum Guß von Kanonen gebrauchte, wurde wieder neu hergestellt. — Jetzt betrachte ich das alterthümliche Geschwisterpaar der Thürme von Notre-Dame, die aus dem Hintergrunde über die tausend Schornsteine der Cité und über die wunderlichen Dach- und Giebelspitzen des Justizpalastes hervorragen. Dabei springt mir das Charakteristische der Pariser Bauart in die Augen: lange Schornsteine, die wie Festungsthürme aufsteigen, ziemlich flache Dächer, Mansarden, gewaltige Brandmauern, hohe Fenster, große Glasscheiben.

Gegen Abend wollten wir noch das Palais-Royal, diesen seit Jahrhunderten so viel beschriebenen und besprochenen Tempel des Luxus, besuchen. Ein Omnibus fuhr vorüber; auf der Rückseite des Wagens standen die Worte „Bourse" und „Palais-Royal", und im Nu waren wir eingestiegen. Für 6 Sous oder Vierpfennigstücke, das heißt also für 2 Silbergroschen, kann man das Vergnügen haben, das Häusermeer von Paris in verschiedenen Richtungen seiner ganzen Länge nach ziemlich schnell zu durchschneiden. Ein solcher Omnibus gleicht voll-

kommen einer unserer bedeckten Elbgondeln. Die Fahrenden sitzen längs der offenen Fenster an beiden Seiten hin, vorn quer vor der Präsident, hinten an der offenen Thür der Steuermann (Conducteur), welcher das Geld einfordert und auf dem Zifferblatt den Zeiger der Personen-Nummern rückt, oben längs des mit Luftzügen versehenen Daches ein langer Lederriemen, um die Einsteigenden in dem sogleich weiter geschaukelten Hause zu ihren Sitzen zu leiten, und nun der stete Wechsel von Ein- und Aussteigenden! Unsere Fahrgesellschaft war ganz anständig: ein Herr mit dem Orden der Ehrenlegion, mehrere Damen in sehr saubern Toiletten, ein einzelnes junges Mädchen, zwei Stutzer mit furchtbaren Bärten, eine Erzieherin mit kleinen Kindern.

Das Palais-Royal wurde vom Cardinal Richelieu gegründet, war großentheils Eigenthum des jüngst vertriebenen Königs. Man stelle sich einen Palast vor, dessen vier Flügel unter sich verbunden und dessen Hauptfronten dem innern Raume zugekehrt sind. Dieser innere Raum ist ein gestrecktes Viereck von 350 Schritt Länge und 150 Schritt Breite. Er ist mit Kies überfahren, an den Seiten mit einer vierfachen Allee von Kastanien bepflanzt, in der Mitte mit Blumenbeeten, Springbrunnen und Bildsäulen geschmückt. Rings umher zieht sich unten an den vier Wänden eine bedeckte Säulenhalle entlang, die durch ihre Bögen den Blick auf die Gartenanlagen gewährt, auf der andern Seite aber und über dem Bogengange ist Alles mit einer prachtvoll ausgestatteten Reihe von Kaufläden, Restaurationen, Kaffeehäusern, Lesecabinetten, Gallerien und Theatern angefüllt. Hier war früher die Stätte der ausschweifendsten Zuchtlosigkeit und der verderblichsten Spielwuth; jetzt ist es ein anziehender Erholungsplatz, den bei Tag und Nacht jedes Alter und Geschlecht betreten kann. Die Pariser Geselligkeit findet sich da in allen Abschattungen, vom feinsten und edelsten Geschmack bis hinab zur leichtfertigsten Abgefeimtheit und niedrigsten Verworfenheit; vor den besuchtesten Kaffeehäusern wimmelt es von Abkömmlingen aller Nationen. Vor seiner Thronbesteigung wohnte Louis Philipp in den oberen Etagen eines Theiles dieser Gebäude als glücklicher Familienvater, und wirk-

lich könnte man sich entschließen sein Leben hier zuzubringen; denn es ist für alle möglichen Bedürfnisse gesorgt. Alle Arten der Gewerbe und des Kunstfleißes sind vertreten; man hat in Fülle leibliche und geistige Nahrung, man sieht Natur und Kunst im schönen Verein, hat frische Luft und freie Bewegung für die Gesundheit. Mit solcher Ansicht harmonirt die Grille eines unlängst verstorbenen Sonderlings, der es sich zwanzig Jahre hindurch zur Aufgabe gemacht hatte, die Säulengänge unaufhörlich mit weiten Schritten zu messen, und der als der in Lumpen gehüllte „Mann mit dem langen Bart" ein Wahrzeichen von Paris geworden war. — Während wir in dem Garten lustwandelten, war die Dunkelheit eingebrochen, und alsbald ergoß sich ein Meer von Licht aus allen Räumen des Palastes, gleich als wenn daselbst ein großes Fest gefeiert würde: aus allen Fenstern strahlten Tausende von Lichtern und unter den Bogengängen brannten außerdem noch Gasflammen in Glaskugeln, so daß die Nacht in sonnige Tageshelle verwandelt war und das Ganze sich fast wie ein zauberhaft erleuchtetes Feenschloß ausnahm. Aber unter dem Bilde der Freude lauerte oft das nahe Verderben! Ich gedachte des Festes, welches der Herzog von Orleans im Juni 1830, also kurz vor dem Ausbruche der vorletzten Revolution, dem König von Neapel gab und wo man sich sagte, daß dies ächt neapolitanisches Fest sei, weil man auf einem Vulkane tanze, und um dies anschaulicher zu machen, verbrannte das Volk in tollem Muthwillen alle Stühle des Gartens zu einem lustigen Johannisfeuer. — Ermüdet und stumpf durch die Masse der Eindrücke kehrte ich endlich zu meinem stillen Stübchen in der Straße Vivienne zurück. —

Heute hatte ich Gelegenheit, einem Pariser Volksfest beizuwohnen. Es war das Fest der Wäscherinnen. An den Halbfasten nämlich, welche auch sonst durch Maskenzüge und andere Lustbarkeiten gefeiert werden, erwählen sich die Wäscherinnen ihre Königin. Am Morgen dieses Tages sieht man über allen Dächern der in der Seine liegenden Waschschiffe Tannen-

bäume aufgerichtet, an denen bunte Bänder und dreifarbige Fahnen flattern. An der Brücke des Erzbisthums (Pont de l'Archevêché), Notre-Dame gegenüber, sammelt sich das Volk. In einem kleinen Boot am Ufer lodert ein Feuer, und man verbrennt unter Jubel eine große als Wäscherin gekleidete Puppe, durch welchen Act die Abdankung der bisherigen Königin vorgestellt werden soll. Nun setzt sich ein feierlicher Zug in Bewegung. Voran gehen Musikanten, welche eine rauschende Musik aufspielen. Dann folgen Bursche mit Bändern um den Hut und Fahnen in der Hand, einen hohen reichgeschmückten Tannenbaum tragend. Hinterdrein kommen schneeweiß gekleidete Kinder mit einem großen Blumenkorb, endlich die abgedankte bisherige Königin, ebenfalls weiß gekleidet und eine Blumenkrone auf die Stirn gedrückt, am Arm ihren König, der mit dreifarbiger Schärpe einherstolzirt, hinter ihnen ein langer Schweif von rosenroth- und weißbekränzten Jungfrauen mit ihren bebänderten Burschen. So machen Alle einen Umzug über die beiden zunächst liegenden Brücken der Seine, darauf wird ein riesiger Butterkuchen (brioche) aus dem erwähnten Boote geholt, und endlich steigt man in ein Schiff hinunter, wo die neue Wahl vor sich geht. Jede der hübschen jungen Wäscherinnen, die mit im Gefolge waren, steckt eine Stecknadel in den Theil des Kuchens, den sie für sich abgeschnitten wünscht, und die, welche eine Bohne darin findet, ist die Glückliche. Diese wählt ihren König, es folgt ein Tanz, und späterhin beginnt der Triumphzug der neuen Königin durch die Stadt.

Der große Halbzirkel der Boulevards, der die eigentliche Ville umschließt, hat verschiedene Färbungen. Der westliche Theil mit dem Mittelpunkt der Boulevards der Italiener hat den Anstrich der vornehmen Welt, der östliche Theil mit dem Mittelpunkt der Boulevards des Tempels (du Temple, so genannt von einem ehemaligen Schlosse der Tempelherren) hat mehr einen volksthümlichen Anstrich. Auf den Boulevards der Italiener sitzen die Bankiers, die Rentenverzehrer und die Börsenmänner, die berühmten Schriftsteller und Künstler, die Löwen oder Barthelden der feinen Gesellschaft, die Fremden, welche diese kennen lernen wollen, und die Koketten,

welche alle zartgewobenen Netze ihrer Verführungskünste ausspannen, um den Unerfahrenen zu bethören. Hier ist in der Ausstattung der Kaffeehäuser und Restaurationen Alles ächt und gediegen: der rothe Sammt der Sessel, die Vergoldung der Spiegel, der Damast der Vorhänge, das Getäfel des Bodens, das Silber der Teller, Löffel, Messer und Gabeln. Auf den Boulevards des Tempels dagegen tritt mehr ein falscher Flitterglanz hervor. Am Tage sind sie ziemlich menschenleer, aber des Abends nach vollbrachter Arbeit füllen sie sich mit ungeheuren Massen von Kleinbürgern und Blousenmännern, die sich ergehen und vor den Kassen der vielen hier gelegenen Volkstheater zusammenströmen. Hier hat auch der Trödelmarkt seine Buden aufgeschlagen; die Hauptrolle aber spielen die Gewürzkrämer, welche vorzugsweise für das Bedürfniß zu sorgen haben und kleine Naschwaaren, Butterkuchen, Honigkuchen nebst buntem Gerstenzucker feil bieten; letzteres Beides Lieblingsnäschereien der süßen Franzosen. Auf diesem weiten Schauplatze, wo der Boden übrigens meistentheils hügelartig auf- und absteigt, bewegt sich nun hauptsächlich die bunte geräuschvolle Welt der Halbfasten. Mein Freund begleitete mich zur Schau.

Wir begannen unsern Weg von der Gegend der Magdalenenkirche aus. Als wir den Boulevard der Capuziner bis zu einem Punkte erreicht hatten, wo wir ihn nach allen Seiten übersehen konnten, machten wir Halt. Der Anblick der wogenden dichtgedrängten Massen war großartig. Das wechselvolle Farbenspiel wurde noch dadurch erhöht, daß die Trachten des Pariser Volkes bunter und heiterer sind als die unsrigen und daß sich einzelne Masken in phantastischer Tracht mit brennenden Farben und Gold darunter zeigten. Alle Fenster bis hinauf zu den obersten Stockwerken waren dicht besetzt, und man sah auf diese Weise einen großen Theil der wirklich reichen und glänzenden Welt von Paris, die es natürlich behaglicher fand, Alles von oben herab mit anzusehen, als sich unter das Getreibe zu mischen. Der mittlere Raum war mit zahllosen Wagen bedeckt, die sich in dreifacher Doppelreihe hin und her bewegten. Die Sonne schien warm und leuchtend vom reinen blauen Hi[illegible] bewegte Gemälde herab. — Wir setzten

jetzt unsern Spaziergang über die ganze Länge der Boulevards fort. Es hatte sich eine Hin- und Herströmung gebildet, und wir gingen nun da, wo beide Richtungen sich an den Grenzen ein wenig mit einander mischten, ganz behaglich weiter. Auf dem Boulevard der Italiener war das Gedränge am größten. Die Räume vor den Erfrischungslocalen hatte man schon sommerlich benutzt und an zahllosen kleinen Tischen saß man bei Kaffee, Chocolade, Limonade, Eis, Wein. Kein Staub belästigte die Spaziergänger und die Fahrenden; denn die Sonne darf sich kaum eine Stunde blicken lassen, so benetzt man sogleich das Steinpflaster aufs allergründlichste, weshalb die vertieften Stellen der Boulevards zuweilen kothig sind, während das übrige Paris völlig trocken ist. Inzwischen hatten sich allmälig mehr Masken eingefunden, das heißt Maskentrachten, meist ohne Larven. Die Mädchen gehen fast alle unverlarvt, und da sie mehrentheils sehr hübsch sind, so thun sie sehr wohl daran. Sie erscheinen als Gärtnerinnen, Bäuerinnen, Fischerinnen, Savoyardinnen. Selten begegneten wir einzelnen Masken, meist immer Gruppen von vier, sechs, acht zusammen. Dadurch erhöhte sich die Lebendigkeit des Anblicks, wie denn überhaupt das mir neue Schauspiel, Maskentrachten auf offener Straße zu sehen, eine ganz eigenthümliche Wirkung hervorbrachte, zumal die Verkleideten sich mit lautem Lachen, Scherzen und Jubeln durch den wirbelnden Strom hindrängten, völlig und ohne Rückhalt der Lust hingegeben. Auch einige Wagen mit Masken zeigten sich: Heiducken in reichen Tressenkleidern vorn und hinten schwenkten dreifarbige Fahnen, die Masken selbst waren auf die Sitze getreten, wo sie meist eine Gruppe von dreien bildeten, die sich mit in einander geschlungenen Armen hielten und so stehend, wie griechische oder römische Sieger, daher fuhren.

Wir waren nun bereits über den Boulevard Montmartre hinausgekommen, als plötzlich ein verstärktes Brausen der Volksstimmen unsere Aufmerksamkeit nach einer Seitenstraße hinlenkte, wo ein großer mit sechs Pferden bespannter Wagen den stattlichsten Anblick darbot. Die Rosse trugen hohe Federbüsche auf dem Haupte und waren mit rothen, goldbetreßten Decken behangen. Ein Wagenführer in mittelalter[illegible] lenkte sie;

ähnlich gekleidete Trompeter nahmen die Sitze ein und bliesen einen schmetternden Marsch. Diesem Trompeterwagen folgten eine ganze Reihe anderer, vielleicht ein Dutzend, alle hauptsächlich mit alterthümlichen Maskentrachten besetzt, doch waren auch viele in möglichst leuchtenden und schimmernden Farben mit untermischt. Die Pferde waren lauter Sechsgespanne, eben so mit Federbüschen und rothen, goldbetreßten Decken, wie die ersten. Die Wagen bewegten sich auf schwerfälligen antiken Blockrädern und waren sämmtlich reich mit Kränzen, Fahnen und Decken geschmückt. Ich bemerkte nur Frauen darauf und wußte anfangs nicht, was dieser Prachtzug zu bedeuten hatte, als der von vielen Seiten her ertönende Ruf: „die Wäscherinnen!" uns das Räthsel löste. Wir waren eben eine ziemlich beträchtliche Höhe hinangestiegen, und hier entfaltete sich auf einmal das ganze Getriebe zu unseren Füßen vor uns und hinter uns zu einem höchst malerischen Ueberblick: die wogende dunkele Menge, die tausendgliedrige endlose Kette der Wagen, die buntfarbigen Masken und vorzüglich der Zug der Wäscherinnen, auf einer Strecke von wohl einer halben Stunde vor- und rückwärts im hellsten Sonnenlichte strahlend. Dazu ragten die schwarzen Thore St. Martin und St. Denis, die ehemaligen Stadtthore des alten Paris, welche jetzt römischen Triumphbogen gleichen, ernst und starr aus den vielfarbig schillernden Wellen des Menschenstromes hervor. Es war, als ob eine düstere, versteinerte Zeit auf die thörichte Lust grollend und warnend hernieder schaute. — Beim Weitergehen gelangten wir gewissermaßen in die Vorhallen des Festtempels. Die sieben oder acht Theater, welche sich auf den nächstfolgenden Boulevards befinden, sind schon von Besuchern umlagert, die zahlreichen Kaffeehäuser sind schon überfüllt, und rings umher haben sich eine Menge Krämer mit ihren Kramtischen angesiedelt, wo allerlei Spielwaaren und Näschereien feil geboten werden oder wo man sich durch kleine Glücks- und Geschicklichkeitsspiele belustigt. Mitten in diese heiteren Bilder fröhlicher Lust tritt eine schauerlich-gespenstische Erinnerung. „Sehen Sie dorthin," sagt mir mein Begleiter, indem er mit dem Finger nach einer Gegend querüber zeigt, „dort neben dem Theater Lazare stand ja das jetzt durch

einen Neubau ersetzte Haus, wo Fieschi seine aus 24 Flintenläufen bestehende Höllenmaschine losbrannte!" Ich richtete die Blicke hinüber, und ein Heer von schlummernden Gedanken wurde dadurch plötzlich in mir wach. Es war am 28. Juli 1835, wo der König Louis Philipp hier auf dem Boulevard des Tempels eine Revue hielt; achtzehn Personen fielen um ihn her todt oder tödtlich verwundet zu Boden, aber über seinem Haupte schwebte der Finger der Vorsehung. Wahrlich, Paris gleicht einem Aetna, auf dem sich der Blick in ein Labyrinth von Schönheiten verliert, so daß man gar leicht vergißt, wie tief im Innern die Hölle glüht, die jeden Augenblick mitten in diesem Paradiese ihren Schlund aufreißen kann! Grade in diesen Gegenden der Stadt fanden die ersten mörderischen Gefechte des Februar 1848 statt. In der Nähe des Thores St. Denis fiel der erste Nationalgardist, ein beliebter und geachteter Kaufmann Namens Abrial, der mit zerschmetterter Stirn vom Kampfplatze fortgetragen wurde. Eben so wurde ein junges Weib, das sich von der Barricade herab mit hochgeschwungener Nationalfahne dem stürmenden Militär entgegengestürzt, zur Leiche. An den Thoren von St. Denis und St. Martin floß auch während der heißen Kämpfe mit den Arbeitern vom 23. bis 26. Juni 1848 das meiste Blut, und hierbei opferte der edle Erzbischof von Paris, der durch Worte des Friedens das Ende des gefährlichen Aufruhrs *) herbeiführen wollte, als treuer Hirte seiner Heerde das Leben! — — Weiter! weiter! — Wir sind an den Grenzen des Festbezirkes angekommen und haben endlich den Boulevard Beaumarchais erreicht. Er ist viel breiter als die übrigen und wird durch vier Reihen Bäume fast in einen Garten verwandelt. Hier sitzen die zu Hause gebliebenen alten Mütterchen und die Kinderwärterinnen sonntäglich vor den Thüren; die Kinder tummeln sich und spielen, wie in einem Landstädtchen. Nur in den Weinläden, wo der Arbeitsmann sein Glas trinkt, geht es etwas lauter her. Auch sind rings

*) Es sollen in diesen Tagen auf beiden Seiten an 250,000 Gewehre in Bewegung gewesen sein und man berechnet die Zahl der Gefallenen auf 4000.

umher Gärten mit Tanzsälen, wo sich gegen das Dunkelwerden hin die Jugend und die Masken, die jetzt auf den Boulevards umherschwärmen, zum Tanz versammeln werden. So weit es beim Tageslicht aufgeführt wird, können wir das Schauspiel der Halbfasten als beendigt betrachten. — Die Maskenzüge am Fastnachts-Dienstag sind noch mannigfaltiger. An diesem Tage führt man den fettesten Ochsen der Stadt in feierlichem Zuge über die bedeutendsten Plätze und Straßen.

Die Boulevards laufen auf den Platz der Bastille aus, und so stand ich denn auf diesem grauenvollen Punkte der Erde, von dem so viele bluterstarrende Schrecken des Geheimnisses ausgingen. Aber wie ist der Sturm der Zeit über diesen Boden dahingebraust! Die Mauern, die Thürme, die sich hier erhoben, sind niedergestürzt, in Trümmer geschlagen, in Staub zermalmt, bis in die Wolken zerstreut. Jetzt erhebt sich hier schlank, stolz und edel in goldenem Glanze die Juliussäule von Bronce, auf deren Spitze der Genius der Freiheit in einer Höhe von 140 Fuß seine Schwingen regt. Die Juliussäule ist, eben so wie die Vendômesäule, durch eine innere gewundene Treppe ersteigbar. Wie fast bei allen öffentlichen Monumenten in Paris, bedarf es dazu keiner besondern Erlaubniß. Wir stiegen also ohne Weiteres hinauf. Die Sonne hatte die Metallplatten, aus denen das Werk besteht, bis zum Glühen erhitzt; wir fanden also mehr als Juliusgluth in der Juliussäule. Oben aber, so wie wir heraustraten, faßte uns der Sturm mit Gewalt und eisiger Kälte. Der leicht auf Einem Fuße schwebende Genius der Freiheit zitterte auf seiner gefährlichen Höhe: ein deutungsvolles Zeichen! — Vor uns lag die ungeheure Weltstadt in grauer Unermeßlichkeit ausgebreitet. Am äußersten Rande stieg in nebelnd dämmernder Ferne der Triumphbogen des Etoile auf. Der Hochwald der Thürme erhob sich in einzelnen Gipfeln über die Häusermassen. Am ehrwürdigsten ragten die Zwillingshäupter von Notre-Dame, am stolzesten und höchsten die säulengetragene Kuppel des Pantheon empor. Das labyrinthische Netz der Straßen lief rings um zu unseren Füßen in tausend Fäden durcheinander. Zur Linken ließ sich die Seine in einzelnen Silberblicken verfolgen; jenseits derselben

guckte der Pflanzengarten mit dem Immergrün seiner Cedern, Cypressen und Fichten herüber. Zur Rechten leuchteten von grauer Anhöhe die weißen Denkmäler des Kirchhofs Père Lachaise und weit umher zog sich die sanfte Hügelkette des Seinethales, an deren Abhängen die junge Saat mit dem erquickendsten Grün im Sonnenstrahl schimmerte. Das ganze Bild mischte in wunderbarer Weise die Töne des Unermeßlichen, Schauerlichen mit denen eines sanften Frühlingsreizes. Dazu gesellte sich noch die Stille, da oben das Brausen der bewegten Stadt nur wie eine verloren murmelnde Woge gedämpft herauf tönte. — Wenige Schritte von der Säule steht noch, halb in eine Grube versenkt, das Gypsmodell eines riesigen Elephanten, welchen Napoleon in Bronce aus eroberten spanischen Kanonen ausführen lassen und zu einem Springbrunnen auf der Mitte dieses Platzes benutzen wollte. Jetzt soll man die Zertrümmerung des modellirten Kolosses darum nicht wagen dürfen, weil das Innere desselben voll Ratten*) steckt. Der ganze Platz hat noch immer etwas Wüstes und ist neben freundlichen Anpflanzungen auch unregelmäßig mit Werkstätten bedeckt. Hier in der Nähe und auch anderswo fesselten meine Aufmerksamkeit die Holzhöfe. Höchst kunstvoll ist das Holz in allerhand Figuren aufgebaut. Man sieht Sterne oder Namenszüge durch Querbalken gebildet. Ein Haufe enthielt lauter einfache Vierecke, und in der offen gelassenen Mitte stand Napoleons Büste aus Holz geschnitzt. Also auch die Holzverkäufer von Paris haben Kunstgeschmack.

Durch ein Gewinde enger Gassen mit alten Häusern traten wir den Rückweg an. Die Masse, die Neuheit und Fremdartigkeit der Eindrücke hatte mich so erfüllt, daß ich gar keine Vermuthung über den Verlauf der Zeit hatte. Mit Erstaunen bemerkte ich daher, daß es sieben Uhr war, als wir wieder in die Straße Richelieu eintraten. Hätte Paris nicht ein so vortreffliches Pflaster, so würden wir große Müdigkeit empfunden haben. Indeß waren wir auch so froh, bei einem Restaurateur

*) Die Ratten sind überhaupt eine sehr üble Plage von Paris, und man hat neuerlich zur Tilgung dieser Thiere eine große Jagd angestellt, worin nicht weniger als 150,000 getödtet wurden.

zum Sitzen zu kommen, um unser Mittagsmahl einzunehmen; denn der Franzose nimmt sehr spät sein Gabelfrühstück ein und ißt dann erst um sechs oder sieben Uhr zu Mittag. Die französischen Köche besitzen eine außerordentliche Geschicklichkeit in der gaumenkitzelnden Zusammensetzung der verschiedenartigsten Speisen, denen sie noch dazu ein lockendes Gewand ihrer Phantasie umzuwerfen wissen; wenn nur der Magen eines Deutschen durch das Zuviel nicht gar leicht Noth litte, während der Franzose mit seinem Grundsatz des „Wenig und gut" besser fährt. Ueberdies wird man häufig übertheuert. Indeß kann man in Paris auch billig und gut essen, wenn man sich auf einfache Gerichte beschränkt. Man hat mir heute für drittehalb Francs Suppe, drei Gerichte und eine halbe Flasche Wein aufgetragen. Den Wein habe ich wenigstens besser gefunden, als das Trinkwasser, welches im Allgemeinen so matt und lau ist, daß man wohl thut, es nicht unvermischt zu genießen. Aus diesem Grunde läßt man sich hier gern ein Glas Zuckerwasser reichen.

Abends besuchte ich das Theater des Thores St. Martin. Darstellungen aus dem lieblichen Märchen der „1001 Nacht" füllten das Haus. Der Sultan Schariar wird zur Strafe für seine Grausamkeiten in die Schule des Lebens geschickt. Böse und gute Geister streiten sich um ihn. Nach vielen fürchterlichen Wetterschlägen des Schicksals, zwischen denen ihm jedoch immer wieder ein Sonnenblick der Gunst leuchtet, ist er endlich völlig geläutert und regiert nun unter dem Schirm der siegenden guten Genien gerecht und glücklich in der Liebe der schönen Erzählerin Schehezarade. Die Fabel des Stückes ist hier aber nur der Rahmen, um allerlei prachtvolle Decorationsbilder und wunderliche oder anmuthige Figuren darin aufzustellen. Ich hatte den Anfang des Stückes versäumt, sah mich aber beim Eintritt in einer tiefen Finsterniß. Nachdem ich mit vieler Noth einen Platz gewonnen, konnte ich erst gar nicht begreifen, warum man mich fünf Francs bezahlen ließ, um durchaus nichts zu sehen. Auf der Bühne war nämlich ein Urwald dargestellt und in diesem die Urnacht. Da nun hier vermöge der Gasröhren-Verbindung alle Beleuchtung des Hauses mit der des Theaters genau zusammenhängt, so hatte die nothwendige Verfinsterung der Bühne

auch die des Zuschauerraumes erzeugt. Endlich fiel ein Dämmerstrahl des Tages in die chaotische Nacht und ich erkannte nach und nach eine ansehnliche Menge Affen, Meer- und andere Katzen, sogar Tiger- und Löwenkatzen, Schlangen, Krokodile und andere Hausthiere der Wüste und Wildniß, die im grausen Gewühl mit verruchten Zauberern und Geistern den Raum des Urwaldes füllten. Die Bestien waren nicht sowohl höflich, als ungemein gewandt. Einer der Affen sprang sogar zum größten Schrecken einer jungen Dame auf eine der nächstliegenden Logen und schlug dicht bei der Schönen ein Rad, so daß diese ihre Toilette in größter Gefahr sah; die Scene war lustig genug. Nach einem furchtbaren Kampfe zwischen den Geistern des Lichts und der Finsterniß trugen die ersteren den Sieg davon. Der Urwald mit seiner Nacht verschwand und eine chinesische Mauer öffnete sich, um in eine Stadt dieses himmlischen Reiches einzulassen. Der Sultan und sein Günstling wurden, als sie eine Sclavin kaufen wollten, von dem chinesischen Oberrichter in einen Käfig gesperrt. Andere Prüfungen folgten, bis endlich Alles sich in Wohlgefallen auflöste. — Im Allgemeinen waren die Decorationen plump in der Malerei, grell in Farben und Vergoldungen. Doch kamen einige wirklich schöne Scenen vor: so ein stürmendes Meer mit Gewitterhimmel, die Wolken von Blitzen erleuchtet, dazwischen einzelne Sterne hindurchschimmernd. Ich erinnere mich nicht, Aehnliches auf deutschen Theatern in solcher Vollkommenheit gesehen zu haben. Den besten Theil der Unterhaltung aber gab unbedingt die scherzhafte Ausstattung. So muß ich eines Ballets chinesischer Zwerge mit dicken Bäuchen gedenken, unter denen der Dickste plötzlich zu einem ungeheuern Riesen aufschoß und sich aus seinem Wanst wie eine Art Perspectiv auszog und wieder einschob. Ferner wurde auf einer Blumeninsel ein sehr anmuthiges Ballet verkörperter Blumen und Schmetterlinge getanzt. Mitten unter ihnen aber erschien plötzlich ein Schmetterlings-Dickbauch mit feuerrothem Gesicht, mit einer Allongeperücke, dazu mit ungeheuren Schmetterlingsflügeln und andern drolligen Ausstaffirungen. Er machte der Rose, der Nelke, der Lilie artig den Hof. Tänze und Geberden dabei waren äußerst komisch. Das Aeußere des Theaters ist

ziemlich groß, doch kahl, und die feinsten Sitten herrschen in diesem schon mehr volksthümlichen Bereich auch nicht, da unter Anderm Mäntel, Tücher, Shawls, Paletots in solcher Zahl über die Logenbrüstungen gehängt werden, daß man glauben könnte, es sei hier eine Art Trödelmarkt zum Verkauf von Kleidungsstücken.

Gegen Mitternacht endete der Zauber, und ich begab mich nun noch nach dem Ball in der großen Oper. Parterre und Bühnenraum hatte man in eine Fläche vereinigt; die Erleuchtung mit einer Menge von Gas-Kronenleuchtern, welche durch eine Scheinvorrichtung aussehen, als seien sie mit starken Wachskerzen besetzt, war blendend hell. Wohl drei Viertel der Anwesenden wirbelten in Maskentracht durcheinander, die Frauen alle, die Männer selten verlarvt. Besonders sinnreiche Masken sah man nicht. Schiffer, Kammermädchen, Kammerdiener, Husaren, Ungarn, Türken, das Zeitalter Ludwigs XIV., Kohlenbrenner, Sackträger, oder auch nur zerlumpte Bettler in abgetragenen, sackweiten oder zum Platzen engen Kleidungsstücken und Aehnliches mehr war ansehnlich vertreten. Unter der Zahl der weiblichen Masken machten sich jene leichtfertigen Dirnen bemerklich, die man Grisetten nennt; in sammetnen weiten Beinkleidern, zierlichem Jäckchen und gesticktem Chemisett mit Hütchen oder Kappe, lose geknüpftem Halstuch und hinten lang herunter hängender Schärpe stellten sie sich meistentheils dar. Außerdem fehlte es auch nicht an Harlekinstrachten in weißen Spitzmützen und rothen Nasen. Von einer Loge aus sah ich dem beginnenden Ball zu. Es war die Musik eines raschen Contre-Tanzes, und in dieser Weise stellten sich auch die Paare, jedoch immer nur in Gruppen zu Vieren. Aber leider war es nicht der alte fein gesittete französische Contre-Tanz. Jetzt rauscht, kreischt, braus't, kracht die Musik, als ginge es nur darauf los, die Saiten zu zersprengen. Darf ich meinen Augen trauen? Was ist dies für ein buntes, tolles Gemisch? Was ist dies für ein unsinniges Durcheinanderspringen? — Es ist der beliebte Cancan. Von hohen Federbüschen weht es, die Bänder, die Shawls, die Gewänder fliegen. Mein Auge verwirrt sich, meine Gedanken schwirren. Welch ein Tanz! Wie sie trippelnd sich fliehen mit graziöser Zaghaftigkeit, wie sie sich suchen mit Kühnheit und Wuth! Wie die

Männer springen und stampfen, wie sie sich auf die Knie werfen und in dieser Stellung weder Pas noch Figuren vernachlässigen! Da schwenkt Einer seine Arme wie Windmühlenflügel, da steht ein Anderer auf Einem Beine, und dabei begleitet das herausforderndste Mienenspiel die Gliederbewegung. Die Gesuchte weiß sich geschmeidig, wie eine gleißende Schlange, durch alle diese Labyrinthe hindurchzuwinden, bis sie vom Taumel der Leidenschaft hingerissen wird und sich ihrem Liebhaber in die Arme wirft. Doch die Feder wendet sich ab von solcher wilden, ausgelassenen Zuchtlosigkeit. So geht es fort unter dem Schalle der Pauken, Hackebretter, Cymbeln und wer weiß was für anderer, Ohrenfell zerreißender Instrumente. Endlich kommt der sogenannte „höllische Galopp" (galop infernal). Das ist ein wahres Stück auf Leben und Tod. Wie der Wind ein Mühlrad treibt, so geht es rund um, daß Einem schwindelt; nicht nur ein Paar faßt sich, sondern drei, vier Paare zugleich, Männer mit Männern, vielleicht Einer auf den Schultern des Andern, Mädchen mit Mädchen. Alles reißt sich unter einander fort, wälzt sich rund um und wirbelt sich hinab, fliegt wie der Blitz und jauchzt und jubelt. Eine wahrhaft rasende Lust hat Alle ergriffen. Mit dunkelglühenden Wangen, athemlos wallender Brust, lechzenden Lippen, halb entfesselt fliegenden Haaren, — so sieht man die Tänzerinnen mit dem letzten Accord der Musik auf den nächsten Sessel hinsinken; man sieht die zusammenbrechende Kraftlosigkeit Aller: ein schauderhaftes Bild bacchantischer Zügellosigkeit, vor dem der Menschenbeobachter sich entsetzt, da er im Geiste die bunten Flicken der Maskentrachten zu Todtenhemdlein werden sieht. Daß nach einer solchen Nacht diese Schaaren als wahre Geräderte an Leib und Seele den nächsten Morgen in dumpfer Erschlaffung mehr im Taumel als im Schlaf bewußtlos hinbringen, ist der geringste Nachtheil; viel schlimmer aber ist es, daß sie ihre ganze Jugendblüthe und Kraft körperlich und geistig vergiften. Als ich auf dem Heimwege begriffen war, wurden grade zwei Verbrecher, deren Hinrichtung auf den nächsten Tag am frühen Morgen festgesetzt war, durch diese Gegenden zum Richtplatz hinaus geführt. Während sie ihren düstern Zug mit der Aussicht auf das Blutgerüst in der Mitte

von Schergen und Gensd'armen vollenden, ertönte ringsum die Musik und das aufwiehernde Lustgeschrei der Tanzenden, der wilde Jubel der Gelage und des Trunkes. Vielleicht mußten die Verbrecher sich sagen: „In diesen Stätten pflanzten wir die Keime zu der entsetzlichen Giftfrucht, die das Leben uns getragen!“ Und die darinnen hätten erwidern können: „Wir streuen die neue Saat zu gleicher Ernte künftiger Jahre!“

Wen sein Weg nördlich über die Boulevards hinaus nach den Straßen der Vorstadt Montmartre und St. Georg in der Nähe der Lorettokirche führt, der wird ein ganz neues, anmuthigeres Paris kennen lernen, als das glänzende, betäubende, welches zwischen der Seine und den Boulevards liegt. Lebendig genug bleibt es in diesen stilleren Theilen auch noch; aber es zeigt sich doch dort ein Anflug von Ländlichkeit, der drüben durchaus fehlt. Man sieht Gärten, freilich nur nach Quadratschuhen zu messen, allein sie bieten doch ein Plätzchen dar, um im Grünen ein Buch zu lesen; hie und da zwitschert sogar ein Vogel. Vollends aber ist der Platz St. Georg ein sehr anmuthiger: in der Mitte ein silberner Springbrunnen, ringsum geschmackvolle Gebäude mit Terrassen, Treibhäusern, Blumenpartien. Der berühmte Staatsmann und Geschichtschreiber Thiers wohnt in einer dieser städtischen Villen. Die Kirche der heiligen Jungfrau von Loretto zog mich mit ihrer schönen Säulenfronte an. Im Giebelfelde erblickt man die Gestalten der im Herzen wohnenden christlichen Dreieinigkeit: Glaube, Liebe, Hoffnung. Das Innere ist reich mit Gemälden und Wandmalereien ausgestattet. Die vorwaltenden Farben sind isabell und blau; Marmorsäulen der ersten Farbe tragen die kunstvoll in ebenmäßig zusammenstimmenden Figuren gearbeitete Decke. Drei Kuppeln erheben sich in der Decke und geben einen Theil des Lichtes von oben; der andere fällt durch die Fenster, die oberhalb des Chores umlaufen; sie bestehen aus weißem Glase mit einem breiten blauen Rande, wodurch der Ton des Lichtes eigenthümlich gedämpft wird. — Ich machte hier einige Besuche in Häusern, für welche ich Empfehlungsbriefe hatte; aber das Aufsuchen der Adressen

hat seine großen Schwierigkeiten. Jede Straße muß auf dem Plan aufgespürt werden. Man glaubt ganz fest zu sein und sich leicht zurecht finden zu können; aber wenn man nun ausgegangen ist, so hat man plötzlich den Faden in dem Häuserlabyrinth verloren. Man muß daher den Plan aufs neue entfalten, um seinen Weg nach diesem Compaß zu berichtigen; aber nicht immer findet man ein müßiges Fleckchen, wo man von Niemandem umgerannt wird; oder der Wind hindert das Oeffnen des Blattes, oder es regnet, und man muß zugleich den Regenschirm halten. Endlich hat man das Haus gefunden und man fragt den Thürschließer; der aber schnarrt mit räderwerksmäßiger Geläufigkeit eine Menge von Bezeichnungen des Oben und Unten, des Hinten und Vorn, des Rechts und Links her, daß es für einen Fremden schwer wird, sich daraus zu vernehmen; und wiederholt man die Frage, so schnarrt dasselbe Räderwerk ab. Namen an den Klingelschnuren giebt es auch nicht; so zieht man trotz aller erhaltenen Auskunft oft falsch, und endlich ist es Grundsatz, Niemanden zu Hause zu finden. Die Damen haben übrigens die sehr vernünftige Einrichtung getroffen, daß sie nur an bestimmten Tagen, zu bestimmten Stunden, gewöhnlich entweder zwischen 1 und 5 Uhr nach dem Gabelfrühstück, oder auch Abends nach dem Mittagsessen von 8 bis 11 oder 12 Uhr Besuche empfangen. Zu anderen Zeiten lassen sie sich gewöhnlich verleugnen, oder es wird ganz offen erklärt, daß sie an diesen Tagen oder in diesen Stunden Niemand annehmen. Ich war so glücklich, eine vornehme, sehr geistreiche Dame in ihrem Gesellschaftszimmer (Salon) zu treffen. Ein kleiner, zwölfjähriger Diener, wie er hier zur Würde des Hauses gehört, öffnete die Thür und meldete mich. Das Zimmer war sehr geschmackvoll und besonders reich an kostbaren Teppichen und Polstersesseln, wie überhaupt der Tapezierer hier ungleich mehr als bei uns behufs häuslicher Einrichtung einer Wohnung zu thun hat; unter Anderm sind auch selbst die Thüren mit feinen Stoffen kunstvoll bekleidet. Ich fand die Dame des Hauses von fünf bis sechs Herren und zwei anderen Damen umgeben. Sie dankte mir für den überbrachten Brief, that die gewöhnlichen Fragen, wie lange ich hier sei, wie lange ich zu bleiben gedenke,

und nach einer Aufforderung, mich zu setzen, fuhr sie in einer sehr lebhaften Unterhaltung mit einem der Herren fort, welche die neuen Staatseinrichtungen betraf. Sie vertheidigte ihre abweichenden Ansichten mit großer Sicherheit im Urtheil; doch hatte der ganze Streit mehr einen gesellig scherzenden, als irgend einen gereizten Anstrich. Wir Andern hörten schweigend zu. Ich bewunderte im Stillen bei der Dame die überaus feine und vortheilhafte Anordnung ihres Anzuges und ihres Haares, so wie die zwanglose Anmuth ihrer Rede. Uebrigens wird ein eintretender Herr durch einen solchen Kreis gewissermaßen ganz in den Hintergrund gestellt. Seinen Namen hat der Bediente an der Thür bei der laut geschehenen Anmeldung gerufen, daß ihn Jedermann gehört und es keiner weiteren Vorstellung bedarf. Es steht Niemand auf, wenn er kommt, und er seinerseits hat nur die Dame des Hauses besonders zu begrüßen, während die übrige Gesellschaft durch die allgemeine Verbeugung vollkommen befriedigt wird. Die Besuche vor dem Mittagsmahl bis fünf, sechs Uhr werden auch im Ueberrock gemacht; erst nach dem Essen hat der Frack seine Giltigkeit und Verpflichtung. Dies Alles ist sehr bequem; es beweist, wie sehr die Franzosen sich die Pfade der Geselligkeit möglichst zu ebenen wissen, sind aber auch eben so streng gegen eine weitere Uebertretung. Beim Abschied war die Dame des Hauses sehr verbindlich und forderte mich und einen der anderen Herren, der gleichfalls seine Erstlingsvisite gemacht, auf, unsere Adressen bei den Domestiken zurückzulassen, was wir denn auch beiderseits durch Karten thaten.

Der launenvolle Pariser Himmel drohete mit Regen; ich fuhr daher in einem Cabriolet nach der Vorstadt St. Germain. Unterwegs hatte ich meine Betrachtung über die Verständigkeit der Franzosen, die sich überall mit sinnvollem Reiz der Phantasie verschwistert. Viel Malerisches hat die Sitte, alle dem öffentlichen Leben des Staates gewidmeten Gebäude durch eine vom Thore herabwehende Fahne mit den Nationalfarben Weiß, Blau, Roth zu bezeichnen. Mancherlei bunte Erscheinungen bringt aber auch das Streben hervor, irgend eine Ankündigung oder eine Einladung unter die Menge zu bringen. Ich meine hier nicht die ellenlangen Zettel von allen Farben und mit

fingerlangen Buchstaben, womit jedes leere Stückchen Mauer bedeckt ist, auch meine ich nicht die Firma's mit fußlangen Buchstaben an den Vorderseiten der Häuser, sondern ich meine vielmehr die riesenhaften Inschriften an den fensterlosen grauen Seitenwänden und Brandmauern, die oft mit Hülfe langer Feuerleitern bis zum Giebeldach hinauf angebracht werden. Besonders fallen die goldenen Inschriften auf dunkelrothem Grunde ins Auge, wenn sie selbst über Dächer und Schornsteine hin prangen.

Die Vorstadt St. Germain, sonst auch die „noble" Vorstadt genannt, beherbergt die Anhänger der alten Königsfamilie; es ist der Sitz des Adels und der Gesandtschaften. Hoch heben sich hier die Mauern vor den geräumigen inneren Höfen, in die man durch ein hohes Thor eintritt, um zu den dahinter liegenden Prachtgebäuden (Hotels) zu gelangen. Im Vergleich mit dem übrigen Paris ist es hier todt. Indeß fand ich hier bei einem bedeutenden Manne eine äußerst zuvorkommende Aufnahme. Ueberhaupt finde ich die Franzosen viel mehr deutsch, als ich erwartete. Wir haben fast immer nur feine, auf sorgsamen Anzug und gewählteste Umgebung bedachte Männer im Sinne. Bis jetzt traf ich sie aber viel mehr unseren Sitten und Gewohnheiten ähnlich; bequem in ihrer Hauskleidung oder häuslichen Einrichtung, offen, mit natürlichen Formen und ohne höfliche leere Redensarten, durchaus Zutrauen erweckend. Mit diesem wohlthuenden Gefühl schied ich aus dem Arbeitszimmer dieses Mannes, das eine edle Eleganz zeigte: große Bücher und Actenschränke, einige Büsten, antike Figuren, ganz einfache Möbeln.

Mein nächstes Ziel war das Invaliden-Hotel. Von weitem ist der Anblick ernst und stattlich. Bedeutungsvoll ragt über die Bäume die vergoldete Kuppel der Invalidenkirche, welche die Asche des großen Kaisers birgt. Auf dem freien Platze (Esplanade), der sich vor dem Hotel ausdehnt, sieht man die grauhaarigen Invaliden in ihren blauen Uniformen mit rothen Streifen oder in ihren dunklen Oberröcken als Hauptspaziergänger: wandelnde Trümmer einer ruhmgekrönten Armee mit ihren Stelzfüßen, ihren armlos herabhängenden Aermeln, ihren

schwarzen Augenbinden. Die ehrwürdigen martialischen Bärte, obgleich gegenwärtig fast Alles in Paris starke lange Bärte, Knebelbärte und Heinrichsbärte (Henry quatres) trägt, mangeln ihnen; doch mehr als diese sprechen die Reste eines markigen Körperbaues und die stark ausgeprägten Züge ihres verwetterten Antlitzes. Dicht vor dem Thore sind rechts und links eroberte große Kanonen als Triumphzeichen aufgestellt. Um das Viereck des inneren Hofes laufen lange Gänge mit offenen Bogen nach dem freien Raum zu. Sie sollen zu Spaziergängen bei rauhem Wetter dienen und in der Sonnenhitze Schatten geben. Das ganze Werk umfaßt mehrere von großen Gebäuden umgebene Höfe; es wurde 1674 unter Ludwig XIV. vollendet und von Napoleon mit reichem Grundvermögen ausgestattet. Es faßt mit Officieren, Unterofficieren und Soldaten 3200 Mann. Nur wer dreißig Jahr gedient hat oder durch Wunden kampfunfähig gemacht ist, kann aufgenommen werden. Zwei Mal des Tages wird warm gegessen, um neun Uhr früh und um vier Uhr Nachmittags für die Soldaten, um zehn und um fünf Uhr für die Officiere. In den großen Kesseln der geräumigen Küche werden täglich nicht weniger als 1000 Pfund Fleisch gekocht, eben so viele Pfunde zum Ragout und 25 Scheffel Gemüse, wie die triefäugige Schaffnerin versicherte. Der eiserne Kochherd in der Mitte der Küche ist drittehalb Fuß hoch, etwa zwanzig lang und zwölf Fuß breit. Dahinein läßt man die spiegelblank polirten riesenhaften Kupfergefäße. Mit Gabeln und Kellen rührten grade jetzt eine Menge von Köchen in den Gefäßen. Es handelte sich in diesem Augenblick um etwa drittehalbtausend Hammelkotelettes, die in Masse geschmort wurden und einen gar anlockenden Dampf verbreiteten. Das Frühstück besteht in Suppe, gekochtem Fleisch, Gemüse, Nachtisch; das Mittagbrot bringt Suppe und zwei Schüsseln gebratenen Fleisches, Gemüse, Nachtisch. Jeder Mann bekommt täglich eine Flasche Wein, der für Alle, auch die Officiere, von gleicher Qualität ist. Der Wein gilt hier zu Lande wie bei uns etwa das Bier; es ist also nur eine anständige Versorgung nach Landessitte. Der Speisesaal der Soldaten sieht öde aus. An den Wänden bemerkt man verblichene Schlachtbilder; der Fußboden ist mit Steinfliesen

gepflastert; die dreißig bis vierzig großen Rundtische, welche umherstanden, waren mit schmutzigen Tischtüchern gedeckt. Der Speisesaal der Officiere und Unterofficiere hat ebenfalls nur Steinfliesen und kleine viereckige Tische; im Uebrigen sah er allerdings anständiger und reinlicher aus. Die Schlafstätten der Invaliden sind in langen Corridors: sie enthalten bis an hundert Betten. Es giebt auch einige kleinere Locale für drei oder vier Personen. In eins der letzteren traten wir ein. Ueber jedem Bette hing das Conterfei des Invaliden, treu nach der Natur gemalt; doch fehlten alle abgeschossenen Arme und Beine auf den Bildern, gleichsam zum Trost in Bezug auf die nach dem Tode zu hoffende Erneuerung des vollständigen geläuterten Organismus. Auf unserem Wege begegnete uns auch ein Schwarzer, und wir hörten, daß im Ganzen fünf farbige Invaliden da seien. Das Conferenzzimmer enthält die lebensgroßen Bildnisse Ludwigs XIV. und Napoleons, so wie die Marmorbüste des Kaisers. Im Vorzimmer hängen die berühmtesten Marschälle: Ney, Lannes, Lauriston 2c. Aus mehreren der oberen Fenster hat man eine weite schöne Aussicht; man sieht bis 15 Lieues nach den Wäldern von Montmorenci. In der Bibliothek sieht man das Bildniß Napoleons zu Pferde, wie er über den Montblanc geht. Man zählt über 20,000 Bände, und es saßen da viele emsige Leser. Der Appell wird um zehn Uhr geschlagen und dann müssen alle Invaliden die Revue passiren. Die ganze übrige Zeit können sie nach Belieben verwenden. So sieht man diejenigen, welche gesunde Glieder haben, sich mit allerhand Handwerk, besonders mit dem Gartenbau beschäftigen. Viele dieser guten Alten, in deren Rockzipfel eine zerplatzte Bombe eingenäht ist, sehen recht blaß und leidend aus; man zählte damals gegen 700 Greise, die mehr als siebenzig Jahr alt waren. Die Terrasse vor dem Hotel ist mit schönen Blumenbeeten bedeckt. Zu beiden Seiten befinden sich die kleinen Gärten der Officiere, die sie selbst bepflanzen. Einer derselben war eine kunstvolle Darstellung von verschiedenen Kriegsscenen und Kriegserinnerungen. Der Hauptschatz, worauf uns der Besitzer sogleich aufmerksam machte, war eine Trauerweide und darunter eine verjüngte Nachahmung des Grabes von Napoleon auf der Insel

St. Helena. Dieser Baum war ein Sprößling derjenigen Trauerweide, die auf jenem einsamen Felsen im Ocean über Napoleons Grab hing. Daneben war der Uebergang über den St. Bernhard dargestellt. Man sah den Bergesgipfel in aller seiner Höhe, die Soldaten im Schnee sich abmühen, die Bernhardiner Mönche ihnen hülfreich entgegenkommen mit ihren Hunden, die ihre beladenen Körbe in der Schnauze trugen. In der Mitte des Gärtchens befand sich ein kleiner Springbrunnen mit Grotten in der Nähe und ein Bergwerk, das mit seinen Arbeitern in Bewegung war. Auf einer Erhöhung sah man einen kleinen Telegraphen und viele dreifarbige Fahnen, Napoleon zu Pferde und die Büste des Prinzen Eugen Beauharnais. Davor standen die Zeugen der damaligen Ereignisse. Sie erzählten von der Kälte, die sie in den Eisregionen der Alpen hätten aushalten müssen und die viele ihrer Kameraden dahingerafft, von der Hitze, die sie wieder gehabt, wenn sie in die Thäler gekommen, von der großen Schwierigkeit, die es gekostet, die Geschütze mit Stricken auf den Montblanc hinaufzuziehen, dann von den guten Mönchen des St. Bernhard und ihrem Kloster, wo nach einem alten Brauche die Todten in einer Kammer aufbewahrt werden, in der sie aufrecht stehen und ganz steif und fest gefroren sind. „Ich habe das gesehen!“ „Auch ich war dort!“ So sprachen die alten, ernsten Krieger. Unter ihnen lebte damals noch der Tambour, der bei Arcole mit dem Kaiser voran über die Brücke schritt und dabei ein Bein verlor. — An die Gärten schließen sich verschiedene Höfe an. Einer derselben, der sehr schattig ist, heißt „die Promenade der Blinden“, wo diese Unglücklichen ohne Führer sich ergehen, manchmal auch ein Blinder den andern leitend. — Zuletzt ging's in die sogenannte „alte Kirche“, welche von dem eigentlichen Dome nur durch den Hochaltar getrennt ist. Die größte Zierde dieser Kirche sind ein paar Hundert eroberte Fahnen, die dicht gedrängt von der Höhe des oberen Chores herabhängen. Außer dem Monument Napoleons, welches von dem Bildhauer Marochetti für 600,000 Franken in der Mitte des Doms erbaut wird, sind nur die Grabmäler von Turenne und Vauban merkwürdig.

An den Umfangsmauern der großen Militairschule, welche

die südliche schmale Seite des Marsfeldes begrenzt, ging ich nach diesem berühmten Platze hinunter. Durch die Gitter sah ich in dem sehr ausgedehnten Hofe der Militairschule eine Abtheilung Infanterie exerciren. Die rothen Beinkleider, die uns zuwider sind, nehmen sich in Masse sehr gut aus. Eine lange Linie französischer Truppen gewährt im Allgemeinen einen lebhafteren, glänzenderen Anblick, als eine des unsrigen, obwohl unser Soldat einzeln stattlicher und ordentlicher aussieht. Dem hiesigen Soldaten fehlen die Sprungriemen an den Beinkleidern, wodurch indessen die Bewegungen beim Laufen, Springen, Klettern bedeutend an Leichtigkeit gewinnen. Das Marsfeld ist ein längliches Viereck, dessen schmale Seiten etwa 700 Schritt betragen; auf der nördlichen fließt die Seine. Die beiden Längenseiten, die über 1800 Schritt messen, sind von Doppelalleen alter Ulmen und Kastanien eingefaßt und hohe Erdwände laufen unter diesen Bäumen nach der inneren Seite des Marsfeldes hin, um den Vorgängen daselbst zuschauen zu können. Jetzt war es menschenleer hier und düsteres Schweigen waltete über der so oft vom Volksgetümmel umbrausten Stätte, wo Ludwig XVI. am 14. Juli 1790, dem Jahrestage der erstürmten Bastille, auf dem Altare des Vaterlandes den Schwur ablegte, die neue Verfassung zu schützen, wo die Göttin der Vernunft ihren feierlichen Umzug der Unvernunft hielt, wo Napoleon am 1. Juni 1815 von seinem schnell wieder aufgebauten Thron herab die Adler an seine Kriegerschaaren vertheilte, als er zum letzten Mal gegen das verbündete Europa ins Feld zog, wo Karl X. in den Julitagen 1830 die Nationalgarde, die ihn vielleicht allein retten konnte, noch einmal musterte und dann auflöste, wo bald nachher Ludwig Philipp an dieselbe Garde die dreifarbigen Fahnen vertheilte, und wo jetzt der Präsident der wiedergebornen Republik, Ludwig Napoleon, seine Revuen hält. Oben zogen dunkle regenschwangere Wolken, und wer weiß, wie die Zukunft noch schwanger geht mit wechselnden Geschicken, die hier den bewegten Schauplatz ihrer Entwickelung finden sollen. Vor ein paar Jahren diente der Platz zu Pferderennen: ein sprechendes Bild von dem rastlosen Rennen und Jagen der Menschheit nach einem Glücke, das auf Erden in Wirklichkeit wohl nie gefunden wird.

In der Nähe des Marsfeldes liegt der artesische Brunnen im Schlachthause zu Grenelle. Die Stadt Paris hatte dazu höchst bedeutende Summen ausgesetzt, um dem Wassermangel abzuhelfen. Am 1. Januar 1834 wurde der Erdbohrer angesetzt. Nach zwei Jahren hatte man eine Tiefe von 383 Meters erreicht, und im Juni des Jahres 1840, also im siebenten Jahre, war man bereits bis auf die achtfache Höhe der Thürme von Notre Dame in die Tiefe gedrungen; aber immer noch befand man sich in Schichten, welche die Nähe des Wassers nicht anzeigten. Schon war die Behörde auf dem Punkte, das ganze äußerst kostspielige Unternehmen aufzugeben. Viele schüttelten ungläubig den Kopf, Viele spotteten, während ein anderer ehrenwerther Theil das vorgesteckte Ziel mit fester Beharrlichkeit (wie beim Themsetunnel in London) verfolgte. Endlich im Februar 1841 gab der Bohrer einen grünlichen Sand, den man für wasserversprechend erkannte, und wirklich am 26. Februar 1841 sprang der Wasserstrahl so mächtig aus dem Bohrloch auf, daß er sich noch hundert Fuß über den Erdboden erhob. Das Wasser war jedoch trübe, führte Sand und schwarzen Schlamm mit sich; es zerbrach oder verbog durch seine Gewalt die Röhren, trotzte den Versuchen, es zu bändigen und zu klären. Alle diese Hindernisse wurden glücklich beseitigt, und jetzt sprudelt der Brunnen ein völlig klares, trinkbares Wasser aus. Schon von weitem erblickt man ein hohes, thurmähnliches Balkengerüst: es ist die Umbauung des Brunnens. Auf die Höhe des Gerüstes wird man nicht gelassen. Unten wird der Quell, nachdem er oben aus der 40 Meters hohen Röhre herausgesprudelt und in einen Behälter geleitet ist, wieder aufgefangen. Gegen einige Sous reicht man ein Glas Wasser, das ganz wohlschmeckend ist. In jeder Minute giebt der Brunnen ungefähr 1800 Quart.

Ich war im französischen Theater (theatre français, neuerlich auch Theater der Republik genannt), und sah die Rachel (raschel). Sie war im Jahr 1822 als das Kind eines deutschen Juden in Paris geboren und erwarb sich ihr Brot durch Singen auf den Straßen. Ein Gesanglehrer erkannte ihre

Stimme und unterrichtete sie bis zu seinem Tode. Darauf übte sie sich in der Declamation, und betrat in einem Alter von sechszehn Jahren (1838) die Bühne. Aus der unscheinbaren Pflanze wurde die köstlichste Blume: die Rachel ist ja gegenwärtig Frankreichs erste Schauspielerin. Sie ist keine strahlende Schönheit, aber ihr Antlitz und ihre ganze Gestalt zeigt das vollkommenste Ebenmaß. Noch ist es keinem Maler gelungen, den Zauber ihrer Erscheinung wiederzugeben; denn erst im Moment der künstlerischen Darstellung ist sie ganz Seele, wird ihr Wesen ganz durchleuchtet und verklärt von der Lichtblüthe des Göttlichen, das in ihr lebt. Wer die Pracht des Geisers im Sonnenschein gesehen hat, der möchte ausrufen: O Augenblick, wie bist du schön! — Aber der Augenblick ist im Nu entflohen, und keines Meisters Pinsel kann das wechselnde Farbenspiel naturgetreu malen. So ist's auch mit der Rachel. Noch sehe ich sie vor mir als Maria Stuart: ein bleiches Marmorbild im Schatten schwerer Leiden; die ganze Gestalt sprechend; das düstere Auge brennt fieberhaft unter den schwarzen Wimpern, um den Mund spielt ein schmerzliches Zucken. Mit dem reinen Klang ihrer wohllautenden Stimme füllt sie ohne irgend eine Kraftanstrengung die Räume des Hauses, jeder Hauch, jedes Flüstern ihrer Lippen ist bestimmt vernehmlich. Dabei zeigt mitten unter heftigster Bewegung die glatte Stirn, die heilige Wohnung des Geistes, eine wunderbare Ruhe, gleich dem blauen Aether, der in milder Versöhnung auf das sturmgehobene Meer der Leidenschaft blickt. Den Gipfel ihrer Darstellung erklimmt die Künstlerin in der Begegnung der beiden Königinnen. Maria wird plötzlich aus ihrem dumpfen Kerker geführt. Auf den Flügeln der Freude eilt sie hinaus in den Park, begrüßt den grünen Teppich der Wiesen, trinkt mit vollen Zügen die freie Himmelsluft. Mit den Wolken droben möchte sie segeln ins Jugendland; einen Fischernachen am Ufer möchte sie besteigen und in die süße Ferne eilen; der Ton eines Hifthorns versetzt sie auf's muthige Roß, um jagend über des Hochlands Haiden dahinzubrausen. Aber die Wirklichkeit dämpft immer sogleich die auflodernde Flamme des Wunsches. Da erfährt sie von der nahen Ankunft der Elisabeth. Lange hat sie solch eine Zusammenkunft ersehnt;

aber in dieser auf und nieder geschaukelten Bewegung des Inneren, wo sich ihr so viel Süßes und Bitteres durcheinander mischt, fällt der Gedanke an die Urheberin aller ihrer Pein ihr mit bleiernem Gewicht auf die Seele. Das Zusammenbrechen ihrer Kraft, ihrer Hoffnungen, weil sie schon das Gefühl der Ohnmacht in sich trägt, daß sie sich anders zeigen könne, als sie ist; der Kampf mit sich selbst beim Erscheinen der Todfeindin, die endliche Ueberwindung zur Demuth, indem sie sich vor derselben auf die Knie wirft — alles dies bildet bei der Rachel eine Reihe der außerordentlichsten Schönheiten. Die scharfen Dolchstiche in Elisabeths Erwiederungen empfängt sie anfangs mit leisem, verhaltenen Zucken des Schmerzes; dann fliegen einige leichte Schatten der Aufwallung über ihr Antlitz, sie verdunkeln sich zu finsterem Gewölk des Unwillens; aber sie werden nochmals zurückgekämpft, und der Schmerz der Demüthigung erscheint auf den höchsten Grad gesteigert in den bebenden Zügen der Bittenden. Doch als die kalten Gifttropfen der Feindin das Gefäß immer höher füllen, da endlich schwillt es über — und jetzt steht ein völlig verwandeltes Wesen vor uns! Zuerst die Blitze des aufflammenden Zornes, dann erbleichende Entkräftung, endlich die äußerste, bebend fliegende Empörung! So steigt die Fluth des Gemüthes im heftigsten Anschwellen. Wir sehen vor uns eine rächende Furie, ein Medusenhaupt mit Schlangenhaaren; aber doch ist die Würde, die Schönheit, selbst die Weiblichkeit festgehalten. — Solche Erscheinungen der Kunst sind nur zu erleben, aber durch diese Andeutungen wollten wir doch wenigstens Einen Blick thun lassen in eine Welt des höchsten geistigen Genusses, die sich dem Fremden in einer Stadt, wie Paris, erschließt.

Nach dem Theater besuchte ich die neugebildete Gallerie im Palais-Royal. Man sieht sich hier in einer Halle, die bei einer Breite von mehr als vierzig Fuß sich zu einer Länge von einigen hundert Fuß ausdehnt. Jeder Wandpfeiler der Gallerie ist ein lang herabreichender, mit Gold verzierter Spiegel, an welchem oben in der Milchglaskugel eine große Gasflamme brennt. Zwischen je zwei Wandpfeilern zeigen sich die Spiegelglaswände und Thüren eines reichen Gewölbes, das innerlich

je nach dem Bedürfniß der ausgestellten Waaren, bald mit Ampeln, bald mit Candelabern von Gaslicht erleuchtet ist. Was aber den Glanz der Gallerie erst vollendet, ist das hohe schöngewölbte, von Eisenstäben getragene Krystalldach, durch welches am Tage das Licht von oben einfällt und am Abend die Menge der Gaslichter hundertfältig zurückgeworfen wird. Von da ging ich hinaus in den Garten und wandelte an den Rasen- und Blumenplätzen entlang, bis ich in die Mitte des großen Vierecks gekommen war. Hier ist ein breites Becken, aus dessen Centrum hoch aufwolkende Wasserstrahlen sich fächerartig nach allen Seiten hin verbreiten und die Luft umher mit feinem Regen erfüllen. Geraume Zeit stand ich an der Stelle und sah dem Spiele der schäumenden und stäubenden Wasserstrahlen zu, die im Schimmer der schon tief zum Horizonte gesunkenen Mondsichel sich gleich einem Busch weißer Lilien auseinander bogen und in tausend Silberfünkchen zitterten. Da fühlte ich mich urplötzlich einsam in der getümmelvollen Hauptstadt. Hier war unter den vielen Tausenden kein Herz, das für mich schlug. Ein Traum der lieben Heimath überschattete meine Seele und mit leisem Weh im Busen kehrte ich heim.

Heute Morgen machte ich einen Gang nach der diesjährigen Gemälde-Ausstellung in der Gallerie des Louvre. Bei den Bildern fiel mir auf, daß viele einen großen, ja riesenhaften Umfang haben. Außerdem ist der frische Glanz und die Pracht der Farben bei weitem mehr hervortretend, als bei uns. Die Ursache davon liegt hauptsächlich in dem Charakter der Franzosen, der verlangt, daß alles Schöne einen hellen Schein werfe, zum Theil aber auch in dem Einfluß der französischen Geschichte auf die französische Kunst. Zahlreiche Bilder verherrlichen die mannigfachen Schlachten und Kämpfe von der Kaiserzeit an bis auf die des jüngsten Jahres; namentlich bei afrikanischen Schlachtgruppen bringen den brennenden Ton ganz natürlich mit sich die glühenden Staubwolken und Sandflächen, die weißen Burnus der Araber auf prächtigen Rossen und die rothen Pantalons, welche der ganzen französischen Armee eigen

sind, und darüber ausgespannt der regungslos blaue afrikanische Himmel. Was die übrigen Gemälde betrifft, so bethätigt sich daran, daß den Franzosen allerdings die religiöse Tiefe des deutschen Gemüthes abgeht; doch stehen sie dagegen in der scharf ausgeprägten Auffassung der täglich uns umgebenden Lebensbilder des Verkehrs und der Natur. Zwei Seestücke zogen mich besonders an. In dem ersten hat sich der Künstler die schwierige Aufgabe gestellt, nur allein die empörten Elemente beim Sturm zur Anschauung zu bringen. Man sieht nichts, als Wasser und Wolken durch den Orkan gepeitscht. Das Meer befindet sich in der furchtbarsten Aufregung. Die Wellen mit ihren weißen Köpfen erheben sich kühn und majestätisch, als wollten sie der Höhe der schwarzen, vom Blitz durchzuckten Wolken spotten. Dort bricht sich eine Welle und haucht mit ihrem aufspritzenden Schaum den letzten Lebensodem aus; dort erhebt sich eine andere, schlank und kräftig, als vermöge sie dem Sturm zu trotzen. Im fernen Hintergrunde schwinden Meer und Wolken in einander, als wenn da Friede geschlossen sei zwischen den im Vordergrunde gegen einander tobenden Elementen. Hier zeigt sich die erhabene Schönheit der Natur in ihrer ganzen Reinheit, ohne weitere Zuthat des Menschlichen. Das andere Seestück versetzt uns ebenfalls auf das offene Meer, entfernt von allem Lande und jeder menschlichen Hülfe. Eine Möve wird vom Sturm in der Luft gepeitscht, und im Vordergrunde schwimmt der Mastbaum eines gescheiterten Schiffes, an den sich ein Matrose angeklammert hat. Man sieht, wie den Unglücklichen schon die Kraft verläßt, wie er nur noch krampfhaft seine Arme um den letzten Anker der Hoffnung preßt. Jede neue Welle droht ihm unvermeidliches Verderben, und sein brechendes Auge blickt zum letzten Mal gen Himmel, von dem aus schwarz auf einander gethürmten Wolken nur ein matter Schein der verhüllten Sonne durchbricht. Das ist der Wurm des Staubes gegenüber der Gottesmacht.

Nach der Beschauung wanderte ich dem Triumphbogen des Sternes (Arc de l'Etoile) zu. Der Weg dahin führte mich durch die Elysäischen Gefilde. Da der nicht allzugroße Raum ein Tummelplatz der Freude und Erholung für die Bevölkerung von

Paris sein soll, so kann hier unter den Bäumen kein Rasen gepflegt werden; es muß vielmehr alles betretener Boden sein, und aus diesem Grunde hat man Recht gehabt, ihn durch geschlagenen Lehm und Gyps, zum Theil selbst durch Asphalt möglichst fest zu machen. Buschpartien, Blumenstücke und dergleichen giebt es folglich auch nicht. Ersatz dafür bieten auf der Nordseite eine Reihe von Villen, welche dem Elysium ihre Gärten zukehren. Dort dufteten auf ganzen Feldern Hyacinthen, Primeln und Goldlack. In großen Vogelbauern schlugen Kanarienvögel; in anderen leuchteten prächtige Papageien. Dazwischen tönte in freier Luft Finkenschlag und das Gezwitscher der Sperlinge. — Nördlich von den Elysäischen Gefilden liegt auch der von dem jetzigen Präsidenten Louis Napoleon bewohnte Palast Elisée-Bourbon, der seine Fronte der Straße der Vorstadt St. Honoré zukehrt.

Auf der Westseite der Elysäischen Gefilde befindet sich ein großes Rundtheil, „der Stern" genannt (Etoile des champs élysées), und von da steigt die Allee (Avenue) von Neuilly einen allmälig sich hebenden Hügelrücken hinan. Oben auf der Höhe prangt als Krone der mächtige Triumphbogen. Er besteht nicht aus Einer Seite, sondern bildet ein Viereck, das nach jeder Seite hin ein hochgewölbtes Eingangsthor hat. Doch sind die Seitenthore bedeutend kleiner als die Hauptthore, deren Bogen sich 90 Fuß hoch über dem Boden wölbt. Der Ueberbau thürmt sich bis zu 150 Fuß empor; eben so viel beträgt die größte Breite, und die Stärke der schmäleren Seiten etwa halb so viel. Der Punkt der Anlage, welcher die Häuser der Stadt beherrscht, ist sehr glücklich gewählt, und daher ragt der Koloß überall da, wo man Ueberblicke von Paris hat, über die Wohnungen und über die Gipfel der Bäume sehr großartig hervor und verleiht dem Horizont des Rundgemäldes ein ganz eigenthümliches Gepräge. Napoleon ließ das Werk im Jahre 1806 an seinem Geburtstage, den 15. August, beginnen, um den Ruhm der französischen Armee zu verherrlichen. Ludwig Philipp erst hat es vollendet. Die Hauptfronten sind mit Bildwerken in erhabener Arbeit geschmückt. Auf der Stadtseite zur Rechten ist der Genius des Krieges dargestellt, welcher Frankreich (1792)

zu den Waffen ruft. Zur Linken steht Napoleon als Triumphator (1810) im Römergewande, kräftig und stolz, hinter ihm die Göttin des Sieges, die ihm den Lorbeerkranz über das Haupt hält, ihm zur Seite hier eroberte Städte, dort eine gedemüthigte weibliche Figur; eine murrende männliche liegt zu seinen Füßen; darüber schwebt die Fama, laut posaunend seinen Ruhm, und daneben zeichnet die Geschichte seine Thaten auf. Auf der anderen Seite des Gebäudes sieht man den Vertheidigungskampf von 1814 und den Friedenszustand des Kriegers (1815), wo er den Stier vor den Pflug spannt und statt des Schwertes das friedliche Eisen, welches nur die Erde verwundet, handhabt. Im Innern der Bögen liest man die Namen der Siege. — Hier war es, wo am 20. April 1848 die provisorische Regierung die Vertheilung der neuen Fahnen an die Nationalgarde und die Armee vornahm. Es war ein großartiges Schauspiel. Von der Neuilly-Barrière bis zu den Tuilerien, von der Magdalenenkirche bis zum Bastilleplatze wogte ein Meer von Bajonetten, Schacko's, Helmen, Kuirassen. Um und unter dem Triumphbogen war die Festestrade errichtet, auf welcher die Mitglieder der Regierung und die Vertreter der verschiedenen Staatskörper saßen. Auf dem Platze davor befanden sich die Häupter des Militairs, die den Fahneneid schworen. Gegen vier Uhr Nachmittags begann das Vorbeiziehen der Truppencorps, die ihre Gewehre zum Theil mit Kränzen und Bändern geschmückt hatten, und dauerte bei Fackelschein und rothen Feuern bis spät in die Nacht. Dazwischen tönten Hochrufe, patriotische Lieder und von fünf zu fünf Minuten der Donner der Kanonen. Es sollte ein Fest der Versöhnung zwischen Heer und Volk sein; aber die Leidenschaften grollten noch in der Tiefe mancher Brust, um bald wiederum mit wildester Wuth hervorzubrechen. — Wie alle öffentlichen Anstalten und Denkmäler ist auch der Triumphbogen durchaus frei und zugänglich. Man bemerkt keine Wachen, kein Schilderhaus. Nur ein graubärtiger Veteran sitzt mit seiner alten Ehehälfte am Eingange der Stufen, die auf die Höhe des Monumentes führen. Jedermann passirt frei und bekommt Anweisung, wie er zu gehen habe, um die Zinnen zu erreichen. Nur bei

der Rückkehr bittet die Alte diejenigen, bei denen sie Wohlhabenheit voraussetzt, mit Freundlichkeit um ein kleines Geschenk. Ein hin und wieder ziemlich dunkles Treppengewinde führt auf bequemen Stufen (248 zählte ich) mit Geländern auf beiden Seiten hinan. Endlich fällt Licht in diesen dunklen Schacht, und jetzt liegt die graue Häusermasse von Paris zu meinen Füßen. Der Vordergrund zeigt mehr den Charakter der Vorstadt; denn die nächsten Umgebungen sind grün, alle Häuser liegen hier zwischen Gärten. Erst weiterhin steigt die steinerne Pracht der Paläste und Thürme auf. Endlich verliert sich Thurm auf Thurm in nebligen Duft. Der Montmartre und das Pantheon sind die höchsten Punkte, die sich an dem von den Anhöhen der Seine umkränzten Horizonte abschneiden. Ein gewaltiges Leben entwickelt sich nahe vor unseren Augen, die lange gerade Allee, welche vom Hauptpavillon der Tuilerien durch deren Gärten und die elysäischen Felder bis hieher und jenseits weiter nach Neuilly geht, ist der vorzüglichste Sammelplatz der glänzenden Welt zu Spazierritten und Spazierfahrten; der bunte Strom der Fußgänger bewegt sich daneben. Unaufhörlich rollen die Cabriolets, die Omnibus, die Eilwagen (velocifères), die Schwalben (hirondelles), die Bürgerinnen (citadines), die weißen Damen (dames blanches), und wie die öffentlichen Fuhrwerke alle heißen, diese Straßen auf- und abwärts; dazu die unzählbaren Whiskys, Berlinen, Carossen, die Reiter und Reiterinnen. Denn hier tummeln die Engländerinnen ihre Rosse; man sieht sie mit großer Keckheit reiten, indem sie die Thiere mit der Gerte zu heftigen Sprüngen antreiben. Mitten unter diesen Betrachtungen fragte ich meinen Nachbar, einen kleinen gelbbraunen Mann mit scharfen schwarzen Augen, nach dem Namen einer Kirche. „Ich bin selbst fremd; ich bin aus Madrid", antwortete er in mühsamem Französisch. Wenige Schritte steht ein modisch gekleideter Türke im schwarzblauen Oberrock, doch seine rothe Mütze (der Fez) macht ihn kenntlich. Gleich dahinter bemerke ich einen ärmlich gekleideten jungen Burschen. Ich rede ihn französisch an: er zuckte die Achseln; deutsch: ein freudiger Schimmer überfliegt sein Gesicht, es ist ein Tischler aus Franken. Ich sprach mit ihm einige Worte,

und da mehr Fremde als Einheimische hier hinaufsteigen, so hätte ich leicht noch mehr Landsleute finden können. —

Mein Rückweg durch die elysäischen Felder war sehr belebt. Die Zahl der Spazierfahrer, Reiter und Fußgänger hatte sich wenigstens verdreifacht. Ueberall Leute, die ihre Rechnung auf die müßige Lust des Volkes gestellt. Ein Geiger saß an der Straße auf einem mitgebrachten Gurtstuhl; neben ihm stand zur Abwechselung in der Unterhaltung eine Clarinette, an den Knieen hatte er Becken und Schellen befestigt, also eine wandelnde Janitscharenmusik. Vor ihm war an einem kleinen dreibeinigen Notenpulte ein Becken angebracht, um den Ehrensold von schweren Kupfersous aufzunehmen. Auch ich warf das meinige hinein. Funfzig Schritt weiter hatte sich ein großer Kreis gebildet, innerhalb dessen ein Mann abgerichtete Pudel ihre Kunststücke machen ließ. Sie buchstabirten eben, indem sie zu aufgegebenen Worten oder Zahlen die betreffenden Buchstaben oder Ziffern zusammentrugen, die auf kleine Holztäfelchen geschrieben am Boden lagen. Ich dachte daran, wie sauer mir das Buchstabiren geworden, und that nichts zur Unterstützung der Hundekunst oder vielmehr Wissenschaft. Aber siehe, ein zweiter Kreis! Der Mann, den die Menge gaffend umstand, hatte sich mit einer Anzahl Stöcken, Bällen und einigen mir unbekannten Instrumenten umgeben. „Meine Herren," rief er, „wenn Sie die Güte haben wollen, sechs Sous zusammenzubringen, so werde ich mir dieses Horn aufsetzen (er setzte sich einen Messingreifen mit einem Horn auf) und auf der Spitze desselben, ohne zu fehlen, diesen Ball auffangen, den ich hoch in die Luft werfe!" Das Kunststück schien mir schwer und ich stand zweifelnd. Unterdessen waren nach einigem Zögern von den drei- bis vierhundert Zuschauern sechs einzelne Sous einzeln in den Kreis geworfen und der Solospieler hatte die dicken thalergroßen Kupferstücke zusammengelesen, was mit unseren im Sande leicht verlorenen Silbersechsern oder selbst Kupferdreiern schon ganz unmöglich gewesen wäre, und deshalb muß bei uns bei dergleichen Gelegenheiten das viel unangenehmere persönliche Einsammeln mit dem Hute stattfinden. Während ich dies dachte, war der Ball senkrecht hoch in die Luft geflogen, und blieb beim

Herabfallen richtig am Einhorn hängen, das ihn durchbohrte. Lauter Beifall erscholl. Der Solospieler setzte hierauf einen Becher in gleicher Weise auf den Kopf und fing den Ball darin auf. Er nahm sodann das Horn wieder und zeigte eine Anzahl Ringe, die er in die Luft werfen und mit der Spitze des Horns auffangen wolle; aber nicht unter sechs Sous. Man zauderte. Ich warf zwei in den Kreis: augenblicklich folgten die vier andern. Eben so pünktlich hielt auch der Künstler sein Versprechen. Zehn Ringe, einen immer kleiner als den andern, warf er nach einander hoch in die Luft und fing sie mit zierlich gewandter Sicherheit auf, ohne ein einziges Mal zu fehlen, so daß sich die Spitzsäule des Horns dicht mit Ringen belegte, deren letzter ganz eng um die Spitze des Horns schloß. — Ein solches Volksleben herrscht in den elysäischen Feldern, nicht etwa an einem Sonn- und Fest-Nachmittag, sondern an einem Wochentag in den Vormittagsstunden, denn es war vier Uhr, und selbst der Bürger, der bei uns um zwölf Uhr essen würde, ißt hier erst um fünf Uhr zu Mittag. Dazu waren die meisten Zuschauer in Blousen. Wie viel Müßiggang ist also in Paris auch unter den ärmeren Klassen, und mit dem Müßiggang hundertfache Gelegenheit zur Aufregung! Im Allgemeinen findet man jedoch den Tagelöhner und den Lastträger in Paris nicht weniger ehrenwerth, als den Bürger der Stadt und den eigentlichen Handwerker, der sein Brot im Schweiße des Angesichtes verdient.

In allen diesen Leuten steckt nicht der eigentliche Sauerteig der beständigen Unzufriedenheit mit allen bestehenden Verhältnissen. Es giebt aber eine große Masse Derjenigen, welche ein leichtes, halb müßiges Geschäft treiben, die nicht genug erwerben, um dadurch alsbald zu Besitz und Wohlhabenheit zu gelangen, und deren Arbeit nicht schwer genug ist, um durch den Ernst des Lebens und die Lehren seiner harten Nothwendigkeit gestählt und geläutert zu werden. Dahin rechne ich die ungeheure Zahl halb müßiger Dienstboten in vornehmen Häusern, viele Kleinhändler, die ohne das nöthige Vermögen immer nur ein durchlöchertes Faß des Besitzes inne haben, das eben so viel aus- als einfließen läßt; ferner die Masse unbestimmt Beschäftigter, welche stundenlang in den Lesecabinets zubringen und in Folge ihrer

flachen Halbbildung von jedem einseitigen Urtheil gar leicht verblendet und fortgerissen werden; endlich gehört dahin die Schaar von Gehülfen bei tausend Mittelgeschäften, fast sämmtlich jüngere Leute, die in ihrer gegenwärtigen Lage auf keinerlei Weise Befriedigung ihrer Wünsche finden. Das Ziel dieser Wünsche ist bei der ganzen verderbten Klasse ein behaglicher, üppiger Lebensgenuß, verbunden mit alle Dem, was der Eitelkeit und dem Ehrgeiz schmeichelt. Die Religion gilt den Meisten als Gaukelspiel, ihre Sittlichkeit ist durch und durch vom giftigen Wurm der Ausschweifung zerfressen, daher ihre Schlaffheit, und bei aller schamlosen Frechheit, die selbst das Heiligste mit ihrem Geifer überzieht, doch Mangel an Thatkraft. Dieser nichtswürdige Haufe ist nicht fähig, selbst Etwas zu unternehmen; aber er stürzt sich, wie ein zuvor stehendes, übel riechendes Gewässer, verheerend über alle Zustände der Ordnung und des Rechts her, wenn irgendwo der Damm der Gewalt einmal zerreißt. — Eine andere leichte Gattung des Pariser Müßiggangs ist der überall gaffende, umherschlendernde Pflastertreter, Flaneur genannt. Das Wort flaner bedeutet: auf der Oberfläche dahinstreifen; man könnte Flaneur demnach allenfalls durch das deutsche „Stromer" übersetzen. Auf dem schillernden Strome der Straßenluft läßt er seinen Nachen leicht und gemächlich dahin treiben, der Spazierstock ist sein Ruder. Er will eigentlich keineswegs müßig sein, sondern sich vielmehr nur einer gewissen passiven stets abwechselnden Beschäftigung erfreuen. Augen und Ohren sind die beständig bewegten Canäle, um seiner Seele aus der Welt der hunderttausend kleinen Ereignisse und Merkwürdigkeiten immer neue Nahrung der stillen Ergötzung zuzuführen. Er ist eine stumme Figur aus dem Schlaraffenlande, die beständig das Maul aufgesperrt hält, damit so viel als möglich gebratene Tauben des oberflächlichen Genusses hineinfliegen. Wie der erfahrene Fischer seine Stellen hat, wo er den reichlichsten Fang zu thun pflegt, so hat der Flaneur auch seine Lieblingsplätze, wo man ihn jeden Morgen mit reiner Weste und reinen Handschuhen, mit spiegelblankem Hute und spiegelblanken Stiefeln sehen kann; ist doch im Grunde der ganze Kerl ein personificirter Spiegel. Im Uebrigen ißt und

trinkt er, wenn's ihm beliebt; denn er ist in der Regel eine ledige Person und ganz unabhängig. — Endlich gehören zur Straßenbevölkerung auch noch jene Menge junger Fante, welche **Gamins** heißen und die man wohl als Pariser Windbeutel bezeichnen kann; denn das Windmachen ist des Gamins Hauptstärke. Leicht und lustig flattert er hier hin und dort hin, als bunter Schmetterling, der erst jüngst aus der Puppe der Kinderjahre ausgekrochen ist. Gleich dem Irrlichte, das vergnüglich über dem blumenbewachsenen Sumpfe tanzt, hat er ein zierliches, quecksilbriges Wesen, nicht weniger als der Flaneur voll Seheluft und Hörbegier; aber während der Flaneur die Schätze seines Wissens geizhalsig in den Räumen des Gedächtnisses aufspeichert, giebt der Gamin jedes neu aufgenommene Goldstück, jede neu aufgefischte Perle sogleich verschwenderisch wieder aus. Sein Maulwerk ist, ebenso wie seine Beine, in beständiger Bewegung, und so macht er auf den Straßen am meisten Lärm und Leben. Seine Selbstgenügsamkeit spricht sich dadurch aus, daß er die Hände fast immer in der Tasche hält. Er hat eine scharfe Beobachtungsgabe und sein Urtheil ist gleich fertig; denn er ist ein Pariser Kind, das im Getümmel der großen Welt erwuchs. Es giebt kein Ereigniß, wo er nicht, wenigstens im Geiste, dabei gewesen wäre, und dessen Einzelnheiten ihm nicht genau bekannt wären; Alles aber begleitet er mit seinen Randglossen. Er ist der Allerwelts-Wisser, der Allerwelts-Kritiker, der Allerwelts-Erheiterer, indem er bald den trockenen altklugen Verstand vorwalten läßt, bald leise ritzenden Witz, bald harmlose fröhliche Laune zeigt, welche das Trommelfell kitzelt. Zur Verstärkung seiner Behauptungen braucht er wohl in Ermangelung eines Stockes die natürlichen Spazierstöcke, die er sehr geschickt und nachlässig zu regieren weiß, oder mit denen er baumelt, wenn er sitzt.

Drittes Kapitel.

Es ist Sonntag. Selbst eine so große Stadt wie Paris, wo die Masse der täglichen und stündlichen Vergnügungen mehr als irgendwo den Eindruck verwischt, daß nur der Festtag der Freude und Erholung gewidmet sein soll, selbst eine solche Stadt bietet einen ganz andern Anblick dar am Tage des Herrn, als am Alltage. Schon der Bursche, der mir die Kleider reinigt, tritt mit einem andern Gesicht und mit reiner, geplätteter Schürze und Wäsche früh in mein Zimmer. Nach seinem Morgengruß bemerkt er mit einer lächelnden Hoffnung auf den Nachmittags-Spaziergang in den Zügen: „Es ist schön Wetter heut, Monsieur!“ — Die Kammerfrau, welche den starkschmeckenden, schwarzen und dicken Kaffee nebst der gehörig verdünnten Milch sauber auf den Tisch setzt, hat eine frische, weiße Haube, Halskrause und Schürze, und ihre höfliche Freundlichkeit ist heut ebenfalls um einen Ton in der Stimmung erhöht.

Beim Ausgehen vervielfältigten sich die angenehmen Sonntagseindrücke. Im Hause begegnete ich den Gästen und Bewohnern in gewählterer Kleidung. In der Straße Vivienne zeigten sich die Läden wenigstens zum Theil geschlossen. Die Boulevards waren schon munter belebt. Mein Weg führte mich in eine ziemlich entlegene Gegend hinter den elysäischen Feldern zu einem Bekannten. Als ich von dort nach der Chaussée d'Antin gelangte, sah ich mich plötzlich unvermuthet auf einer wunderbaren Stelle. Inmitten eines von Cypressen eingefaßten Kirchhofes stand eine kleine Kirche, oder vielmehr Capelle. Das traurig düstere Grün, die Einsamkeit des Ortes, die edlen Formen des Gebäudes, gesellt zu der Ueberraschung und zu der Sonntagsstimmung, brachten einen eigen wehmüthigen Eindruck hervor; es war so einsam still, als sei man tausend Meilen von der geräuschvollen Weltstadt entfernt. Die Inschrift ergab, daß ich vor der Sühnungs-Capelle (Chapelle expiatoire) stehe, welche hier auf der Grabstätte Ludwigs XVI. und Maria Antoinette's erbaut ist, deren Haupt auf dem Concordienplatze unter der Guillotine fiel. Ich vergegenwärtigte mir die Ge-

schichte dieser Capelle. Die Leichname der Enthaupteten waren von frommer Freundeshand hieher, einer alten zur Magdalenenkirche gehörigen Grabstätte, geschafft und ganz in der Stille bestattet worden, damit die Hyäne der Revolution sie nicht noch auswühle. Dann wurde der ganze Grund und Boden angekauft und in einen Garten verwandelt. Der Platz, wo die Ueberreste des Königspaares lagen, wurde sorgfältig von dem Eigenthümer bezeichnet, und man erzählt, daß er alljährlich Kränze und Blumensträuße an die vertriebene königliche Familie gesandt habe. Als diese endlich zurückkehrte, kaufte sie den Platz an und gab ihm seine jetzige Gestalt. — Es war mir nicht vergönnt, in das Innere der Capelle einzutreten. Ueber den frühern Zustand vor der letzten Revolution schreibt ein Landsmann Folgendes: „Hier stehen zu beiden Seiten des Kreuzes die meisterhaft gearbeiteten Bildsäulen des Königs und der Königin. Ludwig in seinem Krönungsmantel, aber ohne Krone, ist das Bild der höchsten Verklärung. Mit ausgebreiteten Armen wendet er das über alles Leiden erhabene Antlitz gen Himmel; hinter ihm steht ein schöner Engel, der den Finger aufgehoben hält. Am Fußgestell steht auf einer Marmorplatte mit goldenen Buchstaben das Vermächtniß des Königs. Diese Worte geben in edler, rührender Einfachheit Zeugniß von der völligen Ergebung und der Großmuth des Königs. Welche fromme Gedanken, welche gänzliche Vergebung, welche Liebe! Die Bildsäule von Marie Antoinette stellt den fast erliegenden, aber sich dennoch ermannenden Schmerz vor. Sie ist auf ein Knie gesunken, ihr königlicher Mantel umfließt sie, die Krone ist ihr zur Seite hingefallen, ihr langes Haar wallt den Rücken hinab, mit beiden Armen umfaßt sie eine milde ernste weibliche Gestalt, die, halb verhüllt und ein großes Kreuz in dem einen Arme haltend, vor ihr steht: es ist der Glaube. Am Fußgestell ist der Brief eingegraben, den sie kurz vor ihrem Tode schrieb und worin sie ihre Kinder und besonders ihren Sohn der Madame Elisabeth ans Herz legt; damit verbindet sich der letzte schmerzliche Ruf der Sehnsucht nach dem Lande ihrer Jugend. In dem unterirdischen Grabgewölbe ruhen unter einem einfachen Altar aus grauem Marmor die Gebeine der edlen Todten.

Das Ganze läßt einen eben so wehmüthigen als ernsten Eindruck zurück."

Meine Gedanken weilten bei der königlichen Familie und führten mich in der Entfernung von einer halben Stunde zu einem andern Grabmal. Es ist die St. Ferdinands-Capelle (Chapelle St. Ferdinand) hinter der Barrière du Roul, unweit des Triumphbogens des Etoile. Es war am 13. Juli 1842, als dem Herzog Ferdinand von Orleans, dem damaligen französischen Thronerben, hier die Pferde durchgingen und er nun aus dem blitzschnell fortgerissenen Wagen jenen verhängnißvollen Sprung that, der sein Verscheiden in dem Hause eines Gewürzkrämers zur Folge hatte. An der Stelle dieses Hauses steht auf einem mit Bäumen bepflanzten Platze die Capelle, ganz aus Stein gehauen und in Form eines antiken Grabgewölbes, oben mit einem steinernen Kreuze. Die Räume im Innern sind klein, aber sie enthalten alles Trauernde, Heilige, Tröstende, was der Gegenstand erfordert.

In einem sogenannten Mylord fuhr ich von da über Neuilly nach dem Boulogner Gehölz. Diese Mylords sind kleine nette halbverdeckte vierräderige Miethwagen, welche sich von den Cabriolets dadurch unterscheiden, daß der Kutscher nicht neben dem Passagier, sondern vor ihm auf dem Bocke sitzt. Das Schloß Neuilly war einst das einfach ländliche Sanssouci des Königs Louis Philipp. Aber in den Tagen der letzten Revolution konnte der zügellose Pöbel und alles schlechteste Gesindel hier ungestört sein Wesen treiben, was die furchtbarsten Scenen hervorrief. Unter Anderm drangen über hundert Diebe in den Keller, erbrachen die Weinfässer, soffen sich bis zur betäubendsten Berauschung voll und fielen endlich insgesammt dem Schlafe in die Arme. Unterdeß steckten ihre Gefährten das Schloß in Brand. Das von den Flammen verzehrte Gebäude krachte zusammen, und so fanden die Unglücklichen in dem Keller einen jämmerlichen Tod. — Der Park des Schlosses erstreckt sich weithin und wird von einem Arme der Seine durchflossen. Unter diesen Bäumen und Büschen suchten sich einst die königlichen Damen im Frühling die ersten Veilchen, hier lauschten sie

dem Schlage der zahlreichen Nachtigallen. Wie hat sich dies Alles nun mit einem Male verändert!

Unter dem Boulogner Gehölz (Bois de Boulogne) darf man sich keinen Wald mit mächtigen alten Stämmen, mit dunkeln Schattenmassen dicht verwachsener Gebüsche und üppig wildem Pflanzenwuchs vorstellen, sondern es ist eben ein mehr lichtes Gehölz mit vielen Wegen und Stegen, das wegen der hier abgehaltenen Zweikämpfe, sowie wegen der vorgefallenen nächtlichen Raub- und Mordthaten übel berüchtigt geworden ist; bei Tage hat man indeß dergleichen nicht leicht zu fürchten. Im heißen Mittagsstrahl schimmerte das Grün der Buchen, die Birkenblätter zitterten kaum in der wenig bewegten Luft, und oben am blauen Himmel zogen helle Frühlingswolken mit silbernen Sonnenrändern. Anfangs war noch wenig Leben hier. Nur dann und wann sah man den Zug einer Pariser Bürgerfamilie, welche hinauszogen, ihr Mittagsmahl im Schatten der freien Natur zu halten, oder es erschienen ein paar jener sonderbaren breiten kastenförmigen zweirädrigen Lohnwagen, auf denen dichtgedrängt eine Gesellschaft von zehn bis vierzehn Personen, von Einem Gaul gezogen, dahinrollt. Bald jedoch mehrt sich „die Welt", wie der Franzose spricht. Der kleine offene Flecken Boulogne mit seinen hellen Häusern und den bunten Gruppen, die um runde Tische herumsitzen, giebt ein ganz lustiges, an Italien erinnerndes Bild. Die Flaschen paffen, kleine Körbe mit dünnen Prophetenkuchen oder Franzbrötchen fliegen umher, hie und da schwebt eine kurze thönerne Pfeife im Munde eines ehrsamen Pariser Bürgers, der sich nach der neuesten Mode sorgfältig gekleidet, während neben ihm seine resolute, lebhaft äugelnde Ehehälfte mit der Haube auf dem linken Ohr sich wenig um ihren Mann zu kümmern scheint. Weiterhin hat man Buden errichtet, worin Speisen gekocht werden, eine Gesellschaft lagert unter fröhlichem Geschwätz auf dem Rasen, und Kinder spielen unter den Bäumen eine Art Versteckspiel. In den Alleen ist viel Fahrens und Reitens; Engländerinnen traben zu Roß, Französinnen auf Eseln. Bei der Porte Maillot ist ein Haufen von Gäulen und Eseln versammelt. Man kann sich einen davon auf eine oder zwei Stunden aussuchen, um während dem auf den kleinen

Thieren die eine Allee hinauf und die andere hinunter zu galoppiren. Manche Dame versucht den Galopp auf ihrem Esel, und in diesem Augenblick sehe ich ein himmelblaues Gewand flattern, ein Rosahut fliegt hinterdrein und ein weißer Shawl umschließt den Schwanz des Esels. Am lustigsten ist es, die Kinder auf ihren Eseln zu beobachten, wie sie unter Gejauchze die weite Allee im Zickzack durchtraben. Man sieht auch wohl eine Mutter mit ihrem Kinde auf dem Schooße sich eine solche Veränderung machen. Dort trägt ein Schimmel eine blasse Dame bedächtig und ruhig: sie will sich durch diese Bewegung in der reinen Luft des Gehölzes die frische Farbe der Gesundheit wieder verschaffen. — Ursprünglich stand in diesem Gehölz eine Abtei. Aufmerksamkeit erregten im letztverflossenen Jahrhundert die schönen Gesänge der Nonnen. Zu ihrer Verstärkung ließ man die Opernsängerinnen von Paris kommen und schuf dadurch ein glänzendes Chor, welches die vornehme Welt der Hauptstadt ergötzte und zuweilen auch wohl erbaute, bis die Abtei in den Schreckenstagen der Revolution zerstört wurde. So mächtig ist aber die Macht der Gewohnheit, daß bis heute das Boulogner Gehölz seine lockende Anziehungskraft, freilich auch zum Stell-dich-ein für manches zärtliche Paar, behalten hat.

Gegen sechs Uhr war ich wieder in Paris, um in einer sogenannten Pension zu Mittag zu speisen. Man erhält da für einen mäßigen Preis nebst der Wohnung alle gewöhnlichen Lebensbedürfnisse; man kann aber auch, ohne da zu wohnen, speisen, wenn man es vorher bestellt. Ein Bekannter hatte mich zu sich geladen. Es war ein Hotel (hôtel garni) in der Vorstadt St. Germain. Vor dem Thorwege steht auf schwarzem Schild mit goldenen Buchstaben: „Hier vermiethet man möblirte Zimmer mit und ohne Küche. Man nimmt Pensionaire an.“ Ich trete in den Hof. Linker Hand ist die Loge des Portiers, und man bemerkt darin eine Uhr, eine Reihe von Schlüsseln mit den Nummern daran, Briefe und Pakete vor dem Fenster, eine emsig nähende Frau und einen müßig scheinenden Mann. Er giebt mir Auskunft über das Logis meines hier wohnenden Freundes. Ich lese im zweiten Stockwerk Nummer 17, ziehe die Glocke, begrüße das Zimmer und betrachte mir die elegante

Uhr auf dem Gesimse des Kamins, die vergoldeten Vasen mit künstlichen Blumen unter den Glasglocken zu beiden Seiten, dazu die hübschen Leuchter, zwei breite lange Spiegel, Kupferstiche rings an den Wänden, das Sopha und die Lehnstühle mit orangefarbenem Damast überzogen, die schönen Glasschränke und Teppiche, sowie endlich das mit dem klarsten Mousselin überzogene Bett im Nebengemach. — Jetzt hat's Sechs geschlagen, und der Aufwärter ruft ganz außer Athem in die Thür hinein: „Zu speisen, wenn's gefällig!“ (diner, si'l vous plait!) Wir gehen hinunter in den Speisesaal. Er ist nicht groß, die Möbeln sind mit rothem Sammet überzogen, an der Wand hängt ein großes Bild, die Wirthin vom Hause darstellend, wie sie von ihren Tagesunruhen ermüdet im Lehnstuhle ruht, während ihre Tochter hinter ihr steht. Gäste aus allen Himmelsgegenden verursachen ein vieltöniges Zungengeschwirr; da sind Deutsche, Engländer, Spanier, Schweizer, Amerikaner und Brasilianer. Man hört den Ruf: „Die Suppe ist aufgetragen!“ Alles nimmt Platz. Die Wirthin und ihre Tochter kommen nach Art der Vornehmen etwas spät, sehen dann mit vielem Anstand am Tisch herum und begrüßen die Anwesenden der Reihe nach. Die Tafel ist bekränzt mit einem Kreise von kleinen Glasflaschen, funkelnd weiß und roth, bei jedem Couverte stehen zwei, die eine mit klarem Seinewasser, die andere mit ordinärem Wein, eine halbe Bouteille, das Maß eines jeden Gastes enthaltend. Nachdem wir uns gesetzt und zurechtgeschoben, entfalten wir die linnenen Servietten*). Mit der Suppe spinnt sich die Unterhaltung an. Englische Wellen brechen sich an dieser Seite; spanische und portugiesische Melodien lispeln mir gegenüber; französische Anmuth und Rundung läßt sich am Ende des langen Tisches vernehmen; deutscher Kern und tiefer Kehllaut erschallt ganz in meiner Nähe; schweizerische Volkssprache ertönt am andern Ende. Französisch ist aber das allgemeine Unterhaltungsmittel. Nach der Suppe kommen Kar-

*) Mit Drell ist man sehr sparsam in Paris. Das Tischzeug in gewöhnlichen Häusern ist immer von ziemlich grobem Linnen mit einem blauen Streifen an der Seite. Die Handtücher habe ich nirgends anders als von Linnen gefunden.

toffeln in der Montur mit Butter, und darauf erscheint das Rindfleisch ohne Sauce oder Hausmannskost als Uebergang zum Braten. Das Tranchiren ist der Franzosen schwache Seite: niemals, wenn nicht durch Zufall, wird der Braten gegen den Faden geschnitten. Hat man eine Hammelkeule, so nimmt man den ziemlich lang gelassenen, mit Papier umwundenen Knochen ohne Weiteres in die Hand. Geflügel wird jämmerlich zerhackt. Der Fisch kommt nach dem Braten. Das Gemüse macht auf der französischen Tafel selbstständig die Runde. Den Salat, die gebratenen Kartoffelscheibchen, die heißen Pfannkuchen und manche andere Sachen faßt man ganz ungenirt mit den Fingern an. Die Engländer sind durstiger bei Tische, als die Franzosen, welche nichts weiter bedürfen, als ihr Glas Wasser mit etwas Wein geröthet. Dagegen ißt man hier mehr Brot zu, als jenseit des Canals; die gewöhnlichen Weißbröte sind dünn und ellenlang. — Die Wirthin ladet zu Allem aufs Freundlichste ein, während man an der englischen Ecke Vieles verschmäht und einander auf die Austern und den Porter des Abends vertröstet, während unter den Franzosen ein lebhaftes Gespräch über die Ideen des Communismus im Gange ist, während tiefe Stille im amerikanischen Kreise herrscht, während die Brasilianer immer ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen und dazu eine vielsagende Miene haben, während endlich die Deutschen in einer tiefen Anschauung des Ganzen versunken sind. Die Franzosen werden so laut, daß sie sich am Ende noch bei der Kehle kriegen. Es ist merkwürdig, wie leicht sie sich selbst um eine Kleinigkeit erhitzen. Wir sind noch bei den Apfelschnitten; da dringt ein erstickender Geruch ins Zimmer: der Kuchen ist verbrannt; die untere Seite ist kohlschwarz. Er hat niemals rechtes Glück, aber die Wirthin entschuldigt sich nie. Ist die Suppe wie Wasser, so spricht sie: „Sie finden die Suppe nicht gut, aber sie ist doch nicht so ganz schlecht;“ ist der Wein süßlich, so heißt es: „Dafür kann ich nicht, ich verstehe nichts von solchen Dingen.“ Ist im Winter das Zimmer einmal voll Rauch, so lacht sie über das allgemeine Gemurmel und befiehlt, daß der Schuldige, d. h. der Ofen (denn man hat hier häufig solche, die sich transportiren lassen), zur Strafe

hinausmarschire. Beim Nachtisch spielen verschiedene Arten von Schweizerkäsen, eingemachte Kirschen und kleine Biscuits die Hauptrolle. Das Eintauchen der letzteren in Wein, was man in England so verpönt, ist hier erlaubt. Zum Beschluß nimmt man wohl noch etwas Liqueur in einem Fingerhutglase. Nun geht man in das hell erleuchtete Gesellschaftszimmer. Den Damen werden die Lehnstühle und das Sopha eingeräumt. Von den Herren servirt jeder eine halbe Tasse Kaffee (denn Kaffee ist das fünfte Element der Pariser) ohne Milch, mit einer Masse Zucker (denn dem Zucker sind die Franzosen eben so hold, wie die Engländer dem Salze); man wechselt Artigkeiten und übt sich in Wortspielen. Späterhin, gegen neun Uhr, kommen noch einige Hausfreunde hinzu, einige Mütter mit ihren hübschen Töchtern, einige andere Damen und einige Schnurrbärte. Die Damen werden von ihren Freundinnen mit dem üblichen Doppelkusse begrüßt. Man setzt sich zum Spieltisch, ergötzt sich durch musikalischen Zeitvertreib und stellt sich zu einer Quadrille auf. Während dem tönt draußen unablässig der Ruf: „Die Schnur, wenn's beliebt!" (le cordon, si'l vous plait!). Es ist eine Aufforderung an den Thürhüter, den Zug der großen Eingangsthür zu öffnen, wenn man hinaus will; so wie man klopft, wenn man hinein will. Und so springt die Thür auf und zu, es folgt sich Schlag auf Schlag. Bis spät in die Nacht dauert es fort; am spätesten klopfen die jungen Engländer, welche gewöhnlich das ausgelassenste Leben in Paris führen.

Die Kirche der heiligen Genofeva nebst einem reichen Kloster stand früher an der Stelle, wo jetzt das Pantheon prangt. Unter Ludwig XV. wurde dieser prächtige Tempel gebaut, wozu man die Kosten durch eine Lotterie bestritt; der Grundstein wurde 1764 gelegt. Es ist ein ungeheures Bauwerk mit edlen Verhältnissen, etwa 340 Fuß lang, 250 Fuß breit. Der äußere Säulengang hat 18 freie korinthische Säulen, deren Größe man begreift, wenn ich sage, daß sie sechstehalb Fuß im Durchmesser halten. Das Innere mit seinen hohen Wölbungen und herrlichen Deckengemälden enthält in seinen vier Schiffen 130 ähn-

liche Säulen; darüber erhebt sich eine Gallerie mit runden Fenstern und höher hinauf die abermals mit einem Säulenkranze umgebene Kuppel. Ueber dem Eingange liest man die Inschrift: „Das dankbare Vaterland seinen großen Männern", und auf dem Giebelfelde zeigt ein schönes Bildwerk in erhabener Arbeit uns Frankreichs Genius, der den großen Männern Lorbeerkränze zutheilt. Aber die Erwartungen, welche der so kunstvoll erbaute Tempel erregt, werden keineswegs durch die Ausfüllung desselben befriedigt. Es ist gegenwärtig noch ein leerer Prachtbau, in den die Träger der Geschichte Frankreichs erst eingeführt werden sollen. An den Pfeilern des mittlern Raumes sind vier Tafeln von Erz angebracht, in welche man die Namen der in den Juliustagen Gefallenen eingegraben. Ueber ihnen an der Decke der einen Kuppel zeigt uns ein Frescobild*) „die Verklärung der heiligen Genofeva"; umher knieen Chlodewig, Karl der Große, Ludwig der Heilige, Ludwig XVIII. und bei ihm die Herzogin von Angouleme. Damit soll die Kirchengeschichte Frankreichs in ihren Hauptwendepunkten dargestellt werden. Daneben erscheint in der Hauptkuppel 250 Fuß hoch ein anderes Frescogemälde von dem großen Maler Gerard, „die Verherrlichung Frankreichs", in vier sinnbildlichen Darstellungen: der Tod ergreift den um das Vaterland verdienten Mann mitten in seiner ruhmvollen Laufbahn; das Vaterland beweint ihn; die Gerechtigkeit zwingt den Neid, sein ehrenvolles Andenken unbefleckt zu lassen; der Ruhm, bezeichnet durch zwei auffliegende Genien, trägt den großen Bürger zum Olymp, wo die Unsterblichkeit auf hohem Thron sitzt. Die Beleuchtung des Ganzen ist überaus vortheilhaft. Außerdem findet man nichts Merk-

---

*) Die Fresco- oder Kalkmalerei wird in Wasserfarben auf frischen (fresco) mit Sand vermischten Kalk ausgeführt. Es ist die dauerhafteste und schnellste Art zu malen, findet aber nur bei den Mauern von Gebäuden Anwendung. Da Alles schnell gehen muß, so bedient man sich dazu eines Cartons oder einer Vorzeichnung auf Papier, Pappe u. drgl. Gewöhnlich werden die Umrisse der Gegenstände mit einer Nadel durchstochen, dann fährt man mit einem Säckchen von Kohlenstaub über die Löcher, um so den Schattenriß an die Wand zu bringen.

würdiges in dem Tempel. Man führt uns nun durch dunkle Wölbungen und Gänge in den unterirdischen Räumen umher. Außer den Steinsärgen mehrerer Feldherren und Staatsmänner treffen wir die Grabstätten der Schriftsteller Voltaire († 1778) und Rousseau († 1778), in welchen beiden wir die hervorstechenden Charakterzüge der französischen Nation ausgeprägt finden, bei dem Erstern nämlich den glitzernden leichtfertig flatternden Witz, der auch das Heilige nicht verschont, verbunden mit Eitelkeit und selbstsüchtiger Ruhmsucht, bei dem Andern aber die edle Menschenfreundlichkeit, die in selbstverleugnender Großmuth kein Opfer scheut. — Dem Ernste des Ortes entspricht es wenig, daß die Führer uns mit einem Echo in den Grabgewölben unterhalten. Man drischt mit einem Rohrstock auf ein Lederkissen. Dadurch entsteht ein donnerähnliches Getöse, gleich als stürze ein Theil des Gebäudes mit furchtbarem Krachen zusammen, was einige Damen in unserer Gesellschaft, die auf die vorbereitenden Worte des Führers nicht geachtet, gewaltig erschreckte, so daß sie laut aufschrien und davon sprangen.

Vom Pantheon wanderte ich nach der nicht sehr weit entfernten berühmten Manufactur der Gobelins. Das sind Teppiche, in welche man große Gemälde einwebt. Den Namen haben sie von Gilles Gobelin, einem Färber zu Paris unter Franz I. Dieser erfand das Geheimniß, den scharlachfarbenen Stoff in seltener Frische zu liefern, und seine Nachkommen bildeten die Kunst der Tapetenweberei immer vollkommener aus, so daß der Finanzminister Colbert 1662 alle ihre Anstalten ankaufte und noch erweiterte; der Maler Lebrun wurde Director derselben. Die Teppiche, die fertig in einem der Säle aufgestellt waren, überraschten mich durch ihre Schönheit und zarte Verschmelzung der Farbenpracht. Man copirt die besten Gemälde der neuern und ältern Malerei. Ich sah ein lebensgroßes Bild Napoleons, Peter den Großen im Sturm auf dem Ladoga-See, eine Eberjagd ꝛc. Auch hat man Teppiche mit Phantasiebildern (Arabesken) und Blumengewinden. Da es oft sechs, acht, ja zehn Jahre dauert, ehe ein großes Gemälde fertig gewebt wird, so darf man sich nicht wundern, daß manche Gobelins einen Preis von 40- bis 50,000 Francs haben.

Im Südosten von Paris liegt die Salpêtrière. Unter Ludwig XIV. war in Folge der vielen Kriege wohl der fünfte Theil der Bewohner von Paris an den Bettelstab gekommen; man bedurfte großer Anstalten, um dem Unfuge zu steuern und der wahrhaft Dürftigen zu pflegen. Auf solche Weise wurde das Local einer ehemaligen Salpeterfabrik in ein Hospital verwandelt, welches den Anblick eines Palastes von mehr als sechzig Fenstern Fronte gewährt; in der Mitte steht eine Kirche. An das stattliche Hauptgebäude schließen sich noch eine Menge Nebengebäude und Höfe; große von Mauern umfaßte Garten- und Feldräume reihen sich aneinander. Es ist eine Verpflegungsanstalt für arme Frauen und zugleich eine Heilanstalt für weibliche Geisteskranke. Im Jahre 1662 nahm man gegen 10,000 Arme beiderlei Geschlechts hier auf; jetzt zählt man über 5000 Bewohnerinnen in dieser kleinen, fast nur von Frauen bevölkerten Stadt, die ihre Straßen, ihre Promenade und ihre Plätze hat. Es wird ein eigener Markt innerhalb der Ringmauern gehalten, auf dem die Lebensmittel nach bestimmten, von der Verwaltung geregelten Preisen verkauft werden. In dem großen hellen Krankensaale, den wir besichtigten, zeugte Alles von der größten Sauberkeit; die Bettstellen waren sämmtlich eisern, mit weißen Betthimmeln und Vorhängen. Das viereckige Gebäude der vierzehnhundert Wahnsinnigen ist innerhalb und außerhalb von Gartenanlagen umgeben. Gartenarbeit erweist sich als die Heilung vorzüglich fördernd. Ueberhaupt ist der Hauptgrundsatz der Herstellung eine mäßige geregelte Thätigkeit, verbunden mit einer durchaus sanften und milden Behandlung. Viele arbeiteten in den Gärten fast ohne Aufsicht; nur verlangt man die genaue Ausführung vorgeschriebener Aufgaben, damit die Aufmerksamkeit des Kranken sich fessele und Richtungen verfolge, die ihn von den eigenen inneren Zuständen abziehen. Als sehr wirksam hat man auch das Zeichnen und die Musik erkannt. Das Singen macht diesen Unglücklichen große Freude und nimmt zugleich ihre Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch. Ich wohnte dem Gesange der Wahnsinnigen bei, konnte jedoch einen leisen Schauer des Unheimlichen nicht entfernen. Man hat verschiedene Klassen der Irrsinnigen, nach dem Grade der größern oder geringern Reiz-

barkeit abgetheilt. Nachdem wir einige Klassen durchgegangen, wurden die Züge lebhafter, die Blicke scheuer, düsterer, wie von wilden Thieren. Zorn oder Unzufriedenheit gab sich mehrfach kund. Ich fragte unsere Begleiterin, ob es nicht gefährlich sei, unter diesen Wesen zu verkehren. Sie meinte, allerdings, zu Zeiten; doch hätten sie im Ganzen große Furcht vor ihren Aufseherinnen, und ein Complott Aller komme nicht vor. Das Bösartige in der menschlichen Natur, die Schadenfreude, scheint nicht mit dem Lichte des Geistes erloschen: sie sehen es theilnahmlos oder gar erfreut mit an, wenn einer ihrer Genossen streng behandelt wird. Nur die edlen Keime des Geistes sind erstickt und abgestorben; das Unkraut wuchert wüst und wild fort. Endlich gelangten wir in den letzten Bezirk der gefährlichsten und wildesten dieser unglücklichen Frauen. In einem hoch umschlossenen Hofe sieht man etwa ein Dutzend einzelne Bretterhäuschen, worin Jede für sich abgesondert wohnt. Ein solches Häuschen ist von außen zu heizen, und die Thüren sind so eingerichtet, daß man den Eingesperrten von einer Seite her immer in den Rücken kommen kann. Ich betrat diese Wohnungen nicht ohne Grauen. Bis zu welchem Grade der Entstellung bringt der Wahnsinn doch Antlitz, Gestalt und Wesen des Menschen selbst da, wo noch die sanften Linien der Jugend vorwalten! Dieser starre oder wild und scheu umherschweifende Blick, dieses verworrene Haar, dieses Zucken der Mienen, dieses achtlose Sichgehenlassen in allen kleinen Handlungen! Mehrere trugen Zwangsjacken, damit sie sich nicht im Anfall des Zornes alle Kleider abreißen. Aus eben diesem Grunde gehen sie auch in den dürftigsten Lumpen einher, so daß die Blöße durchscheint. Nicht blos den Auswurf des Lebens sieht man an diesem grauenvollen Orte vertreten; nein, hier sind Alle durch ein schreckenvolles Gericht gleich gemacht, das keinen Unterschied anerkannt hat zwischen Armuth und Reichthum, Jugend und Alter, Schönheit und Widerwärtigkeit, Anmuth und Verworfenheit, Bildung und stumpfester Roheit. Die im Glanze erzogene Marquise und das Weib des ärmsten Tagelöhners wohnen hier beisammen; das alte Weib, das sich dreißig Jahre lang im tiefsten Pfuhl der Sünde wälzte, und das junge sechzehnjährige Mäd-

chen, deren zarte Knospe von der behutsamsten Sorgfalt bewacht wurde: Alle sind hier zu gleicher Erniedrigung verdammt; der Adelsbrief ihrer Menschheit wurde zerrissen, sie wurden in die Thierwelt verstoßen, ja ihr Loos ist noch schlimmer. Die Ursachen der Geisteszerrüttung ergaben sich oft aus den Aeußerungen der Unglücklichen selbst. Die von Schmutz starrenden Gestalten verfolgen uns mit hastigem Kreischen. Die Eine verlangt, ich solle ihr ihren Proceß gewinnen, damit sie ihre zwei Millionen endlich ausgezahlt bekomme; die Andere fordert mit Ungestüm, daß ihr Bräutigam sie heute abhole; die Dritte spricht von ihren vornehmen Bekanntschaften. Andere sitzen völlig stumpf und antheillos auf der Schwelle ihrer Behausung. Sie murmeln dumpf vor sich hin und erheben zuweilen ein heiseres Gekreisch, dessen schauerlicher Ton ins Mark dringt. Eine dieser Unglücklichen schwebte fortwährend in Todesängsten und schrie zuweilen laut auf, da sie im Geiste die schrecklichsten Blut- und Gräuel-Scenen vor sich sah, die sie mit erlebt haben mochte. — Eins machte auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck. Ich hatte mich oft deutsch gegen meinen Begleiter geäußert. Plötzlich zupft mich etwas am Rocke. Ich wende mich um, und sehe eine der verwildertsten Gestalten vor mir: eine alte Frau in Lumpen gehüllt, mit grauem zerzausten Haar, stierem Blick, und in diesem Augenblick mit einer eigenthümlich thierischen Freude in den Zügen. Aber wie groß war vollends mein Erstaunen, als sie mich deutsch anredete: „Ach, mein Herr, Sie sind ein Deutscher, erbarmen Sie sich doch meiner und helfen Sie mir; man handelt hier so schlecht gegen mich!" Aufs tiefste erschütterte es mich, unter solchen Verhältnissen so unvermuthet meine Muttersprache zu hören. Das ganze Lebensbild der Armen trat mit schrecklichen Zügen vor meine Vermuthung. Welch eine Kette von düsteren Schicksalen konnte sie aus der lieben gemüthlichen Heimath nach dem fremden ungeheuren Paris und an diesen entsetzlichen Ort daselbst geführt haben? Auch diese Alte, der das zerraufte Haar so wild um das Haupt hängt, auf deren von den scharfen Spuren des Grams, der Angst und des Elends zerrissenen Zügen der lebendige Jammer wohnt; aus deren starren Augen das Irrlicht des Wahnsinns so schauer-

lich blitzt, — auch sie war einst ein liebliches Kind, die Seligkeit und Hoffnung glücklicher Eltern, vielleicht als Jungfrau die stolzeste Blume in einem friedlichen Thale meines Vaterlandes! Vielleicht war giftige Verführung der erste Keim ihres Unheils und führte sie, eine thörichte Verblendete, mitten in den Glanz und die Lockungen von Paris, und hier fand sie nach namenlosen Abstufungen der Täuschung, des Erwachens, des Schreckens, des herzzerreißenden Jammers das Ende ihrer Laufbahn! — Unsere Führer wunderten sich nicht minder darüber, daß die Alte deutsch sprach; denn sie lebte seit mehreren Jahren in der Salpetrière ohne ein einziges Wort dieser Sprache geredet zu haben. Wir erfuhren, daß sie an einen Schmied in Paris verheirathet und aus dem Luxemburgischen gebürtig war, sprach daher deutsch und französisch von Jugend auf. Sie klagte gewöhnlich, daß man schlecht mit ihr umgehe, daß man ihre Bittschriften nicht abgebe u. dergl. Ihr Mann, zwar nicht wohlhabend, aber auch nicht dürftig, besuchte sie öfters.

Eine der Salpetrière entsprechende und ganz ähnlich eingerichtete Anstalt für Männer ist Bicêtre. Die Gebäude liegen auf einer Anhöhe und haben von weitem ein alterthümlich finsteres Ansehen; die inneren Räume machen jedoch mit ihren Laubgängen, Plätzen und Gartenanlagen einen freundlichen Eindruck. Dreitausend alte und dürftige Leute finden hier Unterkommen; die Zahl der Wahnsinnigen beträgt etwa achthundert. Daß unter den letzteren in dieser Zeit mannigfach umgekehrter Verhältnisse diejenigen in Menge vorhanden sind, denen es mit ihren Plänen auf Königskronen, Präsidenten- und Ministerstellen, Marschallstäbe, Generalshüte u. s. w. nicht hat glücken wollen, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Mein Begleiter, ein Arzt, machte mich indeß mit einigen Fällen bekannt, wo die Geistesverwirrung ganz eigenthümliche seltene Formen angenommen hatte. „Betrachten Sie dort an der Mauer die Zeichnung!“ sprach er. Ich sah erstaunt eine in großen starken Linien mit Kohle ausgeführte Madonna. Der Kopf überraschte mich durch Schönheit des Ausdrucks. „Dort steht der Maler,“ fügte der Arzt hinzu und zeigte auf einen kleinen, etwas starkknochigen Mann in leinenem Kittel, mit kurzgeschnittenem

Haar; seine Gesichtszüge waren völlig unbedeutend. „Ist er wirklich ein Maler?“ fragte ich. „Ein Graveur; doch hat er viel Zeichentalent. Sein Wahnsinn stammt von vergeblichen chemischen Versuchen her.“ Wir ließen uns jetzt mit dem Unglücklichen in ein Gespräch ein. „Was habt Ihr da in der Hand, was schobt Ihr in die Tasche?“ fragte ihn der Arzt. „Lassen Sie mir diese Steine“ (es waren Ziegelsteine), erwiederte er, „ich thue nichts Böses damit.“ Er besorgte nämlich, man habe ihn in Verdacht, damit werfen zu wollen. „Aber was wollt Ihr damit anfangen?“ „Je nun, ich will sie in den Schmelztiegel bringen und Edelsteine davon machen,“ lautete die Antwort. — Der Arzt führte mich darauf zu einem anderen, noch viel merkwürdigeren Unglücklichen, den wir in seiner Zelle aufsuchen mußten, wo er krank zu Bette lag. Es war ein mageres schroff gezeichnetes Antlitz von sprechenden Zügen. Ein paar schwarze brennende Augen bewegten sich unruhig in tiefen Höhlen, und struppig verwildertes schwarzes Haar umhing Stirne und Wangen. Der Arzt redete den Kranken mit den Worten an: „Hier ist ein Herr, der Ihre Bekanntschaft zu machen und Etwas von Ihren physikalischen Lehrsätzen zu vernehmen wünscht.“ Sogleich richtete er sich unruhig empor und fragte mich hastig, ob ich seine Ansichten vom Magnetismus kenne? Ich erwiederte, ich sei zu ihm gekommen, sie kennen zu lernen. Jetzt überflog eine leichte fieberhafte Röthe seine Wangen, und er begann mit so hastiger Schnelligkeit eine physikalische Abhandlung vorzutragen, daß ich ihm gar nicht zu folgen im Stande war. Ich bat ihn daher, etwas langsamer zu sprechen, weil ich als ein Fremder ihn sonst nicht verstehen würde. Er fügte sich diesem Wunsch augenblicklich. „Der Magnetismus,“ sagte er ungefähr, „ist das bewegende Grundgesetz aller Erscheinungen. Alle Wesen magnetisiren einander, der Mensch das Thier, das Thier den Menschen, Thiere und Menschen einander unter sich.“ Ich bat ihn um erläuternde Beispiele. „Ich will Ihnen die stärksten nennen. Der Raubvogel magnetisirt die kleinen Vögel, während er hoch über ihnen schwebt; die Schlange magnetisirt auch ihren Raub.“ Er führte eine Menge ähnlicher Beispiele an und sprach mit der größten Anschaulichkeit. Plötzlich sprang er ab und setzte

auseinander, warum die kriechenden Thiere grade so verfahren müßten. „Das Reptil," sagte er, „kann niemals seinen Raub theilen, kann ihn nicht in Stücke zerreißen, denn es hat keinen Stützpunkt in seinem Körper; darum muß es seinen Raub ganz verschlingen, ihn gewissermaßen in sich hineinsaugen." Ich brachte ihn wieder auf seine magnetischen Grundsätze und fragte, ob dieselben auch auf unorganische Körper anzuwenden seien? „Auf alle, auch auf alle Weltkörper," antwortete er; „alle Gestirne magnetisiren einander, dadurch werden ihre Bewegungen bestimmt; gerade aus der Bewegung der Gestirne leite ich die Beweise für meine Theorie ab." Jetzt vertiefte er sich in astronomische Angaben und entwickelte eine Masse von Kenntnissen und geistigen Fähigkeiten, die um so tiefer bedauern ließen, daß ein so reich begabter Geist zerstört sei. Auf einen Wink des Arztes, der für den Zustand des Kranken fürchten mochte, versuchte ich es, die Unterredung abzubrechen; doch der Unglückliche hatte sich so in Eifer gesprochen, daß er mich heftig bei der Hand ergriff und rief: „Sie müssen durchaus noch bleiben; ich muß Ihnen meine Theorie ganz erklären!" Dabei überflog eine wallende Fieberröthe sein bleiches hageres Angesicht, und seine Augen flammten und blitzten. Er sprach mit der äußersten Lebhaftigkeit, aber in einem erstaunungswürdigen Zusammenhang der Gedanken. Nur auf die Versicherung, daß ich zu ihm zurückkehren werde, ließ er mich endlich los, sprach jedoch noch während ich ging in ununterbrochener Heftigkeit fort. Der Unglückliche war in der That ein gelehrter Physiker, den seine fehlgeschlagenen Hoffnungen und Wünsche hierher geführt hatten. — Unter den übrigen Geisteskranken sah ich auch wiederum mehrere Deutsche. Sehr rührte mich ein armer Schwarzwälder, der mich in seiner gutmüthigen Mundart zutraulich anredete, Etwas zur Verbesserung seiner Lage zu thun. Endlich führte mich der Arzt noch zu einem deutschen Doctor, der eben in der Badewanne saß. Es war ein junger Mann im Anfang der Dreißiger mit röthlich blondem Haar, anscheinend von ganz heiteren Gesichtszügen. Ich redete ihn an. Er antwortete mir ganz unbefangen in einer Mundart, die mich schließen ließ, er sei aus Berlin. Ich fragte ihn darnach, und er antwortete: „Nein,

ich bin aus Westphalen bei Münster, aber ich habe lange in Berlin gelebt.“ Dann erzählte er mir, er habe daselbst sein ärztliches Examen gemacht; es sei ihm aber damit nicht geglückt. Er sagte dies mit Lachen und sprach hierauf von vielen berühmten Berliner Aerzten immer scherzend und freilich nicht sonderlich urtheilend. Er versicherte, alle Aerzte ohne Unterschied, ihn ausgenommen, seien Giftmischer. Dabei brach er stets in ein lautes Lachen aus, das in dem unheimlich dunkeln Badesaal schauerlich wiederhallte. Ich fragte ihn, wie lange er schon in Paris sei. „In Paris? — drei und zwanzig Tage,“ lautete nach kurzem Besinnen die Antwort. Ich erstaunte und wandte mich fragend an den Arzt. Dieser entgegnete: „Das ist wohl möglich; denn hier ist er erst seit acht oder zehn Tagen. Man hat ihn im Hofe des Louvre verhaftet, wo er sich durch seine unsinnigen Ausrufungen bemerklich machte. Man erkannte ihn alsbald für wahnsinnig. Er war übrigens bei seiner Verhaftung ganz wohl gekleidet und hatte gegen zweihundert Franken nebst einer goldenen Uhr bei sich. Durch unmittelbare Noth kann er also nicht in seinen traurigen Zustand gerathen sein. Inzwischen ist kaum Hoffnung ihn zu retten.“

Ich hatte genug. Noch oftmals ward mir nachher Gelegenheit, von dem traurigen Schicksale so vieler Landsleute in Paris zu hören. Tausende von Deutschen werden durch den Glanz der Stadt angezogen und wähnen dort eine Goldgrube zu finden, wo man mit ganz geringen Talenten und Kräften reiche Schätze erheben könne. Aber nur selten gelingt unter den günstigsten Umständen ein erträgliches Fortkommen, und wer für den Fall der gescheiterten Hoffnung ohne Rückhalt ist, geräth in die bitterste Noth. Viele hoffnungsvolle Jünglinge sehen auch in Paris einen Zufluchtsort ihrer geträumten Freiheit und eine Stätte, wo gründliche Wissenschaft und Kunst viel höher im Preise stehe, als bei uns. Letzteres ist auch ganz wahr; aber es bleibt für einen Deutschen in Paris immer äußerst schwierig, sein Talent in irgend einem Wirkungskreise mit Erfolg geltend zu machen. Am wenigsten wird endlich der Fremde hier etwas von der geträumten süßen Freiheit schmecken. Aus dem Mangel an innerer Theilnahme unter den Franzosen und aus der Fremd-

artigkeit der Sitten erzeugt sich überdies oft schon in den ersten Wochen ein Heimweh, eine Niedergeschlagenheit, der selbst solche Fremde nicht entgehen können, die nur zu ihrem Vergnügen oder zu ihrer Belehrung auf kurze Zeit hier sind, und mit keinerlei Mangel zu kämpfen haben. Gemüthliche Theilnahme in der Weise des deutschen Familienlebens ist eine Pflanze, die auf französischem Boden nun einmal nicht gedeiht. Aus allen diesen Ursachen giebt es in dieser großen Weltstadt viele unserer deutschen Brüder, die von der Qual einer fürchterlichen Vereinsamung gefoltert, mit gebrochenem Flügel des Geistes in düsterer Schwermuth umherirren, während andere durch die schrecklichste Noth an den Abgrund der Verzweiflung gebracht werden, bis so Manche zuletzt in den schauervollen Höhlen des Elendes oder in Gefängnissen und Irrenanstalten ihr Ende finden.

Man nimmt an, daß in Paris mehr als 250,000 Personen (das ist also etwa immer der vierte Bewohner) der Wohlthätigkeit anheim fallen, und daher erklärt sich die Menge der Aufnahmehäuser (hospices), der Krankenhäuser (hôspitaux), der Häuser zur Herstellung der Gesundheit (maisons de santé; eigentlich nur eine mehr kostbare Art Hospitäler). Man zählt allein vierzig solcher im großen Maßstabe eingerichteten Anstalten. Stattlich prangt am Notre-Dame-Platze auf der Cité das Stadtkrankenhaus Hotel-Dieu, welches 1200 Kranke beiderlei Geschlechtes aufnimmt. Das große Findelhaus, unweit der Sternwarte in der Höllenstraße (Rue d'Enfer), nimmt durchschnittlich in jedem Jahre 5000 Kinder auf. Die Aufnahme der Findlinge geschieht bei Tag und bei Nacht, ohne daß man weiß oder forscht, woher sie kommen. Beim Ertönen der Hausglocke wird der zum Hineinlegen des Kindes bestimmte Korb von der Außenseite der Mauer leicht nach innen gewendet und alles darin Vorgefundene sorgfältig verzeichnet und aufbewahrt, um der Mutter mit Gewißheit ihr Kind, das sie vielleicht nach Jahren zurückfordert, wiedergeben zu können. Die gesunden und starken Findlinge werden sogleich auf das Land in Pflege gebracht und bleiben dort bis zum zwölften Jahre, wo sie in das große Pariser Waisenhaus (Hospice des Orphelins, Rue St. Antoine) kommen. — Von den Gefängnissen sah ich nur die Conciergerie unter

dem Gewölbe des Justizpalastes, und hier auch nur das Zimmerchen oder den Käfig, in welchem die unglückliche Königin Marie Antoinette gefangen saß; es ist zu einer Art Sühncapelle umgeformt. Man hat in Paris auch ein Muster-Gefängniß nach dem Absonderungs- und Schweig-System des Amerikaners Bentham, nahe bei dem Kirchhof des Père Lachaise, für etwa 3000 Gefangene. Ob diese stumme Behandlung aber ohne eine Einwirkung christlicher Seelenpflege die wahrhafte Besserung fördere, wird noch sehr zweifelhaft bleiben.

Ich stehe vor der Pforte des Pflanzengartens (Jardin des Plantes), der zugleich Thiergarten ist. Er ist dem Publicum den Tag über geöffnet. Sonntags strömen bisweilen 30,000 Menschen zusammen, die sich seine Schönheiten und Merkwürdigkeiten betrachten. Und wahrlich, dieser Garten mit den so reizenden und großartigen Umgebungen, wo die reiche Mannigfaltigkeit der ganzen Schöpfung uns wie in einem Zauberspiegel auf einen Punkt zusammengedrängt erscheint, könnte uns fast in ein wiederhergestelltes Paradies versetzen — wenn nur die Ketten und Eisengitter nicht wären! Es war im Jahre 1626, als der Leibarzt Ludwigs XIII., Herouard, das Patent zur Anlegung dieses Pflanzengartens erwirkte. Derselbe wurde seitdem besonders unter der Leitung des berühmten Buffon († 1788) mehr und mehr erweitert, und sucht gegenwärtig in Europa seines Gleichen. Der Hauptheil, der eigentliche Pflanzengarten, ist auf jeder Seite mit einer Doppel-Allee alter Linden, Rüstern und Kastanien eingefaßt. Diese sind nach französischer Art regelmäßig beschnitten, jedoch nur zum Theil und so, daß dadurch eine Bogenwölbung des Laubes entsteht, die einen sehr angenehmen Eindruck auf das Auge macht. Zwischen beiden Alleen hauptsächlich liegen die Räume, die mit seltenen Blumen und Gewächsen bestellt sind, auch gewahrt man viele ausländische Bäume. Bei allen ist auf Tafeln Name und Vaterland lateinisch und französisch verzeichnet. Eben so findet man's im Thiergarten, der außer den Behausungen der Thiere auch ihre Gras- und Spazierplätze einschließt. Ich mische mich unter eine Schaar

neugierig betrachtender Kinder, und empfinde selbst eine Kinderfreude an diesen aus allen Himmelsgegenden zusammengebrachten merkwürdigen Geschöpfen.

Stelle Dir einen schönen schattigen, mit vielen kleinen geschlängelten Wegen durchzogenen Gartenplatz vor, auf dem mehrere Hunderte seltener Thiere wohnen. Jedes hat sein Haus und um dasselbe sein durch ein Gitter eingefaßtes Gärtchen, wo es spazieren gehen kann. Wir wollen hier gleich zur Rechten in das bebuschte Gehäge einbiegen. Da wohnt eine Familie Rennthiere, welche unter dem milden Himmel von Paris nun schon eine Reihe von Jahren ganz munter gedeihen. Tritt nur hinan an die kleine Hütte dieser sanften zierlichen Thiere. Sie sind gar nicht schüchtern, sondern schauen mit ihren stillen schwarzen Augen ruhig um sich her, indem sie von den umhergestreuten isländischen Flechten, ihrem Lieblingsfutter in der lappländischen Heimath, dann und wann etwas kosten. Gleich daneben in dem Gärtchen kannst Du die schönsten Angora-Ziegen mit langem seideweichen Haar weiden sehen. Jetzt betrachte einmal das schöne bunte Thier dort, gelb mit schwarzen Streifen! Es ist ein Zebra. Im Gartengehäge gegenüber sind wunderliche Hammel aus dem kalten Island mit dickem dunkelbraunen oder schwarzgrauen Pelz. Sie kommen zutraulich zu uns heran, strecken die Zunge heraus, zeigen die weißen kleinen Zähne und verzehren begierig ein dargereichtes Krümchen Brot. Gleich neben diesen Isländern wohnen Widder und Schafe aus Astrachan, und dicht dabei weidet ein schöner Hirsch aus Java, köstliche Thiere! Auch ein zartgebautes gelbbraunes indisches Reh aus Sumatra ist da. In anderen Gehägen spazieren ein paar Strauße und der wunderliche Marabut-Reiher umher. Was auf der Erde tausend Meilen auseinander lebt, triffst Du hier in bester Nachbarschaft beisammen! Wahrlich, die Gruppen aller dieser Thiere auf dem frischen sonnigen Rasen sind eine rechte Augenweide und dienen auch häufig Malern zum Studium.

Jetzt sind wir bei den wilden Thieren, die in Käfigen mit Eisenstäben sitzen. Hör' das Gebrüll! Es ist ein Bär von Kamtschatka. Sein Nachbar, gleichfalls ein Bär, hat die weite Reise von den Cordilleren her gemacht. Der folgende Käfig

scheint leer zu sein; doch nein, siehst Du dort in der Ecke die zwei grüngelb blitzenden Sterne? Das sind die Feueraugen des schwarzen Panthers aus Java. Wand an Wand wohnt mit ihm ein Panther aus Algier. Seine nächsten Nachbarn sind ein Paar Jaguare, die ihr buntes Fell von der Sonne bescheinen lassen und müde gähnen, so daß der rothe beschäumte Rachen sich gräßlich öffnet. Nun gelangen wir zu den Löwen und Löwinnen aus Afrika und Asien. Dann kommen die Hyänen, gefleckte und gestreifte, aus Coromandel, vom Senegal, vom Kap. Sollte man es den kleinen Bestien mit dem schwachen, schräg abgedachten Kreuz wohl ansehen, daß sie so furchtbar stark und grausam sind? Man sollte meinen, sie mit einem tüchtigen Knittel in die Flucht zu jagen, und doch packt ein solches Thier den Löwen an! —

Wir schlagen einen anderen Pfad ein. Welch ein Geschrei ertönt dort aus dem hohen runden vergitterten Gebäude, wo allerlei Thiere sich mit Vogelgeschwindigkeit hin und her bewegen, schwebend, aufsteigend, niedergleitend? Es ist das Affenhaus. Da hängen Seile zum Klettern, sind Schaukeln von Seilen, laufen auf der Höhe des Baues halsbrechend schmale Gallerien um. Doch die munteren langarmigen langgeschwänzten Thiere jagen und springen mit wahren Kobold-Sprüngen auf diesen schmalen Stegen und Wegen umher, daß es ein Jubel ist für den Schwarm der zuschauenden Jugend. Sieh, wie hurtig die possierlichen Unruhbolde das Seil hinanklimmen, wie sie sich pfeilschnell daran hinablassen, mit dem Kopfe bald oben, bald unten, wie sie sich in dem Tauwerk schaukeln, wie sie sich von einem Seil auf das andere schwingen und niemals den Sprung verfehlen. Dort balgen sich zwei Aeffchen; ein dritter will es nicht leiden und jagt sie auseinander. Jener Grauschwanz will den Braunschwanz bestrafen; er jagt ihm nach. Dieser klimmt hurtig ein Seil hinan; jener gewinnt ihm auf einem anderen Wege den Vorsprung ab. Auf dem Gesims, das inwendig rings um das Rundgitter läuft, stellen sie eine Jagd an, daß uns schwindelt. Hopp setzt der Verfolgte hinab, erhascht aber im Sprung ein Seil, gleitet nieder und verbirgt sich unter den Kameraden. So geht das lustig tolle Spiel ununterbrochen fort.

Noch mancherlei haben wir zu betrachten. In einem Vogelhause breitet der Condor Chile's seine mächtigen braunschwarzen Flügel aus. Nun wandern wir an einem Teiche vorüber, wo indianisches, amerikanisches, afrikanisches Gänse- und Enten-Vieh sein schnatterndes Geschrei erhebt, während die still rudernden Schwäne sich sanft auf dem blauen Spiegel wiegen und ihre alabasternen Flügel von der Sonne bestrahlen lassen. In jenem rothen, vielwinkeligen, von holländischen Ziegeln erbauten Hause wohnen die Thiere erster Größe, der hohe Adel der vierbeinigen Welt. Als Großsultan steht mit langem Rüssel der Elephant da. Zu seiner Gesellschaft hat er als Hofcavaliere zwei höfliche blaugraue Tapire. Gleich nebenan wohnt das fromme Geschlecht der Kameele und Dromedare. Auf der anderen Seite der Elephanten hausen einige Büffel mit zottiger Brust und drohenden Hörnern; sie machen wilde Sprünge und laufen zuweilen gegen das Gitter an, als wollten sie es durchbrechen. Dagegen liegt der massig schwere Bison aus Nordamerika mit seiner kurzen Wollmähne wie ein bemoostes Felsstück auf der Erde. Endlich kommen wir zu der Riesin der Thierwelt: es ist die Giraffe, die der Pascha von Egypten 1827 nach Paris gesandt. Wie eigenthümlich macht sich's doch, wenn der zarte lange Kopf auf dem sanft sich biegenden schlanken Halse sich so aus der Höhe herunterneigt oder sich mit Leichtigkeit über das sechszehn Fuß hohe Gitter streckt und dann die wunderbar schwarzen Augen sanften Augen mit den bewundernd hinauf sehenden Grisetten liebäugeln! Es liegt etwas Märchenhaftes in der ganzen Erscheinung. Zu den Füßen der Giraffe spielen, wie Lämmer, zwei indische Ochsen oder Zebu's, silbergrau und sehr niedlich; es sind ihre Schooßhündchen. Im Hindergrunde sitzen drei oder vier prachtvolle Papageien, die uns an Südamerika erinnern.

Ehe wir scheiden, steigen wir noch zu der höchsten Spitze einer hügeligen Partie empor. Der schneckenförmige Weg führt über den Platz, wo eine mehr als hundertjährige Ceder steht. Es ist ein mächtig wundervoller Baum mit seinen lärchen-ähnlichen Nadeln und seinem breiten Schirmdach; der Stamm hält schon zwei Fuß im Durchmesser. Oben erfreuten wir uns der Aussicht. Zu unsern Füßen lag das von vielen tausend Be-

suchern belebte grüne Eben und an den Grenzen desselben standen als Wächter die prächtigen Thürme der Stadt, vor allen das nahe Pantheon.

Unser Rückweg führt uns an der großen Weinhalle (Halle aux vins) vorüber. Das ist ein ungeheures Viereck, welches in zahlreichen umfassenden Lagergebäuden den sämmtlichen für Paris bestimmten Wein aufnimmt, der dort unversteuert liegt, bis die Besitzer ihn zum Verbrauch und Verkauf nach der Stadt bringen lassen. Zwischen den Gebäuden sind anmuthige Gartenpartieen, und außer den großen Hauptgebäuden sieht man unzählig viele kleine, wie Pavillons gebaut, jedes mit dem Namen einer Weinhandlung, welche hier ihr eigenes kleines Comptoir hat. Die Zufuhr ist so stark, daß durchschnittlich über tausend Faß Wein täglich aufgespeichert werden. Man sieht unaufhörlich Karren und Kähne damit beschäftigt, die Fässer an Ort und Stelle zu schaffen. Die Anlage ist im Jahr 1813 von Napoleon mitten unter den Kriegsstürmen begründet, und es lagert hier der Trinkbedarf von ganz Paris für mehr als ein Jahr.

Die Brücke von Notre-Dame führt uns nach dem Blumenmarkt (Quai aux fleurs), auf der nördlichen Seite der Cité. Auf einem etwa zweihundert Schritt langen, sechzig bis achtzig breiten viereckigen Platze, der mit Granitplatten sauber gedeckt, aber doch von jungen Bäumen freundlich beschattet ist, halten in vier Reihen die Gärtner und Blumenhändlerinnen ihre schönen Waaren feil. In langen Linien, stufenartig oder auch pyramidenförmig aufgestellt, sieht man die schönsten Goldlacke, Reseden, Aurikeln, Hyacinthen, Primeln, Rosen, Camellien, Georginen, Heliotrope und hundert andere Kinder der Flora. Selbst nach den Farben sind sie mit geschmackvoller Auswahl geordnet und die edleren Gewächse alle mit einer Schutzhülle von weißem Papier umgeben. Auch Sträuße werden zu vielen Tausenden feilgeboten, eben so eingesteckt in feines weißes Papier, das oft mit ausgezacktem Rande oder in andere zierliche Formen geschnitten ist. Klare Springbrunnen sprudeln silberhell unter den Bäumen und gewähren im Sommer zugleich Kühlung

und Erfrischungsmittel für die zarten Gewächse. Der ganze Platz mit dem bunten Strom, den malerischen Gruppen der Häuser und den am Gesichtskreis emporragenden Thürmen stellt förmlich eine liebliche Landschaft dar. Ich hatte das Glück, daß die Sonne eben recht hell und warm in das grüne durchsichtige Blüthendach der Bäume schien und die Farben der Blumen in vollster Pracht schimmerten. Es war wie ein morgenländischer Zaubergarten.

Das Innere der Cité ist ein verworrenes Gewinde krummer, dunkler Gassen. Die Gassen sind hier nicht viel breiter als in Venedig; durch die Mitte strömt die Gosse, wie bei allen älteren Straßen von Paris. Die eng zusammengedrängten Häuser, fünf und sechs Stockwerke hoch, lassen nur einen schmalen Streifen des Himmels erblicken. Die Gebäude sind alt, zum Theil verfallen oder doch sehr vernachlässigt, meist schwarz und angeräuchert. Schmale Hausthüren lassen einen Blick in tiefe finstere Hausfluren thun. Ich befinde mich eben in der Bohnenstraße (Rue aux fèves), die durch einen Roman von Eugen Sue neuerlich so berühmt geworden ist. Wirklich gleicht diese Gasse und einige der nächsten, die fast noch finsterer, enger und gewundener sind, einem schauerlichen Gefängniß. Nicht ohne ein gewisses Grauen trete ich, um doch auch in den inneren Gewinden der Häuser gewesen zu sein, auf einen Augenblick in eine jener Schänken ein, wo allerhand Gelichter verkehrt (Tapis franc in der hiesigen Diebssprache genannt), doch sehe ich nichts von rechts und links blinkenden Messern, und mein Trost bleiben zwei kleine Knaben, die arglos und still vor der Schwelle spielten. — Jetzt habe ich das unheimliche Labyrinth im Rücken; ich athme wieder freier, und sehe vor mir mit Freuden das altergraue Monument des Mittelalters, welches das Ziel meiner Wanderung war.

Der Dom von Notre-Dame fesselt das Auge nicht sowohl durch die riesige Größe der Verhältnisse, als vielmehr durch die Harmonie der Ausführung und die wohl erhaltenen reichen Einzelnheiten. Schon zur Zeit der Römer stand auf derselben Stelle ein heidnischer Tempel. Der Grundstein ward 1183 unter König Philipp August gelegt, und der Bau 1450

vollendet. Das Ganze hat die Form eines lateinischen Kreuzes. Am Fuß desselben ist die Hauptfront. Von den drei großartigen Haupteingängen werden die beiden äußeren von den zwei abgestutzten viereckigen Thürmen überragt, welche oben mit einem platten Bleidache und einer Gallerie versehen sind. Obgleich diese bis zu ihrer Höhe von 240 Fuß in gleicher Breite ohne Giebel oder Thurmspitze aufsteigen, so machen sie doch eine eigenthümlich malerische Wirkung. Die schöne Rose über dem mittleren Hauptportal, die hohen Spitzbogenfenster und Schallöffnungen für die Glocken, die Säulengallerie, wodurch beide Thürme verbunden sind, die Menge der Heiligenbilder und das bis oben hinauf gehende Stein-Blumenwerk: alles dies giebt dem Ganzen eine gen Himmel strebende Leichtigkeit. Das mittlere Hauptportal hat in altgothischer Weise drei Bogennischen mit Steinfiguren: in der ersten Engel, in den zwei anderen Apostel und Heilige. Zu ihren Füßen lagern Ungethüme aller Art, Drachen, Meerkatzen, Larven, den steten Kampf der Kirche mit der Welt, die im Argen liegt, und dem Fürsten der Finsterniß, so wie die endliche siegreiche Ueberwindung dieser feindseligen Mächte andeutend. Das Innere der Kirche hat beim ersten Eintritt etwas Großartiges. Neben dem mittleren Hauptschiff laufen auf jeder Seite noch zwei Nebengänge; so bilden sich sechs Pfeilerreihen. Im Uebrigen vermißt man in dem hellen Lichte, das den Dom beherrscht, die erhabene schaurige Wirkung der Glasmalerei; nur ein paar Fenster prangen in altem Farbenglanz. Das Meiste von dem, was man in neuester Zeit zur Ergänzung, Wiederherstellung und Ausschmückung angebracht hat, ist nur geeignet, den Eindruck des Ganzen zu schwächen, und wir übergehen es daher lieber mit Stillschweigen. Nicht ohne eine gewisse Ehrfurcht zeigt der Sakristan die Stellen, wo Napoleon bei seiner Krönung saß, stand und kniete, und dann in der Sakristei seinen prächtigen Krönungsmantel.

Mehr belohnend als die Beschauung des Inneren ist die Besteigung der Thürme. Eine kleine Pforte rechts am Eingange führte mich auf gewundenen Steinstufen in die Höhe. Bald sperrte mir eine Thür den Weg; doch eine Inschrift lautete: „Man klingle gefälligst“ (sonnez s'il vous plait). Es war der

Ort, wo man den Einlaß nach Oben mit 1 Franc zu erkaufen hat. Die Form für die Bezahlung dieses Frankenstückes ist wunderlich. „Es ist nicht erlaubt, mein Herr," sagte man mir, „daß Jemand einzeln den Thurm besteige; man muß wenigstens zu Zweien sein." An einen Begleiter zu solchem Zweck hatte ich nun freilich nicht gedacht. Aber es wurde mir rasch aus der Verlegenheit geholfen; denn die Pförtnerin setzte hinzu: „Wollen Sie sich durch Jemand begleiten lassen, so werde ich dafür sorgen, allein es kostet 1 Franc." Nachdem ich denselben gezahlt, öffnete sie die Thür, welche den Thurm sperrte, und rief dem etwas höher wohnenden Thurmwächter zu, daß er mich begleiten müsse, wahrscheinlich um zu verhindern, daß ich etwa von oben herabspränge. Der Führer zeigte mir zuerst die große Glocke, le Bourdon. Ich lernte dabei, daß jede Glocke über 100 Centner oder 5000 Kilogramm so heißt, während eine, die weniger wiegt, »cloche« genannt wird. Der Bourdon von Notre-Dame hat seinen Namen mit vollstem Recht, denn er wiegt 320 französische Centner, die unseren Centnern ziemlich gleich kommen. — Wir hatten uns bald die enge mit einem Eisengeländer versehene Treppe hinangewunden, die bis auf die Zinnen der Thürme geht. Die Aussicht von hier oben ist in der That wundervoll. Der Triumphbogen zeigt uns mehr die Gartenseite der Stadt, die Juliussäule ihre Unermeßlichkeit; aber von diesem Standpunkt aus schaut man gewissermaßen in das Herz des Riesenkörpers. Da verfolgt man vor Allem die mannigfachen Krümmungen der mitten hindurch gehenden großen Lebens-Pulsader, der breiten gelblich wallenden Seine mit ihren Brücken, Inseln, Schiffen, mit dem rastlos bewegten Getreibe längs den Kais, so wie zur Seite mit den grünhaarigen Partien des Pflanzengartens und der elysäischen Gefilde nebst den Gärten der Tuilerien. Die dichte Masse der Häuser wird durchbrochen von dem tausendfach verschlungenen Geäder der Straßen, und als feste Anhaltpunkte in dem Gewirr steigen die Kuppeln der Kirchen und Prachtgebäude empor. In größerer Entfernung überblicken wir die Umgebungen mit den zerstreuten Gruppen der Vorstädte und nahen Ortschaften. Drüben an der Berghöhe blinken im Sonnenschein die Springbrunnen von St. Cloud,

hier die Monumente des Kirchhofs Père Lachaise; dort hebt sich ernst mit seinen Windmühlen der Montmartre, und aus bläulichem Duft hervor tritt der weiße Thurm von St. Denis, hier unter uns raucht die düstere Cité. Ueberall reicher Stoff zu Betrachtungen! Vom atlantischen Meere jagte der Wind über die Stadt blaugraues Gewölk, das seine wandernden dunkelen Schatten über die Thürme und Paläste warf. Dazwischen blitzte die Sonne und ließ sie aufleuchten in scharfem, goldhellem Glanz: ein Bild der wechselnden Geschicke Frankreichs während des letzten Jahrhunderts.

Es war am Palmsonntag, als ich des Nachmittags vom Concordia-Platz durch die Königsstraße (Rue-royale) auf die Magdalenenkirche zuschritt. Die Menge strömte unter der Säulenhalle aus und ein, und die breite Treppe erschien wie ein Wald von wandelnden grünen Zweigen im Sonnenschein. Die Stufen waren mit grünen Reisern bestreut. Von den aus der Kirche Kommenden hatte Jeder einen geweiheten Buchsbaumzweig in der Hand. Ich ging in den Tempel, wo man des Heilandes Lob in den Hymnen und Psalmen der Vesper sang. Die kräftigen vollen Töne der lateinischen Sprache machten eine erhabene Wirkung; besonders den 113. Psalm sang man sehr schön. Zuletzt wurde das „Meine Seele lobet den Herrn" (magnificat anima mea Dominum) und der Lobgesang der Maria angestimmt. -- Ich sprach mich gegen einen katholischen Freund über den Hochgenuß einer solchen religiösen Musik aus, konnte aber nicht umhin, auch ein Wort fallen zu lassen über die Einseitigkeit eines Gottesdienstes, der vor Allem die Sinne in Anspruch nimmt. „Das Anbeten im Geist und in der Wahrheit ist nicht Jeglichem gegeben," erwiederte Jener; „in der protestantischen Religion liegt eine gewisse Strenge der Verständigkeit, in der katholischen waltet mehr Weichheit vor, die das Herz fassen und umspinnen soll; hier glüht Wärme, dort herrscht Kälte."

Ich hatte meinen Rückweg durch den Tuileriengarten genommen. In dichten Schaaren saßen hier auf Strohstühlen mit,

Palmenzweigen in der Hand die Damen sammt ihren Männern und Kindern. Endlich hatte auch ich einen Stuhl gefunden und ließ nun die Menschenfluth an mir vorüberziehen, darunter Griechen mit ihren rothen blau betroddelten Mützen, Türken in ihrer Nationalkleidung, Schwarze in europäischer Tracht.

Freude und Lust will das Pariser Volk immer haben. So fällt denn eben in diese Zeit der Fasten jene berühmte Schaupromenade „Longchamps“ genannt, die freilich religiösen Ursprungs ist. Sie dauert von Mittwoch bis zum Freitag der heiligen Woche. Infanterie und Cavallerie ist auf den Beinen, und die Soldaten breiten ihre schützenden Gewehre von der Magdalenenkirche bis über den Concordia-Platz, die Brücken und hauptsächlich die elysäischen Felder aus. In diese langen Alleen strömt nun Alles, was Beine, Pferde und Frühlingskleider hat. Zu dieser Gelegenheit sind Equipagen und Menschen beide neu ausstaffirt und geputzt. Für Longchamps müssen die rosenrothen, himmelblauen und schneeweißen Frühlingshüte der Schönen fertig sein; für Longchamps erneuern sich alle Anzüge; Jeder will da seine besten Pferde, seine hübschesten Wagen zur Schau bringen. Arm und Reich ergeht sich hier durcheinander; die Miethskutsche (Fiacre) mischt sich unter die mit Wappen gezierten herrschaftlichen Equipagen. Die Eleganz der Carossen ist nicht sowohl auffallend, als der Ueberblick des Ganzen, die unendliche bunte Menge, die sich hinaufwälzt durch den Triumphbogen des Etoile bis ins Boulogner Gehölz und wieder zurück in geschlossenen Reihen, in der Mitte die Wagen, zu beiden Seiten die schlendernden und sich drängenden Fußgänger. Die Pferde sind mit Rosen am Kopfe geschmückt, und der Kutscher trägt die Farben seines Herrn im Knopfloch. Unter den Fuhrwerken bemerkte ich das Einspännerchen eines alten Herrn, das mit einem gutmüthigen Esel bespannt war, der seinen regelmäßigen Schritt in der Reihe mitging. Außerdem erwähne ich noch eine Kinderkutsche von vier glänzend angeschirrten Ziegenböcken gezogen, und vier allerliebste Kinder darin, ganz Jubel, ganz Lust und Freude. Doch welches Leben herrschte in den elysäischen Feldern!

Hundert kleine Kramläden hatten sich aufgerichtet, und auf jedem Schritt war irgend eine Speculation auf das Vergnügen des Publicums zu sehen. Hier ließ Einer Aeffchen in rother türkischer Uniform exerciren und fechten oder Violine spielen; dort mußten Hunde ähnliche Kunststücke machen; dort drehten sich Carroussels, weiterhin Ballwerfer, Ringspieler, Leierkasten, Geiger mit Tambourins, Burzelbaumschießer. Rouletteknaben mit der kreisenden Kugel forderten die Pariser heraus, ihr Glück zu machen. In den kleinen Lagerkrambuden hielt man Honigkuchen, den man hier außerordentlich zu lieben scheint, Datteln, Mandelbrot von rosinrothem Zucker und Mandeln, Bürsten, Kämme, Glasschmuck, Nürnberger Spielwaaren, Porzellan, Gläser, Töpfchen, Rohrflöten und tausenderlei andern Kram feil. Dabei schrie Jeder seine Waaren mit lauter Stimme unaufhörlich aus.

Während der ganzen Fastenzeit lassen in Paris nur die ersten Prediger sich hören. Jede Kirche hat den ihrigen für diese ganze Zeit, und jeder Kanzelredner wählt sich eine Reihefolge von Texten für seine Predigten. Einer derselben, den ich besuchte, hatte sich das Vaterunser auserkoren und predigte grade über die Worte: „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel". Der Abt Lacordaire ist jetzt der berühmteste Pariser Kanzelredner. Es gehört zum guten Ton, ihn zu hören. Die Predigten heißen Zusammenkünfte (Conferenzen), und die Anrede darin statt „meine Brüder" und „meine Schwestern", „meine Herren" und „meine Damen". Die Zuhörer finden sich aus beiderlei Geschlecht, also auch von Seiten der Männer. Unter diesen herrscht überhaupt eine weit stärkere Neigung zur Religiosität als früher. Vor etwa zwanzig Jahren sah man nicht einen einzigen Mann in den Kirchen. Jetzt machen dieselben oft eine fast gleiche Zahl mit der der Frauen aus; und nicht allein an Sonn- und Festtagen, sondern auch an allen anderen Tagen findet man Männer im Tempel Gottes, welche ihr Gebet andächtig verrichten.

Am Charfreitage besuchte ich die Kirche St. Roch, wo die sieben Worte des Erlösers am Kreuz erklärt wurden und die

Predigt in kurzen Zwischenräumen mit Gesang und Orgelspiel abwechselte. Von der Kanzel war ich zu entfernt, um der Rede des Priesters folgen zu können. Aber in den Tönen der Orgel rauschte der Schrecken dieser Leidensstunden; die einzelnen Stimmen hauchten die Todesangst des am Kreuze hängenden und schmachtenden Gotteslammes; die Chöre malten die Zerknirschung der schuldbewußten Seelen. „Mein Heiland, was du erduldet, das ist auch meiner Sünden Last.“ »Eli, Eli, lama asabthani,« so ruft Jesus unter der Sündenlast der ganzen Welt mit gebeugtem Haupte. Der Heiland stirbt, und nun erfassen uns in den erschütternden Tönen der Orgel die Schrecken der Elemente, das Beben der Erde, das Spalten der Felsen, das Eröffnen der Gräber, das Zerreißen des Vorhangs im Tempel. „Dieser Mensch war wahrhaft Gottes Sohn,“ so erhebt sich nun der Lobgesang der Heiligen und Gläubigen und belebt unser Vertrauen und stärkt uns zur Pilgerschaft.

Die Ostersonne scheint hell, und wiederum ertönt das Geläute der Glocken, das vom Charfreitag Morgen an geschwiegen, als ein Zeichen der Stille, die während der Todesruhe des Erlösers im Grabe herrschte. In den Kirchen und draußen feiert Alles mit Chören, Messen und Jubelruf die Auferstehung des Herrn. Mich treibt's in der Frühe hinaus nach dem Kirchhof Père Lachaise. Hinter dem Bastilleplatz folgt eine Gasse mit vorstädtischem Charakter. Am Ende derselben beginnt schon eine Art Vorhof des Kirchhofes; denn zur Rechten und zur Linken erblicken wir in fortlaufender Reihe Steinmetz- und Tischlerwerkstätten, wo Grabsteine, Denkmale aller Art, schwarze hölzerne Kreuze, Tafeln u. dgl. theils vorräthig, theils in Arbeit sind. Auch anmuthig geordnete Vorräthe von Blumenkränzen, meist von Immortellen, findet man, um die schöne Sitte zu erleichtern, den geliebten Todten an ihren Sterbetagen oder sonst bei festlichen Anlässen einen neuen Kranz zu weihen. Der Kirchhof selbst ist erst seit 1804 geöffnet. Sonderbar! Der üppige Landsitz eines Jesuiten Franz la Chaise, Beichtvater Ludwigs XIV., mußte durch die Revolution zu einem Todtenacker bestimmt wer-

den, der jetzt bereits drei Lieues im Umfange hat. Die älteren Gräber daselbst sind nur Denkmäler oder bezeichnen verpflanzte Särge. Da nun an jedem Tage 25 bis 30 Bewohner hier einziehen, so beträgt die Zahl der Bestattungen etwa 10,000 jährlich; folglich sind seit den fünfundvierzig Jahren der Eröffnung 450,000 bestattet worden. Nach sechs bis zehn Jahren werden die Gräber, die nicht für immer gekauft sind, umgewühlt, und der alte Bewohner muß unerbittlich einem Nachfolger weichen. Doch das enge Kämmerchen, das man hier bezieht, ist ungleich theurer, als die theuersten Wohnungen in der Stadt; denn man bezahlt für zwei Metres 532 Francs, für jeden Metre mehr wieder so viel, vom siebenten Metre an aber gar 1000 Francs für jeden. So kostet der Raum des kleinsten Zimmerchen wenigstens 10,000 Francs. Nur wenige Pariser haben das Recht, hier begraben zu werden; für die übrigen ist's Modesache. Größere Denkmäler sind hier so kostspielig, daß selbst die reichsten Familien oft vor der Ausgabe zurückschrecken. Indeß hat ein reicher aufgeblasener Handwerker 300,000 Francs an diesen Ruhm gewandt! Wir stehen nun vor der Pforte des Eingangs. Die Inschrift in lateinischer Sprache, welche quer über die Thorflügel läuft, lautet: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und ich am jüngsten Tage auferstehen werde.“ Auf dem linken Thorflügel lesen wir: „Ihre Hoffnung ist der Unsterblichkeit voll;“ auf dem rechten: „Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist.“ Wohl denen, die beseelt von solchem Geiste die ernste Stätte betreten!

Der Kirchhof entspricht einer in reichem Styl gebauten Kirche; Kunst und Pracht begleiten uns, indem wir mit Staunen diesen Irrgarten von Gräberstätten durchwandern. Anfangs glaubt man einen Park vor sich zu haben, indem man einen breiten, von Cypressen, Taxus und anderen immergrünen Gewächsen umbuschten Gang hinaufgeht. Der Abhang, auf welchem sich die Gruftstätten verbreiten, ist in Terrassen getheilt. Alleen führen uns höher und höher; wir steigen zum Theil auf Stufen hinan und blicken zur Rechten und zur Linken die langen Zeilen der dicht an einander gedrängten Denkmäler hinunter; die Gassen zwischen den Gräbern sind größtentheils gepflastert.

Ueberall Gebüsch und schattige Bäume. Dennoch hat die gelblich weiße Farbe der Leichensteine, Säulen und Obelisken in Verbindung mit dem kalkigen Erdboden das Uebergewicht gegen das mild wohlthuende Grün. Bei der Riesenmäßigkeit des Umfangs können wir auf dieser Hieroglyphen-Tafel des Todes, die mit steinernen Lettern an dem Berge aufgestellt ist, nur hie und da einen Gedanken entziffern.

Nicht weit vom Eingange biegt ein schmaler Weg durch das Gebüsch rechts ab, und wir sehen vor uns eine alterthümliche gothische Capelle. Zwei Granitsärge nebeneinander, über denen sich Säulenpfeiler mit einem wohlverzierten Giebeldach erheben, zeigen zwei liegende ausgehauene Gestalten, eine männliche und eine weibliche, mit gefalteten Händen. Es ist Abälard, jener ausgezeichnete Lehrer der Gottesgelahrtheit und Weltweisheit an der Universität Paris, der in feuriger Liebe zu der schönen und geistreichen Luise oder Heloise, Nichte des Canonicus Fulbert zu Paris, entbrannte und mit ihr einen geheimen Bund schloß. Aber der giftige Verfolgungsgeist der feindseligen Welt trennte die beiden Liebenden. Heloise nahm den Schleier und auch Abälard, den man in seinen edelsten Lebenskeimen schändlich verstümmelt hatte, ward Mönch. Als er später Abt zu St. Gildas geworden war, baute er ein Andachtshaus, welches er Paraclet (Ort des Trostes) nannte. Dahin lud er Heloise ein, daß sie dort sammt ihren klösterlichen Schwestern von Argenteuil wohnen sollte. So geschah's und nach eilfjähriger Trennung sahen sich die Beiden wieder. Abälard starb im 63sten Jahre seines Alters 1142, Heloise folgte ihm nach ein und zwanzig Jahren ins Grab. Peter der Ehrwürdige, Abt von Cluny, barg ihre vereinten sterblichen Hüllen in dem erwähnten Monument, das nach mannigfachem Wechsel des Ortes im Jahre 1800 in das Museum volksthümlicher Alterthümer aufgenommen und endlich im Jahre 1817 auf diesen Friedhof gebracht wurde. Seitdem ist es frommer Brauch vieler Liebenden geworden, diese Stätte zu schmücken. Es sah recht hübsch aus, wie auf dem altergrauen Gestein die goldgelben Immortellenkränze leuchteten, dabei der frische Klee um das Grab herum und die hohen Cypressen dahinter.

Wir wandern weiter. Der Tod hat keine Wahl. Bekannte und unbekannte Namen folgen auf einander. Wir suchen vornehmlich die heraus, die vom Glorienschein der Geschichte umstrahlt sind. Ein prachtvolles Denkmal trägt die Bildsäule des ehemaligen Präsidenten der Deputirtenkammer und Premierministers Casimir Perrier († 1832); an dem Fußgestell liest man die Worte: „Gerechtigkeit, Beredsamkeit, Festigkeit". Und wahrlich, auch wir müssen den Mann verehren, der eben sowohl durch Mäßigung als durch muthiges Festhalten an den Zügeln des aufbäumenden Rosses französischer Volksherrschaft Europa den Frieden erhalten hat zu einer Zeit, wo die Wetterwolken der Julius-Revolution noch immerfort drohend über den Häuptern der Staaten hingen. Ein Tempel von weißem Marmor im edelsten griechischen Styl enthält die Bildsäule des Generals Foy († 1825), groß als Kämpfer für sein Volk auf dem Wahlplatze der Deputirtenkammer und nicht minder mit Ehren genannt auf den Wahlplätzen des Krieges unter Napoleon. In einer kostbaren Tempelhalle sieht man auf einem Kissen, weich wie Sammet, die Krone und die Wappen der russischen Fürstin Demidoff. Der heitere Molière († 1673), der erste Lustspieldichter der neuern Zeit, ruht unter einem einfachen Steinsarge. Die nachbarliche Gruft des Fabeldichters Lafontaine († 1695) ziert eine Urne, auf welcher der Fuchs seiner allerliebsten Fabel mit einem Kranze um den Hals bellt. Das Grabmal des tiefsinnigen Mathematikers und Astronomen Laplace († 1827 als Pair zu Paris) ist mit himmlischen Sternen geschmückt. Ueber der Gruft des gefeiertsten neuern italienischen Operncomponisten, Bellini's († 1835), trauert der Genius der Musik; auf dem Denkstein sind die Namen seiner berühmtesten Opern: Norma, Straniera ꝛc. verzeichnet. Er hat zur Seite einen würdigen Kunstgenossen, den Componisten der „weißen Dame" und des „kleinen Rothkäppchens", Boieldieu († 1834). Freundliche Umbüschung beschattet ihre Gräber und die Vögel singen lieblich in den Zweigen. Nicht ohne sanfte Rührung treten wir an die nächste Grabstätte. Hier schlummert Bernardin de St. Pierre († 1814 bei Paris), der Verfasser der reizenden Erzählung „Paul und Virginia", welche gleich im ersten Jahre des Er-

scheinens funfzig Auflagen erlebte. Von dem größten Schauspieler des neueren französischen Trauerspiels, Talma, zeugt in großen Buchstaben sein Name. Gewiß der höchste Ruhm für ihn war es, daß Napoleon einst seinen größten Marschällen und Ministern zornig sagte: „Keiner von Euch ist unentbehrlich, Niemand in Frankreich ist unersetzlich, außer Talma!“ Ja, da liegen sie nun alle, die stolzen Marschälle Napoleons, Massena, Suchet, Lefèvre, Cambacères und viele andere, vor deren Commandowort Bataillone verweheten wie Spreu. Ein Kreis dunkelgrüner Cypressen, die einen einfachen grauen Grabstein umgeben, bezeichnet den stillen Ruheort jenes Tapfern der Tapferen, der Sieger in dreißig Schlachten war: es ist der Marschall Ney, der am 7. Dec. 1815 im Garten des Luxemburg erschossen wurde, weil er nach der Landung Napoleons von Elba aus sich von der Begeisterung für seinen alten Kaiser hatte hinreißen lassen und zu ihm an der Spitze eines beträchtlichen Heerestheils übergegangen war. Die Geschichte hat über die Ungerechtigkeit dieses Urtheils den Stab gebrochen. Die größten Staatsmänner, die berühmtesten Feldherren besuchen diese Stätte, insbesondere die Söhne Englands. Sie schneiden ihre Namen in das umgebende Gitter ein und nehmen zum Andenken ein kleines Cypressenreis von der Gruft des Helden mit. Noch erwähnen wir nicht ohne Wehmuth eines Landsmannes; das ist Ludwig Börne. Sein Grabmal ist ein schwarzer Marmorstein mit einer Büste von Bronce in erhabener Arbeit. Auf seinem melancholischen Gesichte malt sich die bittere Leidenschaftlichkeit, die den so geistreichen Schriftsteller aus seinem Vaterlande vertrieb.

Zwischen den hohen Pyramiden und Obelisken, zwischen den prunkenden Denkmälern der Großen, Fremden und Reichen giebt es viele einfache Kreuze oder Urnen aus Marmor oder Stein, mit einem Tuche bedeckt. Solche stumme Zeichen sprechen oft noch lauter als die anderen. Mir däucht, als sähe ich die Thränen am Marmortuche hängen, als hörte ich die Seufzer der Zurückgebliebenen, als säßen sie umher mit gesenkten Häuptern. Häufig sieht man zwei Grabsteine neben einander, und aus jedem einen Arm aus Stein oder Bronce hervorgestreckt, deren Hände sich umfassen; ein Arm ist gewöhnlich zarter geformt und

mit einem goldenen Armbande geschmückt. Dies rührende Sinnbild bezeichnet ein treues Gattenpaar, das auch im Tode noch vereint sein will. So blühen Ruhm, Thatengröße und Liebe hier aus den Gräbern hervor; aber auch die Eitelkeit hat nicht leer ausgehen dürfen. Vielleicht den bedeutendsten Theil der Monumente machen nämlich die Capellen aus, die über den Gräbern gebaut sind. Viele davon sind sehr hübsch, und wenn man durch die Oeffnungen der eisernen Thür hineinsieht, bemerkt man einen Altar aus Marmor mit einem silbernen Crucifix, mit hohen Kerzen auf antiken Leuchtern, in der Mitte ein Körbchen mit Blumen und vor den Stufen einen oder zwei schwarze Stühle. Eine solche Capelle ist ein wahres Bethaus. Andere dagegen sind überladen mit Kränzen, Blumen, Crucifixen und kleinen Gypsfiguren. Dies sind gewöhnlich die Grabstätten der weniger gebildeten Leute, die da meinen, sie könnten ihren Todten nicht genug Gaben darbringen. In einer dieser Capellen bemerkte ich einen kleinen runden Engel von Gyps auf den Knieen mit gen Himmel gehobenen Händen und einen Orangeblüthenkranz auf dem Kopfe. Die Kränze werden sehr dicht und rund gemacht. Man hat sie vornehmlich aus gelben oder rothen Immortellen, aus Buxbaum und Lebensbaum, so wie aus kleinen blauen Blumen oder auch aus künstlichen Papierblumen, dann aus Knochen und Horn, die meistentheils weiß und schwarz gefärbt sind. Nicht selten hat man Kreuze und Herzen aus Immortellen geformt. Manchmal werden in die Kränze Namenzüge aus schwarz gefärbten Immortellen hineingeflochten. Oft ist in der Mitte ein Buchstabe aus ungefärbten Blumen gewoben. Herrlich ist übrigens die Blumen- und Blüthenpracht des Père Lachaise; vor Allem sind die Rosen berühmt, und eine Gegend heißt „das Rosenthal".

Ehe ich diese merkwürdige Gräberstadt verließ, stieg ich zur Höhe des Abhangs hinauf. Bald sah ich mich einsam. Ich setze mich unter einen Ahorn in das hohe Gras. Ein milder Hauch flüstert in der leicht bewegten grüngoldigen Vergitterung der Gebüsche und Baumzweige; weiße Frühlingswolken schweben durch das stille klare Blau des Himmels. Zu meinen Füßen prangt das schöne Paris, gleich einer ungeheuren Sonnenblume,

die ihre ausfallenden Samenkörner in diesen Boden birgt. Nur ein leises Murmeln dringt von dort herauf, gleich dem fernen Brausen eines Alles verschlingenden Oceans, der seine Opfer an dieses Ufer wirft. Wie viele Herzen schlummern hier unter der leichten Decke der mütterlichen Erde, wie unter einem prächtig gestickten Leichentuch, in Frieden, nachdem sie ausgeträumt den wirren Traum des Lebens! Doch wie viele Herzen schlagen dort drüben, die brechen wollen im Schmerz, unruhvoll sich hinweg sehnend aus Sturm und Drang der Zeit! O tröstet Euch! Unsichtbar begleitet Euch der Engel der göttlichen Liebe, und seine Palme weht Euch Hoffnung in die gramerfüllte Brust! Euer Himmel wird wieder heiter werden, wie das blaue Frühlingszelt über Eurem Haupt, und der Baum Eures Lebens wird eine neue Blüthenkrone tragen! — Doch horch! Das Festgeläut des Ostermorgens schwebt von den Thürmen der Stadt herüber und mischt den ernsten Klang in die fröhlichen Laute der Vöglein, die über mir im kühlen Laubwerk musiciren. Meine Seele wiegt sich ein in heilige Gedanken. Schaaren der Seligen ziehen vorüber und sammeln sich um den Thron des Allmächtigen und stimmen ein in das große Halleluja der Welten.

Viertes Kapitel.

Heute habe ich zum ersten Mal die Schwere der Stadt ganz abgeschüttelt und mich dem freien Reiz von Feld, Flur und Himmel im vollen Genuß hingegeben. Es hinderte mich nicht, daß Sonnenblicke und starke Schlagregen wechselten und ein kalter Westwind oft düsteres Gewölk über die Landschaft trieb. In Gesellschaft zweier jungen Landsleute bestieg ich am Carousselplatz einen Omnibus, der uns nach dem bescheidenen Bahnhofe der Versailler Eisenbahn des linken Ufers führte. Bald waren wir draußen. Die Bahn überschritt tiefe Thalspalten, und unsere luftige Höhe gewährte da eine weite Aussicht über einen grün durchschnittenen und bebauten Vordergrund bis auf die in der Ferne sich ausdehnenden Häuser und Thürme

von Paris. Kurz vor Bellevue sahen wir die kleine steinerne Capelle, welche zum Gedächtniß an den entsetzlichen Unglücksfall des 8. Mai 1842 errichtet ist. Das ist also die Stelle, wo die Wagen des Bahnzuges plötzlich in Brand geriethen, wo unter dem Sausen der Flammen und des Dampfes Hunderte mit angst- und schmerzverzerrten Zügen vergeblich nach Hülfe schrieen und wenige Minuten hinreichten, das Leben und die Lebenshoffnungen so Vieler zu vernichten! Hier fand der große Weltumsegler Dumont d'Urville mit seiner Gattin und seinem einzigen Sohne das beklagenswerthe Ende seiner ruhmvollen Laufbahn. Ein selbst schwer verletzter Vater verlor drei blühende Söhne, und der älteste, ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren, blieb ihm nur in traurigster Verstümmelung, da er beide Füße und beide Arme eingebüßt hatte. Von einer andern Familie, die aus Vater, Mutter und drei Töchtern bestand, blieb nur die jüngste der letztern, ein zweijähriges Kind, am Leben. — Auf der Station Bellevue stiegen wir aus, weil wir von da aus unsere verschiedenen Ziele Meudon, Sevres, St. Cloud am leichtesten erreichen konnten.

Die ganze Landschaft um Paris bietet all die tausend Ueberraschungen und Abwechselungen dar, welche ein durchschnittener, aus Höhen und Senkungen gebildeter Boden gewährt. Sie ist malerisch bis in die kleinsten Einzelnheiten und zeigt doch die schönsten Gesammtüberblicke. Jede Hütte liegt entweder an einer steilen Senkung oder auf einem leicht geschwungenen Hügel, jeder Hollunderstrauch drängt sich aus einer schroff gerissenen Erdspalte hervor, oder beschattet ein anmuthiges Plätzchen am Abhang. Die Höhen sind nicht so bedeutend, um durch das Ersteigen zu ermüden, aber doch ansehnlich genug, um reizende Thäler mit romantischen Durchblicken zu bilden. So giebt es eine Menge der angenehmsten Fußpfade, die sich zwischen Gärten und Weinmauern hinziehen, über Bäche und tiefe Schluchten führen und mit jeder Wendung überraschen. Einen solchen wandelten wir jetzt, um nach der großen Allee (Avenue) von Meudon zu gelangen. Selten hat mich Etwas so durch großartigen Eindruck angesprochen, als die Terrasse des Schlosses, zu welcher der schattige Weg hinaufführt. Ein wahrhaft

erhabener Anblick! Man hat dazu die weite Plattform einer Höhe benutzt. Ein großer Platz vor dem Schlosse ist geebnet, mit grünem Rasen bedeckt und mit alten prächtigen Bäumen umgeben, der sich in hohen Wallabstufungen gegen das Thal senkt. Von oben sehen wir zur Rechten ein einsames tiefes Waldthal, vor uns im Grunde das Städtchen Meudon, weiterhin ein reiches, bald sinkendes, bald steigendes Land mit zahllosen Dörfern, Ortschaften und Landhäusern, am Horizont die majestätischen Thürme und Kuppeln von Paris. In dem einfach, aber würdig gehaltenen Schlosse pflegte oft der Herzog von Orleans zu wohnen. Immer neu fesselte mich der Blick auf die Landschaft aus den Fenstern. Durch den trüb bewölkten Horizont und die tiefen düstern Schatten, welche darüber hinzogen, hatte sie den Charakter einer tiefen, wehmüthigen Einsamkeit und mir erschien dies Schloß eine versunkene, von den Jahrhunderten abseit gedrängte Herrlichkeit, die aus stiller Ferne und nur in den Erinnerungen ehemaliger Tage des Glanzes nach Paris hinüberschaue. — In dem kleinen Ort Meudon lebte einst als Pfarrer der geistreiche satyrische Schriftsteller Rabelais († 1553), der Verfasser des berühmten Werkes „Gargantua und Pantagruel", worin der Geschmack des damaligen Zeitalters an abenteuerlichen Wunderscenen gegeißelt wird. Schöne Spaziergänge in einem dunkeln Buchenwalde und entzückende Fernsichten von Bellevue auf die Seine mit ihren Krümmungen, Inseln, Brücken und die reich bebaute Landschaft umher, machen den Aufenthalt in dieser Gegend wahrhaft paradiesisch.

Fast ohne Meudon zu verlassen, denn Gärten und Häusergruppen enden gar nicht, erreichten wir Sevres, dessen stattliche Porzellan-Fabrik uns schon von weitem her entgegen leuchtete. Die Besichtigung der Sammlungen wird dadurch besonders anziehend, daß darin eine Uebersicht alles dessen vor Augen gestellt ist, was in der Fabrikation überhaupt, wir möchten sagen seit Erschaffung der Welt, geleistet worden ist; denn wir sehen, von dem babylonischen und ägyptischen Ziegel an, die Erzeugnisse aller Völker und Zeitalter bis auf die schönsten unserer Tage. Einzelne Gegenstände des Luxus, als reiche Kaffee- und Theeservice, sind mit der ganzen Pracht und Verschwendung

ausgestattet, welche Paris erwarten läßt, aber ungemein theuer. Den höchsten Preis gewinnen die in Porzellan ausgeführten Gemälde, welche mit vierzig- und funfzigtausend Franken bezahlt werden. Auffallend waren mir unter den Seltsamkeiten, die uns gezeigt wurden, riesenhafte Gefäße aus Spanien zur Aufbewahrung von Getränken. Sie hatten zehn bis eilf Fuß Höhe, sechs bis sieben Fuß Stärke und waren als bauchige Vasen geformt. Oel und Wein sollen sich ganz vortrefflich darin erhalten. Sechstausend Quart faßt ein solches Gefäß.

Auf der Fortsetzung unserer Wanderung stiegen wir durch die Gitterthür des Parkes von St. Cloud die bewaldete Anhöhe hinan. Auf dem Gipfel derselben ist ein Lusthaus (Belvedere) erbaut, welches uns einen lachenden Blick über das grüne Labyrinth dieses meilenweit ausgedehnten Waldgeheges eröffnet. Die Thürme von Notre Dame, der Invalidendom, das Pantheon krönen den Horizont. Die weiten Laubwege des großen Parkes kreuzen sich hier zu einem Stern und den Schluß der Hauptallee bildet das Schloß von St. Cloud. Der Garten umfaßt die nächsten Anlagen um das Schloß. Ich lernte hier den reizenden Judasbaum kennen, den ich nie in unsern Gärten gesehen; er wird am Spalier gezogen und ist mit den wunderschönsten Purpurblüthen bedeckt. Die Unregelmäßigkeit dieses Gartens veranlaßt die hohen Mauern und Terrassen, die ihm bisweilen das Ansehen einer förmlichen Bergfestung geben. Die Wasserkünste locken oft eine Menge Menschen aus Paris herbei. Das großartige Schloß bildet ein regelmäßiges Gebäude für sich, hängt jedoch mit so vielen andern zusammen, daß sich daraus freundlich ansprechende Gruppen gestalten. Auf der Rückseite, welche sich gegen den kleinern Park richtet, sieht man einen breiten Wasserspiegel, von frischen Bäumen umgeben und von Schwänen anmuthig bewegt, gegenüber eine stufenmäßig aufsteigende Anhöhe. Der genannte Park hat einen durchaus romantischen Charakter mit immer neuen reizenden Abwechselungen: hier ein Hügel, dort eine Schlucht, hier ein tiefer Absturz von gewaltiger Mauer getragen, dort eine luftig schwebende Brücke; dazu verschlungene Pfade, freie Rasenplätze, alte Bäume, am Fuß von Blumengruppen umgaukelt. Kein Wunder, daß Na-

poleon hier gern verweilte. Das Schloß war einst der Sitz seines mächtigen Cabinettes. Aber auch noch andere geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich daran. Hier wurde der schwache Heinrich III., der letzte König aus dem Hause Valois, von einem blindwüthigen Dominikanermönch 1589 ermordet. Hier, in einem der mit schönen Gemälden gezierten Prachtzimmer, welches die Gallerie des Apollo genannt wird, stand einst Karl X. am Fenster und schaute nach den Thürmen der Hauptstadt hinüber, zwischen denen der Pulverrauch des Julikampfes emporstieg. „Das ist eine Emeute," sprach er halb gleichgültig zu dem Grafen Mortemart, der ihn aufs dringendste beschwor, völlig umwendende Entschlüsse zu fassen. „Nein, Sire!" erwiderte derselbe, „das ist eine Revolution!" Der König lächelte und spielte den Abend Whist; aber am andern Morgen befand er sich schon auf der Flucht. Im Garten steht auch noch das alte Orangeriehaus, wo Napoleon am achtzehnten Brumaire (10. Nov.) 1799 der abgelebten Revolution den Todesstoß gab und den Grundstein zu seinem Kaiserthum legte. Die ungeordnet aufbewahrte Orangerie, durcheinander geworfenes Gärtnergeräth, Schubkarren, aufgeschüttete Gartenerde bedecken den Raum, wo einst der Sitzungssaal der Fünfhundert war, geben indeß ein treues Bild von der großen Verwirrung, die in dem Augenblicke unter der Versammlung herrschte, wo auf Napoleons Befehl der General Murat mit einer Abtheilung Grenadiere langsam unter Trommelschlag in den Saal marschirte und die widerspenstigen Abgeordneten zur entgegengesetzten Thüre oder zum Fenster hinausjagte.

Eine Wanderung von wenigen hundert Schritten durch das freundliche Städtchen brachte uns an den Stationsplatz der Eisenbahn des rechten Ufers, die uns zwischen den Hügeln der Seine und ihrem vielfach verschlungenen Silberbande nach Paris zurückbrachte. Hier geht die Bahn zum Theil unter den Häusern der Stadt und endet prachtvoll.

Es ist eine eigene Stimmung, in welche uns ein Gang längs der Seine an einem schönen Abend versetzt. Ruhig und

im zarten Duft schwimmend gleitet der breite Fluß zwischen den großen Häusermassen und stolzen Palästen, welche sich in einen dunkelvioletten Nebel hüllen und das lichte Blau des Wasserspiegels hervortreten lassen. Allmälig senkt sich die Dämmerung immer tiefer herab. Auf dem alten massiven Pont neuf und den nahen eisernen Brücken entzünden sich die Lampen; hie und da brechen auch auf den Gondeln und in den Schwimmschulen des Flusses Lichter hervor, während fort und fort die Wagen rollen und die bald grün, bald roth gefärbten Laternen der Omnibusse durch das Dunkel wie Irrwische dahin schweben. — Ich wende mich nach dem Concordien-Platz. Ueber der Barriere von Neuilly verglimmt der letzte Streifen des Spätrothes; aber gegenüber steigt der Mond auf. Im Silberduft schimmern alsbald die Säulengiebel der Deputirtenkammer und der Magdalenenkirche; die Kuppel der Tuilerien hebt sich allmälig hervor aus dem sie verhüllenden hellgrauen Schleier, und nach dem durch die Finsterniß und Ferne verdeckten Triumphbogen hin zieht sich eine lange doppelte Kette leuchtender Goldperlen: es sind die Gasflammen, womit die Allee von Neuilly zu beiden Seiten eingefaßt ist und deren Linien durch die wellenförmige Gestalt des Bodens einen schönen sanften Schwung erhalten. Ringsum auf dem Platz scheinen sonnig die hellen Candelaber von ihren goldenen Pfeilern herab, und die Lichter spiegeln sich in den blitzenden Strahlen der Springfluthen. Mitten unter diesen glänzenden Herrlichkeiten steht einsam der ernste Fremdling aus Egypten, der Obelisk von Luxor, der schon die Wechsel von Jahrtausenden unter einem anderen Himmel gesehen, wo das Blut noch heißer in den Adern der kurzlebigen Menschen glüht. — Der Mond schleicht sich hinter zerrissenes Gewölk, schwarze Schatten fallen auf den Platz. Mich schauert plötzlich; denn ist dies nicht die Stelle, wo Lugwig XVI., wo Marie Antoinette das Haupt unter das Beil legten? Wo der ehrlose Herzog von Orleans Philipp Egalité vom Strudel der Revolution verschlungen wurde und wo der ungeachtet aller menschlichen Schwächen doch immer ehrenwerthe Ludwig Philipp, grade dort am Obelisk, seiner Krone entsagte? Verdampfte hier nicht das ruchlose Blut von Danton und Robespierre? Duldete hier

nicht die edle begeisterte Charlotte Corday den freiwilligen Opfertod? — Wenn doch alle diese Geister aufständen und erzählen könnten von dem Grauen und Entsetzen, das einst auf dieser Stätte der Pracht und Lust haus'te! Wenn sie doch jeglicher Thorheit und Verblendung, die einem leeren Traumbild falscher Glückseligkeit nachjagt, die schwer erkauften Lehren der Vergangenheit einprägen könnten!

Die Deputirtenkammer oder das Palais Bourbon ist eins der schönsten Gebäude von Paris. Die herrlichen Säulen der Hauptfront machen einen mächtigen Eindruck. Ueber den Säulen befindet sich ein Giebelfeld mit sinnbildlichen Verzierungen. Die Höhe im Scheitelpunkt beträgt 17 Fuß, die Breite 95. Den Mittelpunkt nimmt die kolossale Gestalt Frankreichs ein, zu ihrer Seite Kraft und Gewalt, daneben die Gestalten der Schifffahrt, der See- und Landmacht, der Industrie, des Friedens, der Beredsamkeit auf einer, die des Handels, des Ackerbaues, der Künste und der Flüsse Seine und Marne auf der andern Seite. Den Aufgang zu der Säulenfront vermittelt eine breite, mit kolossalen Bildsäulen geschmückte Treppe. Am Fuß derselben halten Gerechtigkeit und Weisheit Wache. Der Sitzungssaal selbst bildet ein Halbrund. Reichthum der Ausstattung paart sich mit würdiger Einfachheit. Grün und Gold sind die Hauptfarbe. Die Sitze der Deputirten steigen amphitheatralisch auf, sind aber durch geräumige Durchgänge in einzelne Felder getheilt, so daß jeder Sitz ganz bequem zugänglich ist. Im Mittelpunkt der geraden Wand, die den Halbkreis abschneidet, ist die Tribüne des Präsidenten und zunächst unter ihr die der Redner, so daß die Stimme von dort aus den Halbmesser des runden Saales als weiteste Strecke zu erfüllen hat. Die Tribünen für die Zuhörer ziehen sich, auf Säulen gestützt, in doppelter Reihe an der Mauer umher, welche die Peripherie des Halbkreises ausmacht; ganz wie bei einem Schauspielhause. Die Sitze hier, wie die der Deputirten, sind mit dunkelkarmoisinrothen Polstern bedeckt, alle Gänge und Zwischenräume mit Teppichen belegt. — Ein Bild von dem Verhalten der Fran-

zosen bei öffentlichen Verhandlungen gab mir zuerst eine Sitzung der Akademie der Wissenschaften, welcher ich beiwohnte. Es herrschte eine fortdauernde Unruhe. Der Präsident war unaufhörlich genöthigt, seine Klingel ertönen zu lassen; aber nicht eine Achtel-Minute fruchtete die Erinnerung. Dabei waren es nicht nur die Akademiker selbst, die sich im Eifer der Theilnahme an den Vorgängen oft zu lebhaft mit einander besprachen, sondern auch die Zuhörer, die doch die Verpflichtung des unverbrüchlichsten Schweigens hatten, zeigten sich mehrfältig sehr aufgeregt. Man sieht überall die leicht bewegliche Quecksilbernatur der Nation. Jedes Anklang oder Widerspruch findende Wort des Redners gleicht den Stößen einer Windsbraut, welche über einen in der Tiefe gährenden klippenvollen See dahin fährt und die kaum etwas besänftigten Wogen immer wieder aufschäumen, aufkochen, aufbrausen läßt. In der Deputirtenkammer, die unter ihren Mitgliedern besonders viele junge Feuerköpfe zählt, ist Lärm, Geschrei, Pochen, Zischen, Jubeln oft so groß, daß Viertel- und halbe Stunden vergehen, ehe wieder Ordnung in dies Chaos der wild durch einander stürmenden, elektrisch zuckenden Massen kommt. Das sehr beliebte Trinken von Zuckerwasser kann unter solchen Umständen nur heilsam wirken.

Der Palast Luxemburg, wo früher die Pairskammer ihre Sitzungen hielt, ist ein großes Prachtgebäude, welches aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts von Marie von Medicis herstammt und daher auch den verfehlten Geschmack jenes Zeitalters an sich trägt. Da bleibt denn in der Seele des Beschauers, ungeachtet aller reich ausgestatteten Größe, immer ein gewisser lästiger Eindruck zurück. Man findet wohl die Notiz, daß dieses Werk nach dem Vorbilde des Palastes Pitti zu Florenz erbaut sei; aber das wäre etwa wie die Zusammenstellung des Wasserfalles vom Niagara mit dem Niedersturz eines muntern Bergwassers. Welch andere Kunstschätze birgt überdies der Palast Pitti! Im Luxemburg findet man eine Gemäldegallerie, die ganz aus Kunsterzeugnissen neuerer Meister gebildet ist. Ich sah hier unter Andern das Original der bekannten „Söhne Eduards" von Paul de la Roche. Das Bild ist eben so schlicht und einfach, als tief und rührend. Es liegt darin eine Trauer,

ein düsteres Verhängniß, das uns mit bangen Schauern erfüllt. Das Unheil schwebt wie ein schwarzer noch unsichtbarer Schleier über dem Haupt der unglückseligen Kinder, der aber schon seine nächtlichen Schatten auf ihre Züge wirft. Außerdem zogen mich besonders die genialen Schöpfungen von Horaz Vernet an, so die Schlacht von Tolosa zwischen den Spaniern und Mauren, die Niedermetzelung der Mameluken im Palast zu Cairo auf Befehl des Vicekönigs Mehemed Ali Pascha u. A. m. — Auf der Südseite des Palastes ist ein großer öffentlicher Garten.

Unweit des Luxemburg begegnete mir mit klingender Musik und einem riesenhaften Tambourmajor an der Spitze, ein Bataillon der Nationalgarde. Die hohen Bärenmützen, die vollen Epauletten und weißen Beinkleider erinnern an die alten napoleonischen Gardegrenadiere.

Der Eingang zu den unterirdischen Grabgewölben oder Katakomben von Paris ist jetzt zwar allen Fremden und Einheimischen streng untersagt; indeß wurde mir die Erlaubniß dazu doch durch besondere Vergünstigung zu Theil. Das Wetter war ganz einem solchen Wege angemessen. Der Himmel hatte sich mit dicken Wolken bedeckt, und ein kalt herabgießender Regen vereinigt mit widerwärtigem Winde empfing uns, als wir an der Barriere der Unterwelt (Barrière d'Enfer) ausstiegen. Von der benachbarten Sternwarte holten wir den für uns bestimmten Führer. Dieser geleitete uns durch die Barriere von Arceuil in einer Seitengasse an einer langen Mauer hin und schloß endlich eine Pforte auf. Wir traten in einen wüsten Hof; hier wurde eine Eisenthür geöffnet, und eine in die Katakomben führende Treppe lag vor uns. Sorgfältig wurde die äußere Thür wieder verschlossen, Licht angezündet, Feuerzeug mitgenommen, und so stiegen wir Jeder mit einer Kerze in die labyrinthischen Gänge dieser alten Steinbrüche etwa funfzig Fuß tief hinab. Die Ausdehnung dieser mannigfaltig sich windenden und kreuzenden Gänge, die durch Jahrhunderte in den wagerechten Schichten eines großen Kalklagers ausgebrochen wurden, ist gewaltig und erstreckt sich weit unter die Stadt hin. Die Gänge haben

selten über acht Fuß Höhe und eben so viel oder etwas mehr Breite. Bald sind sie roh in Stein ausgehauen, bald an den Seiten ausgemauert und mit Pforten nach egyptischer Art verziert, bald sind sie trocken und rein, bald feucht und seitwärts mit Geröll angefüllt; immer aber ziehen sich an der Decke hin schwarze Striche mit Pfeilen und angeschriebenen Bezeichnungen für die Richtung und Gegend des unterirdischen Weges, damit man sich nicht verirrt und den Eingang wiederfinden kann. Hie und da trifft man auf Spuren von Senkungen des Gesteins und gewahrt selbst bedeutende Einstürze. Daher wohl das Verbot des Besuches, damit nicht ein plötzlicher neuer Einsturz die eben dort Wandelnden vernichten möchte. An einer Stelle führt eine Treppe tiefer hinab zu einem Brunnen mit sehr klarem seichten Wasser, in dem sich die Lichter und die beleuchtete Treppe auf eine wunderliche Weise spiegeln. Auch hatte man in dies Wasserbecken ein paar Weißfischchen gesetzt, um zu sehen, ob sie in dieser steten Dunkelheit, gleich Pflanzen in dunkeln Kellern, ihre Farbe verlieren würden.

Kommt man weiter in die Gänge hinein, so trifft man abermals auf eine verschlossene Thür, und nun erst tritt man in das wahre Reich des Todes, wo die letzten Ueberreste von einigen Millionen Menschen aufs seltsamste aufgehäuft und aufgestellt sind. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mußte nämlich der überfüllte Kirchhof des Innocens endlich einmal geleert werden, und dazu kamen noch die Gebeine anderer aufgehobener Kirchhöfe, worauf dann 1810 eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit in dies grauenhafte Chaos der Todtenknochen gebracht wurde. — Zu beiden Seiten der Gänge sieht man nun bis nahe an die Decke aufgeschichtete Wände verwitterter Schädel. Bald siehst du die ganze Wand in langen Reihen mit kahlen Hinterhäuptern bedeckt, bald schauen dich die mit dem Antlitz dir zugewandten Köpfe aus hohlen Augen an und bilden Kreuze, bald sind zwischen den Köpfen Arm- und Beinknochen geschichtet, so daß sich Gesimse und eine ganz eigene Art architektonischer Verzierungen daraus ergeben haben; immer aber ist hinter dieser Vorderwand der ganze Seitenraum des Ganges

mit übereinander geworfenen Gebeinen aller Art bis zur Decke angehäuft. An einer Stelle hat man die durch Größe oder krankhafte Bildung ausgezeichneten Knochen zusammengebracht, und es waren ein paar dabei, welche wohl einem der Ritter von der Tafelrunde Karls des Großen hätten angehören können. Eine andere Sammlung zeigt auf mehreren Stufenreihen über einander die Erd- und Felsschichten des Pariser Bodens, so wie manche darin vorkommenden Krystallisationen und Versteinerungen, nebenbei auch Bruchstücke altrömischen Mauerwerks und antiker Fußböden. Hie und da findet man kleine Obelisken und Altäre aus Knochen aufgebaut, dazu eine Menge schwarzer Tafeln, deren Inschriften an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnen, während das freilich in viel höherem Maße die Betrachtung des Ganzen thut. Auch herrscht eine eigene Luft in diesen Grabgewölben; sie hat keinen irgend auffallenden Geruch, aber es schleicht sich leise durch alle Nerven ein gewisses Gefühl des Moders. Dazu kommt die gespenstische Wirkung der wandernden Lichter auf diese Tausende von weißen Schädeln, die schwarze Finsterniß der Gänge vor und hinter uns, das tiefe schauerliche Schweigen, endlich das Bewußtsein der Vereinsamung und Abgeschlossenheit von aller Welt. — Nachdem wir eine gute Strecke zurückgelegt, geleitete uns der Führer auf einem Umwege nach der Eingangspforte zurück, um gelegentlich noch einiges Merkwürdige zu zeigen. Da fanden wir denn zuerst die Gruft Isoire, das ist der Ort, wo vor grauer Zeit ein in diesen Felsenhöhlen wohnender und noch jetzt im Munde des Volkes lebender Räuber gehaust haben und begraben liegen soll. Außerdem trafen wir auf wunderliche im Felsen ausgehauene kleine Burgen und Paläste. Diese rühren von einem ehemaligen Soldaten de Cure her, der in diesen unterirdischen Steinbrüchen arbeitete und seinen angeborenen Bautrieb dadurch zu befriedigen suchte, daß er während der Feierstunden bei einem Grubenlichtchen die Gebäude von Port Mahon ausmeißelte, wo er einen langen Festungsarrest wegen einer Widerspenstigkeit hatte aushalten müssen. Er hatte zur Ausführung dieser Idee einen sehr entlegenen Winkel gewählt und war sehr unglücklich, als man sein verborgenes Kunstkämmerlein entdeckte. Eine Treppe,

welche er sich dahin ausarbeiten wollte, veranlaßte einen Einsturz, wobei er seinen Tod fand.

Mit frei aufathmender Brust begrüßten wir wieder das Tageslicht. Ein Omnibus brachte uns heim. Solch ein Wagen ist wie eine Laterna magica. Eine Tracht nach der andern, ein Gesicht nach dem andern schiebt sich in ihm an uns vorüber. Hier und da treffen sich ein paar Bekannte, dann stockt in einer engen Straße einmal das Fuhrwerk von irgend einem breiträdrigen Karren gehemmt; dann rasselt es eine abhängige Straße hinab, daß jedes Gespräch unmöglich wird; dann ruft keuchend eine wohlgenährte Bürgersfrau den unaufmerksamen, mit einem leichtfertigen Mädchen scherzenden Conducteur nach, zu halten, bis er endlich die Schnur anzieht, mit welcher er den vorne am Dache sitzenden Kutscher regiert, wie dieser die Pferde. — „Haben Sie Acht auf Ihren Nachbar; er hat kostbare Diamanten und Beinkleider voller Flecke," flüsterte mir mein Begleiter zu, „man hat mir neulich vierzig Franken aus der Tasche gestohlen, und das ist sicher auch ein Ritter der Industrie." In der That glitzerte und blitzte es mir zur Seite fast zum Verblenden. Am linken Zeigefinger, der auf dem Knopf eines Spazierstockes ruhete, trug mein Nachbar einen großen Diamanten. Drei große Knöpfe aus Brillanten waren in den Hemdkrausen und hingen durch ziemlich dicke Goldketten aneinander. Aber das Uebrige, die Kleidung, die Haltung, das Gesicht des Menschen stimmte nicht mit diesem Glanze überein. Auch erregte es Mißtrauen, als er seine Hand in die Tasche steckte, um den Conducteur zu bezahlen, und nun statt der paar Sous, die er schuldete, so viele Fünffrankenstücke, wie er nur fassen konnte, herauszog und diese möglichst frei zur Schau hielt. Fortwährend steckte er sein verdächtiges Gesicht zum Fenster hinaus, und als der Omnibus in einer sehr engen Straße wegen des Wagengedränges einen Augenblick still hielt, faßte ein Blaukittel vertraulich die Hand des Diamanthelden, die dieser aus dem Fenster hielt, und sagte „Bon jour". Er that, als bemerkte er dies nicht, aber sein Freund wiederholte seinen Gruß noch einmal und lauter als vorher, worauf der Andere verstohlen nickte und sich bald darauf empfahl. — Ein junger Mann mit rother Nase, blassen Wan-

gen, buschigem Schnurrbart, in weiten Hosen, wie vom Kleiderhändler, in der Hand eine Rolle Papier, stieg ein. Er nahm seinen Hut ab, und ein schwarzes Meer von krausen Wellen quoll hervor. „Das ist ein Dichter," bemerkte mein Begleiter. Und wahrlich, wir hatten uns nicht geirrt: jener entrollte sein Papier, worauf die langen und kurzen Zeilen deutlich zu sehen waren; gierig schien sein Auge sie einzuschlürfen. — Ein anderes Bild! Es ist ein ruhiger, einfacher, etwas beschränkter Bürger, wie sie zu Dutzenden mit den Händen auf dem Rücken auf öffentlichen Plätzen umherstehen, oder mit der Zeitung in der Hand vor den Kaffeehäusern des Tempel-Boulevards sitzen. Er ist wie eine Erscheinung aus der Vergangenheit, dazu paßt seine leidenschaftslose, sich unverändert gleichbleibende Miene, sein Alter, sein Anzug. Dieser besteht aus einem blauen Ueberrock mit Sammetkragen, der hinten beinahe bis zur Hälfte des Kopfes hinaufreicht, einer kanarienfarbenen Weste, einem weißen Halstuch, einem Hut und geflickten Stiefeln. Seine verwelkten, unbeschuheten Hände ruhen auf einem riesenhaften braunen baumwollenen Regenschirm, denn ohne Regenschirm geht man hier bei dem veränderlichen Wetter nie aus. Er spricht kein Wort, auch wenn er aussteigen will, giebt er dem Conducteur nur ein Zeichen mit der Hand und verläßt schweigend den Wagen. — „O Gott, er zerquetscht mich!" schreit eine ältliche mir nahesitzende Nonne, und ein bausbackiger Mann, der wenigstens seine dreihundert Pfund wiegt, setzt sich zu mir mit solchem Druck, daß er mir das Athmen etwas mühsam macht, denn die acht Plätze auf unserer Seite sind voll. Freilich der Dicke hat sein Recht so gut wie der Magere im Omnibus; doch ist der letztere hier ohne Zweifel beliebter; der Beleibte wird immer mit Nasenrümpfen und Achselzucken begrüßt.

Der Wind saus't um die hohen thurmartigen Schornsteine und der Regen gießt in Strömen herab; Paris ist ein halber Wildbach. Ich sehe die armen Verkäuferinnen mit Wasser auf dem Rücken auch halb im Wasser waten. Die fremde große Stadt voll theilnahmloser Gestalten sieht mich unheimlich an.

Was soll man bei dem Wetter anfangen? — Indeß selbst für Sturm- und Regentage findet man hier noch eine Menge Zufluchtsorte, welche andern Städten fehlen. So spazierte ich denn in den Passagen umher, blieb müßig an allen Läden stehen, wo man immer etwas Neues und Schönes aus dem Gebiete des Luxus und der Mode sehen kann, und besuchte endlich, wie ich schon öfter gethan, die Gallerie des Louvre.

Es ist überall Sitte in Paris, am Eingange den Regenschirm abzugeben, selbst bei großen eleganten Läden. Die kleine Auflage, die dabei erhoben wird, ist nur sehr gering; sie beträgt in völlig gesetzlicher Kraft zwei Sous für den Schirm, statt dessen man eine Marke mit einer Nummer erhält. Wenn man indeß an einem regnichten Tage viel besichtigt, so kann das Mitführen eines Regenschirmes doch zu einer ziemlich hohen Kopfsteuer anwachsen. Ueberdies wandelt man in dem weitläuftigen Paris ungern ohne diesen Wetterableiter, da der Pflanzengarten recht gut im hellsten Sonnenschein grünen und blühen kann, während es in den elysäischen Feldern ganz unelisäisch regnet.

Was der Pflanzengarten dem Freunde der Natur, das bietet die Gallerie des Louvre (Galerie du Museum) in reichster Mannigfaltigkeit dem Freunde der Kunst. Die Gallerie ist vierhundertundneunzig Schritte lang. Darin befinden sich etwa 1400 Bilder von verstorbenen Künstlern, deren Zahl gegen 400 beträgt, darunter etwa 80 französische. Ich begreife fast die eingefleischte Sucht jenes Mannes, der, wie man mir erzählte, während einer Reihe von dreißig Jahren Tag für Tag in die Gallerie ging und dort all seinen Genuß, seine ganze Lebensfreude fand. Er nahm jedes Jahr eine Malerschule vor und studirte sie sorgfältig. Er kannte jeden Meister auf den ersten Blick und Alle, die sich unterrichten wollten, erholten sich Raths bei ihm. Mittels dieser Kenntniß hatte er sich selbst eine ausgezeichnete Sammlung von Gemälden zusammengebracht, und als seine Beine zu alt und schwach geworden waren, um ihn zum Louvre zu tragen, blieb er zu Hause bei seinen eigenen Gemälden, die er nie aufhängen ließ, sondern die alle, den Rücken nach Außen gekehrt, an die Wand gelehnt standen, und von

denen er immer eins für einen Monat auf der Staffelei hatte. Tagelang saß er so in seinem Lehnstuhl, in die Betrachtung eines Bildes versunken. Vielleicht ist er eines Tages vor einem Sonnenuntergang von Vernet oder Claude Lorrain sanft lächelnd in seinem Lehnstuhl eingeschlafen. Gewiß viel edler, viel weitumfassender ist mir diese Liebhaberei, als jene Tulpenliebhaberei der Holländer! Hier in diesem Wunderpalast hat der Nachbildner des Schöpfers in einer wahren Fundgrube der vollendetsten Kunstwerke die ganze Welt abgespiegelt mit ihren Licht- und Schattenseiten, mit ihrem Meer von bitterem Schmerz und süßer Wonne, mit ihren tausendfachen Verwickelungen des düstern Verhängnisses und mit ihren tausendfach schimmernden Farben des heitern Glückes. Nahes und Fernes, Gegenwart und Vergangenheit, Geträumtes und Wirkliches geht im buntesten Wechsel an dir vorüber. Gleich in der Vorhalle begrüßt dich eine ungeheure hie und da mit Hieroglyphen bedeckte Sphinx aus hellröthlichem Granit, welche von dem alten Tanis in Oberegypten herübergekommen. Und nun trittst du ein. Nicolas Poussin († 1665) zeigt dir „die Sündfluth". Im Vordergrund ist eine sinkende Barke, aus der eine Mutter sich selbst vergessend ihr Kind emporhält, damit sein Vater, der sich schon auf einen Felsen gerettet, es nehme. Der Kopf eines Pferdes mit seinem Reiter ragt noch eben aus der Fluth empor. Weiterhin versinkt ein anderes Boot, und Schlangen kommen aus ihren Höhlen hervor: ein Sinnbild des Bösen, das sich in Gefahren immer ans Tageslicht wagt. In diesem allgemeinen Untergange, in diesem von Blitzen durchzuckten Dunkel siehst du in der Ferne die Arche Noah's, friedlich dahin schwebend, wie eine weiße Taube auf dem Wasser. Dort stellt Pierre Guérin († 1833) dir die Dido vor Augen, indem Aeneas ihr die Zerstörung von Troja erzählt. Sanft hingegossen und edel ruht auf dem Polster die Königin da im einfachen Schmuck, ihre Züge mild und aufmerksam auf den Erzähler zu ihren Füßen gerichtet. Sein ausdrucksvolles Antlitz ist gebräunt, und an seinen Mund jedes Auge geheftet, so das des schelmischen Knaben, der von Dido's Armen umfaßt sich an sie schmiegt und mit einem Ringe ihres Fingers spielt, nicht weniger auch das der lieblichen

Sclavin, die nachlässig ausgestreckt sich zu Häupten der königlichen Herrin lehnt. Schön ist die hintere Landschaft, die sich fern in den Zwischenräumen der Säulen ausdehnt. Nicht ohne Wehmuth betrachtest du ein Meisterwerk des früh verstorbenen Gericault, „den Schiffbruch der Medusa". Die Verzweiflung der elenden, an das dürftig zusammengezimmerte Floß sich anklammernden, einem gähnenden Tode entgegengehenden Mannschaft der Fregatte ist mit Lebendigkeit und Kraft gemalt. Mit ernsten Gedanken an die gefallene Größe erfüllt dich Jacques L. David's († 1825) „Belisar, Almosen bettelnd". Nun folge mir zu dem „Dorffest" des sanften Claude Lorrain (d. i. der Lothringer, eigentlich Claude Gelée, † 1682); unter schönen Baumgruppen bewegen sich am Ufer eines Flusses tanzende Landleute. In fröhliche Stimmung versetzen uns auch Robert's († 1835) „Schnitter", die unter lustiger Musik die Sicheln schwingen, während hoch oben auf dem Erntewagen die schönen Frauen thronen. Wie ein schwarzer Schatten über die sonnige Landschaft läuft, so geschieht's in deiner Seele, indem du die verklärte Mutter am Kreuz auf der „Kreuzesabnahme" von Regnault († 1829) betrachtest. Sie hat tiefen Schmerz und die vollste Ergebung in ihren blassen Zügen. Dabei tritt das Kreuz so schauerlich leer, so schwer und laut predigend aus dem Dunkel des Himmels hervor, daß man vor dieser Predigt verweilen und lange beten möchte „O Haupt voll Blut und Wunden". Wirfst du dagegen einen Blick auf die italienischen Maler, so wirkt mit nicht geringerer Kraft auf dich das Bild des Leonardo da Vinci († 1519) „die Jungfrau zwischen Felsen". Mit welch einem erhabenen Ernst tritt dir da die von wunderbaren basaltischen Felsen umgebene Jungfrau entgegen, welche den kleinen Johannes ihrem von einem Engel unterstützten göttlichen Kinde vorstellt! Noch höher steht Rafael's († 1520) „heilige Familie". Das Kind Jesus schwingt sich aus der Wiege in die Arme seiner Mutter; Johannes, von Elisabeth geführt, betet Jesum an; ein Engel streut Blumen über die Jungfrau; Joseph steht in tiefem Nachdenken, ein wunderliebliches Stück! Von außerordentlicher Wirkung ist auch sein Erzengel Michael, so eben den schon verwundeten Drachen erlegend und hohe Sie-

gesfreude ausstrahlend. Schaue noch Guido Reni's († 1642) trefflichen „David mit Goliath's Haupt" und Domenichino's († 1641) „David mit der Harfe", voll Begeisterung himmelwärts blickend, während ein Engel ihm die heilige Schrift darreicht, die ihn mit Lob und Preis Gottes erfüllt. Nun reiße dich los, und folge mir noch zuletzt zu den gemüthlichen Holländern, um in Dow's (Dau † 1680) „väterlicher Familienstube" mit der Mutter aus der Bibel zu lesen. Wer säße nicht gern da ein Weilchen neben ihr in der Fensterbrüstung! Der alte Vater hört andächtig zu. Das Fenster ist offen, und ein Zweig des Weinlaubes guckt lauschend hinein. Neben ihr steht ein Spinnrad und ein Stuhl, auf ihm in der blanken Schüssel Fische. Welche Traulichkeit, Nettigkeit und Reinlichkeit! Man erzählt von Dow, daß er, um den Staub zu vermeiden, immer auf dem Wasser in einem Schiffe gearbeitet habe. Wen ergötzt nicht ferner die Köchin von Mieris, welche Geflügel vor das Fenster hängt! Wer möchte nicht all den Rauchern und Trinkern von Tenier ein Stündchen Gesellschaft leisten! Wer sollte nicht sehnlich wünschen, mit Wouvermann's Jäger auf die Jagd zu ziehen, unter Ruisdael's Bäumen auszuruhen, von Mignon's Quitten und Pfirsichen zu essen oder den Duft von Huysum's Blumen einzuathmen! Wer möchte nicht Theil nehmen an des alten Johann van Eyk's „Hochzeit zu Cana", wo eine so würdige Fröhlichkeit waltet! Noch werfen wir einen Blick auf Adrian's von Ostade „Reisende zu Roß und Wagen, vor einem Gasthause haltend", dabei erinnern wir uns, daß auch wir nur Reisende sind, denen nur ein paar flüchtige Stunden zur Einkehr in diese Herberge der Kunst vergönnt sind, und ziehen von dannen.

Eine andere Merkwürdigkeit dieser Räume sind die copirenden Künstler und Künstlerinnen. Viele sitzen, viele hängen oben auf den Leitern. Die weiblichen Künstler sind nicht viel geringer an Zahl als die männlichen. Hier sitzt eine Mutter hinter der Staffelei ihrer Tochter, lesend und ihr Kind hütend; dort findet sich Mann und Frau beisammen. Hier sitzt ein Künstlerpaar auf einer Bank am Fenster, traulich Hand in Hand gelegt und schwatzend; dort ertheilt ein älterer Mann

einer jungen Dame seinen Rath. Daneben bewegt sich unaufhörlich die ganze Schaar der Beschauer. Man sieht Brillen und Guckgläser; man hört in einem Gesellschaftskreise aus dem Verzeichniß vorlesen; dieser und jene bringen ihre eigene Weisheit zu Tage. Am häufigsten begegnen unserem Ohre englische Töne, seltener deutsche und italienische. Dazwischen schreiten die Hüter (gardiens) in ihrer dunkelblauen Livree, gravitätisch mit den Händen auf dem Rücken, langsam auf und ab. Wenn man sie höflich darum ersucht, so geben sie mit großer Gefälligkeit die Namen der Meister an und fügen wohl auch eine sorgfältige Erklärung des Bildes hinzu. Im Uebrigen halten sie auf Ordnung, was ihnen indeß in einer so wohlanständigen Gesellschaft nicht viel zu schaffen macht. Hier und da haben sie bei einfallendem Sonnenlicht ein Rouleau niederzulassen, oder eine große Leinewand zu verrücken, oder vielleicht einen Herrn, der aus Zerstreutheit seinen Spazierstock mit heraufgebracht hat, wieder hinunter zu weisen, vor Allem aber Punkt vier Uhr die bedeutenden Worte: „Man schließt zu!“ auszurufen.

Nur beiläufig können wir hier noch der ungemein reichen Sammlungen römischer, griechischer und namentlich egyptischer Alterthümer erwähnen, mit den schönsten Papyrusblättern, den merkwürdigsten Mumien, den niedlichsten Götterbildnissen, den mannigfaltigsten Geräthschaften des häuslichen Lebens, den wohlerhaltensten Früchten und Getreidearten aus egyptischen Gräbern. Endlich die herrlichen Werke der bildenden Kunst aus dem Alterthum! Da ist eine Liebesgöttin von Marmor, welche die Hand eines griechischen Landmanns aus der Erde von Melos hervorzog; da ist die reizende leichte Gestalt einer Diana mit der Hindin, welche im fliegenden Gewande daherschreitet, rückwärts nach dem Pfeil des Köchers greifend, um das an ihren Fuß sich anschmiegende, Schutz suchende Thier gegen seine Verfolger zu vertheidigen! Doch wir sparen der Worte; sie geben uns nur einen Schatten von der Blume der Schönheit. Wollen wir nun außerdem bedenken, daß der Louvre auch noch das ungeheure Museum der Marine enthält mit den Tausenden von Merkwürdigkeiten, welche die Schifffahrt aus fernen

Ländern herbeigeführt hat, so mag dies dienen, eine Vorstellung davon zu bekommen, wie viele Zeit wohl eigentlich dazu gehört, um alle Schätze dieses gewaltigen Gebäudes gründlich und allseitig kennen zu lernen.

Der Pariser kann mit Staub und Mehl handeln und wird seinem Kram doch ein zierliches Ansehen zu geben wissen. Davon überzeugte ich mich bei dem Eintritt in das Waarenlager eines Antiquars. Alte Bücher sind wahrlich nicht dazu geeignet, um einen Ladentisch zu schmücken. Dennoch weiß der französische Antiquar seinen Vorräthen ein wohlgefälliges Ansehen durch die Anordnung nach Preisen und Formaten zu verleihen. Er hat Bücher ähnlichen Werthes und Formates immer beisammen. Eines Theils weilt das Auge gern auf der geordneten Bibliothek, andern Theils reizt es die Kauflust, wenn man die festen Preise über den verschiedenen Abtheilungen, den Band von fünf Sous an bis zu zwei, drei, vier Franken in allen Abstufungen bemerkt sieht.

Neben der eigenen Gewandtheit, auch der unbedeutendsten Sache einen Anstrich der Zierlichkeit zu geben, tritt das Bedürfniß des Auffallenden und Eindringlichen hervor. Wer Etwas zu verkaufen, seine Dienste anzubieten, Etwas bekannt zu machen hat, muß zu den außerordentlichsten Mitteln greifen, um nur bemerkt zu werden. Daher die Ungeheuerlichkeit der Aushängeschilder und Anschlagezettel, die Seltsamkeit der Inschriften: riesige Buchstaben in allen Gestalten und Richtungen, gedrückte, gedehnte, vorwärtsliegende, rückwärtsliegende, Bilder mit dem Anspruch auf schöne Malerei, andere frazzenhaft verzerrt, oftmals die Zeichen der Waaren zahlreicher, als die Waaren selbst. Daher die Glosse eines Wieners, indem er die Ausstattung eines Wurstladens betrachtete: „Wenn Einer hat zu verkaufen Würst', sollt' man denken, er wird heraushängen sechs Würst', — zwölf Würst', — zwanzig Würst'," — dann nach einer Pause die bisher vor der Brust gespreizten Hände ausstreckend und mit einer Art von Explosion schließend: „hundert Würst'!" — So auch bei einem Schnupftabaksladen, wo nicht

nur die Aushängeschilder, sondern die ganze Vorderwand des Gebäudes mit prächtigen lateinischen Sprüchen zum Eintreten aufforderten. Ueberall sinnt man mit Fleiß, um durch irgend ein Reizmittel den Zulauf zu locken. So ein Schulhalter durch einen Vers aus Virgil: „Lern' o Knabe, von mir Mannheit und gediegene Thatkraft.“ (Disce, puer, virtutem ex me, verumque laborem.) Ein anderer Mann, der freilich nicht anlocken, sondern vielmehr abschrecken will, denkt seine Mauer durch die beleidigenden Worte zu schützen: „Hier harnen die Schweine!“ (Ici pissent les cochons!) ohne jedoch jemals einen Besucher in seinem Vorhaben irre zu machen.

Die Inhaber der reich ausgestatteten Magazine trachten nicht allein darnach, die Vorübergehenden durch geschmackvolle Sachen anzuziehen, sondern sie wissen auch den Werth der Anmuth von Personen gebührend zu würdigen, indem sie die schönsten und freundlichsten Gesichter für ihr Geschäft zu gewinnen suchen. Diese Holden gehen dann mit erstaunlicher Gewandtheit in die Ideen ihrer Herren ein und verstehen es eben so meisterhaft, Käufer zu locken, als diesen die Waaren zu hohen Preisen aufzuschwatzen. Ihre Augen sind stets im regen Verkehr mit der Außenwelt; denn sie haben sich von den guten Folgen dieser ihrer Thätigkeit überzeugt. — Vor den Magazinen findet man oft viele Menschen versammelt, anscheinend, um die neuesten Erzeugnisse der Industrie zu bewundern; aber man muß sich wohl in Acht nehmen, um inmitten eines solchen Haufens nicht einer andern Industrie zum Opfer zu fallen. In der Straße St. Honoré le Coq erlebte ich einen höchst komischen Auftritt. Vor einer Bilderhandlung hatte sich ein großer Haufe Schaulustiger zusammengefunden. Plötzlich gab es dicht neben mir einen fürchterlichen Lärm. Ich bemerkte einen sich gewaltig sträubenden Menschen, der sich vergebens bemühte, seine Hand aus der Rocktasche eines Andern herauszuziehen. Der Letztere war aber der Stärkere, und indem er mit der einen Hand die verirrte Hand des Gauners in der Tasche festhielt, benutzte er die andere nach Kräften, um dem auf der That Ertappten nicht sehr sanfte Püffe zu versetzen. Ein sogleich erscheinender Polizei-Agent kam beiden Theilen zu Hülfe. Die Versicherung des

Gauners, daß er sein Taschentuch aus seinem Rocke habe nehmen wollen und nur aus Versehen in die Tasche des neben ihm stehenden Herrn gekommen sei, ließ, so glaubhaft sie auch war, der Polizei-Agent unberücksichtigt. Eine Klasse von Leuten findet man auf der Straße, denen man unbedingt trauen kann, nämlich die an den Ecken stehenden Commissionäre, kräftige Männer mit biederen Gesichtern, die zu jeder nicht unehrlichen Dienstleistung bereit sind. Auf eine Frage antworten sie ruhig und bestimmt, verlangen dafür nichts, nehmen indeß ohne großen Dank Alles, was man ihnen giebt. Auffallend ist aber in Paris, daß man auf der Straße fast nichts von der Polizei bemerkt. Bei dringender Noth ist sie freilich immer bei der Hand; im Uebrigen legt sie jedoch häufig eine gar sehr übertriebene Bescheidenheit an den Tag. So prügelten sich einmal in der Straße Castiglione gewiß zehn Minuten lang die Straßenpflasterer. Von beiden Seiten floß Blut in Fülle. Eine dichte Menschenmasse stand gaffend um die Kämpfenden, und das anziehende Schauspiel endete nur mit der Ermattung der einen Partei, ohne daß die Polizei einschritt. Eben so wenig war dies ein andermal der Fall, als ein Mann aus der niedern Volksklasse sein Weib, das mit fliegenden Haaren und aufgelös'ter Kleidung bald jämmerlich schrie, bald zornig tobte, an Hand und Haaren unter rohen Mißhandlungen fortschleifte. Auch fanden sich in der begleitenden Schaar nicht einige Männer, um dem Skandal ein Ende zu machen.

Die Neugierde der Pariser wird oft durch die unbedeutendsten Veranlassungen aufgeregt. So ließ ein Herr in der Nähe des Pont royal seinen Hund von dem Kai des Louvre in die Seine springen, um etwas Hineingeworfenes heraufzuholen. Als das Thier wieder zurückwollte, fand es am Ufer ein Hinderniß, so daß alle seine Anstrengungen, sich herauszuarbeiten, immer mit einem Zurückfallen in den Strom endeten. Der Eigenthümer rief nun einen Mann zu Hülfe, der mit einem langen Haken versuchte, das Halsband des Hundes zu erfassen. Dies gelang erst nach vieler Mühe, da sich der nothleidende Schwimmer anfangs vor der Stange fürchtete und sich bei ihrem Herannahen immer entfernte. An dem Kai und auf der Brücke

war inzwischen Alles stehen geblieben, um den Ausgang der Sache mit anzusehen. Von allen Seiten liefen die Neugierigen schaarenweis herbei, und an ein Durchkommen der Wagen war nicht mehr zu denken. Das Komische dabei war, daß nur Wenige wußten, um was es sich eigentlich handle, und die Neugierde der Uneingeweihten wurde gewiß noch um Vieles gesteigert, als lautes Bravorufen und Händeklatschen den glücklichen Zug begleiteten, wodurch der arme erschöpfte Hund aus dem Wasser gefördert wurde. — Bei solchen Anlässen hat man auch Gelegenheit, die Pariser Kutscher zu studiren. Eben so, wenn etwa bei schlechtem Wetter, wo die unzähligen Fuhrwerke in voller Bewegung sind, in engen belebten Straßen, namentlich auf Kreuzwegen, oft durch ein augenblickliches Stocken zweier Wagen ein solcher Wagenwirrwarr entsteht, daß binnen fünf bis zehn Minuten mehr als hundert Fuhrwerke zusammengedrängt sind: da höre man das Fluchen und Schimpfen dieser Leute, wo der eine den andern mit Schwein! oder Kuhhirt! (Cochon! Vacher!) titulirt, worauf dann die gewöhnliche Antwort erfolgt: „Selbst ein Kuhhirt!" Dazu kommt dann noch das Räsonniren und Toben der Fußgänger, die weder rückwärts noch vorwärts können, oder mit Straßenkoth von Kopf bis zu Fuß angestrichen werden, und die keineswegs glimpflichen Anordnungen der Municipalgarden, während hie und da von den Kutschern Peitschenhiebe fallen. Alles dies ist ganz unterhaltend mit anzusehen, wenn man in einem wohlverschlossenen Wagen sitzt. Steckt man aber mit offenem Cabriolet mitten dazwischen, dann kann die Sache recht unangenehm werden. Ist endlich der Knoten gelös't, so hat man sich noch lange an dem ununterbrochen fortdauernden Räsonniren und Schimpfen seines Kutschers zu ergötzen, der sich über den kostbaren Verlust seiner Zeit gar nicht zu trösten weiß. Im Allgemeinen sind diese Leute mehr in sich verschlossen, unfreundlich und gleichgültig, als geschwätzig und höflich.

Die Zahl der Armen, die man auf der Straße sieht, ist bei weitem nicht so groß, als ich sie mir dachte. Bettler in Lumpen entdeckt man fast nie. Dagegen fehlt es nicht an Verstümmelten aller Arten, denen es von Rechtswegen erlaubt ist,

das öffentliche Mitleid in Anspruch zu nehmen. Man sieht Blinde, Lahme und Krüppel, die sich erbärmlich auf Händen und Füßen dahin schleifen. Man sieht sogar bisweilen Unglückliche, die weder gehen, stehen, noch sitzen können, und die daher mitten auf dem Trottoir der Boulevards etwas Stroh haben ausbreiten lassen, auf welchem sie selbst bei dem schlechtesten Wetter den ganzen Tag über liegen. Andere sitzen auf einem von einem Esel gezogenen Wägelchen mit all ihrer Habe, wozu, wenn sie es weit gebracht haben, eine Drehorgel gehört. Diejenigen, die dürftiger sind, suchen durch die gräßlichsten musikalischen Versuche auf Pfeifen, Trompeten und anderen Instrumenten die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu lenken. Oft ist das Bild des Elendes indeß nur eine angenommene Maske.

Es ist hier eine erfreuliche Erscheinung, daß nichts von dem, was als unbrauchbar auf die Straße geworfen wird, verloren geht, sondern zu größeren Massen wieder vereinigt seinen Werth erhält. Die sogenannten Chiffoniers sammeln Alles, was sie auf den Straßen nur finden können. Glas, Papier, Knochen, Holz, Lumpen, altes Eisen: Alles wird in den Korb geworfen und am häuslichen Herde gesondert. In jedem Quartier finden sich dann wieder Käufer, welche den armen Chiffoniers die genannten Gegenstände pfundweise abkaufen und dann die größeren Massen wieder anzubringen wissen. – Eine andere Gewerbsklasse lebt nur allein davon, die in den Speisehäusern auf den Tellern der Gäste übrig gebliebenen Reste zu kaufen. Die Fleisch- und Brotbrocken werden dann von diesen Leuten, die man spottweise Juwelenhändler nennt, mit einem gewissen Geschmack nach Portionen auf Tellern geordnet und feil geboten. Je eher diese Waare ihres geringen Preises wegen den Armen erreichbar ist, desto größer mögen die Qualen derjenigen sein, denen selbst die wenigen Sous fehlen, um sich dies Brockengericht zu verschaffen.

Das Elend der Armen, Nothleidenden ergreift den Menschenfreund am tiefsten an solchen Orten, wo die feinsten Lebensgenüsse in verschwenderischer Fülle vor den Augen ausgebreitet sind. Ich meine damit vor Allem die Gewölbe für Eßwaaren,

deren Leckerbissen für die Vorübergehenden zur Schau gestellt sind. Alles was Meer und Land, Flüsse und Seen, Kunst und Natur nur Köstliches liefern können, reizt und lockt hier auf die appetitlichste Weise, um so mehr, als diese Gewölbe keine verschlossenen Fenster haben, sondern der frischen Luft wegen nach der Straße zu ganz offen sind. Hüben und drüben heben sich kunstreich geordnete Haufen von Früchten und frischen Gemüsen. In der Mitte des Vordergrundes befindet sich ein kleines Wasserbecken mit einem Springbrunnen; darin schwanken munter Fische oder ein paar Schildkröten. Am Rande umher liegen auf einer grünen Unterlage von sauberem Blätterwerk gewaltig große ganz rothe oder violett gesprenkelte Hummern neben höchst delicaten, schon für die Küche zubereiteten Seefischen; weiterhin ein zum feinsten Fleische mit üppigem Fett aufgenährtes ausgeschlachtetes Huhn ganz fertig, um mit Reis gekocht eine Lieblingsspeise der Pariser (une poule au riz) zu geben; dazwischen ein wohlgespickter Braten. Zur Jagdzeit lagern auch wohl unter einem Tannenbaum auf weichem Moose ein Hirsch, Rehe oder Hasen. Rothhühner, Schnepfen, Lerchen, Enten, Fasanen sitzen dutzendweise, wie in der Wirklichkeit zusammen. Den Hintergrund des Bildes geben ein paar nett und weiß gekleidete Köche, etwa eben mit dem tiefsinnigen Werk der Grundlegung zu einer trefflichen Pastete beschäftigt, und unter verschiedenem Backwerk und größeren Fleischmassen ragt dann wohl noch ein Bündel Lorbeerreiser hervor, deren Blätter freilich diesmal nur den Saucen und dem Rindfleisch bestimmt sind. Gerade nun an diesen Gewölben findet man am ersten hungernde Menschen, die sich lüstern an Gegenständen weiden, welche ihren Kräften eben so weit entfernt, als ihren Wünschen nahe liegen. Ich habe diese Unglücklichen oft mit Wehmuth beobachtet, wie sie lange fest gebannt da standen, mit stieren Blicken auf den Ueberfluß hinstarrend. Sie erinnerten mich lebhaft an die Qualen des Tantalus in der Unterwelt, vor dessen Munde die lieblichsten Früchte schweben, ohne daß er sie je erreichen kann. Einst aß ich in Gesellschaft eines Freundes bei einem Speisewirth. Unser vortrefflich gedeckter Tisch stand so dicht am Fenster, daß mehrere auf der Straße stehende arme Savoyarden, die hier

mit Murmelthieren und Affen umherziehen, alles Aufgetragene in großer Nähe mit sehnsüchtigen Blicken betrachten konnten. Endlich machte der Eine seiner beklommenen Brust durch die Worte Luft: „Ach, wie gut ißt man, wenn man reich ist!“ Der Bewohner der großen Stadt wird gegen solche alltägliche Erscheinungen leicht abgestumpft. In der That ist die edle Wohlthätigkeit des Einzelnen oft nur wie ein Thautropfen in der Wüste; aber der da droben zählt solche Thautropfen. Einen schönen Zug der Menschenfreundlichkeit erzählte man mir von einer Gräfin. Sie fährt zu einem glänzenden Ball und bemerkt am Eingangsthor des Locals einen Elenden, dessen erbarmungswürdiger Anblick ihr Herz so tief erschüttert, daß sie sich augenblicklich ihr kostbares Demantgeschmeide vom Halse reißt und es dem Leidenden in den Schooß wirft. — Indem ich mir die unendlichen Formen mannigfaltigen Elendes vergegenwärtige, welches in einer Stadt, wie diese, oftmals einsam und dicht neben der größten Ueppigkeit seine Kämpfe zu überstehen hat, kommt mir ein rührendes Bild vor die Seele. Als ich nämlich eines Abends aus dem Hofe des Louvre gegen den ziemlich dunkeln Carrousselplatz heraustrat, zog mich ein sonderbarer Glanz von kleinen Lichtern an. Ich ging näher, und siehe da! auf dem Pflaster waren in einem mäßig großen Vierecke kleine Talglichterchen mit Lehm befestigt. Da herum standen einzelne Zuschauer und auf einer Seite ein größerer Trupp, vor welchem ein paar Kinder eine Art von pantomimischer Darstellung mit Spiel und Gesang auszuführen im Begriffe waren. Eigenthümlich zart nahm sich ein niedliches Mädchen von wenig über acht Jahren aus. Sie war mit Blumen geschmückt, hielt eine kleine Guitarre im Arm, spielte und sang, schien auch zu tanzen im Begriff. Ein etwas älterer Knabe begleitete sie auf der Violine. Ich kann nicht sagen, wie wunderlich sich die ganze Scene ausnahm! Die dürftig brennenden Lichterchen, das wie zum Opfer geschmückte Kind, die wenigen Zuschauer, im Hintergrunde einige schroffe hohe Mauern mit gewaltigen Essen, darüber dieser dunkle Nachthimmel: es machte einen eigenthümlich wehmüthigen Eindruck. Dabei dachte ich an die Geschichte der Familie dieser Kinder und was ihnen in der Zukunft noch bevorstehen mochte.

Beim wundervollsten Sonnenschein und blauen Himmel, Wald und Flur im reizendsten Grün: so durchschnitten wir auf den Flügeln des Dampfes pfeilgeschwind die schöne Landschaft bis nach Versailles, welches in seiner hügeligwaldigen Umgebung, mit seinen Vorstädten und Gärten, seinen breiten Straßen und seiner leichten heiteren Bauart den ländlichen und städtischen Charakter verbindet. Aber trotz ihrer 30,000 Einwohner schien uns die Stadt öde und menschenleer. Die merkwürdige Schöpfung des verschwenderischen, eigenwilligen Ludwig XIV. verfiel mit dem Verschwinden des Hofes in Armuth. In der Fernsicht einer Hauptstraße lag vor uns das mächtige Schloß. Durch seine prächtigen Massen bringt es eine große Wirkung hervor, ohne schön zu sein. Es bildet eine Zusammenhäufung von Gebäuden, aus denen der geschickte Baumeister aber doch ein Ganzes zu formen gewußt hat. Vor der Pforte des Haupteingangs sieht man unter sich die Stadt und schaut hinab in die drei baumgeschmückten Anfahrten (avenues) links von St. Cloud, in der Mitte von Paris, rechts von Sceaux; nahebei hat man zu beiden Seiten den unermeßlichen Park. Der Ueberblick von diesem Höhepunkt kann uns mit einem freien, gehobenen Gefühl beleben, so lange, bis die Predigt der Geschichte vom Schlosse her uns verkündet hat, wie das Alles vom Schweiß des Volkes geworden und was hier Alles als Wiedervergeltung knechtischer Bedrückung geschehen ist. Inmitten des ersten Schloßhofes stehen die kolossalen Bildsäulen berühmter französischer Helden und Feldherren. Ueber dem Eingang des Hauptgebäudes lesen wir die Inschrift: „Allen Ruhmwürdigkeiten Frankreichs" (A toutes les gloires de la France). Sie bildet die Versöhnungsformel, durch welche Ludwig Philipp den Schleier über die alten Erinnerungen des Schlosses und Parkes ausbreiten und wohlwollende Gesinnungen des Volkes daran knüpfen wollte. Seine Schöpfung ist die ungeheure Gallerie von Versailles oder vielmehr die von ihm so genannte National-Gallerie. Ich will nur bemerken, daß zu dem bloßen Durchwandeln derselben im schnellen Schritte, ohne irgend ein Gemälde näher zu betrachten, wenigstens eine starke Stunde erforderlich ist. Die Gallerie hat mithin die Länge einer halben

Meile. Dies wird dadurch erklärlich, daß man alle Räume des weitläuftigen Schlosses, in dem Hauptgebäude wie in den Seitenflügeln, vom Erdgeschoß bis in die obersten Stockwerke durchmessen, Treppen auf, Treppen ab steigen muß, um diese Massen der Gemälde und Bildhauerwerke zu besichtigen. Die Zahl der Eindrücke überdrängt uns dabei so, daß wir Einzelnes kaum festhalten können. Ich brachte gegen vier Stunden wirklich bis zur Erschöpfung daselbst zu, und doch sind mir als Bilder eigentlich nur die des letzten ganz neuen Saales, in welchem Horace Vernet die Thaten der afrikanischen Armee verherrlicht, in lebendiger Erinnerung geblieben. Alles Uebrige war fast dem Eindruck einer großen Parade ähnlich, wo man an der Front hinunter reitet und wohl weiß, welche Regimenter man gesehen hat, aber die Einzelnen ganz unbemerkt läßt. Melden wir daher im Allgemeinen, daß von den weit über tausend steigenden Bildern mindestens zwei Fünftel Schlachten und Belagerungen von Chlodewig an bis auf die neueste Zeit darstellen, wiederum zwei Fünftel insbesondere die Regierung Ludwigs XIV., die Blutjahre der Revolution und Napoleons, das übrige Fünftel aber andere Hauptpunkte aus dem Leben verschiedener französischer Regenten, nebst einer Menge Portraits meist fürstlicher Personen und einiger wenigen berühmten Männer, unter denen sich auch unser alter Fritz befindet. Es leuchtet ein, daß die Kunst bei dieser Gallerie nur als Dienerin der Nationaleitelkeit erscheint. Ueberall tönen in unserer Seele aus diesen Werken die Worte wieder: „Seht her und betrachtet, wie groß, wie mächtig, wie tapfer, wie reich wir sind! Seht her und bewundert uns!“ Am unangenehmsten wirkt, zumal bei dem neuerlichen Umschwung der Dinge, das Gefühl, daß die ganze Anlage in ihrer eitlen Gestalt nichts als eine riesenmäßige Schmeichelei war, durch welche man um die Gunst des Volkes buhlte. Man hat dreißig Millionen zur Bestechung seiner Empfindungen verwandt, und doch ist der beabsichtigte Zweck fehlgeschlagen. Der fremde Beschauer wird die Geschichte Frankreichs, besonders seit dem Auftreten des großen Kaisers in diesen Bildern nicht ohne mannigfach angeregtes Interesse lesen; aber er wird auch nie vergessen, daß viele dieser glänzenden Thaten eben

so viele Ungerechtigkeiten und Erniedrigungen anderer Völker waren.

Für mich blieben bei weitem das Wichtigste die herrlichen prachtvoll ausgeschmückten Räume, in denen der Hauch der Geschichte weht. Bei dem Durchwandern der sogenannten „großen Appartements" werden wir unwillkürlich in das Zeitalter Ludwigs XIV. versetzt, wo der Same zu dem ausgestreut wurde, was in der Neuzeit so mächtige, ja betäubend erschütternde Wirkungen auf den ganzen Organismus von Europa hervorgebracht hat. Gleich der erste Saal, der Saal des Herkules, zeigt uns zwanzig Säulen von schönem reinen Marmor, gestützt auf Säulenplatten von grünem Marmor. Die Füße, Kränze und Kronen dieser Säulen sind reich vergoldet, und sie lehnen sich in gleichen Zwischenräumen an eine Wand an, die mit Marmor belegt ist. An der Zimmerdecke sieht man den Herkules, wie er vom Jupiter und allen Göttern des Olymps in den Himmel aufgenommen wird. Aehnlich sind die übrigen großen Gemächer ausgestattet. An der Zimmerdecke des Venussaales erblickt man Venus in einem goldenen Wagen, der von zwei durch Blumenguirlanden gezügelten Tauben gezogen wird, die Göttin selbst stützt sich auf einen Schwan und wird von Grazien gekrönt; die huldigenden Götter und Helden des Alterthums umgeben sie. Der Saal des Mars diente früher oft zu Bällen und Concerten. Im Saal des Merkur waren die Spieltische aufgestellt, wenn Ludwig seinen Hof von Abends sieben bis zehn Uhr um sich versammelte. In dem durch die reichsten Verzierungen aller Art ausgezeichneten Saal des Apollo oder dem Thronsaal stand gewöhnlich der mächtige Thron des Königs. Die Zimmerdecke zeigt die schöne Gestalt Apollo's mit jugendlichen Zügen. Er sitzt in einem von vier flüchtigen Rossen fortgetragenen Wagen, umschwebt von den Jahreszeiten: Flora, Ceres, Bacchus und Saturn. In der Nähe erscheinen die Sinnbilder der Großmuth, der Freiheit und Frankreichs. Im Saal des Krieges schwebt Frankreich in den Wolken, hält am linken Arm einen Schild und schmettert Deutschland, Spanien und Holland darnieder. In den vier Ecken sieht man Trophäen von vergoldeter Bronce. Ueber ihnen strahlt die Sonne mit dem stolzen Wahl-

spruch Ludwigs: „Auch der Mehrzahl weiche nicht!“ (Nec pluribus impar.) Die sogenannte große Gallerie nach der Gartenseite zu ist ein wahrhaft königlicher Saal. So oft sich Ludwig in der ganzen Pracht seines Hofes sehen lassen wollte, und namentlich die fremden Gesandten großer Mächte empfangen wollte, öffneten sich die Pforten dieser Gallerie. Sie ist 222 Fuß lang, 32 Fuß breit, 40 Fuß hoch. Sie hat siebenzehn hohe gewölbte Fenster mit tiefen Fensternischen. Alles glänzt von Gold und Marmor. Auf der Deckwölbung sind die Großthaten des Königs verherrlicht. — Aus den oberen, sogenannten kleinen Gemächern (petits appartements) Ludwigs XV. genießt man einen Blick über den Garten, der, durch den Zauber des Frühlings erhöht, von unbeschreiblichem Reiz war. In diesen stillen Silberflächen der Wasserbecken, in diesen unabsehbaren weichen Rasenteppichen, in diesen schönen rauschenden Bäumen von blauem Aether umflossen, von goldiger Sonne angestrahlt, schien sich mir Etwas aus den alten Wundererzählungen von den schwebenden Gärten Babylons zu verwirklichen. Ich beeilte mich der überlastenden Gallerie zu entfliehen. Nachdem ich den Rückweg durch die unendliche Reihe von Sälen und Gängen genommen, trat ich in den Garten. Auf der gewaltigen weit ausgedehnten Terrasse sah ich mich in der Nähe umgeben von diesen phantastisch mit Buxbaum eingefaßten Beeten, von diesen wunderlichen marmornen Bassins; zur Linken schaute ich hinab in die weite von Hallen begrenzte Fläche der tausendkronigen Orangerie, zu der eine ungemein breite Marmortreppe hinabführt, vor mir öffnete sich der Blick über die Wasserkünste der Hauptallee, während gegenüber sich über Wasserflächen und an grünbewaldeten Hügeln hinan die Fortsetzung der Stadt anmuthig ausdehnt. Das Gefühl einer großartig im Schooße freier Natur hergestellten Kunstschöpfung wurde indeß bald durch die Fülle anregender geschichtlicher Erinnerungen zurückgedrängt. Ich sehe im Geist den gewaltigen Ludwig, umgeben von einer Wolke dienender und bewundernder Höflinge, diese Steintreppen hinauf- und hinabsteigen; ich höre das wilde Geschrei rasender Weiberschaaren und vom Schloßhof her die Klagelaute der Garden, die man daselbst in der Frühe des 6. October 1789 abschlachtete, bis der König vom

Balkon herab um Gnade für sie bittet. Seit jenem Tage sah er Versailles nicht wieder! In den Prunkgemächern dieses Palastes bewegten sich vor anderthalb Jahrhunderten die größten Geister ihrer Zeit; dort wurde noch vor wenigen Jahren die hoffnungsreiche Vermählung des Herzogs von Orleans mit einer edlen deutschen Prinzessin gefeiert; durch die weitausgedehnten Räume der Gallerie machte der hochbetagte Greis Ludwig Philipp zuweilen des bequemlicheren Genusses wegen auf einem Rollwagen die Rundreise und träumte hier den letzten schönen Traum von dem, was er für Frankreichs Verherrlichung gethan. Langsam ging ich von der Mitte der Terrasse die Stufen abwärts von einem Springbrunnen-Becken zum andern, zwischen den dunkeln Taxushecken hindurch, die unabsehbaren Rasenflächen entlang, unter den gothischen Wölbungen dichter Laubgänge, unter dem sanftgewiegten Schattendach alter Bäume dahin, bis an das letzte spiegelblaue Bassin. Der Garten war tief einsam, die Mittagsstunde so still wie die Mitternacht. — —

Die berühmten sogenannten „großen Wasser" von Versailles spielen nur bei besonderen Gelegenheiten. Doch seitdem die Eisenbahn-Compagnien sich erboten haben, einen Theil der sehr bedeutenden Kosten zu tragen, läßt man sie öfter spielen. Mir ward dieser Genuß noch kurze Zeit vor meiner Abreise von Paris vergönnt. Es ist in der That ein höchst anziehendes Schauspiel. Hier im „Bassin des Apollo" hebt sich der Wagen des Sonnengottes aus dem Meere mitten unter schnaubenden Delphinen und unter den brausenden Trompeten der Meergötter. Krystallene blinkende Strahlengewebe, Blumenkörben ähnlich, flechten sich über die Wasserbecken. Dort im „Bosket der Säulenhalle" tanzen die Nymphen ihren lustigen Reigen. Zwei und dreißig an der Zahl springen und schlingen, neigen und beugen sie sich rund umher an den Säulen. Die durch's Gewölbe brechenden Sonnenstrahlen verwandeln plötzlich den Perlenschmuck dieser Wasserjungfern in prachtvoll leuchtende, funkelnde, blitzende Diamanten, Rubinen und Smaragde. Auf einer anderen Stelle liegt der Riese Encelabus mit seinen Genossen unter den Trümmern der Berge Ossa und Pelion, die Jupiter auf ihn herabstürzte, um den Himmelsstürmer zu zerschmettern. Sein Riesen-

kopf in der Mitte drückt alle Wuth der Verzweiflung aus und speit hoch hinauf giftige Sprudel. Selbst aus seinen beiden kolossalen Händen, die sich an Felsen klammern, quellen die Strahlen hoch empor, um zu zeigen, wie krampfhaft und kraftvoll er die Felsen drückt. Ringsumher im Wasser liegen Felsenstücke, aus denen es ebenfalls aufsprudelt. Die sogenannte „Cascade der hundert Röhren" stellt dem Auge eine Wasserfestung dar. Kleine Thürme stehen rund um einen hohen. Sie steigen aus einem Kranze von Schilfpflanzen oder Röhren heraus. Die ganze Masse fällt in breiten Silberlaken an der Seite von Terrassen herunter in einen umgebenden Teich. Ein geheimnißvoll eingeschlossener Platz zeigt uns den schönen Apollo, wie er, von seiner heißen Tagesreise ermüdet, sich hier im Bade erfrischt, um dann bei Thetis auszuruhen, in deren kühle epheuumrankte Grotte man hineinblickt. Allenthalben an den Felsen sieht man hervorquellende und leise herabrieselnde Bächlein. Zu beiden Seiten des Gottes werden die muthigen, unruhigen Rosse von Tritonen getränkt. Die Sonne, welche zwischen den Felsstücken und durch das Laub hindurchschien und verschiedene Schattirungen des Epheus hervorbrachte, verlieh dem Ganzen eine reizende Wirkung. — Jetzt gesellen wir uns zu einer bunten Menge, in welcher die scharlachenen Beine der vielen Soldaten und Officiere sich von fern wie Klatschrosen zwischen Kornblumen ausnehmen. Stühle werden hier ausgeboten, wie allenthalben in Paris, wo es Etwas zu sehen giebt. Und so sitzen wir denn in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen; denn noch herrscht tiefe Stille in dem Kreise der Vasen, Löwenköpfe, Drachen und Götter. Neptun und seine Gemahlin Amphitrite walten hier in der Mitte ihres Reiches, umgeben von Nymphen und Tritonen; eben so sieht man Proteus und Okeanos in Begleitung von Meergeschöpfen und Ungeheuern. Es ist das „Bassin des Neptun", und hier wollen die Nymphen ihren Haupttanz aufführen. Da im Nu steigen sie empor sammt und sonders. Es springt und fließt, es rauscht und schäumt von allen Ecken und Enden; rechts hin, links hin speien die geschäftigen Geister; nach oben fliegt's und herab nach unten braust's; theils senkrecht, theils in weiten Bogen sprühen die mächtigen

Wasserstrahlen. Das Ganze ist wie das Bouquet beim Feuerwerk: achtzig große Fontainen bauen ein wundervolles Zauberschloß von flüssigem Silber und Perlen auf, das von leichten Dunstschleiern umwebt und mit Regenbogen-Scheinen umglänzt wird. Der Gott und die Göttin schauen das Treiben mit Lust, und auch die Menschenkinder umher schlürfen Wonne aus diesem entzückenden Anblick. So dauert die Scene vielleicht eine halbe Stunde, und es scheint, als wolle sich das Füllhorn nimmer erschöpfen und leeren. Doch alles Schöne auf Erden erreicht sein Ende. Wir hatten das bunte Spiel von der Seite und von vorn gesehen und wollten uns nun nach hinten begeben, als auf einmal die Menge der Urnen, Bäche, Löwenrachen wasserlos da stand und das große Becken einem glatten Spiegel glich, ungerührt von der Aufregung und dem Jubel, die eben noch hier herrschten. Hinter dem Meergötter-Paare ist aber noch Leben und Weben. Himmelhoch springt die Fontaine des Drachen, und leise und lieblich rauschen die Kindernajaden in der Wasser-Allee zu beiden Seiten, als seien sie Sträuche, in denen der Zephyr spielt. Bald haben auch sie ihr kurzes Leben ausgewirbelt und ausgespielt. Eine unterirdische Macht ruft sie hinunter in den kühlen Grund, und nun steht noch einsam jene stolze hohe Pyramide da. Aber auch sie sinkt im goldenen Abendstrahl, der das Gehölz umher und das erhabene Schloß anlächelt.

Der auf der Cité gelegene Justiz-Palast regt schon von außen durch seine alterthümlichen und doch würdigen Baulichkeiten, durch dieses Gemisch von Thürmchen und Giebeln unsere Aufmerksamkeit lebhaft an. Unter seinen Gewölben befindet sich das Gefängniß der Conciergerie. Eigenthümliche Pforten und wunderliche Steintreppen führen uns zu dem Saal des Palastes, den man den Saal der verlorenen Tritte (salle des pas perdus) genannt hat, weil in demselben so unendlich viele vergebliche Mühe zur Betreibung des Rechts verwendet wird. Es ist ein ungeheurer viereckiger Raum, der durch eine Säulenreihe in der Mitte getheilt und einem Vorhofe gleich

mit Steinfliesen gepflastert ist. Ein brausendes Gewirr von Stimmen tönt uns entgegen. Da kreuzen sich in ihren schwarzen Roben zahllose Advocaten, begleitet und umschwirrt von den Parteien, die ihre Angelegenheit eifrig mit ihnen besprechen. Außerdem sieht man noch viele das Herz berührende Gruppen und Gestalten. Hier eine arme Wittwe mit ihrem Kinde, an deren Lebensmark vielleicht ein Proceß wie ein Krebs nagt; dort ein Angeklagter, der einem vielleicht sein ganzes Lebensheil zerschmetternden Unheil entgegensieht und den Frau und Kinder angstvoll umringen; weiterhin eine Gruppe erbitterter Parteien, die den Rechtsstreit als einen persönlichen giftig fortsetzen. Jene Treppe hinab schwankt ein Unglücklicher, dem so eben ein Urtheilsspruch seine letzte Hoffnung geraubt; dicht hinter ihm folgt sein Gegner, freudestrahlend neben dem Advocaten, dem er dankbar die Hand schüttelt für den trefflichen Dienst in einer vielleicht ungerechten und betrüglichen Sache, wo der Richter mit blutendem Herzen den Spruch thun mußte, weil das Gesetz und fehlende Beweisstücke vom Gegentheil ihn dazu zwangen. Schwer Angeklagte oder Verurtheilte werden von Wachen begleitet durch die Menge geführt. So streifen die Bilder des Schreckens, des Unglücks, der Freude hart an einander hin. Von beiden Seiten des Saales führen Gänge, Treppen, Thüren in die verschiedenen Kammern.

Der Zufall führte mich in den Sitzungssaal des Zuchtpolizei-Gerichtes, und ich war hier Zeuge der humanen Weise, wie man mit den Parteien umgeht. Ein Mann aus der niederen Bürgerklasse war angeklagt, zu einer verbotenen Zeit Kehricht auf die Straße geworfen zu haben. Er wurde in eine Strafe von einigen Franken verurtheilt. Der gute Mann glaubte, ihm sei dadurch schweres Unrecht widerfahren und ließ seinem Unmuthe dem Richter gegenüber vollen Lauf. Mit der größten Geduld hörte ihn der Letztere und suchte ihn mit aller Ruhe zu besänftigen und ihn zur Vernunft zu bringen, bis der anfangs heftig Erzürnte sich allmälig fügte und zuletzt mit den Worten wegging: „Sie mögen Recht haben, ich will die Strafe bezahlen.“ — — Nach den mir gewordenen Mittheilungen ist übrigens die französische Rechtspflege der höchsten Ehrfurcht würdig. Die

bestbesoldeten Richter haben nicht mehr als 6000 Franken, die am schlechtesten besoldeten 1500 Franken, und trotz dieser geringen Besoldungen weiß man kaum ein Beispiel von Bestechlichkeit, während sonst doch in diesem Lande fast Jedermann einzig nach seinem Vortheil trachtet. In gewisser Hinsicht bekennt man sich ganz offen dazu und erklärt den Mißbrauch für Sitte. Es haben es die Verfasser der Tagesblätter meistentheils gar kein Hehl, daß sie sich für die Durchfechtung der Ansichten von ihrer Partei besolden lassen.

In der Nähe des Justizpalastes neben der Brücke St. Michel, da, wo das Volksleben auf dem neuen Markt (Marché neuf) am muntersten durcheinander treibt, liegt an der Seine ein kleines steinernes Haus, genannt die Morgue (Schau), wo jährlich drei- bis vierhundert unbekannte Opfer selbstmörderischer Verzweiflung oder vorgekommener Unglücksfälle hinter Glas zur Schau ausgesetzt stehen, ob sie vielleicht noch Einer oder der Andere der Angehörigen wieder erkennen wolle. Als ich vorüberging, sah ich einen dunkeln Knäul von Menschen um das Häuschen versammelt, so daß ich Mühe hatte, einzudringen. In diesem Augenblick waren die unheimlichen Gemächer geschlossen. Ich konnte nur durch ein Glasfenster hineinblicken, welches Frauen und Männer neugierig umlagerten, weil man durch die halboffene Thür des Hinterzimmers einen eben angelangten Leichnam wahrnehmen konnte, dessen Züge jedoch in dem Halbdunkel nicht zu erkennen waren. Ein stummes schauerliches Räthsel für die, welche hier die Spuren des Vermißten suchten. Und deren waren unter der Menge; denn ich hörte eine junge Frau mit bleichen verweinten Zügen zu ihrer Begleiterin sagen: „Nein, ich gehe nicht; ich warte bis geöffnet wird.“ Ich eilte von dannen, nachdem ich noch einige Minuten lang das trübe Gemach betrachtet, worin mehrere schwarze marmorne Streckbetten mit messingenen Kopfkissen in der Reihe standen; die nassen oder blutigen Kleider sind oben an der Decke aufgehangen. — Von der Morgue werden zahllose traurige Entwickelungen der vielfach verschlungenen Lebensknoten erzählt. Ein Fall ist folgender. Ein junger Mann aus der Provinz kommt nach Paris, um seine einzige geliebte Schwester, die seit einem

Jahre dort bei einer Verwandten wohnt, zu besuchen. Auf dem Wege von der Post zu ihrer Wohnung berührt er die Morgue, wo eben viel Volks versammelt ist, weil man eine desselben Tages in der Seine gefundene Leiche aufgestellt hat. Die Neugier treibt ihn, sich hineinzudrängen, und er findet: seine Schwester. Vor Schreck und Schmerz halb ohnmächtig, wankt er hinaus, erreicht, kaum noch athmend, die Wohnung seiner Verwandten und erfährt dort aus einem zurückgelassenen Briefe des Mädchens, daß sie das Opfer eines reichen Verführers geworden ist und ihre Schmach in den Wellen begraben hat. Zwei Stunden später wird eine zweite Leiche in der Seine gefunden und nach der düsteren Morgue gebracht: die des Bruders. Eine dritte wird drei Tage später auf dem Père Lachaise mit Gepränge beerdigt: die des Verführers, dem der Jüngling auf der Stelle in glühend erbittertem Zweikampfe den verdienten Lohn gegeben!

Notre Dame gegenüber auf dem nördlichen Seineufer liegt das Stadthaus (Hotel de ville). Der große Thronsaal desselben ist der merkwürdige Ort, wo während der letzten sechszig Jahre alle Umwälzungen Frankreichs vollendet und gewissermaßen besiegelt wurden. Vor dem Gebäude, das neuerlich durch prachtvolle Anbauten verschönert wurde, dehnt sich der traurig berühmte Grève-Platz aus, wo so manche Scene der wilden Volksjustiz statt fand. Von diesem Platze aus blickte ich mit ernsten inneren Bewegungen zu den Fenstern hinauf, hinter denen bei nächtlicher Versammlung dem Blutmenschen Robespierre durch einen Pistolenschuß die Kinnlade zerschmettert wurde. Nicht lange vorher hatte Ludwig XVI. aus einem Fenster eben dieses Saales mit der rothen Freiheitsmütze auf dem Kopf zu dem Volke gesprochen. Von eben demselben Fenster herab redete Ludwig Philipp noch nicht vierzig Jahre später ebenfalls zum Volk von Paris und versprach ihm Freiheit und Glückseligkeit. Kaum achtzehn Jahre nachher wurde in diesem Thronsaal der unsichere Thron des neuen Königshauses urplötzlich umgestürzt und die Republik mit der erneuerten Verheißung der Freiheit und Glückseligkeit Frankreichs verkündet! So knüpft sich eine fortlaufende Kette weltgeschichtlicher Ereignisse an dieses Stadt-

haus, und wer vermag den dunkeln Vorhang der Zukunft zu lüften, wer kann nur ahnen, welche unerwartete wechselvolle Scenen sich auf dieser Bühne noch entfalten werden, welche neugeschürzten Knoten da noch ihre Lösung — hoffen wir, zum endlichen Heil der Menschheit — finden werden!

Der nur roh unter Dach gebrachte Fischmarkt (Halle aux poissons en détail) mit seinen Verkäuferinnen rief mir die wüthenden Scenen der ersten Revolution lebhaft ins Gedächtniß, wo die Fischweiber von Paris eine Hauptrolle spielten. Unter dem Schutze ihres Daches auf ihrem erhöheten Stuhle, die Arme in die Seite gestemmt, das bunte Tuch um den Kopf gewunden, vergoldete Ohrengehänge in den Ohren, ein Korallenband um den Hals, den Rock vorn aufgeschürzt, kräftige Gestalten: so sitzen „die Damen der Halle" da als Königinnen der Fische, indem sie mit geläufiger Zunge höchst lebhafte Unterredungen unter sich führen, die Vorübergehenden mit süßen Honigworten lockend, aber wenn sie ihnen nichts von ihrer Waare abnehmen, ihren Aerger in geharnischten Redensarten ausströmend. Neben ihnen schwimmen hier die Karpfen und Hechte in großen steinernen Wasserbecken; dort sieht man nichts als Haufen von jenen Seeungeheuern mit langem dünnen Schwanze und breitem Bauche, „Roche" genannt; auf einer andern Seite giebt es nichts als Stockfisch, und weiterhin alle die anderen Arten von Fischen vermischt. Der nahebei folgende Gemüsemarkt (Marché des innocens) war, wie bereits angedeutet wurde, früher der Beerdigungsplatz der Kirche der Unschuldigen. In der Mitte dieses großen Marktplatzes sprudelt einer der berühmtesten und ältesten Springbrunnen von Paris. Nicht weniger Zeugniß von den Wandlungen alles Irdischen giebt die Mehlhalle (Halle aux blés et farines). Denn hier stand einst der alte Palast Soissons der Königin Katharina von Medicis, welcher Besitzung des Prinzen Victor Amadeus von Carignan wurde, und nach dem Tode desselben fiel die Besitzung in die Hände seiner unzähligen Gläubiger. Diese veranstalteten den kürzesten Theilungsproceß, zerstörten 1749 den Palast, versteigerten die Materialien und verkauften den Platz an den Magistrat, der ihn benutzte, um ein kreisförmiges Gebäude für die Getreide-

vorräthe errichten zu lassen. Später überwölbte man den ganzen inneren kreisrunden Hofplatz mit einer mächtigen Kuppel von 100 Fuß Höhe und 126 Fuß Durchmesser, also der des Pantheons in Rom fast gleichkommend. Die Kuppel besteht inwendig aus einem eisernen Netz und ist mit Kupfer gedeckt. Als das Kupfer noch neu, glänzend und Licht ausstrahlend war, reichte das Eine große runde Gewölbfenster hin, das geräumige Gebäude zu erhellen; nachdem das Kupfer aber durch Nebel und Feuchtigkeit blind geworden, sah man sich genöthigt noch einen Kranz von Glasfenstern hinzuzufügen. Rund um die innere Halle läuft ein Gewölbebau von 25 steinernen Bogen, über denen die Kornböden liegen. Dadurch ist die meisterhaft gebaute Rotunde vor Feuersgefahr gesichert. Vor mehreren Bogen, durch die man hinein- und heraustritt, hielten Wagen, die von weißbepuderten Männern mit breitränderigen weißen Hüten auf dem Kopfe beladen wurden. Diese Hüte mit den kolossalen Rändern findet man als Haupttracht in dieser Gegend, wo die Läden hauptsächlich Hülsenfrüchte enthalten. — Außer durch ihren Nutzen und ihre Schönheit zeichnet sich die Mehlhalle auch noch durch andere Curiositäten aus. Gerade unter den Fenstern in der Mitte hört man ein vielfaches außerordentlich starkes Echo. Ich sagte auf dieser Stelle einige Worte zu der Municipalgarde und erschrak; denn gleich nachdem ich sie ausgesprochen, kamen sie so wild, laut und verworren von ganz oben wieder heruntergepoltert, daß es schien, als ob sie von einem brummenden Geiste eine Treppe hinabgeworfen würden. Ferner lehnt sich außerhalb an die Südseite der Halle eine dorische Säule, das einzige Ueberbleibsel aus der Verwüstung des alten Palastes. Auf ihrer Höhe ist sie mit einer Halbkugel eiserner Reifen gekrönt, und hier war es, wo Katharina von Medicis mit ihrem Astrologen Ruggiero die Sterne um ihr Schicksal und das ihres Volkes befragte. Viele astrologische Instrumente, Zirkel und Halbzirkel zeugen noch von dieser Bestimmung der Säule. Jetzt hat man auf ihrem Gipfel eine kunstvolle Sonnenuhr angebracht, welche die Stunden des Tages zu jeder Jahreszeit genau angiebt. Am Fuße der Säule ist ein Brunnen.

Ich verfolgte meinen Weg nordöstlich von der Mehlhalle

nach St. Eustache. Sie ist nächst Notre Dame die größte Kirche in Paris. Ich wandelte eine Zeit lang mit Gefühlen der Andacht unter dem hohen schlanken Säulenwalde der Kirche. Wie schön schien die schon sinkende Sonne durch diesen steinernen Wald! Das leise Säuseln des Windes war wie Gottes Stimme darin. Im Hintergrunde der Kirche ist die Capelle der heiligen Jungfrau, und darin das Denkmal Colberts. Er knieet auf einem einfachen schwarzen Steinsarg und zu beiden Seiten befinden sich zwei weibliche Figuren, die eine mit einem umgestürzten Füllhorn auf dem Schooße, die andere mit einem Schlüssel und einer Rolle in der Hand; ein Hund daneben sieht an ihr hinauf.

Hinter Eustache ist die Fontaine des Tantalus. Der Scheitel des unglücklichen Tantalus wird durch eine Masse von Früchten beschwert, und unter seinem Kinn läuft ohne Ende das frische Wasser aus einer Muschel, während sein lechzender Mund ewig offen steht. Ueber seinem Haupte schwebt der kaiserliche Adler. — Fast wunderbar erscheint dem Fremden die Menge der Wasserkünste, die in Paris auf jedem freien Platze sprudeln. Vor allen zeichnen sich aber doch die beiden Fontainen auf dem Concordia-Platze aus. Sie geben den größten Ueberfluß. Sie rauschen herauf, sie rauschen hernieder, und die Wassergötter, die dort sitzen, haben ein fortwährendes Schauerbad. Während Delphine unten und Schwäne oben ihre ewig offenen Mäuler und Schnäbel überfließen lassen und ihre Fluth auf die schön mit Muschelhalsbändern und Seepflanzen-Putz gezierten Tritonen und Nereiden, die unten im großen Becken schwimmen, herabgießen, spritzen Fische, welche diese Nixen und Meerbewohner aufgefangen haben und hoch in den Händen halten, ihren Wasserstrahl wieder nach oben in ein kleineres, von Genien getragenes Becken. Eine dieser Fontainen ist den Meergöttern, die andere den Flußgöttern gewidmet. Die Götter und Göttinnen des Oceans, auf ihren Schiffskielen ruhend, halten Korallen, Perlenmuscheln rc. in den Händen, die Flußgötter Blumen, Früchte und Wein. Die Genien oben an der Meeresfontaine stellen die Sternkunde, den Handel und die Seefahrt vor, die oberen Figuren der Flußfontaine bezeichnen den Acker-

bau, die Manufactur und die Flußfahrt. Reizend ist das Wasserspiel dieser beiden Fontainen, und immer sieht man eine Menge Bewunderer darum versammelt. An einem heißen Tage nimmt Mancher sich dort ein Regenbad unter den fein stäubenden Wolken. Mittags im ruhigen Sonnenschein lassen sich die Wassergötter von dem siebenfarbigen Gewande der Iris leise umflattern. Abends hüllen sie sich in einen weißen luftigen Schleier ein. — Man kann die Pariser Fontainen in solche eintheilen, die blos zur Lust dienen, in solche, an denen die Wasserträger schöpfen, und endlich in solche, die zur Reinigung der Straßen fließen. Diese letzteren finden sich fast an allen Straßenecken. Sie sind des Tages über geschlossen, werden aber alle Abende um sechs oder sieben Uhr geöffnet und laufen mehrere Stunden, um die Straßen zu reinigen und zu erfrischen. Dann ist viel Geriesel und Geräusche in der Stadt, und die Armen kommen schnell und schöpfen behende, ehe die Hähne von den Wasserdienern wieder geschlossen werden. Die wohlhabenderen Bewohner werden durch die Wasserträger versorgt. Ihr Chor ist in Cavallerie und Infanterie getheilt. Die Ersteren lassen ihre Wassertonne mit großem Geklirr auf einem einspännigen zweiräderigen Karren hinter sich herziehen. Die Letzteren tragen ihre Eimer selbst auf dem Rücken. Ihre Hauptfarbe ist blau. Ihr Ruf klingt wie Uh! statt Oh (eau). Sie sind im Ganzen ein tüchtiger Menschenschlag, dabei lebendig und geschwätzig. Oft sitzen sie unter den Fontainen auf ihren Eimern oder vielmehr auf den gebogenen Holzstangen, an denen sie die Eimer tragen, und plaudern; einzelne Wasserträgerinnen giebt es auch darunter.

Sehr vergnügt brachte ich einen Abend in dem sogenannten „olympischen Circus" oder Rundtheater Franconi's zu. Es wurde ein sehr beliebtes Stück, „die Pillen des Teufels", gegeben, eine jener Zauberpossen, in denen die Kunst der Maschinerie wahrhaft zauberische Wunder thut. Ich will Einiges daraus andeuten. Die Scene beginnt mit einem zauberisch ausstaffirten Zimmer voller Gerippe, ausgestopfter Thiere ꝛc. Der Held des

Stückes befindet sich einsam in demselben. Er gähnt; ein ungeheurer Pelikan gähnt nachäffend hinter ihm her; er erschrickt, taumelt seitwärts, tritt einem Gerippe auf die Zehen, dies versetzt ihm einen kräftigen Fußstoß ꝛc. Er setzt sich, um zu lesen; da wächst das Licht 20 Fuß hoch empor. Er springt voll Schrecken auf, da senkt es sich wieder. Er lies't abermals, und wächst sammt dem Licht auf seinem Stuhl hoch in die Höhe. Plötzlich fällt das Licht; er bleibt in der schwindelnden Lage und sieht es zu seinen Füßen brennen. Wir lassen ihn sitzen. — Jemand braucht eine Laterne, um in der Nacht ein entflohenes junges Mädchen aufzusuchen. Die Laterne wächst aus der Erde; er will sie aufnehmen, doch er zieht nur eine zweite aus der ersten, wie man ein Fernrohr auszieht. So schachteln sich nach und nach sechs Laternen, alle mit brennenden Lichtern aus der ersten heraus. — Aus einer dünnen Säule baut sich im Nu ein ganzes Lusthaus empor. — Ein Tisch verwandelt sich in einen Käfig; aus einem andern schießen nach und nach drei neue gedeckte herauf: eine Verwandlung, die mir in Betreff der Tischgeschirre ganz unbegreiflich geblieben ist. — So jagen sich die Verwandlungsbelustigungen. In einem späteren Acte sehen wir ein Haus von drei Stockwerken, in jedem drei große helle Fenster vor uns auf der Mitte der Bühne. Ueber der Thür lesen wir die Inschrift: „Haus der Ruhe". Der von tausend argen Teufelsstreichen gequälte komische Held des Stückes erscheint und erbittet sich einen Platz in dieser Ruhestätte. Er spricht mit dem Inhaber des Hauses. Dieser verheißt ihm alle mögliche Bequemlichkeiten und die tiefste Stille. Er bezieht das Haus und zwar das Mittelgemach, dessen Fenster über der Thür ist. Wir sehen seine Nachbaren rechts, links, oben, unten, mit Nachtmützen und in Schlafröcken an den Fenstern sitzen und gähnen. Alles verheißt dem neuen Bewohner die seligste Ruhe. Er spricht, während sein Diener ihm den Schlafrock anzieht, mit Entzücken von diesem Paradiese und schließt endlich die Fenster, um sich zur Ruhe zu legen. Da fliegen plötzlich die Fensterflügel aller übrigen Gemächer auf, und wir sehen die Bewohner in den lärmendsten Beschäftigungen. Der Eine bläs't die Posaune, als habe er das jüngste Gericht zu verkünden, der

Andere schlägt die Pauke, der Dritte läßt eine Knarre schnarren, der Vierte hämmert auf dem Ambos, der Fünfte einen großen Kupferkessel ꝛc. Unser verfolgter Ruhesucher fährt plötzlich wie toll mit dem Kopf zum Fenster hinaus; er schreit nach Hülfe, rauft sich das Haar, und stürzt endlich halb rasend vor die Hausthür. So wie er hinaus ist, schließen sich die Fenster, öffnen sich alsbald wieder und zeigen alle Bewohner in den vorigen Schlafmütz- und Schlafrock-Stellungen und Gruppen. Der Betrogene ruft den Arzt; dieser kommt, hört seine Beschwerden, fühlt ihm an den Puls, an die Stirn, lächelt und überredet ihn endlich, daß Alles ein Traum seiner erhitzten Einbildungskraft gewesen sei. Zögernd entschließt sich der geplagte Schelm, seine Wohnung in dem Hause der Ruhe wieder zu beziehen, und drückt mit beweglichem Jammer seine Sehnsucht nach einer Stunde Schlaf auf dem bequemen Sopha aus. Er geht hinein. Noch einmal schaut er sich aus seinem Fenster vorsichtig und mißtrauisch um, ob auch Alles geheuer sei; dann schließt er es gähnend und — augenblicks fliegen die sämmtlichen anderen Fenster wieder auf, und der Höllenlärm schmettert von Neuem los. Jetzt stürzt er händeringend auf die Straße und schreit Mord und Verrath; der Doctor und sein Gehülfe eilen ihm nach, schleppen ihn wieder ins Haus, und der boshafte Zauberer, der ihn verfolgt und ihm all dies Unheil anrichtet, erscheint hohnlachend auf der Bühne und versichert, er werde ihm noch ganz andere Streiche spielen. Dies geschieht sofort. Ein Zauberschlag, und das ganze Haus steht auf dem Kopf. Das Dach ist unten, die Hausthür und die Kellerfenster oben, die Schiebfenster fallen nach unten, wir sehen die Leute umgekehrt, die Köpfe nach der Erde an derselben sitzen, und unser armer Schelm zappelt mit den Beinen in der Luft. Was der Zauberteufel weiter mit ihm vornimmt, erfahren wir nicht, da das ganze Gebäude durch eine Verwandlung entführt wird.

Bei allen diesen komischen Scherzen kommt man aus dem vollen herzlichen Lachen nicht heraus. Erstaunungswürdig war mir außerdem die Gewandtheit einiger der mitwirkenden Personen. Die Summe aller Kunst aber vereinigt in sich Auriol,

der Liebling des Volkes, der König der Bajazzos; denn so zierlich, so komisch ist seine kleine Figur, daß bei ihm nichts als Verrenkung erscheint, obgleich er seinem Körper alle möglichen Gestalten giebt. Sein Kleid ist von schneeweißem Atlas, mit Flittern besetzt. Sein Stimmchen klingt wie die Stimme eines Kindes, obgleich er einen Sohn hat, der ihm über den Kopf gewachsen ist und in seine Fußstapfen tritt. Der Bouteillentanz ist eins seiner Hauptstücke. Auf den Hälsen einer ganzen Batterie Bouteillen trippeln seine rothbeschuheten Füßchen in Figuren nach der Musik, und stoßen mit Fleiß auch öfters eine Flasche um, damit der Meister, auf den Bouteillen stehend, sie wieder aufnehmen möge. Dabei spielt er den Trunkliebhaber, schwenkt in jeder Hand eine Flasche und lehnt, auf dieser halsbrechenden Unterlage stehend, den Kopf zum Trinken rücklings über. Mehr und mehr dieser Flaschen läßt er durch Umstoßen unter seinen Füßen verschwinden, so daß sein Tanz schwerer und schwerer wird, bis er endlich nur eine in der Mitte des Tisches stehen läßt, auf die er sich mit dem Kopf stellt. Dann wird dasselbe Manöver auf zwei Flaschen ausgeführt, die Hals auf Hals über einander gestellt sind. Darauf wieder dasselbe auf mehreren Waschbecken und Bouteillen. Zuletzt wird eine hohe Pyramide von porzellanenen Becken und Flaschen aufgebaut, und Auriol steigt auf einer Leiter rücklings hinan, bis er oben seinen Kopf auf die letzte Bouteille drückt, die Beine in die Höhe schwenkt, und so muthig ein paarmal unter dem lauten Jubel des Publicums in die Trompete stößt; endlich schwingt er sich herab, wobei alle grünen Flaschen und weißen Becken um ihn herumfliegen. Ein donnerndes Beifallklatschen belohnt ihn.

Ein andermal ergötzte mich in Franconi's Hippodrome besonders ein hübsches Schlußstück: „der Sonnenwagen". Der Nacht folgend glänzte eine Schaar mannigfach gekleideter Mädchen auf muthigen Rossen als Horen oder Pförtnerinnen des Himmels, welche dessen Thore dem Sonnengott erschließen. Dann kam der Sonnenwagen. Hoch in der Mitte von holdseligen Gestalten Apollo mit einem Fuß auf der rollenden Erdkugel und die Arme ausgebreitet; hinter ihm zwei Mädchen als Huldgöttinnen wagerecht in der Luft schwebend und freundlich

mit ihren Schleiern spielend und sich bewegend, wobei es mir unerklärlich blieb, wie sie in dieser Schwebe ihren Stützpunkt fanden.

Auf der Versailler Eisenbahn des rechten Ufers fuhr ich nach St. Germain en Laye. Es geht zwischen Weinbergen, Landhäusern, Gärten dahin mit immer wechselnden Aussichten auf die vielfach gekrümmte Seine. Die freundliche Stadt hat nichts Merkwürdiges. Das Schloß, jetzt eine Caserne und Magazin, ist durchaus alterthümlich und von einem röthlich grauen Stein erbaut, der dem Ganzen einen seltsamen Anstrich giebt. Es wurde bereits im eilften Jahrhundert erbaut. Dies war der Geburtsort Ludwigs XIV., und hier wurde 1679 jener Friede geschlossen, der den großen Churfürsten von Brandenburg zur Herausgabe aller seiner glorreichen schwedischen Eroberungen zwang. Der Garten des Schlosses wird der Stadt erhalten. Seine Lage ist unbeschreiblich schön. Diese hohen alten Bäume, diese schattendunkelen Laubgänge, diese sanften Rasenteppiche finden sich auch wohl in anderen Gärten; aber wahrhaft italienisch ist der Blick von der unvergleichlichen Terrasse, die sich in sehr bedeutender Breite einige hundert Fuß hoch über das linke Seineufer erhebt und sich in unabsehbarer Länge am Saume eines herrlichen Waldes hinzieht. Weithin überschaut man die freie Krümmung des schönen Stromes; zwischen Weinhügeln und Gärten schimmern eine Menge Flecken und Landhäuser. Zur Rechten sieht man die Wasserleitung von Marly mit ihren hohen Bogen; gegenüber die prächtige Höhe des Berges Valerien, in der Ferne den grauen Montmartre und die neuen Befestigungen von Montmirail, wo 1815 ein blutiges Treffen zwischen den Verbündeten und den Franzosen geliefert wurde. Große breite Steintreppen führen die Terrasse hinab bis zur Seinebrücke. An dem sonnigen Nachmittage belebten kleine Gruppen von Damen und Kindern, auf Eseln oder Pferden spazieren reitend, und viele Lustwandler die liebliche Landschaft. Aus einer benachbarten Schenke erscholl lauter Jubel fröhlicher Soldaten. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich der Franzose in seiner Eigen-

thümlichkeit. Im Allgemeinen ist er sparsam und mäßig; ein bescheidener Wohlstand und Unabhängigkeit ist das Ziel Tausender. Hört ein Deutscher das Getümmel in den Schenken und an den öffentlichen Vergnügungsörtern, so sagt er wohl: „viel Lärm um nichts"; ich aber möchte sagen: „viel Heiterkeit für wenig". Bei einer Flasche sehr billigen Landweins sprechen sich sechs junge Leute warm und froh; eben so viele stehen um den Tisch herum. Alles erhitzt sich über Frankreichs Wohl und Wehe, und jeden Augenblick glaubt man, es werde zu einem Streite kommen; immer aber giebt ein Witzwort der Sache wieder eine freundliche Wendung, oder ein geliebter, Ehrfurcht gebietender Name oder eine glorreiche Erinnerung vereinigt wiederum Alle unter dem gemeinsamen Paniere des Ruhmes und der Ehre.

St. Germain feiert zwei beliebte Sommerfeste im Monat August, nämlich das Fest des heiligen Ludwig und das Fest der Hallen*). Dann strömt von allen Seiten das vergnügungssüchtige Publicum zusammen. Das Anziehendste sind die Küchen im Freien, wo man wie bei einer großen Zigeunerwirthschaft überall im grünen Walde die Flammen lodern und die Töpfe dampfen und die Bratspieße sich drehen sieht. Hinter den Küchen stehen die Eßzelte, mit Blumen und Bildern ausgeschmückt. Beliebt sind an diesen Festen besonders die Kunstspiele für Schützen mit allerhand überraschenden Taschenspielerstückchen (jeux d'adresse). Da steht zum Beispiel ein Türke in Lebensgröße, mit einer Schießscheibe auf seiner Brust. Nach diesem schießen die Liebhaber mit dem Bogen und dem Pfeil zwei Schüsse für einen Sou. Wenn Jemand in die Mitte trifft, so schlägt der Türke mittels einer mechanischen Vorkehrung einen Purzelbaum. Daneben steht ein Bandit mit einer geladenen Pistole in der ausgestreckten Hand, und vor ihm kniet eine gespensterhafte ganz weiß gekleidete Frau, die um ihr Leben fleht. Wenn einer der Schützen nun den Hauptschuß thut, so geht die Pistole los, die Frau fällt auf ihr Angesicht, und der Bandit stürzt

*) „Die Hallen" (les loges) ist der Name einer öffentlichen Erziehungsanstalt, und da das Fest in der Nähe dieses Gebäudes gefeiert wird, so ist es darnach benannt.

gleichfalls rücklings nieder. Bei einem anderen dieser Kunststpiele sieht man den Sarg Napoleons, und wenn man hineinschießt, so steht Napoleon aus dem Sarge auf. Noch andere stellen eine Schlacht dar, und wenn der rechte Schuß geschieht, so verwandelt sich die Scene in eine friedliche Landschaft. Kurz, man ist so erfinderisch wie möglich bei diesen Spielen, und das Knallen nimmt kein Ende. Dazu klingen Trompeten und Pauken, während von anderen Seiten die Marseillaise herüber schallt, die vor den Zelten der Speisewirthe gespielt wird.

Eine seltsame kleine Welt vor den Thoren des ungeheuren Paris eröffnet uns der Montmartre. Lauter enge, meist trauliche Zustände; saubere Reinlichkeit der Landhäuser wechselnd mit Staub und Schmutz, mit ärmlicher Beschränkung und einengender Ummauerung. Dort tiefe Steinbrüche, Gypsgruben; hier Spaliere von blühenden Mandeln, Pfirsichbäumen, Gärten im Frühlingsschmuck; jetzt eine Weinschenke, dann ein schwerfälliges, unrüstiges Gebäude mit tiefen Höfen für Frachtfuhrwerke. Die Gassen winden sich schneckenförmig durcheinander. Schwerbeladene Karren werden von keuchenden Pferden aufwärts gezogen, oft vier vor einem dieser zweiräderigen Kolosse einzeln hintereinander gespannt. Beladene Maulthiere klimmen vor uns. Treiber, Fuhrleute schreien, Kinder spielen und necken sich schäkernd. So wandern wir zur Höhe hinauf eine Zeit lang begleitet von zwei hübschen Gärtnermädchen, die auf ihren Eseln sehr gemächlich reiten, sammt den vor sich gehaltenen Gartenkörben. Eine ganz eigene Gestaltung haben diese Steinbrüche. Unten die großen graulich weißen Lager des dichten Gypses und Kalkes, in welchem die versteinerten Reste so vieler lamaartiger Thiere eingeschichtet liegen; darüber wechselnd bald hellere, bald dunklere Bänder eines grünlich weißen Mergels, welcher in einzelnen Lagen Süßwassermuscheln und Schnecken, in anderen Seemuscheln eingeschlossen hält; ganz oben endlich Schichten gelblichen Sandes und Lettens, rundliche Hügel bildend, auf denen sich die Häuser und Gärten von Montmartre nebst dem Telegraphen in die Luft erheben. Die weißlichen

Felsen erinnerten mich lebhaft an die Kreidewände von Arkona auf Rügen. Außerdem geben noch die unten tief in den Berg gearbeiteten, von einzelnen Pfeilern unterstützten Höhlen, aus denen man das Gestein ausarbeitet, einen wunderlichen Anblick, welcher noch gesteigert wird, wenn man neben sich die Kalköfen sieht. Vor denselben sind kräftige halbnackte Männer, die weiter nichts als leinene Beinkleider und einen Hut tragen, mit dem Zerschlagen des zum Kalkbrennen bestimmten Gesteins und dem Beschicken der Oefen beschäftigt, während einzelne mächtige dickköpfige Gäule die schweren Karren mit Steinen aus den Brüchen heranziehen. — Wir steigen weiter hinauf nach dem Flecken Montmartre, wo sich neben der Gruppe wunderlicher holländischer Windmühlen eine reizende Aussicht eröffnete über die prächtig ausgebreitete Stadt, über die weite Ebene bis zu den fernen duftigen Hügelreihen. Dabei war die Beleuchtung schön. Ein lockeres, gewitterhaft ziehendes Gewölk warf breite Schlagschatten über das Land und ließ die sonnig erhellten Stellen um so lebendiger hervortreten. Das lockte uns, auch den Thurm des über der Kirche angebrachten Telegraphen zu besteigen, und zugleich wollten wir die innere Einrichtung eines solchen Fernschreibers kennen lernen. Um zu dem Thurme zu gelangen, schreitet man zuerst zwischen altem Mauerwerk hindurch in eine verfallene Vorhalle und tritt dann in eine hohe gothische Halle, welche einer ehemaligen hier gelegenen Abtei angehören mochte. Das alte Bauwesen mit seinen hohen Pfeilern, seinen verzierten Knäufen, Kreuzgewölben, weißen Mauern und aufgerissenem Fußboden sah höchst malerisch aus. Man hat übrigens auf dem Montmartre auch römische Fundamente und mancherlei Alterthümer gefunden. Der Name soll so viel bedeuten, als „Berg des Märtyrers", weil der heilige Dionysius daselbst enthauptet wurde. Oben hat man die freieste Umsicht; doch durften wir leider auf der Gallerie, die den Thurm umgiebt, nicht umherwandeln. An die Mauern des Gebäudes lehnt sich der zweite große Todtenhof von Paris, der jedoch mehr ein gartenähnlicher Friedhof ist. Das Innere des kleinen Telegraphenzimmers war merkwürdig genug. Denke dir das Stäbchen eines Thurmes nach sechs Seiten mit kleinen Fenstern

versehen, und darin auf großen Gestellen drei lange Fernröhre fest aufgehangen, von denen zwei auf die nächsten Telegraphen-Linien von Lille und Calais, eins rückwärts nach Paris gerichtet ist. In der Mitte, wo die Gesichtslinien alle drei ziemlich nahe zusammentreffen, befindet sich die durch ein Rad mit Handhaben regierte Maschinerie, mittels welcher der über dem Dache angebrachte Telegraph in Bewegung gesetzt wird, indem zugleich ein kleinerer damit verbundener Telegraph dieselben Bewegungen nach verjüngtem Maßstab im Zimmer macht. Daneben steht mit einem Buche und vielfältigen Tabellen ein Pult zum Aufzeichnen der Nachrichten. Der eigentliche große Telegraph oberhalb des Daches besteht aus einem Wagebalken von neun Fuß Länge und einem Fuß Breite, der sich um eine aus dem Dache hervorragende Stange, als um seine Axe, dreht. An den beiden Enden dieses Wagebalkens sind wieder zwei kleinere, sechs Fuß lange und ebenfalls einen Fuß breite Balken angebracht, welche sich um das Ende in der von oben nach unten gehenden Hauptrichtung drehen. Alle Balken und Stangen sind von Eisen. Durch das verschiedenartige Stellen, Ausstrecken und Einziehen der Arme lassen sich 256 Zeichen in die Ferne geben. Die Telegraphen stehen meist in Entfernungen von zwei zu zwei Meilen auf erhabenen Punkten. Eine kurze Nachricht kann auf diese Weise binnen einer Viertelstunde von einem Ende der Linie bis zum andern gelangen. Die frühesten schon bei den Alten vorkommenden Mittheilungen von hohen Punkten aus in die Ferne bestanden entweder in Feuer- oder Schallsignalen, oder in Fackeln oder Flaggen, die durch besondere Stellungen die Buchstaben bezeichneten. Im 17. Jahrhundert machte man die ersten Versuche von Mittheilungen durch Figuren. Dies wurde durch den französischen Ingenieur Claude Chappe so vervollkommnet, daß nach seiner oben beschriebenen Methode 1793 die erste Telegraphenlinie in Frankreich angelegt wurde. — Es war ein ältlicher kleiner magerer Mann, der hier abwechselnd mit einem jetzt abwesenden Gefährten den Dienst verwaltete. Er ließ uns durch die Fernröhre sehen, zeigte uns die in grauer Ferne am Horizont bewegten wunderlichen Flügelmänner der nächsten Station und machte uns, während er selbst seine Zeichen

in die Luft schrieb, auf die Zeichen des Dienstes aufmerksam, welche bald Beschleunigung befehlen, bald gemachte kleine Versehen rügen. Diese auf den Dienst bezüglichen Zeichen waren ihm allein verständlich; die übrigen Zeichen aber machte er blos maschinenmäßig, ohne den geheimen Sinn zu kennen, dem auf dem Regierungshotel in der Universitätsstraße stehenden Haupttelegraphen von Paris, oder den anderen beiden Telegraphen der nächsten Station nach.

Ist das nicht der Thurm von St. Denis, der dort hinter dem Hügel als graue mächtige Pyramide empor ragt? — Nach einer Fahrt von drei Viertelstunden haben wir die zwei Lieues von Paris aus durchflogen und das freundliche Landstädtchen liegt zu unseren Füßen. Schnell rollt der Wagen hinab und hält am Markte. Jetzt stehen wir vor der Kathedrale des uralten Klosters, welches zu Ehren des heiligen Dionysius, des Schutzpatrons von ganz Frankreich, vielleicht schon im Jahre 496 gestiftet und im Jahre 628 von König Dagobert mit bedeutenden Ländereien und unermeßlichen Schätzen ausgestattet wurde. In der Kathedrale war damals des Silber- und Goldgeräthes, der kostbaren Edelsteine, der glänzendsten Decken und Gewänder kein Ende zu finden Hier wurde auch Frankreichs heiliges Kriegspanier, die Oriflamme (eigentlich Goldflamme, auri flamma), aufbewahrt. Es war dies ein Stück feuerrother Taffet in Form einer Fahne, unten an drei Stellen ausgeschnitten, an den Spitzen mit grünseidenen Quasten geziert und an einer goldenen Lanze befestigt. Sie wurde ursprünglich dem jedesmaligen Beschützer des Klosters überreicht, wenn es die Noth erforderte, für die Erhaltung der Freiheiten und Güter desselben die Waffen zu ergreifen. Als Hauptfahne des französischen Heeres wurde sie seit Karl VII. nicht mehr gebraucht. Hier ruhten auch die Gebeine aller Könige von Chlodwig an bis zu Ludwig XV. herab. Aber was ist aus all diesen ehrwürdigen Ueberresten geworden? — Im wildaufbrausenden Sturm der Revolution ist die Asche der Könige zerstreut und alle Herrlichkeit, gleich buntgefärbten Herbstblättern, verweht. Das Ganze

wurde zur Schreckenszeit dergestalt in eine Ruine verwandelt, daß Kornverkäufer eine Zeitlang ihr Magazin an der heiligen Stätte aufschlugen, bis Regen und Unwetter durch das offene Dach eindrang und sie vertrieb. Später nahmen herumziehende Schauspieler ihre Stelle ein und endlich mochten allein noch Raubvögel in den düsteren Mauern nisten. Unschätzbare geschichtliche Denkmäler waren zu Grunde gegangen, die zu allen Zeiten als Gegenstände einstiger freier wahrhafter Verehrung des ganzen Volkes für unverletzlich gehalten werden mußten. Weder die Reliquien, noch die Gebeine unvergeßlicher, erhabener Männer, wie die des heiligen Ludwig und Heinrichs IV., noch die Oriflamme verschonte die vergiftete Erbitterung des Volkes! Nur einzelne Bildsäulen und Denkmäler wurden insgeheim gerettet und nachher wieder zurückerstattet. Napoleon, der diese Stätte zur Grabstätte für sich und die kaiserliche Familie ausersehen hatte, begann die Wiederherstellung des Gebäudes, die bis auf die neueren Zeiten unter Ludwig Philipp fortgesetzt und auch ziemlich vollendet wurde. Doch fast Alles, was uns jetzt als geschichtliches Denkmal gezeigt wird, ist trügerisch nachgeahmt und nur ein buntes Schattenspiel der vorigen Wirklichkeit. Nur Eins vermochte keine Wuth der blinden Leidenschaften zu vertilgen: die Stätte ist geblieben, wo die Leichen so vieler Könige ruhten; ihre Geister umschweben noch den Raum, wo ihr Leib in Staub zerfiel.

Mit solchen Empfindungen betrachten wir die Kathedrale. Sie gehört nicht zu den großen Bauwerken des Mittelalters, aber sie hat einen eigenthümlichen Charakter und macht einen sehr würdigen Eindruck. Von den zwei Thürmen ist nur der eine in einer schönen frei und schlank in die Luft ragenden Spitzsäule ausgeführt; der andere blieb, wie so häufig, stumpf und abgeschnitten. Das Innere bietet ein hohes Mittelschiff, dem sich zu jeder Seite zwei Nebenschiffe anschließen. Der Raum für den Hochaltar ist durch ein Gitter abgeschlossen und die dadurch entstehende gesonderte Capelle ist mit aller möglichen Pracht ausgestattet. Die Decke prangt in reinem Lasurblau mit goldenen Sternen und Rosen; an Gemälden und Bilderwerken ist Ueberfluß. Von den reichen Glasmalereien haben

sich noch einige alte Stücke erhalten; so auf einem Fenster Ludwig der Heilige, Buße thuend. Zur Seite der mächtigen Orgel bemerkt man auch einen alten schönen Altar von vortrefflicher Steinarbeit. Der heilige Dionys steht da aufrecht in einem Kahn, der ihn über einen Strom in die Gefilde der Seligen tragen soll. Zur linken Seite zerren und locken ihn Ungethüme der wunderlichsten Art, als Ausgeburten der Finsterniß; auf der rechten Seite faßt seine Hand ein ernster mild schauender Engel des Lichtes; der Heilige selbst steht in unbeschreiblich edler Ruhe und mit einer Klarheit da, die in sein frommes Herz blicken läßt. Eine Steintreppe führt in die unterirdischen Gruftgewölbe. Beim Kerzenlicht wandern wir an den jetzt leeren Steinsärgen der Könige vorüber. Auf den Deckeln sehen wir die Bildsäulen Derer, die einst darunter lagen und deren bleiche Züge uns die Vergänglichkeit alles Irdischen predigen. Die Jungfrau von Orleans als kleine weibliche Figur in ihrer (angeblich ächten) Rüstung mit Helm und geschlossenem Visir in einer Fensternische. Man zeigte uns auch den Marmorsarkophag Karls des Großen, dessen Gebeine der Vulkan der Revolution allein noch nicht aus ihrer Ruhestätte geschleudert hat; er schlummert ungestört zu Aachen in seiner Kaiserstadt. Ein seltsames Gefühl bleibt es aber, wenn man sieht, daß Deutsche und Franzosen sich in gemeinsamer Verehrung dieses kaiserlichen Heldenvaters als brüderliche Abkömmlinge Eines Stammes bekennen. — Wo ist aber das ausgezeichnete Benedictinerkloster des heiligen Maurus? — Wohl werden die Namen der gelehrten Männer Mabillon († 1707), Montfaucon († 1741) und andere in ihren wissenschaftlichen Werken fortleben, aber auch zugleich bezeugen, wie das papistisch jesuitische Frankreich seine edelsten Denker von jeher bedrängt hat. Die Jesuiten wußten wohl, was sie thaten, als sie, von Neid und Herrschsucht bewegt, Ludwig XIV. 1692 zur Unterdrückung und Aufhebung der berühmten Abtei St. Denis anspornten.

Ich hatte die Absicht gehabt, auch noch das mir als die lieblichste Landschaft bei Paris geschilderte Thal von Montmorency zu besuchen; doch ein Unwetter drohte, und ich war daher froh, einen Eilwagen zu treffen, der mir auf seinem Außensitz

noch eben einen freien Platz darbot. Schnell schwang ich mich hinauf, in der Hoffnung, Paris noch vor dem Ausbruch des Gewitters zu erreichen. Wir fuhren ab, und im vollen Trabe ging es die Anhöhe von St. Denis hinan. Der ganze Himmel war in stahlgraues Gewölk gehüllt; nur im Osten erblickte man einzelne blaue Inseln, welche jedoch mit jedem Augenblick von der fortschreitenden dunkeln Wolkenmasse enger und enger umzogen wurden. Als wir auf der Höhe ankamen, war der Himmel ein unheilschwangerer Ocean, in dem es langsam wogte und wirbelte; fahle Schwefelstreifen durchäderten wie gelbaufschäumende Wellenköpfe den finstern Grund. Feld und Höhen lagen in ängstlicher Beschattung; die Thürme der Hauptstadt standen wie nebelverschleierte Riesen am Horizont. Langsam, schwer, unheildrohend wälzte sich's bei völlig beklemmender Windstille und Schwüle immer düsterer herauf. Ein schwarzes Ungeheuer schien die Natur mit immer dichter umschlingenden Ringen ersticken zu wollen. Jetzt begann es leise zu donnern, es zog wie unbestimmtes Murren des Aufruhrs durch die Lüfte. Plötzlich zuckte eine hellblau glänzende Blitzmutter aus dem finstern Schooß der Wetterwolken, und ein bleicher, blendend leuchtender Schein überflammte die ganze Gegend, so daß die Thürme von Paris einen Augenblick lang in blendender Tageshelle strahlten. Gleich darauf schlug der schwarze Flügel der Nacht wieder zusammen, und die Erde lag in ihrem dunklen Schatten. Der Donner rollte nach; die Windsbraut brach sausend aus ihrer Höhle und fegte den aufgewirbelten Staub in langen Rauchzeilen über's Feld. Die Mähnen unserer Pferde flogen im Winde; im sausenden Galopp gings es vorwärts. Ich erwartete jeden Augenblick das regenströmende Bersten der Wolken; doch fielen nur einige schwere Tropfen. Wird das Wetter diesmal noch so vorüberziehen, oder wird es über Nacht sich mit furchtbaren Verheerungen entladen und uns den süßen Frieden rauben? — So dachte ich, indem mir die Geschicke Frankreichs und seine drohende Zukunft vor die Seele traten. Doch siehe, am folgenden Morgen war all das düstere Gewölk verschwunden, und die steigende Sonne des Ostens begrüßte einen schönen Tag.

„Ich bin stolz darauf, ein Franzose zu sein!" sagt der Franzose. Frankreich ist für ihn die Axe der Welt, Paris der Brennpunkt alles geistigen Lebens. Nur die Nothwendigkeit kann ihn hinaustreiben in die Weite. „Gebt mir mein Vaterland wieder, oder lasset mich sterben!" singt er verzweiflungsvoll in der Ferne. Der Franzose und der Engländer haben beide mehr Vaterlandssinn als der Deutsche, wenngleich dieser nicht weniger Vaterlandsliebe hat. Der Engländer fühlt sich ganz als Engländer, der Franzose ganz als Bewohner Frankreichs. Dieser unterscheidet sich aber von jenem hauptsächlich durch seinen jugendlichen Charakter. Man stelle einen dreißigjährigen Engländer neben einen sechzigjährigen Franzosen, und man wird dort schon die Grundzüge des ernsten Mannes erkennen, hier aber sieht man immer noch den feurigen Jüngling voll Lebensfülle und Lebenslust, so recht geschaffen zum Genießen in diesem schönen Frankreich. Giebt es in diesem Lande überhaupt ein Alter? — Geburtstage werden nicht gefeiert, so daß man die Jahre darnach abzählen könnte, sondern nur die Namenstage. Alter und Jugend verschmelzen sich hier eben so, wie die Stände. Ein kleines Mädchen von zwölf Jahren gebraucht schon so künstliche Redensarten und hat schon eine so reife Höflichkeit, daß man sie eine junge Greisin nennen könnte. Die alten Französinnen und Franzosen besitzen noch eine solche Frische des Geistes und eine so lebhafte Theilnahme an Allem, was vorkommt, daß sie wie greise Jungfrauen und Jünglinge erscheinen. In der vielgerühmten feinen vornehmen Artigkeit und Abgeschliffenheit des Benehmens steht das junge Frankreich weit gegen das frühere zurück; aber die Anmuth und Zierlichkeit der Lebensformen ist doch geblieben, und daneben ist eine gewisse offene Liebenswürdigkeit um so mehr hervorgetreten. Diese zeigt sich unter Anderem darin, daß man leicht verzeiht und vergißt. Oft sprüht der Eine gegen den Andern aus heißem Blut einen ganzen Schwarm brennender Pfeile aus, welche die Seele verwunden. Aber kaum ist die erste Entschuldigung den Lippen des Gegners entschlüpft, so sagt man: „Er hat mich um Vergebung gebeten, das ist, als hätte er mir nicht wehe gethan." Französische Worte sind wie auf Schiefertafeln geschrieben und was davon

nicht gefällt, das können wir leicht mit einem nassen Schwamme vertilgen. „Ohne Groll!" (sans rancune!) dies Wort ist der Balsam, der alle Wunden heilt. Der häufige Gebrauch desselben weis't auf ein eben so häufiges Verwunden hin. Und wahr ist es, die französische Zunge kann oft recht stachlicht werden. In der Aufwallung thun sich die Kammern des Herzens weit auf, so daß der ganze Strom der Galle herausbraus't. Doch verstehen sich die Franzosen unter einander sehr gut. Es bedarf da keines so förmlichen Abschlusses des Waffenstillstandes wie bei uns Deutschen, sondern es folgt die herzlichste Umarmung gleich auf das bitterste Zornsprudeln, indem man spricht: „Gut, umarme mich! Es ist vorbei; denken wir nicht mehr daran!" Auf diese Weise ist's dem ernsten schwerfälligen Deutschen oft unter den Franzosen, als befände er sich unter einer Nation von Kindern, die sich um ein Nichts ereifern und erzürnen, über ein Nichts sich himmelhoch freuen und versöhnen. Ja, ihre immer bewegliche Fröhlichkeit, ihr leichtes neckendes Scherzen, unschuldiges Lachen, Tanzen, Springen, Singen und harmloses Plaudern, ihre Gutmüthigkeit, ihre immer offene Stirn, ihre immer rege Lebendigkeit: sind das nicht Alles Eigenschaften der Kinder? Freilich auch die Unbeständigkeit. Ebbe und Fluth dauern immer fort im Meere des Gemüthes. Da stürmen die Wellen bald mit verderblicher Wuth, bald umspielen sie schmeichelnd das Ufer. Je nachdem das Wetter, kommt rücksichtsloses Darlegen fremder Fehler oder übertriebene Schmeichelei zum Vorschein.

Ihr lebhaftes Gefühl für das Schöne reißt die Franzosen mit sich fort, so daß sie dabei ganz von der Person absehen können. Eine ausgezeichnete Dame, deren Loblied in versammelter Gesellschaft gesungen wird, kann selbstgefällig die Honigrede belächeln und bei den schönsten Stellen selbst mit klatschen. Eine Prinzessin kann über ihre eigene Venusstatue in Entzücken gerathen. Muth ist das Erbtheil einer kriegerischen Nation; mit Muth greifen die Franzosen sich selbst und ihren Nachbar an. Jemand lies't in einer Gesellschaft eine Rede vor, worin der Uebertritt eines Abgeordneten zu einer andern Partei mit den grellsten Farben geschildert wird, und am Schluß ruft er

aus: „Und derjenige, welcher so gehandelt hat, wollt Ihr wissen, wer es ist? — Es ist mein Vater; da steht er!" — Nicht weniger wird der eigene Geist, die eigene Phantasie, die eigene Schreibart ganz gegenständlich behandelt, als wären das äußerliche für sich bestehende Dinge. „Ach, ich habe so viel geweint! Haben Sie gesehen, wie ich geweint habe?" fragte mich eine Französin, die ihr Kind hatte taufen sehen. In Bezug auf fremden Schmerz hört man wohl die Worte: „Das arme Kind! Wie hat es geweint! Es hat ein gutes Herz." Da wird die Quelle, der Lauf, die Mündung der Thränen betrachtet. Aber der Schmerz ist hier heftiger, als bei uns. Es giebt mehr stille Thränenbäche in Deutschland, mehr reißende Thränenströme in Frankreich. Hier wechselt indeß schneller mit dem Schmerze die Freude. Das deutsche Auge ist ein Himmel mit träufelndem, düsterem Gewölk, das nur ganz allmälig lichter wird. Das französische Auge zeigt uns den fliegenden Sturm mit Platzregen und reichlichen Schauern; aber flugs ist das wilde Aprilwetter wieder vorüber, und es lächelt in voller Herrlichkeit die Sonne. Bei aller dieser Veränderlichkeit des Gemüthes klebt man doch fest an gewissen Aeußerlichkeiten, sofern die Franzosen in die Farbe, die Form und den Ton des gewöhnlichen Lebens die Seele legen. So ist die Uniform für alle Soldaten sehr wichtig. Die kleinste Veränderung, die darin angeordnet wird, eine andere Form der Kappe, ein anderer Streifen am Beinkleid, die Einführung einer anderen Farbe beschäftigt die Offiziere oft wochenlang. Auch die Pariser Damen sind keineswegs solche Sclavinnen der wechselnden Mode, wie wir wohl denken. Eine jede Dame achtet vor Allem auf einen fein gewählten Geschmack, der ihr gut paßt, und in den Gesellschaftszimmern sieht man oft Damen, die in ihrem Anzuge allein ihrer Phantasie, und zwar ganz und gar im Widerspruch mit der herrschenden Mode, gefolgt sind. Man vermeidet alles Auffallende, alles Ueberladene und Bunte, verwendet dagegen alle mögliche Sorgfalt auf das Einfach-Schöne, auf das Frische und Duftige der Stoffe, auf die Harmonie des Ganzen.

Nicht leicht ist der Franzose um das Wort verlegen; überall ist's ihm aber auch hier um die schöne Form zu thun. Wer

seine Worte nicht zu setzen versteht; wer nicht prächtig klingende, blumenreiche Wendungen in die Rede zu weben versteht, der wird eben so sehr ohne Geltung bleiben, als der, dessen Glieder sich nicht in den anmuthigsten Bewegungen entfalten und dessen Körper nicht mit Geschmack und Anstand umhüllt ist. In bunten Farben soll die Rede spielen; sie soll außerdem Reichthum an Geist entwickeln, oder was der Franzose „esprit“ nennt. Der deutsche Geist entspricht dem Rheinwein; der französische Geist gleicht dem schäumenden Champagner; er ist leichter, heiterer, beweglicher und hat mehr Sprungkraft. Damit hängt zusammen die schnelle Begeisterung für eine Sache und die rasche Handlungsweise der Franzosen. Diese Eigenschaften stempeln sie zu braven Soldaten. Als solche halten sie auch unter sich gute Kameradschaft. Die Freundschaft nimmt den Charakter der eng zusammengeschlossenen Brüderschaft an, wie schon die Umarmungen der Männer beweisen; Bekanntschaften sind bald gemacht. Oft schon am ersten Tage der Bekanntschaft werden die Herzensblätter alle auseinander geschlagen, so daß man darin die ganze Lebensgeschichte mit Freud und Leid lesen kann. So schießt schnell der Baum der Liebe empor, wenn gleich er oft eben so schnell wieder verdorrt. — Außer den erwähnten Umarmungen, die auch zwischen Herren und Damen gebräuchlich sind, hat man den Doppelkuß auf beide Wangen als Zeichen der Freundschaft, Bekanntschaft, Versöhnung und Erkenntlichkeit; moderner und beliebter noch ist der Kuß auf die Stirn.

Da das unruhige Leben dieser Nation vornehmlich nach außen gerichtet ist, so hält es der Franzose, zumal der Pariser, nicht lange im Hause aus. Das eheliche Verhältniß ist nur locker; Eltern- und Kindesliebe schlagen keine festen Wurzeln in der Tiefe des Gemüthes. Das neugeborene Kind wird sogleich aus dem Hause, meistens auf das Land zu einer fremden nährenden Mutter gethan, bei der man nur Gesundheit und Körperstärke berücksichtigt. Das Selbstnähren des Säuglings würde ja die Kraft der eigenen Mutter aufzehren, ihrer Schönheit Eintrag thun, das Schreien des Kindes die Ruhe der Eltern stören, sein Bleiben im Hause würde Abänderungen und Beschränkungen des gesellschaftlichen Lebens erheischen. Dagegen wird, nach

allgemeiner Ansicht, das Kind in den ersten zwei bis drei Jahren seines bewußtlosen Zustandes leiblich am besten in der frischen Luft, bei der einfachen kräftigen Kost einer schlichten Bauernfamilie gedeihen. Solche Grundsätze sind jedoch mit dem Geiste eines christlichen Familienlebens schwer zu vereinigen, obgleich man nicht vergessen darf, daß nach Aussage erfahrener Aerzte Paris sehr ungesund ist, wo namentlich die männlichen Kinder schon in der dritten Geschlechtsfolge ganz verweichlicht sind und selten am Leben bleiben. Auffallend genug machen hier nur die Quartiere der sogenannten Hallen mit ihren engen und gewundenen Gäßchen eine merkwürdige Ausnahme dauernder Gesundheit und Kraft ihrer Bewohner. Der Grund von beiderlei Erfahrungen liegt nach dem Zeugniß wahrheitsliebender Männer in der sittlichen Entartung und der ausgesucht feinen Befriedigung aller sinnlichen Gelüste, die mit der Höhe des Standes steigt.

Nach nichts wird von den vornehmen Damen mehr getrachtet, als nach dem Rufe, an einem bestimmten Tage ein besuchtes Gesellschaftszimmer oder einen Salon zu besitzen. Die Zeit, in welcher man diese Salons besucht, ist des Abends von halb zehn bis eilf Uhr. Bei den Einladungen wird nur die Stellung, das Talent und die Empfehlung, keineswegs aber die Geburt berücksichtigt. Man erwarte hier aber ja nicht einen großen Zusammenfluß von Menschen, die sich in buntem Gewühle durcheinander drängen und sich in lebendiger Unterhaltung den Abend verkürzen. Selbst in den ausgesuchtesten Häusern von Paris findet man in der Regel nur wenige Personen, höchstens 18 bis 20, auf einmal in einem Salon vereinigt. Die Kommenden verweilen auch gewöhnlich nicht lange, und der endlich gegen eilf Uhr erscheinende Theetisch versammelt meist nur sehr wenige Personen um sich. Gerade deshalb legt aber die Dame des Hauses ein großes Gewicht darauf, daß die in ihrem Hause Eingeführten sich an dem in der Woche einmal statt findenden Empfangabend zeigen. Sie unterläßt es daher auch nicht, den Personen ihres Zirkels recht oft zu sagen: „Vergessen Sie mir

meinen Dienstag nicht!" oder wie ihr Empfangsabend sonst heißen mag. Man plaudert; hie und da werden von den Herren die Karten in Bewegung gesetzt; auch ergötzt man sich wohl, wie dies bereits bemerkt wurde, durch Gesang und Tanz unter Begleitung eines Fortepiano's. Indeß kann dieser leichte Unterhaltungston und die Art, wie so die Stunden schwinden, dem denkenden Manne heutzutage nicht mehr genügen. Je mehr der Boden gediegener Bildung sich erweitert, desto kleiner wird das Feld für die nichtigen Freuden des Lebens. Der kräftig schaffende Geist unserer Zeit, der sich nach allen Richtungen hin mit unwiderstehlicher Gewalt geltend macht und der aller Hindernisse spottet, gleich wie die dahin schnaubende Locomotive alle sich ihrer Bahn entgegenstemmenden Berge und Ströme siegreich überwindet: dieser Geist durchdringt mit seiner frischen Kraft jetzt alle Schichten der Gesellschaft. Jeder, der nur einigermaßen seine Zeit begreift, fühlt das lebendige Bedürfniß, sich den höheren Bestrebungen der Gegenwart hinzugeben und so in den Dienst einer der bedeutendsten Perioden der Weltgeschichte zu treten. Dazu kommt, daß, wer gegenwärtig nicht ein ansehnliches Vermögen besitzt, von dem Arbeitsmann bis zu den höchsten Klassen hinauf, den Kopf zusammennehmen und die Hände rühren muß. Angespannte Thätigkeit aber ist ein Feind der sorglosen Heiterkeit, und auf diese Weise hat der Ton der Gesellschaft einen durchaus vorherrschend ernsten Charakter angenommen.

Ich fand Gelegenheit, in den Salons manche berühmte Persönlichkeit kennen zu lernen, und erwähne darunter den Herrn von Lamartine. Er ist 1792 zu Maçon geboren, ward durch das Erbe seines Oheims reich und verheirathete sich mit einer Engländerin. In den Jahren 1832 und 1833 bereiste er Griechenland und Kleinasien, dann trat er in die Deputirtenkammer, und wie er sich bis dahin als Dichter ausgezeichnet, so glänzte er nun bald als Redner und Parteiführer, bis er endlich den Gipfel seiner politischen Bedeutung in der letzten Revolution erstieg. Da seine Dichtungen bei aller Kraft und Erhabenheit einzelner Erzeugnisse doch vorzugsweise einen schwärmerischen weichen Anstrich haben, so dachte ich mir ihn

als einen älteren sanften Mann von liebenswürdigem Herzen. Ein ganz anderes Bild führte mir die Wirklichkeit vor. Ich sah äußerlich einen Mann von hohem schlanken Wuchs, auf dessen Antlitz feste Männlichkeit ausgeprägt ist, wenn gleich er in der letzten Zeit durch übermäßige Anstrengungen sehr gealtert haben soll. Seinem festen Wesen entsprach auch der Klang der klaren wohltönenden Stimme, seine edlen Züge drücken vorzugsweise Geist aus. Seine Unterhaltung ist lebhaft, ja feurig, seine Sprache bilderreich. — Gleich ihm hat sich auch der politischen Thätigkeit sein Zunftgenosse Victor Hugo zugewandt, der größte jetzt lebende lyrische Dichter der Franzosen (geb. 1802 zu Besançon).

In einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften bemerkte ich Arago, der als Mann der Wissenschaft in der Natur- und Sternkunde einen Rang neben unserm hochgefeierten Alexander von Humboldt behauptet und sich seit 1831 in der Deputirtenkammer als Redner, endlich als Mitglied der provisorischen Regierung erprobte. Scharfsinn und Tiefe mit seltener allgemein faßlicher Darstellung sind in ihm vereint. Er erscheint als ergrautes Haupt (geb. 1786), aber noch mit vollem Haarwuchs bedeckt, mit männlichen Zügen, eine Löwenstirn; doch bemerkt man auch bei ihm, wie bei Lamartine, das Gebrochen-Sein früherer Kraft. Denn wenn die Zeitenräder sich rascher drehen, werden auch die dabei thätigen Menschen schneller verbraucht.

Der berühmte Staatsmann und Geschichtschreiber Thiers (geb. 1798 zu Aix in der Provence) bewohnt auf dem Platz St. Georges eine Art städtischer Villa, ein nicht großes, aber elegantes Haus, welches rings von Gartenanlagen umgeben ist. Ich wurde ihm im Garten vorgestellt und fand die freundlichste Aufnahme. Seine Gestalt ist, wie die Napoleons, untersetzt, aber eben so fein gebaut; seine feinen, geistig belebten Züge haben einen sehr beweglichen Ausdruck. Daß eine rastlose Thätigkeit des Geistes namentlich im Haar die Spuren des Alters früh erzeuge, bestätigt sich auch hier; das Haar ist ganz ergraut. In Tracht und Haltung hat er nichts Hervortretendes; seine Kleidung war weder nachlässig, noch gesucht, wie es sich von einem Manne, der sich mehr mit inneren, als mit äußeren

Dingen beschäftigt, aber doch so sehr in der Welt lebt, nicht anders erwarten läßt. Das äußerst lebhafte Gespräch im Garten wurde durch das Eintreten eines leichten Regens durchaus nicht gestört. Die Franzosen sind überhaupt durchaus nicht umständlich und empfindlich bei den kleinen Veränderungen des Wetters. Die Ursache davon mag ihre häusliche Einrichtung der Kamine sein, bei denen immer ein Schwanken zwischen beträchtlicher Hitze und empfindlicher Kühlung, ja Kälte statt findet, theils mag es in dem an sich milderen Klima liegen, großentheils aber auch in einer durch Sitte und Gewohnheit bedingten größeren Abhärtung. Dies Letztere beweis't uns die Kleidung der Kinder, die ich selbst an rauhen März- und Apriltagen, wo sogar Schnee fiel, mit offener Brust, Hals und nackten Armen auf den Straßen und Plätzen sah; zuweilen auch mit nackten Füßen, d. h. ohne Strümpfe, eine Nachahmung der englischen Sitte. — Späterhin benutzte ich einen Abend, um den Salon des Herrn Thiers zu besuchen. Seine kleine Villa in dem Garten war hell erleuchtet. Die ganze Einrichtung zeugte von reicher, geschmackvoller Eleganz, doch ohne eigentliche Pracht. Zwei Bediente waren im Vorzimmer; auch hier, wie überall in Paris, ganz einfache Einrichtungen. Ich sah ein Paar Ueberschuhe stehen, und man legte seinen Oberrock oder Palletot ohne Umstände ab. Unmittelbar aus diesem Vorzimmer trat man in das Gesellschaftslocal, das eigentlich nur aus einem einzigen Saal bestand, der aber durch offene, kunstvoll verkleidete Pforten oder Säulendurchgänge mit zwei kleinen Nebenräumen in Verbindung stand. Die Verzierung und Einrichtung dieser drei Räume war ganz gleichmäßig angeordnet, so daß man sie eben so gut als einen dreifach getheilten Saal betrachten konnte. Dieselbe Art der Verkleidungen, hellblaue und weiße Seide, schmückten Fenster und Thüren aller drei Gemächer; ein schöner Teppich in entsprechenden Hauptfarben deckte die drei Abtheilungen des Fußbodens. Einige Kronleuchter, Bildhauerarbeiten auf Wandgestellen, Vasen mit Blumen, dann eine geschickt behagliche Stellung von Divans und Polstersesseln in der Mitte, so wie in den Seitenräumen, bildete die Ausstattung dieses Salons. Möbeln der Nützlichkeit, als Schreibtische und Commoden,

wie wir sie bei uns mit denen des geselligen Gebrauches gemischt sehen, waren gar nicht vorhanden und scheinen hier überhaupt nicht Sitte zu sein. Die anwesende Gesellschaft bestand aus höchstens sechzehn bis zwanzig Personen, während nach hiesiger Weise für hundert Raum war. Man hatte mir gesagt, wie geistesgeweckt und lebhaft Herrn Thiers Unterhaltung auch am Morgen sei, Abends trete eine völlige Abspannung bei ihm ein, was freilich nicht zu verwundern wäre, da er vom frühsten Morgen an angestrengt arbeitet. Doch fand ich dies für diesen Abend nicht bestätigt. Er sprach viel und machte unter Anderm gegen mich sehr treffende Bemerkungen über die Gabe und Uebung der öffentlichen Rede. Seine Grundmeinung war die, daß wer seinen Stoff wohl durchdacht habe und desselben ganz mächtig sei, der werde auch etwas Tüchtiges darüber zu sagen wissen; daher sei auch die schriftstellerische Thätigkeit in Sachen des Staates eine treffliche Vorübung für den Parlamentsredner. Auf meine Anfrage, ob es Uebungsschulen und Vereine für junge Leute in Frankreich gebe, um der freien Rede Herr zu werden, bejahete er es, war jedoch nicht der Meinung, daß dies unbedingt gut sei. Man komme dadurch leicht in Gefahr, sich zu früh zu verbrauchen und die Lust am Sprechen zu verlieren, ehe man zur eigentlichen Anwendung seines Talentes gelange. Für wirkliche Talente bedürfe es aber solcher Vorübungen kaum; es gäbe Viele, die erst in späteren Jahren öffentlich zu sprechen begonnen und sich darin doch so ausgezeichnet, als irgend Jemand. — Außerdem theilte Thiers viel Lehrreiches mit über die Versuche, die man gemacht, um die Arbeiten der Handwerker von Staats wegen zu ordnen (die sogenannte Organisation der Arbeit). Man begann mit einer erzwungenen Erhöhung des Tagelohns, indem man alle Arbeit in Verdung (Accord) verwarf. Dann wurden Aufseher und Präsidenten erwählt, berathende Sitzungen ausgeschrieben und dergl. Im Vertrauen auf den Mehrgewinn durch den erhöhten Lohn setzten nun die Arbeiter sehr häufig das Arbeiten aus, lasen Zeitungen, gingen in die Klubs, hielten politische Berathungen und Aufzüge. Die Fleißigen, deren Thätigkeit man nicht besser bezahlte, als die der Andern, wurden lässig, die Lässigen ganz faul, und am Ende

war der tägliche Verdienst im Durchschnitt um ein Drittel geringer als früher. — Wenn man bezweckt, alle Hindernisse hinwegzuräumen, die den Fleißigen von vorhandener und dargebotener Arbeit abhalten oder ihm die Frucht derselben verkümmern, so wird Jeder diesen Zweck billigen. Dagegen kann der Staat doch unmöglich alle Gewerbe übernehmen und leiten, Alles einkaufen, fabriciren und verkaufen, so daß die Gesammtheit die Bürgschaft leistet und alle Privatthätigkeit aufhört. Das wäre überdies der Tod alles erfindungsreichen Fortschrittes. Leicht ist es freilich, in den Gemüthern des Volkes Zorn und Galle gegen Reichthum und Größe aufzuhäufen; schwer ist es aber, die aufgewühlten Wogen zu beruhigen und tiefe Wunden zu heilen. Die Form der Staatsregierung thut's dabei noch nicht, wie der Franzose bereits aus Erfahrung weiß. Daher giebt man auf die republikanischen Formen nicht eben viel. Ich habe Gelegenheit gesucht und gefunden, mit Schneidern, Schustern, Kaufleuten, Buchhändlern, Kutschern u. a. m. über die dermaligen Verhältnisse zu sprechen, doch habe ich auch nicht Einen eigentlichen Freund und Bewunderer der Republik gefunden. Staatsmänner betrachten dieselbe als ein nothwendig gewordenes Uebel, ohne welches der Bürgerkrieg unvermeidlich sei. Ein Abgeordneter sagte mir: „Es giebt keinen Republikaner in Frankreich, der an die Möglichkeit der Dauer der Republik glaubte, und keinen Königlich-Gesinnten, der an die Möglichkeit einer baldigen Herstellung der Monarchie glaubte.“ Bezeichnend ist es auch, daß man bei der letzten Revolution als Freiheitsbäume statt der abgeschälten Fichtenstangen lange, dünne, zweig- und blattlose lombardische Pappeln wirklich einpflanzte, die größtentheils bald vertrockneten, und bei solchem Anblick wird man fast gezwungen, an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit der neuen Freiheitsform zu denken. Es giebt einmal nichts Vollkommenes unter der Sonne, und es kann nur dann erst gründlich besser werden, wenn die Menschen besser sind!

Die Blumen spielen eine große Rolle in Paris. Wo sieht man hier nicht Blumen! Blumen streuen die kleinen Mädchen

an Festtagen in den Klöstern, und von Blumen sind immer die Kirchen voll. Auf Longchamps sind die Schläfen der Pferde mit Blumen geschmückt und die Kutscher tragen sie im Knopfloch. Auf dem Balcon der Häuser prangen schöne Blumentöpfe, und viele Läden sind mit frischen Blumen geziert. Die Schlächter und Wursthändler machen ihre Waaren damit bunt und stecken sie ins rohe Fleisch. Mit Blumen bedecken die Pariser ihre Gräber; mit einem Blumenstrauß wäscht der Erzbischof die Füße der Armen am Gründonnerstag. Auf den Opernbällen dienen die Sträuße als Erkennungszeichen. Mit künstlichen Blumen wird ein großer Aufwand getrieben; in Vasen oder Gläsern als Zierde des Kamins fehlen sie selbst in der Loge des ärmsten Thorhüters nicht.

Künstliche Ausstaffirung und steife Nachahmung der Natur findet sich in vielen französischen Gärten oft auf eigenthümlich komische Weise. Da sehen wir mitten im Gemüsegarten einen versteinerten Gärtner mit aufgestreiften Hemdsärmeln, bloßer Brust und plattem breitgeränderten Hute, auf seinem Spaten ruhend. Nicht weit von ihm steht eine holde Gärtnerin mit Rosen im Haar, ein gelbes Tuch leicht um den Hals geknüpft, einen gefüllten Blumentopf in der einen Hand, eine Gießkanne in der anderen tragend. — Zu den Seiten des Haupteingangs stehen zwei bärtige Soldaten von der Nationalgarde mit der Bärenmütze auf dem Kopfe. Der Eine hat sein Gewehr beim Fuß; der Andere, ein wohlbeleibter Sapeur mit weißledernem Schurzfell, hält die Axt auf dem Rücken. Aber auch alle Wege und Stege des Gartens sind belebt. Für die Gestalten aus der alten Götterlehre hat man Bronce gewählt. Merkur ist im Begriff, sich von jenem Säulenfuß beflügelten Fußes und Hutes zu erheben. Neben ihm halten die Göttinnen der Jahreszeiten ihren Tanz um eine verzierte Urne. Eine Jungfrau eilt mit einer Vase in der Hand dem nahen Brunnen zu. In einem Buschwerk hat der Schalk Amor sein Quartier aufgeschlagen, und sich in ein braunes Pilgergewand mit Kappe und Gürtel verkleidet, gleich als wollte er die hier einsam Wandelnden überraschen; aber der hinter dem Rücken versteckte Bogen mit dem gefüllten Köcher verräth ihn. An einer anderen Stelle liegt auf

weichem Polster nach Landessitte ein kahlköpfiger Chinese mit der Mandoline in der Hand und neben ihm mit Blumen in der Hand ein chinesisches Fräulein, deren gelbes Gewand mit grünen Punkten besäet ist. — In einem anderen kleineren Garten sind die armen Birnen- und Aepfelbäume in alle möglichen Gestalten eingezwängt und ausgeschnitten. Die Spaliere stellen halbe Sonnen vor mit hölzernen Sternen an den Enden der Strahlen, außerdem runde Kreise, Riesentulpen rc. Alles ist hübsch bunt bemalt, vorzüglich mit blauen, grünen und gelben Farben. An hölzernen Hecken und Pförtlein fehlt es ebenfalls nicht. Nischen sind rings an der Maüer in kurzen Zwischenräumen angebracht, wo bunt bemalte hölzerne Blumentöpfe stehen, in denen Baumnelken blühen. Inmitten derselben klappert ein hübsches Windmühlchen. Die Weinstöcke sind alle mit kunstreich aus Holz geschnitzten falschen Blumentöpfen umgeben, damit es ja nicht aussehen möge, als ob jene natürlich aus dem Erdreich gewachsen. In einer der Nischen murmelt ein Brunnen, den ein hoher, aus grün angemaltem Holze geschnitzter Palmenbaum beschattet. In einer Weinlaube daneben ist eine Büste verborgen und Blumentöpfe schmücken die Wände derselben. Das Wohnhaus des Gartens hat über der Thür einen kleinen Balcon, und auf demselben grünen wieder zwei Palmenbäume, deren hölzerne Blätter sich nicht vom Winde bewegen lassen. In dem durchsichtigen Gitter des Balcons stecken vergoldete Vögel, Eichhörnchen und Hunde. Neben dem Hause steht eine Art Hundetempel. Auf der Spitze desselben sieht man eine Menge kleiner Figuren, die in jeder Hand eine Fahne tragen; das Ganze tanzt lustig im Winde herum, und darunter spielt eine Menge kleiner Affen zum Tanze auf. — Aehnliche Zierpuppengärten sind nicht selten, und es zeichnet sich darin der Geschmack der Franzosen an dem Gemachten, Phantastischen. Selbst die ganz gewöhnlichen Gemüsegärtner in Paris behalten sehr häufig von ihrem Boden ein Plätzchen zurück und stellen dort eine große Gypsbüste auf, die sie mit einigen Zwerggranaten und Orangebäumen umgeben, oder in Ermangelung derselben mit Akazien. Denn statt des englischen Comfort und statt der deutschen Gemüthlichkeit hat der Franzose sein „Behelf“. Wo kein Sopha ist, baut er

sich eins aus Lehm; wo keine Gabel ist, gebraucht er die Hand, und wo der (hier nicht gebräuchliche) Spucknapf fehlt, ist ihm der Fußboden gerecht.

Zum zweiten Male besuchte ich den Pflanzengarten und ergötzte mich recht herzlich an der mannigfaltigen Thierwelt, noch mehr an der munteren jauchzenden Kinderwelt, welche die Gärten der Hirsche, Gazellen, Rehe, die Käfige der Löwen, Tiger und Hyänen, das lärmende Affenhaus voller Luftspringer und die Palissadengehege der Elephanten, Kameele ꝛc. umschwärmte. Auch einer Fütterung wohnten wir bei. Es war hier das erste Mal, daß ich kräftiges Roggenbrot in Paris zu Kauf geboten sah, eine Nahrung, die man nur für die wilden Thiere gut genug zu halten scheint. Mit Vergnügen verspeis'te ich einen Laib „Bärenbrot", wie man es hier nennt. Im Pflanzengarten findet man überhaupt die billigste Ernährung; denn es giebt hier eine Menge Leute, die dort im kleinen Kram Nahrungsmittel feil halten, sowohl für die Thiere, als deren Beschauer; so die beliebten kleinen Näschereien in Honigkuchen, Gerstenzucker, kleinen feineren Brötchen, dann Aepfel, Orangen und andere Früchte der Jahreszeit. Meine Neugierde war jetzt auf das Getränk gerichtet. Schon lange hatte ich in der Stadt mit Wohlgefallen die Frauen und Männer betrachtet, welche mit einer eigenthümlichen Maschine von blankem Messing oder Weißblech auf dem Rücken, im mittleren Theil, der die Gestalt eines Cylinders hat, mit rothem oder grünem Wollenstoff überzogen, durch die Straßen wandern, um Getränk zu Kauf zu bieten, indem sie dabei mit einer Glocke läuten. Diese ganze Einrichtung ist eben so reinlich als zierlich, indem von dem unteren Theile der Maschine Röhren mit Hähnen auslaufen, die sich bis vor den Leib des Tragenden krümmen, so daß er bequem auszapfen kann. Einige dieser Verkäufer haben nur klares Wasser, die Anderen aber ein Getränk feil, welches man Coco nennt. Von Durst geplagt, versuchte ich ein Glas davon. Doch so lustig und rasch ich das Glas ansetzte, so schnell zog ich es wieder vom Munde zurück, und hatte Mühe, die genommene

Quantität zu verschlucken; denn es war der fadeste, widerlichste Aufguß von Süßholz, der meinem dieses Nektars ungewohnten Magen schlecht bekam.

Merkwürdig war mir heute der entschiedene Ausdruck von Neid bei einem älteren Elephanten, während ich und mein Begleiter einen jungen mit Wurzelwerk fütterten. Das kleine rothe Auge blickte so feindlich zur Seite, der Rüssel hob sich wie zu einem tückischen Angriff, und plötzlich stieß er ein ganz eigenes durchdringendes Pfeifen aus, welches ich noch nie von einem Elephanten gehört hatte. Neid und Eifersucht scheint auch in dem Bärengraben zu wohnen. Hier sitzen die brummenden Lappländer zu Dreien in ihren Steinklüften und fletschen einander mit den Zähnen an. Wenn der eine den Baum mitten in der Cisterne erklettern will, zerrt der andere ihn hinterrücks nieder; man zaus't sich tüchtig bei den Ohren und wäscht einander unter vielem Gebrumme den Pelz. An diesen Kämpfen finden die Pariser von 5 bis 15 Jahren so recht ihre Lust. Mir war ein größeres Vergnügen vorbehalten. Ich warf nämlich einen Blick auf die Rotunde der großen lebenden Thiere, und kaum war ich an die Verzäunung getreten, als ich die Giraffe gewahr wurde, welche, ins Freie herausgelassen, ganz munter umhergaloppirte. So hatte ich sie noch nicht gesehen. Welche wunderliche heiterlaunige Bewegung in dem Werfen der Schenkel und des schlanken schwanenhaften Halses! — Abenteuerliches Geschöpf der Wüste, wie ganz anders mußt du aussehen, wenn du über die Gerölle der Gebirgsebenen Afrika's zwischen Mimosengebüsch heransprengst und man zweifelhaft wird, ob du einen Uebergang bilden solltest zum Strauß, oder in dir sich das Reich der Vögel der höheren Thierklasse der Vierfüßler anschließen wolle!

Unter den Bäumen des Pflanzengartens nahm sich vorzüglich reizend eine ganze Allee von Judasbäumen aus, die im April blühen. Diese Bäume sind wie mit einer rothen Blüthendecke überworfen; selbst dicht am Stamme quellen sie noch hervor. Vom Baume scheint sich diese Decke dann plötzlich auf die Erde zu senken; denn die Blüthen haben die Eigenschaft, ganz

frisch und unverwelkt abzufallen, so daß der Boden unter ihnen von einem lebhaften Roth erschimmert. Von da gingen wir zu den Sammlungen. Die zum Theil ganz neuen, im edelsten Stil dazu errichteten Gebäude umgeben den Garten ringsum. Wir besuchten zuerst das zoologische Museum, wozu ein älteres Hauptgebäude dient. In dem oberen Geschoß befinden sich hauptsächlich die Vögel in bunter Mannigfaltigkeit der Gestalten, der Farben des Gefieders. Im unteren Geschoß wohnen die Vierfüßler, unter denen mir besonders die verschiedenen Exemplare von Nilpferden und Rhinoceros anziehend waren. — Ein eigenes Gebäude ist den botanischen Gallerien gewidmet. Bedeutsam und anregend zugleich ist es, wenn schon auf der Treppe und im Vorsaal des ersten Stockwerkes alte Palmenstämme mit dicken Geweben von Schlinggewächsen umwunden, große Cactusstöcke und Stücke baumartiger Farrenkräuter aus den südamerikanischen Urwäldern, an den Wänden lehnen und den Eintretenden auf den Reichthum des Inneren vorbereiten. Unter den getrockneten Pflanzen erregte meine Aufmerksamkeit eine Zusammenstellung von Getreide in vorzüglich großen Aehren, und mehr noch eine Reihe von Früchten und Samen merkwürdiger ausländischer Gewächse. Sämmtliche größere Früchte sind in Weingeist aufgehoben. Da sieht man denn unter Anderem das auf Bäumen wachsende Getreide der Südsee-Insulaner, nämlich die Frucht des Brotbaums von der Größe eines Kinderkopfes, deren gegohrenes Mark in Kugeln geformt als Brot gegessen wird; eben so die wunderbare Erdnuß Arachnis, deren Früchte die Blüthe über der Erde ansetzen, dann aber sich selbst hinabbeugen und sich in die Erde versenken, indem sie sich gleichsam selbst begraben. — In den warmen Treibhäusern fand ich die Einrichtung besonders zweckmäßig, daß die Besichtigungsgallerieen bei den höheren Gewächsen nicht am Fuß derselben hinlaufen, sondern nahe an der Krone, was den doppelten Vortheil gewährt, sowohl dem Beschauenden den schönsten Theil der Pflanze ganz nahe zu bringen, als auch das Begießen derselben über die ganze Blätterkrone hinweg sehr leicht ausführbar zu machen. Die Sonne schien so hell und warm in diese ausländische Blüthen- und Blätterwelt hinein, daß sich eine wahrhaft entzückende Farbenpracht ent-

wickelte und man zuweilen unter Laubgewölben von durchschimmernden Smaragden zu wandeln schien.

Unter den 70,000 Fremden, die sich hier befinden, ist die Zahl der Engländer nicht die geringste. Sie kommen in ganzen Schaaren über den Canal herüber. Man rechnet jährlich im Durchschnitt 5000 Franken auf jeden Fremdenkopf, das macht 350 Millionen, und an dieser Summe haben die Engländer wohl den bedeutendsten Antheil. Die wichtigste Straße für sie ist St. Honoré, die sich parallel mit den Tuilleriengärten am Palais Royal vorüberzieht; denn diese bietet Befriedigung beinahe aller derjenigen tausend kleinen Bedürfnisse, die ihnen von Haus aus eigen und unentbehrlich sind. Die Ladenbesitzer haben hier recht darauf geklügelt, es John Bull in keiner Hinsicht fühlen zu lassen, daß er im Auslande lebt. Da sieht man englische Bäcker, englische Schuhmacher, englische Milchwirthschaften, Theehäuser und lies't die Namen: Ale, Porter, Claret 2c. Ungefähr in der Mitte der Straße ist das englische Gesandtschaftshotel; früher die Wohnung der Prinzessin Pauline, der Schwester Napoleons. Es hat ein fürstliches Ansehn und eine weite Ausdehnung. Ihm gegenüber, in der Rue d'Aguesseau, steht die anglicanische oder bischöfliche Kirche, zu der man Sonntags ihre andächtigen Anhänger strömen sieht. Auf den Spaziergängen erkennt man den Gentleman leicht an seiner Körperlänge und an der nachlässig stolzen Haltung, die Ladies an ihren schmalen Gesichtern mit geregelten Zügen, an ihrem weitschweifigen Gange, so wie auch an ihrer weniger geschmackvollen Kleidung, durch's Aufnehmen der Kleider im Schmutz, durch die völlige Uebereinstimmung des Anzugs zweier Schwestern und durch die reizenden Windspiele, die sie an einem himmelblauen Bande leiten. Vielfach sieht man sie auch als Roffebändigerinnen auf den elysäischen Feldern und anderen Plätzen. Vorzüglich das Westende der Straße St. Honoré bis zum Palais Royal hat jenes englische Gepräge; aber es ist dies nur der hervorstechendste Zug in Vergleich mit anderen Straßen. Denn es ist darunter natürlich immer unendlich viel Französisches, selbst

Europäisches gemischt. Das bemerkt man bald auf einem einzigen Gange durch diese Straße. Dort auf jenem engen Fußweg zieht sich der lange schwarze Schwanz eines französischen Collegiums entlang, junge Leute mit kleinen Hüten und in langen dunklen Röcken mit blanken Knöpfen. Hier galoppirt ein niedriger, dunkel angemalter Omnibus vorbei mit nichts als Briefträgern in dunkler Uniform mit rothen Aufschlägen und ihren Taschen um die Schulter. Dort begegnet mir eine andere Art von Omnibus, worin nichts als Schulknaben; die Erziehungsanstalten haben nämlich ihre eigenen Omnibus. Lange Priester, die in ihrem Ausgehegewande wie in einem Sacke sitzen, fehlen hier, wie überall, nicht. Rothe griechische Mützen mit blauen Troddeln, Neger-Stutzer und Neger-Schönheiten sind nicht selten. Deutsche, italienische und spanische Töne schlagen mitunter an unser Ohr, doch bei weitem vorherrschend sind allerdings die englischen.

Niemand, wer in der Jahreszeit grünender Bäume Paris besucht, versäume die Fahrt nach Fontainebleau, die sich jetzt mit Hülfe der Eisenbahn nach Corbeil in einem Tage möglich machen oder in zweien, selbst in anderthalb, ganz behaglich ausführen läßt. Die Eisenbahn ist zum Theil die nach Orleans; eine Abzweigung führt bis Corbeil, etwa dem halben Wege nach Fontainebleau. Die Gegend bis dahin ist sehr anmuthig. Die Bahn läuft meistentheils im Seinethal hin und kreuzt dasselbe mehrmals. Höhen mit Landhäusern und Gärten bedeckt, Weinberge, lange Wiesenstrecken, üppig wogende Saatfelder wechseln mit einander ab. Das Auge wird bald durch das Blau des Wasserspiegels erquickt, bald durch das Grün der Auen und Gebüsche, auf dem die weißen Häuser der Ortschaften desto lebhafter schimmern. Nach einer guten Stunde haben wir das in einem reizenden Thal gelegene Corbeil erreicht. Hier treffen wir leidliche Eilwagen, die uns bis an Ort und Stelle bringen. Die Gegend wird nun einförmiger. Die Kunststraße hat breite sanft gehobene Höhenwellen zu übersteigen, deren Gipfel jedoch immer eine Aussicht über ein fruchtbares Land gewähren. Schade

indeß, daß die französischen Dörfer so wenig Anlockendes haben, sondern nur wie kleine schlechte Abschnitzel der Städte aussehen. Da ist kein Grün, da sind keine Gärten, welche die aus Kalkstein erbauten, dicht an einander geschlossenen Häuser theilen. Dazu kommt noch der stäubende Kalkboden. — Nach zwei Stunden schon sehen wir die dunkelen Anhöhen, welche von dem berühmten Wald von Fontainebleau bedeckt sind. Es ist eine Landschaft von ganz eigenthümlichem Charakter. Man möchte sie ein versunkenes Gebirg nennen, von dem nur noch die Waldgipfel über die Ebene hervorragen. Denn die Anhöhen gleichen sämmtlich hohen mit Wald und Felsblöcken bedeckten Bergkuppen; doch die Höhe fehlt ihnen. Es sind mäßige Hügel, die freundliche Wiesen- und Waldthäler einschließen, aber dabei die Spuren wilden großartigen Gebirges darbieten.

Um zwölf Uhr erreichten wir das Städtchen, das den blanken Kern des schönsten Buchen- und Eichenwaldes bildet, der es von allen Seiten umhüllt. Von dem altberühmten Schloß sieht man bei der Einfahrt nur in der Ferne die wunderlichen Giebelspitzen und Schornsteine. Das Städtchen selbst ist eines der reinlichsten, freundlichsten, das ich in Frankreich gesehen. In einem der einfach aber höchst sauber eingerichteten Gasthäuser erwartete uns eine vortreffliche Küche, so daß wir es in keiner Weise bereueten, den uns an der Schwelle freundlich grüßenden Zeichen zweier schönen braunen Augen und frischrother Lippen gefolgt zu sein. — Wir frühstückten in bester Laune. Bald war auch ein kleiner seltsamer Einspänner angeschafft, ein wunderliches Mittelgeschöpf zwischen Phaeton und Lastkarren. Auf diesem fuhren wir durch den Park, dessen schönste Punkte für die Fußwanderung eines Nachmittags zu entfernt liegen. Das Wetter war überaus günstig. Ein drohendes Gewölk, welches den Himmel gegen Mittag umdunkelte, hatte sich wieder zerstreut; das tiefere Frühlingsblau des Firmamentes durchschwebten nur Gruppen luftiger silberweißer Flocken. Die Sonne schien warm, fast heiß herab, die grünen Wölbungen der herrlichen Waldeinsamkeit mit goldenen Strahlennetzen umspinnend und umspielend. Tausendmal war ich ergriffen, erstaunt, erschüttert oder erhoben in dem Weltwunder Paris; hier aber fühlte ich mich glückselig in

solcher Frühlings-Waldlust. Unabsehbar vertieft sich in den breiten Gestellen der Blick in die Wölbungen der Buchen. Nun schlingt sich der Weg in anmuthigen Krümmungen durch den jungen Anwuchs, dessen Wipfel nahe an unserem Ohr flüstern und säuseln. Dann verliert sich das Auge wieder in die endlosen Säulenhallen und prächtigen Dome dieser alten, breitästigen Eichen, die auf grüner Hügelwelle mit vielfach verschlungenen Zweigen sich ringsum ausbreiten. Wir steigen bald, bald senken wir uns mit dem Waldwege. Jetzt wird es lichter. Wir erreichen einen freien Hügelgipfel. Es ist der Mont-Calvaire. Von hier aus überblicken wir das Thal, in welchem Fontainebleau liegt. Die Stadt breitet sich zu unseren Füßen mitten in der Waldung aus; wir sehen das Schloß mit seinen wunderbar alterthümlichen Zinnen, von weiten Gärten umgeben. Die Landschaft ist ächt romantisch. Grüne Thäler, wunderliche mit Wald und Felsblöcken bedeckte Hügel, ein blinkender Fluß, kleine Seen oder große Teiche, leuchtende Ortschaften, lange Linien der Landstraßen von doppelten Pappelreihen bezeichnet: Alles mischt sich buntfarbig in sanften Linien und Formen durcheinander. Solcher Aussichtspunkte berührten wir noch mehrere auf unserer Fahrt. — Wir wenden uns jetzt waldeinwärts, um die größten Bau-Merkwürdigkeiten kennen zu lernen. Hier steht die Eiche Karls des Großen: ein riesiger, fast ganz ausgehöhlter Stamm, an dem sich in doppelter Mannshöhe fast horizontal zwei mächtige Zweige ausstrecken, deren einer für sich die Stärke eines der mächtigsten Bäume hat. Der Führer, dem wir unsere bescheidenen Zweifel über das mehr als tausendjährige Alter dieser Eiche mittheilen, lächelt geheimnißvoll. Er geleitet uns ein Viertelstündchen weiter, dann spricht er triumphirend: „die Chlodwigseiche!“ Wir erschrecken fast. Gegen diesen Baum ist also die Eiche Karls des Großen ein unmündiges Kind! Er war schon ein dreihundertjähriges Riesenhaupt des Waldes, als jener, eine junge Gerte, im Winde schwankte. Doch welche Chronik hat seine Geburt aufgezeichnet? — Fragt nicht darnach! Betrachtet den greisen Stamm, der fast nur noch aus einer dünnen Rinde besteht und doch noch grünes Frühlingslaub treibt, das im Lufthauch flüstert und im Goldblick der Sonne durch-

sichtig schimmert! Es ist ein Doppelstamm. Auf anderthalb Mannshöhen theilt er sich, doch bleibt er durch einen Verbindungsarm, wie zwei Gestade durch eine Brücke, geeinigt. Und nach seiner Spaltung ist jede Hälfte noch ein Riesenbaum! Die knotigen Wurzeln hat er machtvoll um einen Fels geschlungen. — Düstere verwitterte Eichenriesen stehen unweit eines tief eingeschnittenen kühlen Waldthales, in dem sich die Felsblöcke wunderlich und in vielfachen Zackenkronen zwischen den grünen Büschen erheben. Ein Fußpfad leitet uns durch eine steinige mit Dornen und Gestrüpp durchwucherte Wildniß bis zu einem einsamen von hohem Laubdach überwölbten Waldplatze. Hier zeigt man uns eine Felsengruppe, genannt „die Felsen der zwei Schwestern". Zwei schöne Zwillingsschwestern haben den Platz getauft. Sie hatten ihn zum Lieblingssitz auserkoren, täglich dort gearbeitet, den Sommer über fast daselbst gewohnt; sie verheiratheten sich an einem Tage und feierten ihre Hochzeit hier. Diese einfachen glücklichen Schwestern fanden einen Anklang im Volk, daher der Name, der Ruhm des Platzes.

Plötzlich hören wir muntere Stimmen, Gesang, Lachen und frohen Ausruf. Durch die Büsche sehen wir eine Gruppe fröhlicher Leute, Frauen und Männer, herankommen. Sie feierten eine Hochzeit hier an derselben Stelle, wo die beiden Schwestern ihr Hochzeitfest begangen hatten. Eben gruppirten sie sich zum Contretanz im Walde. Die Musik machten sie selbst dazu, indem die still stehenden Paare sangen. Local und Beleuchtung waren herrlich und überaus wohlfeil, die Braut mit einem Kranz von jungen Eichenblättern im Haar, ein allerliebstes Mädchen; der Bräutigam braun, schwarzäugig, stattlich und flink! Was sollten sie nicht überglücklich sein? — Ein kleiner alter Franzmann, wenigstens ein Sechsziger, war von dem Glück auch bis zum Taumel angesteckt und tanzte mit Entzücken. Das ganze muntere Bild brachte die angenehmste Abwechselung in die tiefe Wald- und Feldeinsamkeit.

Der Weg schneidet jetzt die große Straße von Paris, und wir kommen jenseit derselben in den sogenannten hohen Wald, von lauter alten gewaltigen Bäumen gebildet. Weit schweift das Auge unter den majestätischen Wipfeln hin, die an Pracht

und Herrlichkeit ihres Gleichen suchen. Rehe und Hirsche ziehen auf dem weichen Rasenteppich in harmlosen Gruppen; kaum scheu, weil sie keine feindliche Störung zu kennen scheinen. Als besondere Merkwürdigkeiten werden hier hervorgehoben zwei wundervolle hochstämmige gerad aufgeschossene Eichen, „die zwei Brüder" genannt; eine andere mächtig stolze Eiche, siebzehn Fuß im Umfange, die Eiche Heinrichs IV., noch in voller Mannsfrische, kaum ein wenig angenagt von der Zeit; das Bouquet der Königin, ein dreifacher herrlicher Buchenstamm, und dergleichen mehr. In der Nähe liegt die „Eremitage von Fronchard", ehemals eine Einsiedelei und kleine Capelle, jetzt ein Forsthaus, in dessen Umgebung auf weitem von Eichen und Buchen beschatteten Rasenplatz jährlich das Pfingstfest von vielen tausend Bewohnern der Umgegend gefeiert wird. Hier stiegen wir ab, und ließen uns eine Flasche Wein und ein Glas Milch geben; doch ist schwer zu sagen, welches von beiden Getränken saurer war. Wir überließen daher diese Kostbarkeiten unserem Führer und besuchten inzwischen den „weinenden Felsen", ein überhangendes Felsstück, aus welchem tropfenweis Wasser hervorquillt. Diese Merkwürdigkeit ist keine sonderliche; dagegen sind die umgebenden Felsthäler und Schluchten allerdings sehenswerth: eine eigene steinerne Wildniß und Wüste mitten in dem reichen lebensvollen grünen Waldgehege. — Die Sonne neigte sich zum Untergange; wir waren schon fast fünf Stunden im Walde umhergefahren, und so kehrten wir denn gerades Wegs längs der großen vor der Stadt gelegenen Fasanen- und Wildgehege zu dieser zurück. — Die Zeit bis zum Abend- oder Mittagessen verbrachten wir durch müßiges Umherschlendern in den Gassen und mit der äußeren Besichtigung des Schlosses, das in seiner röthlichen und grauen Farbe mit den seltsamen hohen Dachgiebeln an das zu Mannheim erinnert. Fontainebleau selbst machte dagegen an diesem heiteren Abend den Eindruck eines italienischen Städtchens, so lebte und webte Alles im Freien. Sehr befriedigt von den Genüssen des Tages gingen wir zur Ruhe und brachten in unseren reinlichen, sauberen Zimmern und Betten die Nacht aufs Beste zu.

Am anderen Morgen gingen wir zuerst in den Garten des

Schlosses. Wahrlich, er ist in einem großartigen Stil angelegt. Welche Bassins, Terrassen, unabsehbare breite Alleen, in der Mitte mit den herrlichsten Rasenteppichen belegt, zu reizenden grünen Gewölben anmuthvoll geregelt! Die Länge des Hauptbassins, an dessen beiden Seiten sich die Laubgänge von alten prachtvollen Linden und Ulmen hinziehen, beträgt wohl eine halbe Stunde. Als wir zum Schloß zurückgekehrt waren, entdeckten wir auf einer anderen Seite desselben einen zweiten Schloßgarten im englischen Stil, gleichfalls nach dem größten und reichsten Maßstabe angelegt. Indeß machte der im älteren französischen Stil angelegte Garten doch auf mich viel mehr Eindruck. Er hatte einen melancholischen Reiz und zugleich eine ernste großartige Würde in seiner stillen Einsamkeit der herrlichen Waldbäume und langen Rasenflächen, deren der englische Garten ganz entbehrte. Gerade dieser, weil er die Natur sein will, verfehlt sie und wird ein geglättetes, gezirkeltes Nachbild derselben. — Das Schloß selbst hat unstreitig die reichsten geschichtlichen Erinnerungen aufzuweisen, deren Wurzeln tief in die Vergangenheit verflossener Jahrhunderte hineingreifen. Ludwig VII. hat es begonnen. Einige Gemächer sollen noch von Ludwig dem Heiligen herrühren, bezeichnen aber wohl mehr den Ort, wo der Pavillon stand, den er bei seinen Jagden hier bewohnte. Der Hof ist durch die Bildsäulen Franz I. und Philipps des Schönen geschmückt. Auf der steinernen Treppe, auf der Napoleon bei seiner Entsagung in den Vorhof herabstieg, gelangen wir zum Haupteingang und besuchen zunächst das Brautgemach des Herzogs von Orleans. Es war der 1. Juni 1837, wo die Rosenzeit des jungen Paares aufblühte und am 13. Juli 1842 war durch den furchtbarsten Schlag des Schicksals ihr Paradies zerstört. Doch wir betreten jetzt den Schauplatz eines anderen zusammengestürzten Glücksbaues. Es ist der Saal der Entsagung, ein einfaches mäßig großes Gemach, in welchem ein kleiner ovaler Mahagonytisch auf Einem, unten in drei Theile gespaltenen Fuß uns auffällt. An diesem Tisch schrieb Napoleon den 6. April 1814 seine Entsagungsacte nieder. Die sorgfältige Nachbildung derselben steht unter Glas und Rahmen dort auf dem Pfeilertisch vor dem Spiegel. Wir lasen die verhängniß-

vollen Worte mit ernster Erschütterung. Also hier, hier war der Grenzstein dieser Züge des Alexander! Hier verließ er den Gipfel seines Lebens, um noch einmal einen kurzen Glückstraum zu träumen und dann für ewig zu erwachen, um auf einsamer Klippe im Weltmeer der Erfüllung seiner Geschicke duldend zu harren! — Nach diesem Arbeitszimmer Napoleons gehen wir gleichgültiger durch sein Schlafzimmer. Eine ernste Bewegung anderer Art ergreift uns, wenn uns der Führer sagt: „das Schlafzimmer Ludwigs XVI. und Maria Antoinette's". Träumtet Ihr jemals hier davon, welches Euer letztes Schlafzimmer, welches das letzte harte Kissen sein würde, auf das Ihr Euer Haupt zu legen hättet? Sahet Ihr im prophetischen Traum das blanke Beil über diesem Betthimmel schweben und drohend aus der Nacht herabschimmern? — Und doch, hättet Ihr nur wachen wollen, als schon längst die Donner des Erdbebens, das Euren und alle Throne Europa's rüttelte, rings um Euch rollten und warnten, hättet Ihr nur wachen und sehen wollen, wo die Rechte der Menschheit lagen, hättet Ihr nur Muth gehabt zur Sühne der Schuld, die Rache hätte Euch nicht getroffen. — Wir gehen durch viele prachtvolle Gemächer und betreten wiederum mit eigenen Gefühlen die Zimmer der Frau von Maintenon, dieser geheimen Königin Frankreichs, welche Ludwig XIV. seit 1685 regierte. In den Zimmern des Erdgeschosses aber faßt uns wieder ein Schauder; uns dünkt, daß Blutspuren den Boden benetzen; denn hier ließ die schwedische Exkönigin Christine ihren des Hochverrathes beschuldigten Günstling Monaldeschi (1657) ermorden. — Das ist ungefähr das Wichtigste, was das Schloß von Fontainebleau darbietet. Zu dem Schönsten rechne ich mit die vielfältigen Blicke in seine einsame großartige Gartenumgebung.

Vor der Rückkehr nach Paris besuchten wir noch die Wolfsschlucht. Auch diese Fahrt gewährte mir großen Genuß. Der Wald prangte nach einem erfrischenden Regen im herrlichsten Grün. Gruppen weidender Viehheerden am Rande eines anmuthigen Wiesenthales belebten die Landschaft. Wir kreuzten einen Elsbruch, wo die Frauen eines nahen Dorfes an klaren Teichen standen und Wäsche spülten. Daran stieß das Thal, welches

die Wolfsschlucht bildet, ein enger Grund von steilen Wänden umgeben, auf denen wilde Felsblöcke zwischen dichter Umbüschung ausgestreut sind. Diese Thalsenkung zieht sich zwei Stunden lang durch den Wald uud hat noch viel wildere Stellen, wenn gleich diese den Vergleich mit den schauerlichen Naturschönheiten deutscher Gebirgsgegenden im Harz, in der sächsischen Schweiz und im Schwarzwald nicht aushalten können. — Indem wir im muntersten Gespräch auf der breiten Chaussee zurück durch den Wald rollten, erblicke ich einen Wegweiser und Meilenzeiger, und vorn an demselben die Worte: „Lyon 120 Lieues". Damit wurde ich lebhaft an die Fortsetzung meiner weiteren Reise nach Südfrankreich hingewiesen.

Paris eröffnet Jedem, sei es für die Erweiterung seiner allgemeinen Lebensanschauung, sei es für seine besonderen Richtungen und Zwecke, ein unerschöpfliches, immer tausendfach anregendes Gebiet. Ein Eindruck verscheucht den andern, ein mit scharfen Zügen hingeworfenes Bild verschwindet, indem sich ein anderes darüber aufrollt. Die Fluth der Erscheinungen stürmt von allen Seiten auf uns ein und wirft den einzelnen schwachen Menschen, der sich mit seiner Persönlichkeit dagegen stemmen will, bald da bald dorthin. Mit unwiderstehlicher Macht werden wir fortgerissen, so daß es uns schwer wird, einen Punkt zu finden, wo wir einen Augenblick ruhig und sicher stehen und den Geist sammeln können. So kommt's, daß an keine planmäßige Folge der Beschauung gedacht werden kann, daß vieles Merkwürdige noch unbeschaut, vieles flüchtig Beschaute unerwähnt blieb.

Vielleicht bin ich vor keinem öffentlichen Gebäude so oft vorüber gegangen, als vor der Börse, und doch habe ich sie nie betreten. Die Börse ist das Herz von Paris. Denn sie ist der Mittelpunkt aller Adern seines Reichthums und Verkehrs, eines Eifers und Mühens, ja seiner Wünsche, Sorgen und Hoffnungen. Freilich circulirt nicht Blut, sondern Metall in diesen Herzkammern mit ihrer Ab- und Zuströmung. Wenn man weiß, wie sich das hastigste Drängen und Treiben nur auf den

Stand der Course richtet, mit welcher jähen und zähen Leidenschaft diese verfolgt, getrieben, gedrückt werden, welche Künste und Mittel man in Bewegung setzt, um sie zum Steigen oder Fallen zu bringen, so weiß man auch, daß von allen Gedanken des reichen und mächtigen Paris neun Zehntheile mindestens sich schon bei Sonnenaufgang hieher wenden, um zu berechnen und zu erspähen, ob um drei oder vier Uhr der Werth eines Papiers von 500 Francs um fünf Sous gestiegen oder gefallen sein wird. Nicht der Kaufmann allein, sondern auch der Deputirte, der Grundbesitzer, der Fabrikant, der Kleinkrämer, ja der Gelehrte, der Künstler, selbst die Frauen, die Sängerinnen und die Tänzerinnen am Theater, ja sogar die Schulknaben handeln hier an der Börse, wenn auch nicht in eigener Person, so doch durch ihre Vermittler. Ich wollte nicht in dieses Getümmel hinein, nicht das schon anderwärts viel gesehene Schauspiel des dumpf murmelnden Geschäftes mir erneuern; das Gebäude wollte ich sehen, und wählte deshalb zu meinem Besuch die Morgenstunde, wo es leer steht. Die Börse bildet ein schönes mit Säulen umgebenes Viereck. Das Innere entspricht dem Aeußeren; es ist reich, und doch sehr einfach. Im vorderen Theile sind einige Gemächer und Säle zu kleinen Wohnungen und abgesonderten Geschäften angebracht; der übrige Theil bietet einen einzigen großen Saal, der sein Licht von oben empfängt. Auf zwei Drittel seiner Höhe läuft eine stattliche Gallerie herum.

Ein Omnibus brachte mich von da zu dem Palast des Quai d'Orsay, der mehreren Behörden zu ihren Geschäftssitzungen dient. Hier tritt der Unterschied zwischen den Einrichtungen von Geschäftslocalen in Paris und in unseren deutschen Städten recht grell hervor. Bei uns sehen wir gewöhnlich vier nackte, kaum mit einer dürftigen Farbe getünchte Wände, plumpe, eingestäubte Tische und Stühle, nicht selten die Decke von Lampendunst angeräuchert; kaum daß hier und da eine Büste oder ein altes Bild eine einsame Verzierung des Gemaches bildet. In Paris dagegen und zumal in dem Palast des Quai d'Orsay treffen wir den höchsten Glanz aller Einrichtungen an. Die Wände sind mit den kostbarsten Tapeten und Gemälden

bedeckt; Alles glänzt von Vergoldungen, Marmor, feinem Täfelwerk. Der Palast enthält zwei große Hauptsäle, außerdem aber auch eine Reihe anderer nicht minder glänzender Gemächer, wo sich die einzelnen Abtheilungen der Behörden zu ihren Arbeiten versammeln. Der Palast hat allerdings ungeheure Summen gekostet; allein die Bauten sind einmal hier überhaupt theurer, als bei uns, und andererseits gehört es zur Sitte, den Behörden, welche den Staat verwalten, auch in äußerer Beziehung eine geachtete und glänzende Stellung zu geben, wodurch sie in der Ehrfurcht des Volkes nur wachsen. Solch ein äußeres Zeichen der Achtung vor Kunst und Wissenschaft giebt sich auch darin kund, daß die Wache vor einem Mitgliede des Instituts von Frankreich (Institut de France) ins Gewehr treten muß. Dies Institut prangt an der Brücke der Künste (Pont des arts); es steht an der Spitze aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, welche durch Preisvertheilungen befördert werden, und zerfällt in die Akademie der Wissenschaften, in die der schönen Wissenschaften und Inschriften, in die Akademie der schönen Künste, in die der moralischen Wissenschaften (wozu auch die Philosophie gehört) und in die französische Akademie; letztere ist der französischen Dichtkunst, Sprache und Geschichte gewidmet. Im Ganzen zählt das Institut 217 ordentliche Mitglieder; 65 davon gehören allein zu der Akademie der Wissenschaften insbesondere, welche, als die stärkste, vorzüglich die mathematischen und Natur-Wissenschaften fortzubilden hat; denn das sind die Fächer, in denen sich die heutige französische Gelehrsamkeit mit ganz besonders glücklichem Erfolge bewegt. In den alterthümlichen Gebäuden der Sorbonne, dieser ehemals so berühmten Lehranstalt, werden nur noch theologische Vorlesungen gehalten.

In der Nähe der Börse befindet sich die Bibliothek. Sie enthält nicht weniger als 800,000 Bände, 100,000 Handschriften und eine Million geschichtlicher Denkmäler und Actenstücke. Außerdem sieht man hier Säle für Kupferstiche und Landkarten, für egyptische Sehenswürdigkeiten, geschnittene Steine, Inschriften, Modelle, Waffen &c. Unter den Einzelheiten bemerkte ich auch den berühmten Thierkreis von Denderah, der in der wissenschaftlichen Welt so viel Aufsehen erregt hat, weil aus der Anordnung

der darauf abgebildeten Sternbilder sein über alle christliche Zeitrechnung hinausreichendes Alter hervorgehen sollte. Eine große Reihe eigenhändiger Schriftproben von berühmten Personen sind unter Glas und Rahmen ausgelegt. So Briefe und allerhand Blätter von Heinrich IV. und Ludwig XIV., der eine große unorthographische Hand schrieb, ferner von Condé, den seine Adjutanten zu bitten pflegten, nur am Tage der Schlacht nicht selbst zu schreiben, weil er die unleserlichste Hand schrieb; eben so Blätter des ersten französischen Lustspieldichters Molière (+ 1673), des größten französischen Trauerspieldichters Racine (+ 1699), des trefflichen Fenelon, der den Telemach geschrieben (+ 1715 als Erzbischof von Cambray), des Philosophen Montesquieu (+ 1755), dessen Name durch das Werk „der Geist der Gesetze" unsterblich geworden ist, und vieler Anderer. Merkwürdig waren mir Raphaels einfache geistreiche Züge. An Handschriften sah ich unter Anderm die Erdbeschreibung des Claudius Ptolemäus von Pelusium in Egypten aus dem 2. Jahrhundert nach Chr. Der Band schien im 14. Jahrhundert in Griechenland auf Pergament geschrieben und war mit großen gemalten Landcharten versehen. Wie wunderlich erschien nicht damals die Gestalt der bewohnten Erde in den Köpfen der Geographen! Hier hängt Afrika noch am untern östlichen Rande durch ein eingebildetes Land mit dem Ostrande Asiens zusammen, und das indische Meer wird ungefähr wie das Mittelmeer zu einem ungeheuren Binnenmeere; dagegen ist Europa, wo es mittels des jetzigen Rußland an Asien grenzt, außerordentlich schmal dargestellt. In einem mit vielen bunten Zeichnungen versehenen Turnierbuch, welches eigenhändig von dem Grafen der Provence, Renatus, auch König René genannt (+ 1480), geschrieben war, fielen mir die sehr groben Gestalten sämmtlicher Edelknaben und Ritter auf, so wie die große Einfachheit, ja Dürftigkeit ihrer Umgebungen. Da stimmt es denn schlecht mit unsern gewöhnlichen Vorstellungen von mittelalterlicher Pracht jener südfranzösischen Minnehöfe, wenn zum Beispiel ein Saal, in welchem der Sieger des Turniers den Dank seiner Dame knieend empfängt, nicht viel besser aussieht, als eine Scheune, und wenn statt eines zierlichen Kronleuchters ein paar kreuzweis überein-

ander befestigte Hölzer von der Decke hängen und auf die roheste Weise mit vier Kerzen besteckt sind. — Auch andere geschriebene Bücher pflegte man in früheren Zeiten mit allerhand kleinen Malereien zu schmücken und überdies gern in reiche Stoffe mit silbernen und goldenen Beschlägen zu kleiden. Daher darf uns die Kostspieligkeit derselben um so weniger wundern. So gab eine Gräfin von Anjou für ein Exemplar der Predigten des Bischofs Haimon von Halberstadt zwei hundert Schafe, fünf Malter Weizen und eben so viel Reis und Hirse. Und als Ludwig XI. 1471 die Werke des arabischen Arztes Rhasis von der medicinischen Abtheilung borgen wollte, mußte er nicht nur beträchtliches Silbergeräth zum Unterpfand einsetzen, sondern auch noch einen Edelmann als Bürgen stellen, daß er unter namhafter Strafe das Manuscript wieder zurückerstatten wolle. — Der ganze Büchervorrath des Königs Johann in der Mitte des 14. Jahrhunderts belief sich auf etwa zehn Bände. Sein Nachfolger Karl V. brachte es schon auf 900 Bände, die jedoch späterhin, als die Engländer in Paris herrschten, zerstreut und zum Theil nach England gebracht wurden. Ludwig XII. († 1515) legte dann wieder eine neue Sammlung an, die von seinen Nachfolgern immer mehr bereichert wurde, und jetzt ist die Pariser Bibliothek die bedeutendste der ganzen Erde; namentlich entfaltet sie einen großen Reichthum an geschichtlichen Denkmälern.

Aus dem bisher Angeführten erhellt genugsam, welche große Opfer man in Frankreich für die Pflege aller geistigen Elemente gebracht hat. Aber diesen Punkt weiß die Eitelkeit der französischen Nation auch gehörig ins Licht zu stellen; denn sie ist, als die „große Nation", überzeugt, die erste der Welt zu sein und in ihrer Hauptstadt die Blüthe alles Schönen und Herrlichen zu besitzen; ihre Kunst und Wissenschaft ist die größte der Welt, ihr Einfluß auf die Bildung der übrigen Völker der mächtigste: das steht den Franzosen unerschütterlich fest. Nichtsdestoweniger ist die Zahl der wirklich wissenschaftlich Gebildeten in Frankreich verhältnißmäßig klein, und da man sich im Volksunterricht meistentheils nur auf die sogenannten „nützlichen" Kenntnisse beschränkt, so wird nicht nur in der großen Masse, sondern auch in den Mittelklassen ein Mangel an wahrer Auf-

klärung und Bildung des Geistes bemerkbar. Daher entspringen dann oft die abenteuerlichsten Vorstellungen von den Zuständen und Verhältnissen anderer Völker, und eben so ist auf Rechnung dieses Mangels ein guter Theil der krankhaften Erscheinungen in der Gesellschaft und der Verirrungen in Bezug auf die Einrichtungen des Staates zu setzen. Der vorherrschende Sinn für das blos Nützliche findet seinen Auswuchs in Habsucht und Geiz, in Glücksjagd, Wucher und Unterschleifen; das oberflächliche Halbwissen aber erzeugt im Bunde mit der luftig flatternden Belustigungssucht auf dem religiösen Gebiete eine leichtfertige Freidenkerei, die selbst das Heiligste mit fressendem Gift überzieht und damit die einzig sichere Grundlage der Sittlichkeit zerstört. Auf diese Weise ist in Frankreich die Zahl der Verbrechen immer mehr gewachsen, und die Ausartung der Sitten hat, namentlich in Paris und den übrigen großen Städten, eine Schrecken erregende Höhe erreicht. Ein Hemmniß des Uebels hat die katholische Kirche nur in blindgläubiger Frömmelei erstrebt. Dadurch verfehlte sie indeß ihres Zieles nicht weniger, als jener gute Mann mit Namen Monthyon, der einen Wetteifer in der Tugend hervorzubringen suchte, indem er gewisse Tugendpreise aussetzte, welche die Pariser Akademie jährlich dem Verdienste austheilt. Dienstboten, welche ihrer Herrschaft viele Jahre hintereinander mit gewissenhafter Treue und großem Eifer gedient, sie vielleicht in schweren Krankheiten gepflegt oder in großen Nöthen nach Kräften beigestanden haben; Personen, die im Feuer oder Wasser ihr Leben zur Rettung Anderer aussetzten; Kinder, die eine außergewöhnliche Aufopferung für ihre Eltern zeigten, sind diejenigen aus der ärmeren Klasse, für welche jene Preise und Belohnungen bestimmt sind. Es läßt sich Vieles dafür und Manches dawider sagen; aber die Franzosen sind sehr davon eingenommen. Das Dasein solcher Tugendpreise liegt tief in dem prahlerischen Charakter der Nation, so wie vielleicht auch in der katholischen Religion begründet, die auf das Scheinen und Leuchten durch Werke hinführt. Und wahrlich, nirgends ist der Grundsatz „dem Verdienste seine Kronen" weiter ausgebreitet als hier! Denn wo empfangen die Schulkinder wohl so viele Medaillen, Weisheits- und Wissenschaftskränze, als in

all den Klöstern und Gymnasien (collèges) von Paris? Wo giebt es so viele mit Lorbeer- und Eichenlaub bekränzte Stirnen? — Wo die Tugend so gewissenhaft belohnt wird, da muß sie auch wohl sehr gut bekannt sein. Und das ist wahr, an Predigen, Auseinandersetzen und gehörigem Erläutern der Tugend haben es die Franzosen nicht fehlen lassen. Alles, was die Jugend lies't, ist eigentlich nur zusammengesetzt aus solchen Büchern, welche die Sittenlehre predigen mit artigen Geschichtchen zur Erläuterung all ihrer Lehren. Nur gute und schöne Geister werden den Kindern vorgeführt, kurz Muster von Tugenden. Man giebt ihnen das Maß voll und übervoll. Man darf sich daher nicht sehr verwundern, wenn es ihnen in späteren freien Jahren einfallen sollte, sich von den ernst feierlichen Gestalten der Tugend, womit man sie in der Jugend übersättigt hat, einmal loszusagen und sich zur Veränderung mit andern bunten Gaukelbildern zu umgeben, die allmälig tiefer hinab in die Sümpfe und Abgründe des Lasters führen. — Keinem ruhigen Beobachter kann es übrigens entgehen, welch einen günstigen Spielraum der Mangel an wahrer Bildung, verbunden mit der um sich fressenden Entsittlichung, den Parteiführern in Staat und Kirche darbietet, um in den Köpfen die Begriffe zu verwirren und in den Herzen das verderbliche Feuer der blindesten Leidenschaften anzufachen und zu nähren. Merkwürdig erschien mir in dieser Hinsicht eine Apostrophe des Abtes La Mennais in seinem Buche „Worte eines Gläubigen" (paroles d'un croyant): „Blickt um Euch! Seht, wie die Zeiten des Thurmbaues zu Babel wiedergekehrt sind! Schon hat die Verwirrung der Sprache, wie die der Köpfe begonnen, und was wir während des Tages bauen, fällt über Nacht wieder ein. Wahrlich, ich sage Euch, die zweite Sündfluth ist wieder nahe, und der erste Donner des letzten Tages wird am Firmamente zu rollen beginnen, wenn kein Mensch mehr den andern versteht."

Die Kuppel des Pantheon ist 480 Fuß über den Spiegel der Seine erhaben, da der Boden, auf dem die Kirche steht, das höchste Gebiet innerhalb der Barriere von Paris ausmacht.

Dort oben stand ich und blickte noch einmal nieder auf die ungeheure Weltstadt. Man hat von da aus die weiteste Umsicht; man unterscheidet am schärfsten das Irrgewinde der Straßen, die Umgebungen stellen sich am klarsten und in der größten Ausdehnung dar. Wundervoll spannte sich des Azurs blaue Wölbung über das unabsehbare Rund aus, und die Sonne leuchtete die Thürme und Zinnen mit glänzendem Schein an. Vögelschaaren zogen durch den Himmel und wiegten sich um die Thurmhöhe. Die Seine sandte blitzende Spiegellichter herauf, wo sie zwischen den Mauern, Brücken und Bäumen hindurchblickte. Die Höhen ringsum zeichneten sich mit sanften Linien gegen den Horizont ab und zogen ihren bläulich dämmernden Kranz rings umher. So sprang das Gesammtbild von Paris und seiner Umgegend mit charakteristischen Zügen ins Auge.

Wir können Frankreich als das von Natur am meisten abgerundete Land ansehen, welches mit solcher natürlichen in sich abgeschlossenen Einheit zugleich die größtmöglichste Fähigkeit zur Verbindung nach außen verknüpft. Paris wiederholt diese Naturbeschaffenheit Frankreichs. Seine Grundgestalt ist die eines Kreises, dessen Durchmesser ein Fluß, dessen Umfang eine Hügelkette ist. Es stellt eigentlich eine Menge größerer oder kleinerer Kreise mit demselben Mittelpunkt vor. Den weitesten Umkreis von Paris bilden jene lieblichen Hügel, wo Schlösser, Landhäuser, kleine Ortschaften, Mühlen, Wäldchen und Gärten auf das Reizendste mit einander abwechseln. Von diesem ersten durch die Natur geschaffenen Ringe gelangt man gegenwärtig zu dem Graben und der mit Zinnen versehenen Mauer. Dies Riesenwerk hat einen sehr heiteren Anstrich, und selbst die sechszehn einzelnen Forts, die rings herum vertheilt sind, haben nichts Düsteres, sondern gleichen mehr villa-artigen Aufenthalten. Dann folgt der Gürtel der vielen Vorstädte mit den an ihrer Umfassungsmauer sich entlang ziehenden äußeren Boulevards, welche von Weinschenken wimmeln. In dieser Linie liegen nach der Feldseite zu die Kirchhöfe, nach der Stadtseite zu die Schlachthäuser. Auf die Vorstädte und Barrieren folgt der Gürtel der inneren Boulevards, als der schönsten Prachtstraßen.

Der letzte und kleinste Ring ist gewissermaßen das Palais Royal, wo der Glanz des Bürgerlebens seinen Mittelpunkt findet.

Den Gegensatz zu dieser Umkreisung der Stadt bilden die nach allen Himmelsgegenden hinauslaufenden Eisenbahnen, vor Allem aber die Wasserstraße der Seine. Dadurch zerfällt die Stadt in ganz verschiedene Haupttheile. Auf der Südseite haben sich von jeher alle großen wissenschaftlichen Anstalten Frankreichs zusammengedrängt. Hier treffen wir die alte theologische Universität der Sorbonne, die Schulen des Rechts, der Medicin, der Arzneibereitungskunst und der Wundärzte, hier ist die Sternwarte, das Seminar St. Sulpice, die polytechnische Schule für die höheren Gewerbszweige, die Kriegsschule, das Institut von Frankreich, hier sind alle Gymnasien, so wie auch der botanische Garten. Hier wohnen die meisten Buchhändler, die meisten Professoren, Studenten und Künstler. Das Leben des Staates tritt hier in der Deputirtenkammer nur unter der Form der Berathung auf. Der Handel ist hier mehr ein Trödel und die Industrie spielt nur eine untergeordnete Rolle, indem sie sich besonders mit dem Heften und Binden der Bücher, mit dem Einrahmen der Bilder und Kupferstiche, so wie mit der Anfertigung von Kreuzen, Heiligenbildern oder Rosenkränzen abgiebt. Die Zurückgezogenheit der Wissenschaft und Kunst, das Kleinwesen der Gewerbe geht aber selbst in den Tod über, der sich unterirdisch in dem Labyrinth der Katakomben ausdehnt. Ueber dieser Schädelstätte erheben sich nun die Klöster der Nonnen und die Paläste derjenigen, welche noch der alten unumschränkten Königsherrschaft anhängen. Auch der lebendige Tod des Geistes durch Krankheit und Elend hat hier seine Locale in den großen Hospitälern, unter denen wir das Invalidenhospital nicht vergessen dürfen. Die Südseite, als die mehr ruhige Pflegerin der wissenschaftlichen und künstlerischen Sinnigkeit, der religiösen Beschaulichkeit, der stolzen Erinnerung der alten Geschlechter an ihren sonstigen Glanz und der ehrenvollen Thatenlosigkeit des schlachtergrauten Kriegers vollendet ihr Charakteristisches in der großen Gedächtnißtafel der Nation, im Pantheon. — Wenden wir uns nun zur Nordseite der Stadt, die das Gepräge der bewegten Thätigkeit hat, mit bedeutungsvollerem ge-

schichtlichen Hintergrunde. Die vielen Gasthäuser, Theater, Plätze, die vielen Fontainen, die vielen Miethfuhrwerke, die gehäufteren Menschenmassen, das verbreitetere Streben nach Eleganz, die überall sich darbietenden Maueranschläge: Alles verräth uns einen lebensvolleren Boden. Die östliche Hälfte ist vorzugsweise Sitz des Volkes. Hier steht das Stadthaus als Mittelpunkt des Pariser Bürgerthums, und rings umher entfalten Industrie und Handel ihre vollste Thätigkeit. Hier sind die großen Märkte, hier ist die Post, der Bazar der Gewerbeausstellung, die Börse. In der östlichen Vorstadt St. Antoine erhob sich oft tumultuarisch der vielköpfige Volksriese. Hier im Osten befinden sich die großen Gefängnisse und mit einem ausgedehnten Park das Fort Vincennes. Die westliche Hälfte der Nordseite ist vorzugsweise Sitz der vornehmen, feingebildeten Welt. Hier sind die Tuilerien und die elysäischen Felder, hier ist die Gallerie des Louvre und die Bibliothek, die durch ihre Sehenswürdigkeiten ein Institut für die Geselligkeit ist. Auf der Nordseite vom Concordienplatz bis zum Grèveplatz finden wir die Oertlichkeiten aller Revolutionen. Versöhnend zwischen Volk und Vornehme aber tritt das zur Humanität heranbildende Priesterthum auf, als dessen geschichtlicher Mittelpunkt die Kirche St. Germain l'Auxerrois zwischen Louvre und Stadthaus angesehen werden kann.

In der Mitte auf den Inseln der Seine steht bedeutungsvoll der alte Justizpalast, wo das starre menschliche Gesetz gilt und wo das Revolutionstribunal seine schrecklichen Sitzungen hielt. Er schaut düster nach der Nordseite. Nach der Südseite dagegen schaut in ruhiger Größe der ehrwürdige Bau von Notre-Dame als Symbol des Friedens und der göttlichen Gnade.

Ein augenfälliger Unterschied zwischen den beiden Seiten von Paris ist noch, daß die Südseite sich wenig vergrößert, die Nordseite aber im beständigen Wachsthum begriffen ist. Das stimmt zu dem Charakter der Ruhe und Bewegung. Dieser Charakter spricht sich auch selbst in den Bauten aus. Die Kuppelthürme des Pantheon, des Luxemburg, des Invalidendoms so wie von der Kirche Val de Grace entsprechen vollkommen dem sich abschließenden beschaulichen Wesen der Südseite. Die

Nordseite hat keinen einzigen Kuppelthurm. Dagegen tritt die freie Säule hervor: die Vendômesäule, die Julisäule, so wie die Palmbaumsäule der Chateletfontaine (zwischen Stadthaus und Louvre) sind die schönsten Zierden der nach ihnen benannten Plätze. Zahllos sind auch die Bildsäulen der Fürsten, Staatsmänner, Feldherren, Redner und Künstler, von denen namentlich die Gärten der Tuilerien und des Luxemburg wimmeln. Nimmt man dazu die Darstellungen an dem Triumphbogen des Carroussel und Etoile, die vielen allegorischen Figuren der öffentlichen Gebäude, welche auf Frankreichs Ruhm und die Tugenden seiner Bürger hinweisen, endlich die sprechenden Bezeichnungen von Straßen, Plätzen und Häusern, so kommt es uns zum Bewußtsein, daß ganz Paris von geschichtlicher Bedeutsamkeit durchgeistet ist und daß wir uns hier auf einer Bühne bewegen, deren mannigfach wechselnde Scenen dem Interesse der Menschheit angehören.

Der Mai brachte ein Volksfest, welches mit einem Feuerwerk endete. Bis gegen Abend wandelte ich beim schönsten Sonnenschein durch das Wogen und Treiben der ungeheuren Volksmasse, die sich in bunten Strömen nach allen Richtungen über die elysäischen Felder bewegte. Mit einbrechender Dunkelheit begab ich mich nach einem kleinen Pavillon auf dem Concordienplatze, woselbst mir durch freundliches landsmännisches Entgegenkommen ein Platz zur Betrachtung der Illumination und des Feuerwerks zu Theil geworden war. Auf dem Dach des Pavillons hatten wir den schönsten Standpunkt, den wir uns für das Schauspiel nur wünschen konnten. Wir sahen uns gegenüber den ganzen Quai d'Orsay, wo die Fronte des Feuerwerks aufgestellt war; vor uns die Seine mit der Concordiabrücke, rings um uns den herrlichen Concordiaplatz mit den weit ausgedehnten Gärten zur Rechten und zur Linken. Ein dumpfes Brausen murmelnder Menschenstimmen wogte zu unseren Füßen. Plätze und Kais waren mit schwarzen wimmelnden Massen bedeckt; es breitete sich wie ein Meer um das Eiland unseres Pavillons aus. Ringsum stiegen die Giebel, Kuppeln und

Zinnen der Prachtgebäude von Paris aus dem dämmernden Nachthimmel empor und zeichneten ihre Umrisse durch Lampenreihen flimmernd ab, oder waren durch Fackelschein gluthroth angestrahlt. In grauer Dämmerferne leuchteten links die Thürme von Notre-Dame, rechts der Dom der Invaliden und weit am Horizont das Pantheon. Tausende von Lampen flimmerten jetzt, da es finsterer wurde, durch die Büsche bis zum Triumphbogen des Etoile. Es war ein magischer Anblick! — Das Feuerwerk begann. Gleich im Anfange ließ sich die Großartigkeit des Maßstabes wahrnehmen, die man dabei angelegt hatte. Die vollen Garben hochsteigender Leuchtkugeln in allen Farben, die dichten Büsche schwerer Raketen, die leuchtenden Springbrunnen, die dichten Schwärmermassen, die Fronten von Feuerrädern übertrafen unsere glänzendsten Feuerwerke wenigstens um das Zehnfache an Fülle und Zahl. Wunderschön war zugleich die Wirkung in der Beleuchtung der Gebäude und Plätze; die Illumination verschwand; die natürlichen Farben der Gegenstände stellten sich her, nur wie mit Abendsonnengluth übergossen. Es öffneten sich unvermuthet Fernsichten, wo man zuvor nichts als Grau und Dunkel wahrnahm. — Ich glaubte den Gipfel des Schauspiels erreicht. Da plötzlich flammte es mit verstärkter Helle über die ganze Gegend auf, und ausbrechender Jubel des Staunens erscholl aus den Volksmassen herauf. Der Quai d'Orsay brannte in farbigen Feuergarben auf, Tausende von Leuchtkugeln erfüllten die Lüfte, es prasselte von Raketen und Schwärmern. Wie mit einem Zauberschlage sahen wir in der ganzen Länge des Kais plötzlich einen phantastischen Palast in Flammenfarben glühen und brennen, und ein leuchtender Wasserfall stürzte sich, fast dreihundert Schritt breit, in sprudelnden Feuerwellen über die Mauern des Kais auf den ruhigen Spiegel der Seine hinab. Diese Pracht hatte wirklich etwas Erhabenes. Dennoch sollte sie noch überboten werden; denn kaum war der Palast im Sinken, der feurige Wasserfall im Erlöschen, als es mit donnerähnlichem Prasseln auf der Concordiabrücke begann, und plötzlich die beiden Seiten derselben in ihrer ganzen Länge riesige Feuerfontainen emporsprühten und Leuchtkugeln aller Farben, Schwärmer und Raketen in unzählbarer Menge auswarfen. Mitten

in dieser Feuer-Triumphstraße loderte jetzt ein wahrer Vulkan von Raketen auf. Die ungeheure Garbe bedeckte den halben Himmel, und doch blieb sie in fortdauerndem Wachsen, als lodere die ganze Erde in diesen sprühenden Strahlen auf. Tausende dieser Blitzschlangen zuckten zugleich in den Lüften und spieen droben neue Feuermassen aus, so daß nach wenigen Minuten der ganze Himmel eine weißglühende Flamme war, die von tausend rothen, grünen, blauen Blitzstrahlen und Funkenwolken durchfurcht wurde. Es schien fast, als verschlinge ein vulkanischer Ausbruch den Erdkreis. Der Herd, auf dem diese Riesenschlange sich entzündete, glich der Oeffnung eines ungeheuren Geschützes, das in fortwährendem Abfeuern begriffen ist, so ununterbrochen drang der pfeilschnell sausende krystallweiße Feuerstrom ganz mit der Gewalt des Kanonenstrahles heraus, bis sich die mächtige, aufschießende Säule droben in die unermeßliche Blitz- und Flammenkrone auseinander breitete, die ihr schlängelndes sausendes Gezweig nach allen Himmelsrichtungen ausstreckte. Noch großartiger als der Anblick der Lüfte war der der Erde. Denn ganz Paris lag in dieser Minute tageshell zu unseren Füßen. Die entferntesten Kuppeln und Paläste leuchteten wie in glühendster Morgensonne; die Seine war Ein Goldstrom, und die Hunderttausende, die sich auf den Kais, auf dem Concordiaplatze, in den elysäischen Feldern drängten und jüngst zuvor noch im Schleier der Nacht verborgen waren, überblickte man jetzt, wie in einer unabsehbaren Heerschau, Kopf an Kopf, und so hell und deutlich, daß man jeden Zug, jede Miene unterschied. Unbeschreiblich war der Anblick dieser Menschenschaaren, die man in bei weitem größerer Klarheit und Deutlichkeit vor sich sah, als jemals die hellste Sonnenbeleuchtung es hätte bewirken können; denn so in der Nähe übertraf die Lichtgewalt allerdings die der Sonne bei weitem. — Das Schauspiel veränderte sich. Die Flammen gingen in ein trüberes Roth über. Dagegen bot der sich wälzende Rauch, untermischt mit farbigen Lichtern, einen noch schöneren, wenn auch nicht so blendenden Anblick. Nach zwei Minuten verschwand auch dieser, und die nun undurchdringlich finsternde Nacht verhüllte den phantastischen Traum. Es war das Scheidebild der Freuden von Paris.

Für ein gemächliches, vergnügtes, mit allen Reizen und Befriedigungen geschmücktes Leben findet man schwerlich einen besseren Ort als Paris. Die allmächtige Hauptstadt zaubert das Ausgezeichnetste und Vorzüglichste jeder Art von allen Seiten her in ihren Kreis. Alles, was die Bildung und Erfindungskraft, nicht nur des eigenen sinnreich bemühten Volkes, sondern auch des Auslandes, nah und fern in irgend einer Kunst, in irgend einem Zweige des Lebens hervorbringt, liefert hierher sogleich die schönsten Blüthensträuße und die süßesten Früchte zum Vollgenuß. Der ganze Handel von Paris besteht fast nur in Sachen des Wohllebens und des Ueberflusses. Geschmack in Kleidung, in Geräthe und Wohnung, Glanz und Verzierung jeder Art, Schmuck des Leibes und der Seele, die Freuden der Tafel, Gespräch und Neuigkeit, die Künste des Schauspiels, der Musik, des Tanzes, jedes Talent und jede Geschicklichkeit: Alles bemüht sich mit regem Wetteifer um die reiche Ausstattung des Pariser Lebens. Der Koch, die Maitresse, der Lakai, der Schmeichler und Augendiener verstehen wohl nirgends ihr Fach besser, als gerade hier. Kurz, es steht Alles hier, auch der Geist und das Wissen, zunächst im Dienste der ausgebildeten Sinnlichkeit. Mit klugem Verstande sind alle Einrichtungen auf die schnellste, wohlfeilste und anmuthigste Befriedigung unzähliger Bedürfnisse berechnet. Man sieht es auch diesem Leben gleich an, daß ihm dessen Ziel nur der Tag ist, Jahrhunderte im Rücken stehen. Nur eine lange Folge von Geschlechtern, stets erneut, bewegt und thätig in derselben Richtung, nur der unaufhörliche Wetteifer und die tausendfältige Durchkreuzung eitler Gefallsucht mit schmeichelnder Betriebsamkeit, thörichter Verschwendung mit klugem Eigennutz, nur der stete Zusammenfluß größter Laster und glänzendster Talente konnten dies Gebilde hervorbringen, das wirklich als ein abgerundetes Ganze erscheint, bis in das kleinste Geäder von demselben Stoffe gemacht, von demselben Geist erfüllt. Pracht und Aufwand mögen anderswo größer sein, Genuß und Schwelgerei sich kräftiger darstellen; aber gewiß hat nirgends die Annehmlichkeit des Lebens so auf alle Klassen des Volkes sich ausgebreitet, so jede Geringfügigkeit der täglichen Begegnisse durch-

drungen, so durch leichte Formen das eigne Bestehen gesichert. Klugheit und Feinheit erhöhen das Leben, aber sie mäßigen es auch, und das Oel der Höflichkeit schwimmt besänftigend und ausgleichend über allen Unebenheiten der erregten Wogen. In der That dünkt mich das Ganze des Pariser Lebens mehr darauf berechnet, in steter Wiederholung und reichem Wechsel von tausend Annehmlichkeiten gegen Langeweile und Unlust gesichert zu sein, als in Tüchtigkeit und in Erfüllung eigentliches Glück und ächte hohe Freude zu empfinden. Nirgend scheint es so gleichgültig, ob man lange lebt oder kurz, als in Paris; denn zehn Jahre sind dort leicht wie eins, und eins wie zehn. In vergänglichem Wechsel vergißt man der Zeit, und für den, der sich nie besinnt und in sich selber zusammenfaßt, ist die vergangene völlig bedeutungslos. Dennoch ist dieser Ort vorzugsweise der Herd, wo sich seit Jahrhunderten die größten Geschichtsbewegungen entzünden, wo die heftigsten Erschütterungen alltäglich sind, die stärksten Leidenschaften und Schicksale den Schauplatz füllen? — Allerdings. Gerade solch eine gleichförmige, in allen ihren Bestandtheilen zusammenstimmende, nach derselben Richtung streichende und in den kleinsten Theilen dieselbe Wirkung äußernde Masse ist das allerfähigste Werkzeug der That für die genialen Kräfte, die leitenden Talente, welche aus ihr emporsteigen. Dieser Boden ist immer elektrisch, die leisen Strömungen sind überall; sie wirken im gewöhnlichen Laufe nur sanft belebend, aber jede Faser giebt, auf Erfordern, augenblicklich ihren Beitrag zu den großen Gewittern, in welche die Anhäufung sich entladet.

Wie gut es mir übrigens auch erging, wie mannigfache Anregung ich auch empfand, wie Vieles ich anzuerkennen und zu bewundern hatte, so ermüdete mich doch die ewige Zerstreuung, das stete Insichaufnehmen ohne eigentliches Studiren oder gar selbstthätiges Bilden, das leichte Hinflattern der Tage ohne festes Ziel, ohne leitende Gedanken. Das Gewühl der Menschen machte mich oft traurig. Oftmals am Abend, wenn die Sonne zum Untergange sich neigte, ging ich vom Boulevard der Italiener den Weg nach dem Thore St. Denis und St. Martin hinauf, wo die Boulevards breiter werden, bis dahin, wo

der Boden sich allmälig erhöht. Dann stand ich still, sah zurück, und der goldene Sonnenschein lag vor mir ausgebreitet, und traf über die tiefer wühlenden Menschen hinweg in mein Auge. Die weite Strecke, nur durch die Krümmung sich endlich abschließend, fluthet in der buntesten Bewegung, die Menschen arbeiteten sich gleichgültig unter einander fort, jeder ernsthaft dem eigenen Zwecke nachgehend, den ich bei den Meisten nur als einen des Eigennutzes, der Selbstsucht, des Betruges, der Hinterlist und Verführung voraussetzen mußte, und mich jammerte die große Menschenmasse, die mir nur in Versuchen zu leben befangen schien, ohne das Leben selbst je finden zu können. In diesem sonnenbeschienenen Gewühl sprach der wehmüthige Eindruck, den mir Paris machte, stets am lautesten; denn hier und auf den Kais dünkte mich die Stadt am meisten sie selbst. Wenn ich dagegen in später Nacht diesen Weg ging und die dann menschenleeren Boulevards, in ihrer großen Weite vom Mondschein überdeckt und dieser von ungeheuren Schatten durchschnitten, still und feierlich dalagen: dann glaubte ich frisches Leben um mich her zu fühlen; dann verschwand mir der Eindruck von Paris und ein heimathlicher wehte mich an.

Fünftes Kapitel.

Täglich drei Mal gehen je zwei Schnellposten von Paris nach Lyon; allein dem Bedürfniß ist damit doch nicht immer genügt. Beiwagen giebt man nicht, wie bei uns. Wer also mit dem einen Wagen nicht fort kann, muß mit dem nächsten reisen. In diesem Falle befand ich mich. Zufällig ging ich bei der Malle-Post vorbei, die gewöhnlich auf mehrere Wochen im voraus besetzt ist; indeß ich dachte: eine verlorene Nachfrage kann man doch thun. Ich trat ins Bureau mit der Frage: „Haben Sie für heut noch einen Platz in der Malle nach Lyon?“ „Nein, aber nach St. Etienne, und von dort fährt Sie die Eisenbahn in drei Stunden hin; diese Reise ist fast eben so

schnell, als die directe!" So lautete die mir willkommene Antwort.

Des Nachmittags um sechs Uhr stand ich auf dem Posthof. Schon hatten wir die Vorstädte erreicht; die Straßen wurden stiller, und bald nahm uns das Freie auf. Der Abend senkte sich herab, und endlich beschlich uns die Nacht. Abgespannt, müde, überkam mich mit ihr zugleich der Schlaf, und erst am hellen Morgen erwachte ich wenigstens vierzig Lieues von Paris. — Es regnete leicht; graues Gewölk trieb über den Himmel; die Erde prangte mit frischem Grün. Die Landschaft hatte nichts Ausgezeichnetes, doch war sie anmuthig durch sanfte Höhen, Wiesen, blaue Flüsse, weite Kornebenen. Hinter Nevers kreuzt man die Loire, die man später zwölf Meilen weiter südlich bei Roanne noch einmal wieder findet. Statt der Loire begleitet jetzt der Allier die Malle über Moulins hinaus, bis in die Nähe von La Palisse. Hier wird der Charakter des Landes romantischer. Die Straße läuft zuweilen über Anhöhen hinweg, die man fast Berge nennen könnte, oder sie senkt sich in kleine freundliche Thäler hinunter, welche durch einen Bach oder durch einen Teich belebt werden. Bald zeigt sich das Gebirge von Forez wie ein schwarzer Wall vor uns, und zur Rechten wird das Hochland der Auvergne mit seinen steilen vulkanförmigen Kuppen sichtbar, die alle überragt werden von dem mächtigen Puy de Dome.

Da es uns nicht vergönnt war, einen Streifzug in diese merkwürdigen Gebirgsgegenden zu machen, um mit eigenen Augen zu schauen, so wollen wir die folgenden Notizen zur Ergänzung hinzufügen. Die Hauptkette des Forez-Gebirges, das zwischen Allier und Loire nordwärts streicht, ist größtentheils bewaldet; etwa in der Mitte des Zuges erhebt sich die höchste Spitze Peter auf der Höhe (Pierre sur Haut) bis über 5000 Fuß. Das Hochland der Auvergne ist das Land erloschener Feuerberge. Ihre Gipfel (Puys), die bald die Gestalt von Kegeln, Glocken oder Domkuppeln haben, bald wie ungeheuere Buckel oder Blasen aussehen, erscheinen theils vereinzelt, theils in größeren Haufen zusammengedrängt. Die Hauptgruppen sind die des

Domgipfels oder Puy de Dome (4500′), des Goldberges oder Mont d'or (5800′) und des Cantal (5700′). Die Gruppe des Puy de Dome enthält ungefähr siebenzig vulkanische Hügel von der Form abgestutzter Kegel, größtentheils kahl und nur mit spärlichen Kräutern überzogen, wenige mit Buchwaldung bedeckt. Die Gruppe des Mont d'or zeigt da, wo die Dordogne entspringt, den erhabenen Charakter der höchsten Alpen; nur daß man die Gletscher vermißt. Nackte und senkrechte Basaltfelsen mit dunkel gefärbten Zacken und Spitzen umstehen die oberste Fläche des Dordogne-Thales, wo tief unten in den Einschnitten und Spalten die wilden Wasser nieder rauschen; auch fehlt es nicht an Wasserfällen. Die Gruppe des Cantal gleicht einem vollkommenen Kegel und ist von anderen Kegelbergen umringt. Die Thäler, welche strahlenförmig vom Mittelpunkt auslaufen, sind meistentheils tief und von steilen Wänden eingeschlossen. An den Abhängen aller dieser Gruppen findet man die Bildungen des schwarzen Basalt, der oft ganze Felder einnimmt, und aus den noch deutlich erkennbaren Kratern sind Lavaströme geflossen, die zuweilen eine große Ausdehnung erlangt haben. Solche Spuren von vulkanischer Thätigkeit sieht man auch an den Quellen der Loire, wo der Centralknoten der Cevennen liegt, als dessen höchste Gipfel Gerbier de Jonos (4800′) und St. Mezin (5400′) auf den Hochterrassen von Velay, Gevaudan und Vivarais aufsteigen. Hier zeichnen sich die von Feuersgewalt durchbrochenen Urgebirgsmassen durch pittoreske Mannigfaltigkeit der Formen aus. Die Basaltsäulen in Vivarais können in Bezug auf Vollkommenheit der Bildung selbst denen des berühmten irischen Riesendammes an die Seite gestellt werden. An einigen Punkten liegen zwischen dem Basalt Kalkablagerungen und versteinerte Seemuscheln. In der Auvergne ist der Krater von St. Leger noch mit Schwefeldünsten angefüllt. Unter den zahlreichen Mineralquellen sind am berühmtesten die warmen Bäder „les Bains" am Fuße des Mont d'or. Die Stadt Chaudesaigues, im Departement des Cantal, hat warme Quellen, mit deren unter die Fußböden geleitetem Röhrwasser 350 Häuser geheizt werden. In einer Vorstadt von Clermont, der Hauptstadt des Departement Puy de Dome, findet

sich eine versteinernde Quelle. Die Häuser und Straßenpflaster dieser und anderer Städte sind aus Lava.

Die Gegend im Departement des Allier hat ein wohlhabendes Aussehen. Man sagte mir indessen, daß der Landmann und der Winzer hier im Allgemeinen arm sei und immer noch mehr verarme. Der Zinswucher saugt nämlich dem kleinen Grundeigenthümer, der in den Zeiten der Noth auf sein Grundstück Geld aufnehmen muß, den letzten Blutstropfen aus; denn es ist nicht selten, daß der Bauer eine solche Schuld mit 12 bis 15 Procent verzins't. Die Bauerhäuser haben einen Anstrich von Nettigkeit; auch bemerkt man häufig Friese mit Mäusezähnen, Zeichnungen von verschiedenfarbigen Backsteinen auf den Wänden, und ähnlichen Zierrath. Aeußerst gefällig ist die Kopftracht der Weiber. Ueber eine schneeweiße Haube setzen sie nach der Stirn zu einen kleinen Strohhut mit Sammetbändern, dessen Rand sich hinten und vorn in der Gestalt eines Schiffsschnabels empor krümmt. Die Erfindung des Spinnrades ist hier noch unbekannt geblieben. Auf der Schwelle der Häuser beim Schwatzen mit der Nachbarin, beim Hüten der Kühe und Schafe haben Mutter und Tochter die Spindel in der Hand.

Gegen Abend zog ein Gewitter heran; bald umgab uns die Nacht. Am frühen Morgen waren wir tief in den Bergen, und bald nach sechs Uhr erreichten wir bei strömendem Regen St. Etienne. Die Stadt ist regelmäßig und sehr reich, doch unheimlich, düster, ganz aus grauem Stein gebaut. Es ist eine Art Elberfeld von Frankreich; die Steinkohle ist das Gold der Gegend. Die Stadt ist ungemein gewachsen; die Einwohnerzahl hat sich binnen zehn Jahren von 20,000 auf 75,000 vermehrt. Der Steinkohlentransport geht auf der Loire bis zum Canal von Briare, der oberhalb Melun in die Seine einmündet, und von da nach Paris. Die hiesigen Schiffer machen die Fahrt gewöhnlich nur bis Briare, wo die Kohlenboote Canalschiffern übergeben werden; diese verkaufen die Boote nach ihrer Ankunft in Paris als Bauholz. Ich traf mit einigen in Ziegenfelle gekleideten Loireschiffern zusammen. Die Leute waren, wenn man einen deutschen Maßstab annimmt, etwa den für unsere Floßknechte, über ihren Stand hinaus gebildet und geschliffen.

Die Schifffahrt auf der oberen Loire pflegt nur ein paar Monate im Frühjahr und Herbst offen zu sein. Diese Zeit muß daher wohl genutzt werden. Die Schiffsleute ergossen sich in bittere Klagen über die schweren Zeiten, schienen jedoch nichts desto weniger ein lockeres Völkchen zu sein, das seinen noch immer ganz leidlichen Verdienst größtentheils bei guten Schüsseln und vollen Flaschen drauf gehen läßt.

Ein rüttelnder Omnibus führte mich auf die Eisenbahn nach Lyon. Ich hatte ein Billet erster Klasse. O Himmel, welch ein finsterer Angst- und Marterkasten nahm mich auf! Dafür entschädigte die Landschaft. Die Bahn führt mitten durch's Gebirg. Auf der ersten Hälfte wird die Bewegung nur durch den Fall hervorgebracht, und es geht mit reißender Schnelligkeit (zurück mit Pferden). Man rollt durch sieben oder acht Tunnels, deren einige sehr lang sind, einer namentlich über 3000 Schritt. Die Ausmündungen derselben bieten jedesmal einen neuen Anblick des Gebirgstheaters dar. Eine lange Strecke fährt die Eisenbahn dicht am Ufer der Rhone hin, welches dem der Mosel gleicht, während das Land in Bezug auf Anbau, Eisenhämmer, Fabriken, Landhäuser eine auffallende Aehnlichkeit mit den lieblichen Maasgegenden zeigt. Nur daß die Pflanzenwelt einen südlichen Anstrich hat. Der ächte Kastanien- und Nußbaum bilden das Uebergewicht im Waldwuchs und wetteifern oft an Größe mit den Eichen. Nachdem der letzte Tunnel uns in seinen dunklen Schooß aufgenommen hatte und wir einige Minuten in gänzlicher Finsterniß zugebracht hatten, öffnete sich sein Thor zu einem überraschenden Schauspiel. Die Rhone hat eine Wendung gemacht, die der Tunnel abschneidet, und jetzt liegt ihr weites sonnenhell beleuchtetes Thal mit dem prächtigen Lyon vor uns, das sich im Rundgemälde an den Bergen emporbaut. Wir machten den Uebergang über eine Brücke, die zu einer Insel führt, und überschauten von hier aus das ganze imposante Bett ihres getheilten Stromes. Nach wenigen Minuten sind wir in der Stadt selbst.

Das erste flüchtige Durchstreifen läßt einen wirklich großartigen Gesammteindruck zurück. Da sieht man herrliche Kais an den beiden durchfließenden Strömen, eine reiche Zahl stolzer

Brücken, eine Gebirgslandschaft, in der sich die Häuser — in dem neueren Theile wahre Paläste von acht bis neun Stockwerken — über einander emporbauen, endlich viele alterthümliche Gebäude, Thürme und Festungen, die jenseit der Saone von den Gipfeln der Berge über die Stadt hinwegschauen. Im Innern wechseln Licht- und Schattenseiten. Die vielen Magazine, das Gewühl in den Straßen, der eilige Schritt der Menschen, die vielen Karren und Lastwagen: alles dies trägt das Gepräge einer großen Handelsstadt. Aus dem düsteren Chaos enger, thurmhoch vermauerter, krummer Gassen voll Schmutz, Armuth und Elend sondert sich eine Menge breiterer Straßen mit einzelnen stattlichen Gebäuden aus, während die gewöhnlichen Privatgebäude nur von mäßiger Größe und ohne allen Schmuck sind. Auch die Plätze sind klein mit Ausnahme des Platzes des Terreaux, d. i. der Gewächserden und des großen Platzes Bellecour mit der in der Mitte stehenden Reiterstatue Ludwigs XIV. aus Bronce. Der Vorzug dieses Platzes ist der Blick auf die reichbebauten Höhen, welche die Stadt beherrschen. Die Lage der Kaffeehäuser am Kai der Rhone ist schön, aber sie selbst sind enge und schmutzig. Man besucht sie in der Regel nur eine Stunde vor Tische, um Zeitungen daselbst zu lesen. Dies ist indeß ein gutes Zeichen; denn man kann daraus schließen, daß sich die Einwohner einer Stadt in ihren häuslichen Kreisen wohler befinden, als an öffentlichen Orten. Am Saone-Kai St. Vincent fallen uns die glänzendsten Waarenläden ins Auge. Hinter Spiegelscheiben von außerordentlicher Größe sind die reichsten seidenen Stoffe ausgebreitet, und verdienen die Tapetenwerke durch den Schmelz der Farben und die geschmackvollen Zeichnungen bewundert zu werden. Unter den Waarenläden bemerkte ich eine ganz eigene Art. Ueber dem Eingange steht mit großen Buchstaben: Fourniture d'eglises (Kirchen-Vorräthe). Hier findet man Altarleuchter, Weihkessel und dergleichen, alles scheinbar von Silber, aber nur aus Holz gefertigt. Die Menge dieser Magazine läßt vermuthen, daß der fromme Bedarf an solchen Gegenständen sehr groß ist, der Stoff aber, woraus die Geräthschaften bestehen, läßt schließen, daß die Frömmigkeit nicht gediegener als das Silber ist.

Nach Cäsars Tode ward Lugdunum gegründet, woraus der französische Name Lyon entstand. Der Kaiser Augustus machte Lugdunum zur Hauptstadt von Gallien und verweilte daselbst drei Jahre. Nach einem großen Brande erhob sich Lugdunum wie ein Phönix aus seiner Asche. Bei der Kirche d'Ainay findet man noch Ueberreste von altem römischen Mauerwerk, welche daselbst in neue Privathäuser eingebaut sind. Einige Alterthumsforscher halten sie für Trümmer vom Palast des Kaisers Augustus, und ihre Vermuthung wird dadurch bestätigt, daß man hier einen prächtigen Mosaikfußboden entdeckte und erst vor wenigen Jahren einen zweiten in dem Keller eines nicht weit von der Kirche entfernten Bürgerhauses. Andere vermuthen, daß hier nicht der Palast, wohl aber der Tempel des Augustus stand, zu dessen Bau sechszig gallische Völkerstämme beitrugen. Die Kirche d'Ainay selbst ist eine der ältesten in der Christenheit. Die vierseitige Halle, in welcher der Hauptaltar steht, wird von vier Porphyrsäulen getragen, und darüber befindet sich eine Gallerie von kleinen byzantinischen Säulen, auf denen Rundbogen ruhen. Ohne Zweifel sind jene Prachtstücke von Porphyr einem antiken Gebäude entlehnt. Nächst der Kirche d'Ainay hat die Kirche Johannes des Täufers oder der Dom am meisten Wichtigkeit. Das Innere desselben macht durch seine Gallerien über den unteren Bogen und den Reichthum von Bildhauerschmuck eine mächtige Wirkung. Der älteste Theil scheint die achtseitige Kuppel über dem Hochaltar, die von schön verzierten Pfeilern und Säulen getragen wird. Unter den Bildhauerarbeiten am Haupteingange wiederholt sich ein Ungeheuer von der abscheulichsten Art, dessen Gestalt aus einem Vogelleibe, Drachenschweif, Schlangenhals und Menschenkopf mit rundem Hute zusammengesetzt ist. Die Künstler wollten dadurch den Teufel abbilden, welcher vielgestaltig in der Welt, außerhalb der Kirche, auf die Menschen laure. Von den übrigen Gebäuden erwähnen wir den Justizpalast, der dem Berliner Museum gleicht, das Stadthaus, welches durch seine Treppen, auf denen man ins Innere hinaufsteigt, seine Höfe und Vorhallen einen großen Eindruck macht, auch mit einem malerischen Sinn für Durchsichten und Licht und Schattenmassen angeordnet ist. Das nahe dabei gelegene Theater

würde man eher für eine Börse oder Bankgebäude halten, wo die wichtigsten Geschäfte betrieben werden; es hat vier Millionen Franken gekostet. Das größte Gebäude ist das bürgerliche Hospital an der Rhone, welches im Stande ist, mehr als 3000 Kranke aufzunehmen. Das untere Stockwerk wird zu Waarenniederlagen und Kaufmannsläden benutzt. Das mittlere Stockwerk enthält einen überaus geräumigen Saal, der sich durch eine schwere viereckige Kuppel auch an der äußeren Vorderseite hervorhebt und mit den Sinnbildern der Medicin geschmückt ist, unter denen ich nur ein wichtiges, den Tod, vermißte. Eigenthum des Hospitals ist ein großer Theil der seit etwa 35 Jahren an den Thoren von Lyon neu entstandenen und bereits sehr volkreichen Stadt la Guillotière.

Lyon, die zweite Stadt Frankreichs, zählt mit Einschluß seiner Vorstädte mehr als 200,000 Einwohner. Unter den außerordentlich zahlreichen Fabrikarbeitern, deren Schöpfungen besonders in Seide, Goldstickereien und Treffen berühmt sind, giebt es natürlich viel Armuth; aber diese Armuth stellt sich nicht in widerwärtiger Blöße zur Schau, sondern sie steht um mehrere Stufen über dem rettungslosen Elende mit seinen Lumpen, seinem Schmutze, seinen verzerrten Zügen und seiner zudringlichen Bettelhaftigkeit. Ich bin sehr geneigt, den Worten eines Franzosen Glauben zu schenken, der mir vor einigen Tagen sagte, daß es in Lyon im Gegensatze zu Marseille keinen Pöbel gebe. Arbeiteraufstände hat es freilich immer in Lyon gegeben; zur Steuerung derselben dient ein Citadellenkranz, von dem die Stadt neuerlich eingeschlossen ist. Die Forts sind zum Theil hart an den Barrieren aufgeführt, und ihre Schießscharten können alle irgend wichtigen Punkte bespielen. Die Forts wimmeln von Soldaten, während man in der Stadt selbst nur sehr wenige Uniformen bemerkt. — Die wiederholten Aufstände haben ihren tieferen Grund in der Verbrüderung der Arbeiter. Die große Mehrzahl derselben sind nämlich Theilnehmer an Gesellschaften zu wechselseitiger Unterstützung in Noth und Elend und zum Schutz der Arbeit des Einzelnen gegen das große Capital der Fabrikherren. Diese Gesellschaften gingen hervor aus dem Bedürfniß. Sie schufen des Guten viel, sicherten die Armen,

Kranken und Leidenden vor gänzlichem Untergange, bildeten auch wohl eine gemeinschaftliche Schutzwehr gegen einen übermäßigen Druck der Fabrikherren. Sie ließen sich also leiten von den Ideen des sogenannten Socialismus oder der Lehre von der genossenschaftlichen Verbindung aller Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zur Abwehr des Unheils von dem Haupte des Einzelnen und zur Förderung seiner Wohlfahrt. Diese Aufgabe kann aber nur in der Art gelöst werden, daß diejenigen, welche gleiche Interessen haben, zusammentreten und sich gegenseitig aushelfen, wie bei den Assecuranzen gegen Schaden durch Todesfälle, Hagel, Wasser und Feuer. Das ist der rechte Socialismus. Wollte sich aber der Staat in der Gesammtheit seiner Mitglieder bei dergleichen Assecuranzen betheiligen und in gleicher Weise etwa allgemeine Kranken=, Armen= und Arbeits=Assecuranzen errichten, so würde man dadurch, daß alle Staatsbürger zu den dazu nothwendigen Beiträgen gezwungen würden, der Freiheit des Individuums zu nahe treten, die Last der Abgaben würde ins Ungeheure wachsen und wie ein schwerer Alp auf alle größeren Unternehmungen drücken; Handel und Verkehr würde unendlich gehemmt werden, aller leichtfertigen Nichtsnutzigkeit aber durch die Perspective auf Sicherung unendlicher Vorschub geleistet werden. Dagegen kann es keine Frage sein, daß irgend welche schützende Bevorrechtigungen des Staates vor Allem der mittellosen Klasse zu Theil werden müssen. — Die Lyoner Arbeiter hatten die Bahn des rechten Socialismus betreten und das Heilsame desselben naturgemäß zu verwirklichen gesucht. Aber sie wurden ins Schlepptau genommen von den Führern anderer Gesellschaften, welche die Umkehrung aller gesellschaftlichen Verhältnisse durch Gewalt der Waffen erstrebten. Dazu ließen sie sich wiederholt fortreißen, wurden mit den Verführern in einen Topf geworfen und mußten so, hier wie anderswo, mehr und mehr der Militairgewalt verfallen.

Von dem religiösen Sinne der Bevölkerung konnte ich mich am nächsten Sonntage überzeugen. Mein erster Gang früh um sieben Uhr galt den Höhen von Fourvières, der steil ansteigenden Vorstadt, wo biedere, aber auch sehr unruhige Handwerker, Winzer und Gärtner wohnen. Den Gipfel des Berges krönt

die Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau von Fourvières. Sie war bei meiner Ankunft bereits gedrängt voll nicht etwa blos von Frauen aus dem Volke und einigen abgelebten Greisen, wie das wohl in Paris der Fall ist, sondern von Personen jedes Alters, jedes Standes, jedes Geschlechts. Und daß nicht etwa die Mode oder der schöne blaue Himmel diese Versammlung dort oben hinaufgeführt hatte, das bewies die Haltung jedes Einzelnen. Vier Priester versahen zu gleicher Zeit den Gottesdienst in verschiedenen Theilen der kleinen Kirche, und jeder dieser Priester hatte eine Gemeinde, die mit Blick und Herz an seinen Geberden und an seinen Worten hing. Die ganze Umgebung der Kirche ist mit Klöstern und Wohnungen der Geistlichen besetzt. — Der Berg hat eine kesselartige Vertiefung, und auf der einen Seite dieses Thales liegt die Kirche und das Kloster Irenée. Als einzige Wahrzeichen von dem hohen Alterthum der Kirche zeigt man daselbst ein fast erloschenes Frescobild, einige Inschriften und ein unterirdisches Gemach mit einem tiefen Brunnen, in welchen der Sage nach 19,000 Märtyrerleichen gestürzt wurden, und ihr Blut floß so reichlich, daß Lyon davon überschwemmt wurde. Bei diesem Kloster haben sich mehrere Bogen einer alten römischen Wasserleitung erhalten, welche das Wasser von den zwölf Stunden davon gelegenen Bergen Pila und Mont d'or herüberführte. In mehreren Weingärten unweit des Kirchhofes St. Just sieht man die Fortsetzung dieser Wasserleitung. Von diesem Kirchhof und anderen Punkten der Höhe von Fourvières hat man den herrlichsten Blick auf die geräuschvolle Stadt mit ihrem belebten Straßenlabyrinth und dem alterthümlichen Dom. Aus den Gruppen der Gebäude treten hie und da Felsen hervor, wodurch dieser Seite ein überaus malerisches Ansehen zu Theil wird. Die Saone und Rhone, welche einander suchend durch hohe Gebirge irrten, finden und vereinigen sich hier vor unseren Augen und verfolgen dann gemeinschaftlich ihren Lauf. Eine unabsehbare Menge von Dörfern, Städtchen und einzelnen Landhäusern liegen in so gedrängter Nähe, daß Lyon dadurch den Anblick einer Stadt von unermeßlicher Größe bekommt. Die schönste Uebersicht über die ganze Gegend hat man jedoch vom Thurm

der Sternwarte, die auf den Berghöhen jenseit der Saone liegt. Hier überschaut man die Stadt wie einen ausgebreiteten Plan, und ringsum bietet sich die Aussicht auf das reiche romantische Land, auf die nahen und fernen Gebirge bis zu der stolzen, schneebeglänzten Alpenkette, ja bis zu den Gipfeln der Pyrenäen, wie wenigstens mein Führer behauptete.

Was die Lyoner an sich betrifft, so haben sie eine zurückhaltende Höflichkeit, sie sind kalt und glatt wie Eis. Eigentlich schöne Gestalten habe ich nicht gefunden. Ein großer Mund und eine dicke Nase sind die vorherrschenden Bildungen. Stumpfnasen kommen in Frankreich fast gar nicht vor. Als Hauptarten der Nasen lassen sich bezeichnen 1) die Dicknäsigen, welche gewöhnlich anmaßend, roh, phlegmatisch und doch jähzornig sind; 2) die Langnäsigen sind kalt und in sich gekehrt und haben etwas Edles in ihrem Betragen; 3) die Krummnäsigen sind lebhaft, eitel und leichtsinnig. Diese Regeln habe ich mir aus vielfacher Beobachtung abgezogen. Das feinere Leben vermag die scharfen Kanten einer solchen Krystallbildung des ursprünglichen Charakters abzuschleifen, aber die Grundform bleibt. Bei der zu dergleichen Beobachtungen sich darbietenden Gasttafel kann der Fremde sich übrigens nur an die äußere Erscheinung halten, denn kein Mensch spricht da ein Wort, was darin hauptsächlich seinen Grund haben mag, daß kein Franzose dem anderen ihm unbekannten traut. Da nun nicht gesprochen wird und man das Essen doch als eine Hauptangelegenheit des Lebens betrachtet, so speis't man mit einer besonderen Würde. Bei Tische spreizt ein Franzose die Ellbogen aus und drückt senkrecht Messer und Gabel auf den Teller. In dieser Stellung gleicht er einem Raubvögel, der mit ausgespreizten Flügeln seinen Fang verzehrt. Das angespießte Stück wird mit der Gabel auf dem Teller, dann aber noch einmal vor den Lippen herumgedreht, um den Appetit darnach zu steigern. Ist dies geschehen, so wird der Bissen schnell in den Mund geschoben und ein Stückchen Brot nachgeworfen, worauf der Esser die Tischgenossen mit einer stolzen selbstzufriedenen Miene anblickt, als habe er eine edle That vollbracht. Man muß die Geschicklichkeit bewundern, mit welcher ein Franzos die kleinen Stücken Brot in den Mund

wirft, ohne diesen jemals zu verfehlen. Keine von den sechszehn verschiedenen Schüsseln, woraus ein gewöhnliches Mittagsessen besteht, bleibt unberührt und von den meisten ißt man zwei Mal. Ich hörte einen Franzosen am Schluß einer Mahlzeit zu seinem vertrauten Freunde sagen: „Ich habe gewissenhaft von allen Schüsseln gegessen!“ Italiener und Spanier erstaunen über eine solche Eßfähigkeit.

Viel Zeit brachte ich in dem Lyoner Museum zu, und versagte es mir dagegen, die Bibliothek zu besuchen, welche über 70,000 Bände enthalten soll. Man hat das prächtige Klostergebäude, welches sonst St. Peter geweiht war, den Künsten und Wissenschaften eingeräumt. Unter den Bogengängen, welche den Hof einschließen, findet man eine große Zahl römischer Grabsteine. Die Perle der reichhaltigen Gemäldesammlung ist unstreitig die Himmelfahrt von Perugino. Christus steht in einem regenbogenfarbigen Oval, auf dem in gleichen Entfernungen geflügelte Engelsköpfe vertheilt sind. Ueber dem Haupte des Heilandes schweben musicirende Engel und etwas tiefer andere, die fliegende Bänder halten. Ein duftiges Thal, ein heller Strom und Hügel, mit jungen Bäumen bewachsen, die zartes Frühlingslaub schmückt, bilden Hinter- und Mittelgrund. Im Vordergrund stehen in zwei Gruppen vertheilt die Apostel, in ihrer Mitte die heilige Jungfrau. Das Bild mit seiner farbenprächtigen Malerei athmet die freudigste Begeisterung und zieht uns auf wunderbare Weise in seinen himmlischen Kreis hinein, wo alle Gestalten die zur Wirklichkeit gewordenen Entzückungen der in Liebe lebenden Seele aussprechen. Perugino, der Lehrer Rafael's, malte diese Altartafel 1495 für St. Peter in Perugia, in der Zeit seiner vollen Reife und Kraft. Das Meisterwerk wurde von den Franzosen erbeutet, kam 1805 ins Museum von Lyon und wurde 1815 von dem Papste zurückgefordert. Der damalige Gouverneur bat Pius VII. um dieses Bild im Namen der Stadt, und der Papst schenkte es derselben, als Bezeugung der Rührung seines dankbaren Andenkens an die Stadt Lyon in Betracht der vielfachen Beweise von ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit und Anhänglichkeit an seine geheiligte Person.

Es war ein grauer Morgen, als ich vor vier Uhr das die Rhone hinunter fahrende Dampfschiff besteigen wollte, mich aber wie einen Ballen aufladen ließ, da es mir unmöglich war, von dem hohen Kai auf einem schmalen, schlüpfrigen, schmutzigen, schwankenden Brette auf das Schiff herabzusteigen. Auf dem Verdeck war kein einziger reinlicher Fleck, und ich mußte selbst eine Bank scheuern, um mich setzen zu können. Für Reinlichkeit und Bequemlichkeit wird bei dergleichen Unternehmungen nicht gesorgt, indem man Jedem erlaubt, zu unternehmen, was er will; und so entsteht ein Wetteifer, wodurch die Preise immer wohlfeiler, die Leistungen aber immer schlechter werden. — Die Damen zogen sich in die Pavillons zurück, und die Herren legten sich in der Kajüte auf die Sophas. Fast Jeder holte ein Buch aus der Tasche und stellte sich, als wenn er läse, um nicht zum Sprechen veranlaßt zu werden, und die Meisten schliefen sehr bald ein. Nur einige Wenige wanderten auf dem Verdeck hin und her, und ich behauptete mein wohlerworbenes gescheuertes Plätzchen. Ich erwartete mit Ungeduld den Anblick der schönen Rhoneufer, welche der Nebel verschleierte, bis wir in die Nähe von Givors kamen. Erst von hier wird die Reise, wie man mir sagte, unterhaltend. Am linken Ufer zeigte sich bald das durch seine römischen Alterthümer berühmte Vienne, wovon ich jedoch nichts als die sogenannte Spitze (aiguille) sehen konnte, die vor der Stadt liegt: ein Denkmal aus dem früheren Mittelalter. Es ist ein gemauerter Obelisk, ruhend auf einer vierseitigen Halle, zu der vier Bogenthüren führen. Ein dortiger römischer Tempel ist jetzt zum Museum eingerichtet; auch findet man daselbst Stücke von Säulen, welche auf Gebäude von ungeheurer Größe schließen lassen. — Wir flogen an Rebenhügeln vorüber, wo die köstlichsten Weine wachsen. Ein andermal erfreute uns wieder ganz nahe am Ufer der Anblick kleiner Städte, wo weitläufige Fabrikgebäude durch ihre großen offenen Fenster die unzähligen schwirrenden Spulen erblicken ließen, auf denen sich die Fäden von Millionen Seidenwürmern abspinnen. Es ist dies ein Flimmern und Wirren und Schnurren durch einander, wovon man sich keine Vorstellung machen kann, ohne es gesehen zu haben. An diesen Fäden hängt das Leben

von so viel tausend Menschen, daß dieser wunderbare Anblick etwas sehr Ergreifendes hat. In diesen Betrachtungen wurde ich durch einen sehr heftigen Streit gestört, der sich unter zwei Reisenden entsponnen hatte. Der eine gehörte zu den Dicknäsigen und zeichnete sich noch besonders durch eine Art Turban aus, den er aus einem Schnupftuch gebildet hatte. Der andere war ein langer, äußerst abgemagerter, gelbbrauner Weltgeistlicher, dem sein langer schwarzer Rock und die enge Leibbinde ein skelettartiges Ansehen gaben. Der Zank war über ein Buch entstanden, das, wie ich bemerkte, den Titel „der Anbeter" führte. Der Dicknäsige wußte seinen Gegner durch schonungslose Worte einer kalten Bosheit immer mehr zum Zorn zu reizen, der sich zuletzt fast bis zur Verzweiflung steigerte. Des Geistlichen schwarze Augen flammten in dem bleichen Gesicht, die dürren Arme streckte er weit vor sich hin, und man hätte glauben können, daß aus den ausgespreizten Fingerspitzen im nächsten Augenblicke elektrische Funken hervorsprühen würden. Auf einmal bekam das Schiff einen gewaltigen Stoß und zugleich vernahm man einen Knall, wie den eines starken Büchsenschusses. Alles fragte erschrocken, was sich zugetragen habe. Ich errieth gleich, daß der Dampfkessel gesprungen sei. Und so war es auch. Die Gewalt der Dämpfe hatte die Pistille, die sich in einem schlechten Zustande befand, herausgestoßen. Indeß da wir stromabwärts reis'ten, so hatte die Sache weiter keinen Nachtheil, als daß wir nicht schneller fahren konnten, als jedes andere Schiff, und dies ging bei der starken Strömung noch rasch genug. Ich hatte den Vortheil, mit um so mehr Muße die Gegend betrachten zu können, die hier ein italienisches Ansehen gewinnt. Der Capitain landete bei einem kleinen Städtchen in der Hoffnung, daselbst einen Mechaniker zu finden, der die Maschine wieder in Gang setzen könnte. Wir lagen unter einer großen Weinlaube vor Anker, deren Reben einen geräumigen Platz überspponnen hatten. Dunkle Cypressen, deren Spitzen die Abendröthe anglühte, erhoben sich schlank in die tiefblaue Luft, und um das Bild recht malerisch auszustaffiren, setzten sich schöne Frauen auf die Ufermauer und spannen an ihren Spindeln ruhig fort.

Es war bereits dunkel geworden, als wir diesen Ort verließen. Ein junger Soldat, der sich zu uns gesellte, als er mich und einen anderen Passagier deutsch sprechen hörte, theilte uns seine Besorgniß mit, daß das Dampfschiff vor Mitternacht nicht in Valence eintreffen würde. Er sagte, daß sein Urlaub um diese Zeit abgelaufen sei und daß eine Verspätigung ihm schwere Strafe zuziehen würde. Ich suchte ihn zu beruhigen, weil die Verspätigung der Ankunft doch seine Schuld nicht sei. „Ei, mein Herr!" erwiederte er, „das entschuldigt mich nicht. Ein Militair muß auf alle Fälle vorher bedacht sein. Ich hätte einige Tage früher von meiner Heimath abreisen sollen; ich verdiene die Strafe mit allem Recht, wenn ich zu spät in Valence eintreffe." Diese strenge Gesinnung gegen sich selbst flößte mir die größte Achtung vor dem jungen Mann ein. Er erzählte uns viel von dem unglücklichen Zustande der Garnisonen in der Provence. Die Militairs sind als Werkzeuge der Regierung bei den Provençalen, die er Welsche nannte, äußerst verhaßt. Wenn sie sich an einem öffentlichen Orte einfinden, so fangen die Welschen Händel an. Sie müssen sich immer in den Casernen aufhalten, und wenn es des Abends etwas einzukaufen oder zu besorgen giebt, so müssen immer acht bis zehn Mann zusammen ausgehen, weil der Einzelne ermordet wird. Besonders übel sind in diesen Gegenden die Elsasser und Lothringer Regimenter daran, die außer dem Haß auch noch die Verachtung der Franzosen erdulden müssen und die es daher für das größte Glück halten, wenn man sie nach Algier schickt. — Wir erreichten noch kurz vor Mitternacht Valence, und der junge Mann eilte nach seiner Caserne. Das Wirthshaus, das ich betrat, glich völlig einer italienischen Osteria. Die Vorhalle des Hauses war zugleich Wohnzimmer der Familie und Küche, das Kamin zugleich der Herd. Nur die Bewohner des Hauses waren ächte Franzosen. Ein kleiner dicker Wirth im Anzug eines Koches hielt eine Rede, daß es die Gesundheit erfordere zu Nacht zu speisen, und empfahl mir Dreierlei: sich selbst als den ersten Wirth in Valence, Fische und die Hühner dieser Gegend. Eine mumienhafte Kammerfrau, deren dürres braunes Gesicht sehr gegen die gepuderte Frisur abstach, leuchtete mir die steile

Treppe hinan in das mir angewiesene Zimmer. Das Abendessen wurde aufgetragen, als ich schon längst schlief. Am andern Morgen blickte ich aus dem Fenster meines Zimmers in die Straße „des Paradieses", welche indeß sehr schmutzig aussah. Ich setzte mich vor die andere Seite, von wo man eine entzückende Aussicht auf die Rhone, die prächtige Kettenbrücke und die Festung hat. Nach dem Frühstück führte mich ein freundlicher Knabe in das Innere der Stadt. Eine Unzahl von Armen lag am Wege; meistens waren es blinde Frauen, welche für die Vorübergehenden beten. Der Markt ist geräumig und still. In seiner Nähe zeigte man mir das Haus, das Bonaparte als Fähndrich bewohnt hatte. In der nicht sehr großen Domkirche St. Apollinarius befindet sich das Grab Pius VI. († 1799), der hier gefangen saß. Sein einfaches Denkmal besteht aus einer Marmortafel, vor welcher seine Büste aufgestellt ist. Er war ein schöner Mann, sehr liebenswürdig, ein Freund der Künste und der Menschen. Unter seiner Regierung fing man an, die pontinischen Sümpfe auszutrocknen, er begründete das Museum Pio-Clementinum, und in einer friedlicheren, glücklicheren Zeit hätte er sich den Ruhm eines großen Mannes erworben. Eine jede Zeit stellt aber andere Aufgaben.

Ein zweites Dampfschiff war eingetroffen, das uns von Valence nach Avignon führen sollte. Es war weit größer, als das vorige, mit einer ungeheuren Masse von Ballen und Fässern beladen, von Reisenden angefüllt und führte die bedenkliche Benennung „Sirene". Man richtete sich ein, so gut man konnte. Die Damen zogen sich wieder in das Gesellschaftszimmer zurück und die Herren streckten sich wieder in der Kajüte auf den Sopha's aus. Andere nahmen auf Schemeln an den Tischen Platz, um zu frühstücken, denn es war bald Mittagszeit. Einem dicken freundlichen geistlichen Herrn und mir war ein Winkelchen übrig geblieben, wo wir ungestört zusammen zu frühstücken gedachten. Ein hübsches flinkes Mädchen, welches gegen hundert Gäste bedienen sollte, wurde von allen Seiten um Speise und Trank angeschrieen, und unsere bescheidenen Wünsche blieben daher unerfüllt. Endlich rief ich: „Mademoiselle Sirene! lassen Sie uns nicht verschmachten." Das Mädchen lachte, das Frühstück

wurde bald gereicht, aber mein Gesellschafter hatte sich entfernt, und ich habe ihn nicht wieder zu sehen bekommen. Die Gesellschaft, welche sich auf dem Verdeck aufhielt, war sehr mannigfaltig. Wie es auf allen Dampfschiffen geht, so hielten sich die ärmeren Reisenden auf dem vorderen Verdeck zusammen; die Vornehmeren befinden sich auf dem Hintertheile, wohin der Dampf des Schiffes getrieben wird. Ein langer magerer Engländer ging hier mit großen Schritten auf und ab, ohne den reizenden Ufern nur einen Blick zu gönnen, während seine Lady im festverschlossenen Reisewagen schlief und ein alter Franzos der Kammerjungfer, die ein wenig französisch sprach, den Hof machte. Er wiederholte ihr dieselbe Artigkeit wohl hundertmal: daß die Engländerinnen, weil sie viel Fleisch äßen, schöneres Fleisch hätten, als die Französinnen, die sich von Kräutern nährten, und daß er sie daran sogleich für eine Engländerin erkannt habe. Die Kammerjungfer antwortete endlich sehr kurz: „Sie irren sich, ich bin eine Amerikanerin.“ Ich konnte mich nicht enthalten, zu dem alten süßen Herrn zu sagen: „Nehmen Sie sich in Acht, es ist eine Caraibin.“ Dadurch hatte ich den lästigen Gast nun an mich gezogen, der mir von seinen Reisen erzählte und doch sehr wenig von den Orten zu sagen wußte, wo er gewesen sein wollte. Er versicherte mir, daß er mein Vaterland sehr liebe, indem er mich für einen Belgier hielt. Als ich ihm sagte, daß ich aus Dresden sei, so verwechselte er Dresden mit Triest und ließ sich nicht ausreden, daß Beides Einerlei sei und nur von den Franzosen richtiger Triest und nicht „Dresde“ ausgesprochen werde. Ich suchte mich von dem Schwätzer zu entfernen und setzte meinen Stuhl an einen Ort, wo ich eine freie Aussicht gewann. Hier genoß ich ein überreich abwechselndes malerisches Schauspiel. Nach Westen erhoben sich Gebirge über Gebirge, die näheren mit Oliven und Wein bedeckt, die ferneren steil und öde. Jede Wendung der Rhone zeigte ein neues Bild und führte mit reißender Schnelligkeit daran vorüber. Der Strom wurde vor Menschengedenken durch ungeheure Naturereignisse aus seinem Laufe verdrängt und flüchtete sich nun durch tiefe Schluchten, wo die hohen Felsen Denkmale des Kampfes der Elemente sind, welche die Kalk-

gebirge sprengten und glühende Lava und Basaltsäulen wie feurige Springbrunnen hervortrieben, die zu seltsam gestalteten Kegeln erstarrten. Alles hat hier ein wildes Ansehen, sowohl die verwitterten Felsen, als die grauen verfallenen Städte. Am wunderlichsten sieht der kleine Ort Rochemaure mit den Ruinen der ungeheuren Burg aus. Bei dem Bau der Häuser hat man in dieser Gegend die dunkeln Basaltsäulen ohne ihre Naturform zu ändern zu Thür- und Fenstergewänden, die Lavaplatten zu Freitreppen und Verdachungen sehr zweckmäßig angewendet. Le Teil, Viviers und Burg St. Andeol mit einer uralten Kirche sehen mehr wie düstere Grabmale, als Wohnungen für Lebende aus. Der Strom riß uns an diesen schauerlichen, aber erhabenen Bildern vorüber und ist hier sehr gefahrvoll zu befahren, weil unter seinen brausenden Wogen heimtückische Klippen verborgen liegen. Es wurde daher ein Lootse herbeigeholt, der das Fahrwasser kennen sollte, und vier starke Steuermänner an das Steuerruder gestellt. Der Lootse gab das Warnungszeichen erst, als wir uns schon in großer Gefahr befanden, und die Steuermänner wußten das Schiff nicht anders zu retten, als daß sie ihm eine gewaltige Wendung gaben, so daß es eine Kreiselbewegung machte und in einem zweimaligen Wirbel von dem Strom mit größter Heftigkeit gegen das Ufer geschleudert wurde, wo es ein angelandetes kleineres Schiff zermalmte. Wer auf den Beinen stand, fiel; Alles schrie, und die Matrosen zankten sich mit dem Lootsen. Der Besitzer des zertrümmerten Schiffes fluchte. Der Schreck hatte Alles in die größte Verwirrung gebracht. Als man wieder beruhigt und das Schiff in vollem Laufe war, fragte mein alter munterer Franzose den Capitain, ob die Gefahr wirklich sehr groß gewesen sei, wirklich recht sehr groß? „Wahrhaftig," antwortete der Capitain, „wir waren nahe daran, umzukommen," worauf jener ausrief: „Ah, ich freue mich sehr, mich in einer großen Gefahr befunden zu haben!" Ein Anderer machte dem Capitain Vorwürfe, daß er für keinen zuverlässigen Lootsen gesorgt und zweihundert Menschen der Gefahr ausgesetzt hätte, das Leben zu verlieren, worauf der Capitain erwiderte: „Ah, das ist noch nichts; aber denken Sie doch an die Güter, die an Bord sind!" Wir ver-

gaßen über das bestandene Ereigniß die Gefahr, welche uns noch bei der heiligen Geistbrücke drohte. Diese Stelle ward von jeher für sehr gefährlich gehalten und ist es jetzt mehr als sonst, weil eine große Wasserfluth vor mehreren Jahren einige Bogen der Brücke in den Strom gestürzt hat. Wir fuhren pfeilschnell, aber glücklich an den Trümmern vorüber. Die drohenden Gebirge ziehen sich zurück; der Strom theilt sich in zwei mächtige Arme, welche die große Insel de la Barthelasse einschließen. Einen sehr freundlichen Anblick gewährt die Insel Pio durch ihr Gebüsch, über welches sich eine mächtige alte Pinie erhebt, als Wahrzeichen, daß wir uns im Süden von Europa befinden. Man ist hier Avignon ganz nahe. Das Dampfschiff landet eine halbe Stunde vor Avignon, und ich fuhr mit einem Wagen des Hotels von Europa nach der Stadt zu. Der Anblick derselben ist durchaus mittelalterlich. Die Ruinen der großen steinernen Rhonebrücke, die von Zinnen und Thürmen starrenden Ringmauern, der hoch ragende Riesenbau der alten päpstlichen Burg, die unzähligen steinernen Glockenthürme, die dichtgedrängte Masse altersgrauer Häuser: dies Alles, zumal im feierlichen Lichte des verglühenden Tages gesehen, macht ein Bild, so fremdartig, so seltsam, daß man sich in eine andere Welt versetzt glauben könnte. — Es war schon dämmernd geworden, als ich in meinem Gasthofe ankam, und in dem Zimmer, welches mir angewiesen wurde, bereits Nacht. Bei dem Scheine zweier Wachskerzen, welche auf dem Kamin standen, betrachtete ich meine Wohnung, die völlig den Zimmern verödeter italienischer Paläste glich. Rothseidene Tapeten bekleideten die Wände faltig, weil sie ihre Spannkraft verloren hatten. Altmodische goldene Stühle öffneten zangenartig ihre Arme, mich zu empfangen. Ich bedurfte der Ruhe, und als ich die Vorhänge des Bettes auseinanderschlug, öffnete sich ein Raum, beinahe so groß, wie das Zelt eines Pascha.

Als ich des andern Morgens die Läden öffnete, schaute ich in eine Straße, welche der einer alten italienischen Stadt ähnlich sah, und ich mußte mich wirklich besinnen, ob ich in Frank-

reich sei. Weit übergreifende Dächer beschatten die Häuser. Die Fenster sind meist ohne Glas und werden mit Läden verschlossen. Gemüsehändler spannen von einem Hause zum andern große Tücher aus, um ihre Waaren frisch zu erhalten und vor der Sonne zu schützen. Wovon man sich im Hause befreien will, das wird aus den Fenstern auf die Straße geworfen. Dies bringt den Vortheil, daß das Poltern der schweren zweirädrigen Wagen beim Fahren über den Unrath gemildert wird, wofür aber die Maulthiere sich um so lauter vernehmen lassen. Alles ist ganz italienisch. Von Zeit zu Zeit schweben einzelne wimmernde Glockentöne über die Stadt dahin, und auf meine Frage, was dies bedeute? sagte man mir, daß es den Segen verkünde, den der Priester am Altar spreche, und dies wiederholt sich alle Stunden.

Die Straßen sind großentheils enge, steil und finster. Die alten massiven Häuser mit schweren Eisengittern vor den Fenstern, die sich nach der Straße hinausbauchen, haben schmale gewölbte Eingänge, durch welche man oft einen von Säulen eingefaßten Hof, Schwibbögen und steinerne Wendeltreppen erblickt. Vielfache Reste von Bildhauerarbeiten an den größeren Gebäuden, Wappenschilder, zierliche Nischen mit Madonnenbildern und andere Steinzierrathen erinnern daran, daß diese düstern krummen Gassen einst von einem reicheren und vornehmeren Geschlechte bewohnt waren, als die heutige Bevölkerung. Die Fürsten der Kirche und die weltlichen Herren, die es sich im Schatten der dreifachen Krone wohl sein ließen, haben die Häuser gebaut und bewohnt, welche heutzutage ein Volk von Lazzaroni's inne hat. Die ehemalige Eleganz der inneren Einrichtung hat der Unordnung und dem Schmutze Platz gemacht; aber das feinere Gepräge ist nicht aus den Gesichtszügen dieser Bauten verwischt, und mancher Thür, durch welche jetzt nur zerlumpte Gestalten ein- und ausgehen, sieht man es auf den ersten Blick an, daß vor Zeiten Bischöfe und Cardinäle daran geklopft haben.

Mein erster Gang galt der päpstlichen Burg. Ein wahrhaft kolossaler Bau! Nie zuvor habe ich so ungeheure Quadermassen zu gigantischen Thürmen und Cyklopenmauern auf ein-

ander gehäuft gesehen. Die Burg der Päpste ist Palast, Festung und Gefängniß zu gleicher Zeit; aber die vorherrschende Physiognomie ist die eines grauenvollen Kerkers. Der ganze Bau gleicht einem finsteren, öden Felsen, der uns mit todeskaltem Antlitz entgegenstarrt. Da ist keine Spur von der steinernen Poesie des Mittelalters, die sonst den Ernst sogar der Klöster und Raubburgen mildert, und selbst aus dem Innern predigt die fehlende Schönheit der Form, daß hier einst die sogenannte babylonische Gefangenschaft von sieben Päpsten war, die zweiundsiebenzig Jahre lang (1305—1377) hier unter dem überwiegenden Einflusse der französischen Könige ihren Stuhl hatten. Die Stadt gehörte von alten Zeiten her zum heiligen römischen Reich und wurde als ein Theil der Provence und Grafschaft Toulouse betrachtet. Johann XXII. (1316—34) errichtete den päpstlichen Palast auf dem Felsen, wo bereits der bischöfliche Palast stand, und der Bischof mußte sich eine neue Wohnung bauen. Zur Anlage einer festen Burg war dieser hohe Punkt sehr geeignet, und für die damalige Zeit war das Gebäude unüberwindlich; denn nach außen zeigte es blos schroffe Mauern und mächtige Thürme, Fenster aber hatte es nur nach den inneren Höfen. Unter Johanns Nachfolger, Benedict XII., ward der Bau noch vollständiger ausgeführt. Am meisten Anziehendes für die Geschichte bietet die Regierung Clemens VI. (1342—52) dar. Heiteren Sinnes und wohlwollend, war er äußerst freigebig, und so versammelten sich an seinem Hofe nicht nur eine Unzahl Bittender, sondern auch Männer von ausgezeichnetem Geist. Unter diesen waren Francesco Petrarca*) und Nicolas Rienzi, die den Papst einluden, nach Rom zurückzukehren. Clemens zog es vor, von Avignon aus die Streitig-

*) Francesco Petrarca, groß als Dichter, Gelehrter und Staatsmann, wurde 1304 in der toscanischen Stadt Arezzo geboren. 1326 trat er zu Avignon in den geistlichen Stand und sah hier in der Kirche der Nonnen von St. Clara die schöne Laura de Noves, Gattin Hugo de Sade's, zu der er in edelster Schwärmerei entbrannte; nach ihrem Tode besang er der Liebe Wonne und Leid in den zartesten Gedichten. Als Diplomat spielte er eine bedeutende Rolle. Er starb 1374.

keiten in Europa zu schlichten und daselbst alle Großen zu bewirthen, die ihm ihre Angelegenheiten persönlich vorlegten. Schöne Frauen fügten zu dem Glanz des Hofes den Zauber der Anmuth, und hier war es, wo bei einem Feste Laura's Anblick den römischen Kaiser Karl IV. so ergriff, daß er ihre Stirn in Gegenwart des Papstes und der Cardinäle küßte. Auch fand sich hier die durch ihre Schönheit und Verbrechen hervorstechende Königin Johanna II. von Neapel ein. Sie ward schon als Kind an den Prinzen Andreas von Ungarn vermählt; aber als sie mündig geworden war, fiel Andreas am Tage nach ihrer Thronbesteigung durch Meuchelmord. König Ludwig II. von Ungarn zog an der Spitze eines furchtbaren Heeres gegen Neapel, um Rechenschaft über den Tod seines Bruders zu fordern. Da entfloh Johanna mit Ludwig von Tarent, ihrem Vetter und Geliebten, nach Frankreich in ihr Erbland, die Provence. Die Bürger von Aix verhafteten sie. Clemens VI. bewirkte ihre Freilassung; allein sie mußte sich dem geistlichen Gericht unterwerfen. Johanna hielt vor dem versammelten Concil eine lateinische Rede, und ihre hinreißende Beredtsamkeit verbunden mit blendender Schönheit bewirkte die Freisprechung. Die Mittel zu der nachher erfolgten glücklichen Wiedereroberung von Neapel erlangte Johanna dadurch, daß sie alle ihre Kostbarkeiten verpfändete und an Clemens die Grafschaft Avignon für 80,000 Goldgulden verkaufte. So wurden die Päpste Eigenthümer des Bodens, auf dem sie bereits eine Burg gebaut. Einer bald darauf wüthenden furchtbaren Pest, die man der Vergiftung des Wassers und der Luft Seitens der Juden zuschrieb, wußte Clemens durch zweckmäßige Vorkehrungen zu steuern. Dem französischen König Johann dem Guten bewies er dadurch einen großen Dienst, daß er Humbert, den Dauphin von Viennois, überredete, in den geistlichen Stand zu treten. Um sich dafür dankbar zu beweisen, besuchte Johann nach erfolgter Thronbesteigung den Papst und veranstaltete ihm zu Ehren prächtige Feste, wobei ein glänzendes Turnier gehalten wurde. Ein anderer Besuch machte dem Papst wohl weniger Vergnügen. Rienzi, der sich in Rom zum Volkstribun aufgeworfen, hatte den Adel gestürzt; aber der Zauber

seiner Beredtsamkeit verschwand mit dem Rausch seiner Feste. Er vermochte den durch ihn geweckten Geist der Empörung nicht wieder zu beschwören und mußte entfliehen. Als er in Avignon ankam, schmiedete ihn der Papst in Ketten und warf ihn in einen Thurm seines Palastes. Der Nachfolger Clemens VI., Innocenz VI., gab Rienzi jedoch wieder frei und sandte ihn, mit der Würde eines Senators bekleidet, nach Italien zurück, um die dort eingerissene furchtbare Verwirrung zu einem erwünschten Ende zu bringen. Rienzi unterwarf sich Rom zum zweiten Male. Um sich aber die Mittel zu verschaffen, den Adel zu demüthigen und das Volk durch Feste zu belustigen, klagte er seinen früheren Wohlthäter Montreole einer Verschwörung an, beraubte ihn seines Vermögens und ließ ihn enthaupten. Ein gleiches Schicksal erfuhr ein Anderer vom Adel. Da brach die Wuth des Volkes los. Das Capitol wurde gestürmt. Rienzi wollte als Bettler verkleidet aus dem Capitol entfliehen, ward aber erkannt, gebunden und in der niedrigen Verkleidung auf dieselbe Rednerbühne zur Schau ausgestellt, von der herab er das Volk so oft durch seine Worte für sich entflammt hatte. Sein Anblick erweckte Grausen. Das Volk betrachtete ihn scheu aus der Ferne und hielt sich stumm. Erst nach einigen Stunden tiefer Stille durchbohrte ihn in wilder Mordlust ein Mensch aus der niedrigsten Hefe des Volkes. Die rothen Ströme, die aus der Wunde flossen, reizten den Blutdurst der Römer; die Loosung zu Rienzi's Tode war gegeben, und er fiel unter unzähligen Dolchstichen (1354). So endete Petrarca's Freund, ein Mann von den strahlendsten Fähigkeiten und im Anfang seiner Laufbahn von der edelsten Begeisterung, der vom Volksfreund zur Schreckensherrschaft eines Tyrannen überging.

Wir wenden unsern Blick nach Avignon zurück. Alle frühere Herrlichkeit des päpstlichen Palastes ist verrauscht, aller Glanz erloschen, und nur düstere Mauern und Thürme ragen mit ihren Zinnen in die ewig heitere Luft der Provence hinein. Jetzt ist die ganze Burg in eine Caserne verwandelt, die mehrere Regimenter faßt. Am Eingange zeigt man zuerst die Küche des Papstes, wo heutzutage die Suppe für sechszehnhundert roth-

hosige Soldaten gekocht wird. Die Capelle, ein Meisterwerk des reinsten gothischen Stils, ist jetzt in der Mitte der Höhe durchschauert und zu Schlafsälen der Soldaten verbaut. Nur das Dreieck eines Kreuzgewölbes hat seine Deckengemälde behalten, die übrige Decke ist übertüncht. Es ist eine Versammlung von Heiligen. Die Malereien in dem mittleren Stockwerk des südöstlichen Thurmes sind unverkennbar von dem florentinischen Meister Giotto (dschotto, † 1336). Sie stellen Scenen aus dem Leben des heiligen Johannes und des heiligen Martial dar. Neben der Capelle ist die Rüstkammer, mit rohen Schildereien ausgemalt, die offenbar einer späteren Zeit angehören. Durch einen weiten Hofraum führt der Weg zu dem Theil des Schlosses, wo die schreckliche Inquisition ihr Wesen trieb. An der Eingangsthür steht ein aus einem einzigen Steinblock gehauener Kessel, der zur Probe des siedenden Oels gedient haben soll. Dicht daneben ist ein in die Mauer eingehauenes Kerkerloch, ohne Licht, ohne Luft, ohne Raum zu der nothwendigsten Bewegung, eine Art Nische, bestimmt, einen lebendigen Leichnam einzuschließen. In diesem steinernen Grabe wurde dem armen Opfer, über dem die Untersuchung schwebte, Wochen oder selbst Monate Zeit gegeben, sich durch Aufreibung aller sittlichen Kraft auf das Erscheinen vor dem heiligen Gerichtsstuhl vorzubereiten. Einige Schritte weiterhin folgt eine zweite Kerkerhölle dieser Art. Den Gerichtssaal der Inquisition charakterisirt die halb verlöschte Inschrift: »In dextra gladium teneo« (in der Rechten halte ich das Schwert). Unmittelbar daran stößt die Folterkammer. Klafterdicke Mauern ohne Fenster machten dies kellerartig gewölbte Gemach für jeden Schrei der wüthendsten Qual und Verzweiflung undurchdringlich. Der Kamin, in welchem die Foltereisen geglüht wurden, grinset dem Besucher wie ein Teufelsrachen entgegen. Durch die Oeffnung einer durchbrochenen Mauer blickt man von der Marterkammer aus in den inneren Raum der sogenannten Glacière. Es ist ein dunkler mit einem runden Thurme überbauter Abgrund, einst der Eiskeller des Papstes, der zur Zeit der Schreckensherrschaft der Jakobiner das Grab von 8000 Opfern wurde. Die Enthauptungen wurden in dem oberen Stockwerk des Thur-

mes vorgenommen, und man sieht noch die Blutströme, die durch das runde Loch von oben herein und an den Mauern herabflossen. Die Leichen und Köpfe stürzte man nachher durch dieselbe Oeffnung hinab. Begleiten wir nun den Gefangenen der Inquisition auf den beiden Schritten, die er aus der Folterkammer noch zu machen hat. Der erste führt ihn in eine kleine Capelle, wo er im Sünderhemde und mit der Kerze in der Hand Kirchenbuße thun muß. Sein Platz ist eine Nische in der Mauer neben einem kleinen Fenster, auf dem die Sonnenstrahlen spielen und das eine Aussicht auf die grüne fröhliche Landschaft da draußen gewährt. In wie manches gebrochene Herz mag durch dieses Fenster ein letzter Funken, nicht der Hoffnung, aber der schmerzhaften Sehnsucht gefallen sein! — Noch ein Schritt aus der Capelle, und der Verurtheilte stand auf der Brandstätte in einem trichterförmigen Thurme, der oben eine Schornsteinöffnung hat, noch schwarz vom Ruß dieses Satansherdes.

Die jetzigen Bewohner dieser ungeheuren Burg zogen mich nicht weniger an, als die Erinnerung an jene, welche vormals hier hausten. Sehr auffallend war mir der große Unterschied im Alter des Militairs. Einige schienen kaum das sechszehnte Jahr erreicht und andere das dreißigste überschritten zu haben. Eben so verschieden war ihr Betragen. Die meisten von den älteren Soldaten lagen unthätig auf ihren Betten und sahen uns ziemlich unfreundlich an, als wir durch ihre Säle schritten. Die jungen Leute dagegen waren sehr freundlich und erwiesen sich mir unaufgefordert behülflich im Ersteigen der hohen und beschwerlichen Treppen. Die Franzosen haben, wie ihre Weine, verschiedene Jahrgänge; sie sind sehr schlecht oder vortrefflich, und zu den letzteren gehören die Jünglinge und Greise. Was in den letzten Jahren der Revolution bis gegen den Sturz der Napoleonischen Herrschaft geboren wurde, ist übermüthig und roh.

An das Schloß stößt die Metropolitankirche, Notre Dame des Domes, ein schmuckloses, unvollendetes Bauwerk, das, wie hier zu Lande fast jede Kirche, deren Ursprung man nicht kennt, Karl dem Großen zugeschrieben wird. Die Alterthumsforscher streiten sich, ob die Tyrier oder Phokäer diesen Felsen zuerst

bebauten und welcher heidnischen Gottheit Tempel hier stand. Der vordere Bogen des Portals ist ein Rundbogen, der Bogen der Eingangsthür aber ein Spitzbogen. Daraus läßt sich ein höheres Alterthum nicht ableiten, sondern es beweis't nur, daß man schon früh sich des Spitzbogens bediente, wo es eine große Last zu tragen gab, dem Rundbogen dagegen gab man den Vorzug der größeren Schönheit und wandte ihn da an, wo es wenig zu tragen gab. Darum sind die unteren Bogen auch an diesem sehr alten Dome spitz, der Bogen der Vorhalle aber ist rund, weil er nichts als deren Bedachung trägt. Oberhalb des Haupteinganges erblickt man den erlöschenden Schimmer einer alten Malerei von Simon di Martino. Es ist noch zu erkennen, daß über der heiligen Jungfrau Gottvater schwebt, den Engelchöre umgeben, und zu beiden Seiten des Thrones sind Gruppen von anbetenden Engeln vertheilt. Im Vordergrunde kniet ein Hirt oder ein Pilger. Vielleicht stellt dies Bild, dessen dämmernde Gestalten immer noch ein tief-inneres Leben verrathen, die Anbetung der Hirten vor. Der Dom wurde in der Revolution völlig im Innern geplündert und verwüstet und selbst das Grabmal Johanns XXII. erbrochen. Bei dieser Plünderung fand man im Innern eines umgestürzten Altars einen Tisch von schwarzem Marmor, welchen fünf runde steinerne Tischbeine tragen. Ohne Zweifel ist dies die älteste Form der christlichen Altäre.

Unmittelbar bei dem Dom ladet ein breiter, wohl gebahnter Weg ein, den Gipfel des Felsens zu ersteigen, der nach Südwest die ehrwürdigen alten Gebäude vor den heißen Winden schützt. Auf dieser mäßigen Fläche lagen die von Clemens VI. angelegten reizenden Gärten. Jetzt ist es ein kahler Felsen mit Resten vormaliger Verschanzungen. Einen kleinen Wartthurm hat man zu einem Telegraphen und zur Wohnung des Wächters eingerichtet. Man überschaut vom Gipfel dieses Felsens den größten Theil der Provence. Den vortheilhaftesten Standpunkt findet man nach Norden zu. Der Fuß des etwa fünfhundert Fuß hohen Felsens, auf dem du stehst, wird von einem Arme der Rhone bespült, deren zweiter und breiterer Hauptarm unter den Mauern des auf steiler Anhöhe liegenden Städt-

chens Villeneuve vorbeiströmt. Die mächtigen Ruinen einer festungsartigen Abtei bei Villeneuve bieten ein malerisches Seitenstück zur päpstlichen Burg. Vor dir wird der Horizont durch eine Hügelkette geschlossen, die sich nach dem Rhonethal zu öffnet. Ostwärts heben sich die provençalischen Alpen mit dem vorgeschobenen, isolirten Mont Ventoux, dessen Haupt mit Schnee bedeckt ist. Im Süden der Landschaft zieht sich eine Bergkette hin, gleich einer Mauer, die senkrecht auf die Rhone stößt und der die Durance zum Festungsgraben dient. Ueberall lachende, großartige Bilder in dem weiten unermeßlichen Kreise, der zu deinen Füßen ausgebreitet liegt. Nur dein Standpunkt selbst ist trostlos: ein nackter zerbröckelnder Kalkfelsen, und auf dessen Spitze der Rumpf eines riesenhaften Kreuzes, das der Blitz zerschmettert hat.

Außer den älteren Stadttheilen hat Avignon auch sehr schöne, breite Straßen und neue ansehnliche Gebäude, von denen das Museum eines der vorzüglichsten ist. Es wurde von einem Doctor Calvet gegründet und enthält eine reiche Sammlung von Alterthümern, die in der Umgegend aufgefunden wurden. Als das merkwürdigste Stück zeigt man ein römisches Henkelgefäß (Amphora), in der ein erwachsener Mensch vollkommen Raum hat. Es ist ohne Zweifel das größte Gefäß von gebrannter Erde, wie solches wohl kein Töpfer unserer Zeit verfertigen könnte. Ueberhaupt scheinen die früheren Bewohner dieser Gegend sich mit dem Brennen von Gefäßen und Ziegeln viel beschäftigt zu haben, worauf auch die vielen Stempel hindeuten, womit dergleichen Arbeiten bezeichnet wurden und deren eine große Zahl in dem Museum aufbewahrt werden. Man hat noch unbenutzte Vorräthe von sehr festgebrannten Ziegeln entdeckt. In mehreren haben sich Hühnerfüße und Hundepfoten abgedrückt, ehe die Ziegel getrocknet waren; in einem bemerkte ich den Abdruck eines schönen jugendlichen Menschenfußes. Auch die Reichhaltigkeit an Glasgefäßen beweist, daß man sich einst in dieser Gegend mit solchen Dingen beschäftigte, wozu eine geschickte Einrichtung von Brenn- und Schmelzöfen erforderlich war. Wahrscheinlich wurde dieser Gewerbszweig schon sehr früh durch die Phokäer eingeführt, welche 300 v. Chr. Marseille

gründeten und aus Kleinasien die Kenntniß des Ziegelbrennens und Glasschmelzens herüberbrachten, das die Phönizier erfunden haben sollen. Von gallischen Alterthümern besitzt diese Sammlung nur ein fratzenhaftes, fast unmenschliches, in einer Nische sitzendes Götzenbild. Eine große Kostbarkeit ist die Büste eines Jupiter Serapis, 1¼ Zoll hoch aus Achat geschnitten. Die kleine Gemäldegallerie enthält unter andern das berühmte Original des Mazeppa auf dem wilden Pferde von Horace Vernet, der nebst Karl und Joseph Vernet aus Avignon gebürtig ist. Der wichtigste Theil des Museums mögen wohl die Münzen sein, deren Zahl man auf 15,000 anschlägt. — Zu den Kunstmerkwürdigkeiten Avignons gehört auch ein berühmtes elfenbeinernes Christusbild von Guillermin († 1699), welches in der Capelle des Irren- und Krankenhauses aufbewahrt wird. Die barmherzigen Brüder und Schwestern, denen die Pflege in dieser Anstalt oblag, erhielten von einigen Päpsten das Recht, alljährlich einem zum Tode Verurtheilten Begnadigung auszuwirken. Wie man sagt, machten sie von diesem Rechte zu Gunsten eines jungen Mannes Gebrauch, der aus Liebe und Eifersucht zum Mörder an seinem Nebenbuhler geworden war. Guillermin, ein Freund des Begnadigten, schenkte den barmherzigen Brüdern aus Dankbarkeit dafür das Crucifix, sein Meisterwerk. Es hat mit dem elfenbeinernen Christus die eigenthümliche Bewandtniß, daß das Gesicht von der einen Seite angesehen das tiefste Leiden, von der andern Seite eine himmlische Ergebung ausdrückt, ohne daß die Harmonie des ganzen Gesichtsausdruckes, von vorne aufgefaßt, dadurch im mindesten gestört wird. — Die Kirchen von Avignon haben in der Revolution ihre Denkmale meistens verloren, und so ist auch das Grabmal der durch ihre Schönheit, Tugend und Petrarca's Liebe berühmten Laura verschwunden. Daß Laura die Tochter eines Edelmanns und die Gemahlin eines Patriciers war, reichte hin, jedes Andenken an sie wo möglich zu vertilgen. Selbst die Franziskanerkirche, in der ihre sterblichen Ueberreste ruheten, wurde zerstört, und auf der Stelle ihrer früheren Grabstätte sieht man jetzt in einem kleinen Garten einen unbedeutenden Denkstein, den ein englischer Lord Kellsall daselbst errichten ließ. Es ist ursprünglich nichts

als eine kurz abgestutzte Säule, auf die nachträglich von zweiter Hand eine große steinerne Artischocke gepflanzt wurde, aus welcher ein Kreuz hervorwächst. Weniger undankbar, als mein Gang dahin, war mein Besuch des Invalidenhauses, welches hundertmal den Vorzug verdient vor dem Pariser Invalidenhotel. Letzteres nämlich kehrt der Sonne den Rücken zu, die zum Theil mit keinem Strahle in diese düsteren Gänge, diese dumpfigen Höfe, diese kellerartigen feuchten Säle einzudringen vermag. In Avignon dagegen findet man luftige Räume voll freundlichen Sonnenlichtes, heitere Aussichten ins Freie und einen großen Garten voll duftiger Blumen und schattiger Baumgänge.

Avignon ist einer der bedeutendsten Mittelpunkte für die Liebe zur alt-erblichen Königswürde, die hier wirklich im Volke wurzelt und gegen welche die neue Ordnung der Dinge früher oder später noch einmal einen harten Stand haben kann. Namentlich ist das Landvolk in diesen Gegenden fast überall blindlings dem alten Glauben sowohl in Staats- als Kirchensachen ergeben. Dieselbe Stimmung herrscht unter dem großen Haufen in Arles, Beaucaire, Aigues-Mortes und Montpellier. In Nimes scheiden sich die Parteien in zwei ziemlich gleiche Hälften. In Toulouse und den benachbarten Städten weht wieder vorherrschend die Luft des größeren Theiles der Provence. Nirgends hat die Revolution länger und furchtbarer gewüthet als hier, wo sich die Aristokraten, die Republikaner und die Papisten gegenseitig unter blutigen Gräueln bekämpften. — Die vornehmeren Bewohner von Avignon leben größtentheils in selbstgenügender Zurückgezogenheit. Der Mittelstand ist mehrfach abgestuft. Eben so verschieden sind die Lebensweisen und Vergnügungsorte dieser Klasse. Der Spaziergang vor der Porte d'Oule längs der Stadtmauer und der Rhone, im Schatten alter Bäume, wird von den vornehmeren Einwohnern besucht und ist des Abends sehr belebt. Mit Vergnügen bemerkt man hier keinen übertriebenen Luxus in Kleidern. Ein Kaffeehaus in einer der winkligsten, engsten, schmutzigsten Straßen der Stadt, dazu noch im inneren Hofe eines alten Gebäudes versteckt, ist der Versammlungsort der anständigen ruhigen Bürger.

Man glaubt sich in dem Kaffeehaus einer kleinen deutschen Stadt zu befinden. In einem großen düsteren Zimmer sieht man im Helldunkel der trüben Fenster einzelne Gruppen alter Herren nicht etwa Cigarren, nein, Tabak aus Pfeifen rauchen; auch sieht man hier noch mit Eifer ein Spiel betreiben, welches aus der Welt verschwunden ist, das sonst so beliebte Trictrac. In dem von Reben und Bäumen beschatteten Hause wandeln Kaufleute auf und ab, indem sie über ihre Geschäfte in Seide, Wein und Oel verhandeln. Der Versammlungsort für das eigentliche Volk ist der Markt. Er ist immer belebt, besonders an Sonntagsabenden, wo man sich von dem Nichtsthun des Tages durch einen Spaziergang in der lauen Abendluft erholt. Der ganze Marktplatz ist dann von Gesang und Musik erfüllt, die aus fünf oder sechs anstoßenden Kaffeehäusern herüberschallt. Tiefblauer Himmel und funkelnde Sterne bilden die Ausstaffirung dieses Concertsaales, und Männer und Frauen lassen es sich wohl sein im langsamen Auf- und Abschlendern unter Scherz und Lachen. Bisweilen wird die Bewegung der Menge durch Gruppen gehemmt, die um Streitende herumstehen. Die jungen Mädchen ergehen sich oft ohne männliche Begleitung paarweise oder zu Dreien und Vieren, und sie sind weder die Uebelgelauntesten noch die Schweigsamsten in der versammelten Menge. Die Frauen sind im Allgemeinen häßlich und schlecht gebaut, wie die meisten Provençalinnen, und ihr Anzug ist nichts weniger als reizend. Nichtsdestoweniger wissen sie den Söhnen des Landes zu gefallen, und die Herzensangelegenheiten machen hier, wie im ganzen Süden, das große Geschäft des Lebens aus. — In den benachbarten Kaffeehäusern wird viel getrunken, nur kein Kaffee. Auch liegt an diesem Platz das Schauspielhaus, wo aber keine Schauspiele gegeben werden, sondern Seiltänzer und Reiter durch halsbrechende Kunststücke höheren Beifall erwerben, als Corneille's und Racine's Helden. Die Thüren sind vom Volk belagert. Jeder hofft unentgeldlich einzudringen, wenn sich Einer naht, der für sein bezahltes Billet hineinzugehen gedenkt. Man wird gestoßen, gedrängt, vom Geschrei, vom Zanken ganz betäubt, und sehr oft geschieht es, daß der rechtmäßige Zuschauer, der sich ein Billet gelös't hat, mit den



unrechtmäßigen Eindringlingen wieder zur Thür hinausgeworfen wird. Neben dem Schauspielhause bot sich mir ein anderes wunderbares Schauspiel dar. Es war ein großes Speisehaus, das einen Saal enthielt, der sonst zu Bällen oder Concerten gedient haben mochte. Der ganze Raum war mit kleineren oder größeren Tischen angefüllt, welche von unzähligen Gästen, Frauen und Männern in Beschlag genommen waren, so daß die Kellner sich nur mit der äußersten Mühe durch das Gewühl hindurchdrängen konnten. Der Dunst von fetten Speisen dampfte mir erstickend entgegen, und ein Instrumentallärm betäubte sogleich jeden Eintretenden. Das Publikum war still eßlustig. Am Ende des Saales saß auf einem hohen, mit Teppichen behangenen, mit Lichtern besetzten und mit Blumen geschmückten Gerüste eine weibliche Figur, die sich sehr abenteuerlich mit bunten Federn, Bändern und Shawls geputzt hatte. Sie war nicht schön und weder eine Riesin noch eine Zwergin, so daß ich glaubte, sie werde sich im Tanzen sehen oder als Sängerin hören lassen. Die Musik nahm aber kein Ende und die Figur gab kein Zeichen des Lebens von sich, so daß ich auf die Vermuthung kam, es sei ein mechanisches Kunstwerk, was man einen Automaten nennt. Plötzlich aber nies'te die Figur, und so natürlich, daß ich mich überzeugte, es müsse eine lebendige Person sein. Ich fragte einen Herrn in meiner Nähe: „Wann wird denn diese Dame anfangen zu tanzen?" Da er eben eifrig Würstchen aß, so antwortete er kurz: »Sie tanzt nicht.« „So wird sie wohl declamiren?" »Sie spricht nicht.« „Aber singen wird sie doch?" »Sie singt nicht.« „Warum sitzt sie denn aber da?" »Zur Decoration des Saales,« war des Essers Antwort. —

Man kann sich nichts Entzückenderes denken, als an der Rhone zu den Trümmern der Brücke St. Bénézet im Schatten einer Allee alter Linden hinzuwandeln, zur Rechten die mächtige Mauer mit ihren Zinnen und Warten, durch welche Avignon einem geharnischten Manne gleicht, und jenseits des Stromes die Olivenwaldungen, so wie die verfallene Burg St. André. Jene Brücke, obwohl nur für Reiter und Fußgänger eingerichtet, ward die Ursache von Avignons Wohlstand. An einen Hirtenknaben, St. Bénézet, erging der Ruf der heiligen Jungfrau,

eine Brücke für die Pilger zu bauen, die nach ihrer Kirche auf dem Felsen von Avignon wallfahrteten. Er verkündete diese Weisung laut im Dom, wo an einem Festtag der Bischof im Jahre 1177 predigte. Dieser ließ den Knaben als Störer der Andacht ergreifen und vor den Profoß führen. „Armseliger!“ redete dieser den Heiligen an, „wie willst Du Brücken bauen, da Du nicht einmal diesen Stein aufheben kannst?“ und der Knabe hob den ungeheuren Stein, der zufällig vor seinen Füßen lag, auf und trug ihn an das Ufer, wo die Brücke gebaut werden sollte. Das Volk und selbst der Bischof ward von Staunen ergriffen; man verehrte ihn als einen mit höherer Macht erfüllten Boten der heiligen Jungfrau, und schon nach wenig Jahren war die Brücke im regen Wetteifer vollendet. Sie hatte 19 Bogen und eine Länge von 782 Fuß. In der Mitte sieht man noch einen Ausbau, auf dem der Jungfrau Maria eine Doppelcapelle errichtet war. Da die Brücke indeß nicht mit Wagen befahren werden konnte, so wurde ihre Erhaltung vernachlässigt, und 1669 stürzte der größte Theil ein. Die vier noch stehenden Bogen, welche die Trümmer der Capelle tragen, setzen durch ihre Größe und Kühnheit in Verwunderung. Dies Werk frommen Eifers hat fast ein halbes Jahrtausend der Gewalt des Stromes widerstanden, indeß das Werk der neueren Kunst, die Kettenbrücke, in wenig Jahren mehrere Male von Wasserfluthen zerstört wurde.

Der malerische Anblick des Städtchens Villeneuve lockte mich zu sich hinüber. Indeß da die Kettenbrücke noch nicht wiederhergestellt war, so hatte die Sache ihre Schwierigkeiten. Die Wagen und Maulthiere setzt man auf Kähnen über, die zum Transport sehr schlecht eingerichtet sind. Ich ließ mich zur Insel Pio auf einem Kahn hinüberfahren und wartete daselbst auf meinen Wagen, der mir in einer Stunde folgte; denn erst nachdem alle Holzkarren und Maulthiere übergeschifft waren, fand sich für ihn Platz. Von dem Landungsort auf der Insel bis zu der Holzbrücke, die über den anderen Arm der Rhone geschlagen ist, war der Weg so mit Maulthieren und Wagen angefüllt, daß mein Kutscher wieder viel Zeit brauchte, um sich durch das Gewirr hindurchzuwinden. Ich ließ mir den Aufent-

halt gern gefallen und ergötzte mich inzwischen an der prächtigen Ansicht von Avignon, denn von dieser Seite sieht man nur die alten Stadttheile mit ihrer Umgürtung von unzähligen Thürmen, so wie den Felsen mit seiner Mauerkrone und der düsteren Burg. Auf der langen hölzernen Brücke versperrte eine Schaar beladener Maulthiere, welche ihren Gebieterinnen nicht Gehorsam leisteten, den Durchgang, und die Weiber mußten kräftig dreinschlagen, um die widerspenstigen Geschöpfe auf die Seite zu treiben. Diesem Kampfe folgte eine Gesellschaft Fuhrleute, die im Gespräch einherschlenderten, indeß ihre knarrenden Karren weit, weit zurückgeblieben waren. Die Provençalen und die Fuhrleute aus dem Languedoc haben nämlich die Sitte, die Räder nicht einzuschmieren, um zu hören, ob die Wagen ihnen folgen, nach welchen sie sich nur dann umsehen, wenn sie die Räder nicht knarren hören. Die sich selbst überlassenen Pferde hatten nun mit ihren Wagen die geringe Breite der Brücke eingenommen, und es mußten die Fuhrleute zurückgerufen werden, um den Wagenzug zu ordnen. So erreichten wir erst nach vielen Umständen unser Ziel.

Villeneuve liegt am Fuße des Berges Andaon. Eine Höhle desselben diente der heiligen Lazarie zur Einsiedelei, wo sie 587 ihr frommes Leben beschloß. Nachdem die daselbst errichtete Abtei mehrmals zerstört worden war, legte man ein mit Thürmen und Mauer befestigtes Kloster an und weihte es dem heiligen Andreas. Dazu gesellte sich unter Johann XXII. eine Karthause und ein päpstlicher Palast. Bald war der ganze Berg mit mächtigen Gebäuden bedeckt, und jetzt kann man noch kaum unterscheiden, was die Natur, was Menschenhände hoch aufgethürmt haben; dieselbe graue Farbe überzieht Felsen und Gemäuer. Aus den Ruinen der Karthause hat man das Grabmal Innocenz VI. hervorgezogen und in dem Hospitale aufgestellt. Es ist ein steinerner Baldachin von mehreren hochaufstrebenden Stockwerken im deutschen Spitzbogenstil; die Marmorfiguren, welche diesen Bau schmückten, fehlen jedoch. In einem Saale dieses Hospitals wird ein berühmtes Gemälde des Königs René aufbewahrt. Es bezieht sich auf den Zustand der Seelen nach dem Tode, welche durch Wallfahrten und Gebete, vorzüglich an

heiligen Oertern, aus dem Fegefeuer befreit werden. Die durch blaue Luft von den oberen Räumen getrennte Erde bildet nur eine dünne Decke, unter welcher das Fegefeuer brennt, in dessen Flammen die Verstorbenen gereinigt werden. Engel ziehen einige daraus hervor. Wenn man die kleinen durchsichtigen Wölkchen in der Luft über der Erde genau betrachtet, so wird man gewahr, daß es Engel sind, welche Seelen gen Himmel tragen. Hoch oben thront in der Mitte von Engeln und Heiligen Gott der Vater und Christus, ganz ähnlich an erhabener Würde und kraftvoller Schönheit. Zwischen beiden schwebt eine weiße Taube, und vor ihnen kniet die Jungfrau Maria. Diese Gestalten sind auf Goldgrund gemalt, wodurch die Darstellung als ein Bild bezeichnet wird, welches nicht Nachahmung der Wirklichkeit sein soll, sondern nur Versinnbildlichung eines Gedankens.

In der Kühle eines lachenden Morgens verließ ich das dunkle Avignon, um einen Ausflug nach Vaucluse zu machen. Es ist eine Entfernung von sieben bis acht Stunden, so daß die Reise gewöhnlich den ganzen Tag wegnimmt. Dennoch hatte ich zu meiner großen Verwunderung für das zu dem Ende gemiethete Cabriolet nicht mehr als zehn Franken zu zahlen. Der Weg führt, wenn man aus dem Thor d'Oule kommt, längs der alten Stadtmauer hin. Eine gute Strecke schützte uns vor der Sonne eine alte Lindenallee. Ich würde meine Landsleute, die Linden, nicht erkannt haben, wenn es mir mein Kutscher nicht versichert hätte. Das tiefe Smaragdgrün ihres Laubes haben sie in dem südlichen Klima gegen ein fahles Grau vertauscht. Dazu beschneidet man in Frankreich den Linden ihre Zweige, so daß sie flache Dächer bilden und sich nicht zu hohen Domen wölben können. Am Ende dieser Allee traten wir ins freie Feld, und hier wehte mich zum ersten Male die gewürzige Luft der Provence an, deren belebender Hauch Alles übertrifft, was die Dichter davon singen und sagen. Dieser balsamische Aether ist aus dem Duft des Lavendelkrautes, der Oelbäume und Mandeln gemischt, und die Luft der Provence zu schlürfen, gewährt einen so schwelgerischen Genuß, wie den Athem der rosigsten

Lippen oder Götternektar einzusaugen. Die Gegend ist auf dieser Seite von Avignon arm an Bäumen und der Boden steinig. Ungeheure Ueberschwemmungen haben die weite Ebene mit Geröll bedeckt, und was sich dazwischen von Erde befindet, ist ein weißer Staub, der durch Verwitterung des Gesteins entstand. In diesem scheinbar unfruchtbaren Boden gedeiht der Krapp sehr gut und ist fast die einzige Frucht, welche hier die Landleute bauen. Im Frühjahr schafft man die gröbsten Steine bei Seite und zieht Gräben von ungefähr drei Fuß Breite und Tiefe. Diese Gräben werden mit lockerer Erde ausgefüllt und in einer Tiefe von etwa einem Fuß die Krappwurzeln hineingelegt, welche nun den ganzen Boden durchwachsen. Wenn das Kraut dieser Pflanze zu welken beginnt, wird es abgeschnitten und das Wurzelgeflecht ausgegraben. Die Wurzeln werden auf Tüchern ausgebreitet und an der Sonne getrocknet; je feiner sie sind, um so schöner wird die rothe Farbe. Sind die Wurzeln trocken, so werden sie mit frischem Wasser abgespült. Geschieht dies Abwaschen der Erde zu zeitig, so werden sie ausgelaugt und verlieren viel Farbestoff. Im Herbst werden alle Landleute durch die Bearbeitung des Krapps rosenroth gefärbt. Männer und Weiber tragen dann blos große Strohhüte und Hemden, die Männer von blauer, die Weiber von weißer Leinwand. — Durch einige Städtchen und Dörfer hindurch bringt die Straße den Reisenden bis in die Nähe des Gebirges und zu den Ufern des Flusses la Sorgue, welcher aus der Höhle zu Vaucluse hervorbricht und sodann in der Gestalt eines mächtigen Bergstromes und mit beträchtlicher Tiefe seine grünen Wellen im raschen Falle zwischen niedrigen Ufern dahinwälzt. Er erfrischt die Gegend um l'Isle und treibt viele Mühlen bei dieser Stadt. Das Land soll vormals sehr sumpfig gewesen sein und diente den Umwohnern zum Zufluchtsort, als sie im 9. Jahrhundert von den Saracenen beunruhigt wurden. Der Sorgue entlang sind herrliche Bäume aufgewachsen, welche den Einwohnern von Isle in den heißen Tagen einen erquicklichen Aufenthalt darbieten, der, wie es mir schien, auch bestens benutzt wird; denn nicht blos Spaziergänger sieht man in dem Schatten dieser Bäume lustwandeln, sondern auch Handwerker bei ihren

Geschäften, als Tischler, Schuhmacher, Wagner, welche es vorziehen, im Freien zu arbeiten.

Als wir Isle im Rücken hatten, stand die hohe Felswand vor uns, welche Vaucluse wie ein Schirm von der Welt absondert, und in kurzer Zeit erreichten wir diesen Ort. Hohe schroffe Gebirge, an welchen kein Baum Wurzel fassen, kein genügsames Gräschen Nahrung finden kann, umschließen Petrarca's Einsiedelei, das stille Heiligthum, in welches sich der Dichter zurückzög, seine Liebe und sein Leiden ungestört in Lieder zu ergießen. Verschwunden ist sein Lorbeerbaum, seine Hütte, die unter dem Schutz eines überhängenden, jetzt von den Trümmern einer Burg gekrönten Felsens stand. An die Stelle der Hütte ist ein ganz gewöhnliches neues steinernes Haus gebaut, und an dem Orte, wo der Lorbeerbaum stand, ist seit einigen Jahren ein junger Baum angepflanzt worden. — Wenn man die Brücke über die Sorgue zurückgelegt und um eine Gartenmauer sich gewendet hat, erblickt man die dunkle tiefe Schlucht, in der sich wunderbar eine hohe Felsenpyramide gerade da erhebt, wo der mächtige Quell, über den sich geheimnißvoll eine Grotte wölbt, hervorströmt. Das Wasserbecken ist klein von Umfang, aber von unergründlicher Tiefe. Die Bewegung auf der Oberfläche ist so unmerklich, daß man glauben kann, das Wasser schlafe. Eine Reihe bemoos'ter Klippen versucht die Mündung des Sees zu sperren, aber seine Wellen wissen den Weg zwischen ihnen durch und über sie hinweg zu finden, um sich mit reißendem Schusse in die Tiefe zu stürzen. Wie durch einen Zauberschlag ist das tiefgrüne stille Wasser der Quelle in rasende Schaumwogen verwandelt. Mit gewaltigen Sätzen, wie die fliehende Tigerkatze, springt die tobende Welle von Klippe zu Klippe, indem sie feuchte Dampfwolken gen Himmel speit. Durch das Brausen des Wasserfalles tönt das Echo der Felsen hindurch wie ferne Meeresbrandung. Einige hundert Schritte tiefer beruhigt sich der Strom und glänzt rheingrün in der Sonne durch das sparsame Buschwerk herauf, das auf seinem felsigen Ufer hat Wurzel fassen können; nur hie und da tanzt auf seiner Fläche noch eine weiße Welle wie eine spielende Seemöve. In einer scharfen Windung des Thales verschwindet der Bach bei dem ersten Hause des

Dorfes, welches von dem geschlossenen Thale (vallis clausa) die Benennung Vaucluse bekam.

Ich lehnte mich an die Felsen der Schlucht, maß mit Staunen ihre schwindelnde Höhe und blickte in den tiefen Quell der Höhle mit Grausen hinab. Diese wundervolle Natur erschien mir als mysteriöse Zeichnung des Menschenherzens, dessen Tiefe auch kein Senkblei ergründet, welches überfließt, wenn es voll ist, und aus dem, wie aus dem Felsen, urplötzlich ein Strom von Freude oder Thränen hervorbricht. Dieses Thal ist wie für einen Dichter geschaffen, der sich und das Gefühl, von dem er erfüllt ist, vor der Welt in abgeschlossenste Verborgenheit rettet. Hier lebte Petrarca den Wissenschaften und der Dichtkunst. Als er an einem Charfreitage in der Kirche Laura zum ersten Male gesehen, flüchtete er sich in seine Einsamkeit und Laura's Bild begleitete ihn dahin und verließ ihn nicht. Er ergoß in Thränen und Liedern seine Sehnsucht und die süßen Schmerzen seiner Liebe, welche ihm Laura's stolze Kälte bereitete. Neben Laura hatte nur noch die Liebe zum Vaterlande Raum in seinem Herzen. Er sah Italien wieder, aber immer noch im Kampfe politischer Parteien. Er suchte Ruhe, durchzog Spanien, England, Holland, Deutschland, und fand sie nicht; darauf kehrte er 1340 nach dem einsamen Vaucluse zurück. Durch seine Reisen war er mit den ausgezeichnetsten Männern bekannt geworden. Sein Ruhm als Gelehrter und Dichter hatte sich über ganz Europa verbreitet, und schon im Jahre 1341 rief ihn die Ehre aus seiner Verborgenheit hervor. Fast an Einem Tage erhielt Petrarca von dem römischen Senat und der Universität Paris die Anerbietung der Lorbeerkrone. Er zog es vor, auf dem Capitol gekrönt zu werden. Er schiffte zuerst nach Neapel, wo er von den kenntnißreichsten Männern über Geschichte und Weltweisheit in Gegenwart des Königs Robert examinirt wurde, der ihm, voll Bewunderung über die ausgezeichnete Gelehrsamkeit, seinen Purpurmantel umhing. In Rom empfing er sodann unter den prachtvollsten Feierlichkeiten auf dem Capitol die Lorbeerkrone und legte sie am Altar des heiligen Petrus unter Lobgesängen und Weihungen nieder. Erst nachdem er die höchsten Ehrenbezeigungen eingeerntet, hielt er sich für würdig, vor Laura's Angesicht zu treten.

Sie empfing die Huldigungen des gekrönten Dichters gütig als einen Tribut ihrer Schönheit und Tugend. Aber auch sein Vaterland, das er wie Laura liebte, wollte Petrarca beglückt sehen, und setzte alle Hoffnungen auf Rienzi. Er richtete eine begeisterte Ode an ihn und eilte nach Italien zurück, um den vermeintlichen Retter Roms durch weise Lehren zu leiten. Da erfuhr er 1348 Rienzi's Sturz und bald nachher auch die Nachricht von Laura's Tode. Er hoffte in dem einsamen dunkeln Thale bei Vaucluse das verlorene Glück des Jünglings im lindernden Balsam der Thränen wiederzufinden. Die Quelle ergoß sich noch immer; aber seine Thränen waren versiegt: die Mittagsgluth des Lebens hatte sie vertrocknet, denn nur am Morgen glänzen alle Blumenaugen verklärt in Thautropfen. Die Schmerzen des Mannes heilt nur Thätigkeit, und Petrarca unternahm daher Reisen in Staatsangelegenheiten, bekleidete mehrere geistliche Aemter, beschloß den Rest seiner Tage in wissenschaftlichen Forschungen und starb in seinem siebenzigsten Jahre auf seinem Landsitz Arqua, unweit Padua.

Das Gebirge ringsum bei Vaucluse ist bei aller seiner Nacktheit höchst malerisch. Die Wand, unter welcher die Sorgue entspringt, bildet einen ungeheuren Halbkreis, wie die Ruinen eines von Titanen gebauten Coliseums. Die beiden äußersten Flügel des Halbkreises sind eingesunken; aber der noch aufrecht stehende Theil des stolzen Naturbaues blickt so trotzig in das Thal hinab, als stehe er für die Ewigkeit.

Die Fahrt ging von Avignon über Villeneuve westlich nach Nimes. Dieser Theil des ehemaligen Languedoc ist ganz verschieden von dem Charakter der Provence. Hinter Villeneuve saugen noch dürftige Oelbäume einige Nahrung aus dem verbrannten Boden; aber ein paar Stunden tiefer ins Land hinein sieht man nichts als eine große hie und da zertrümmerte Steinfläche, auf der sich von Nordwest nach Süden ein Felsengerippe hinstreckt. Um so erfreulicher ist es, in die Niederungen hinabzusteigen, wo das freundliche und reinliche Städtchen Remoulins liegt. Weinreben überziehen die sanften Hügel, und aus ihrem

frischen Grün erheben sich große Gebäude, in denen die südlichen Trauben zu Liqueuren gekeltert werden. Hinter Remoulins treten die Berge näher an einander und schließen den Fluß Gard (sonst Gardon) ein, dessen furchtbare Ueberschwemmungen breite Strecken verwüstet haben. Als ich ihn sah, floß er friedlich an schattigen Ufern dahin. Die Gegend wird immer einsamer; es wird immer stiller; kein Lüftchen regt sich in diesem tiefen Thale; die Blätter der immergrünen Eichen und der Lorbeersträucher, welche die Anhöhen mit ihrem dunklen Grün überziehen, rühren sich nicht, und in dieser Grabesstille stehen wir unerwartet vor einem Riesenwerke der Römer, der sogenannten Brücke des Gard (Pont du Gard). Noch immer wölben sich unerschütterlich die dreifachen mächtigen Bogenreihen dieser Wasserleitung, die zwei starke Quellen von einem Berge zum anderen führte. Ein wundersames Gemisch von Staunen und Trauer ergriff mich über die Macht des Menschen und seine Vergänglichkeit. Beinahe zweitausend Jahre steht dieser Bau, und das Leben, wenn es hoch kommt, ist achtzig. Ich versank in mich selbst und in die Ruhe der Natur um mich her, die in ihrem Schlummer würzig duftende Lorbeersträucher wachsen läßt und aus deren Schooße hier im Alterthum ein Leben erwachte, welches in scheinbar eigener That jenen Bau vollendete und dann zu seinem Urquell zurückkehrte, von dem auch der Pulsschlag meines Herzens eine Welle ist. Aus diesem Gesichtspunkt erscheint jede angestaunte Schöpfung des Menschen als hervorgebracht durch eine sich selbst bewußt gewordene Naturkraft. Diese Betrachtungen, die den Menschen zum nothwendigen Theil eines ewigen unbegrenzten Ganzen erheben und ihn über die Flüchtigkeit und Nichtigkeit seines Erdendaseins beruhigen können, wirkten in mir ein seliges Gefühl, wodurch die Jahrhunderte, die seit dem Schaffen des Pont du Gard verflossen waren, aufgehoben wurden. Ich kann nicht unterlassen, eine Stelle aus Rousseau's Bekenntnissen zu übertragen, worin er seine Empfindungen beim Anblick des Pont du Gard ausspricht:

„Nach einem Frühstück von vortrefflichen Feigen nahm ich einen Führer und ging, den Pont du Gard zu sehen. Es war das erste Werk der Römer, das ich sah. Ich erwartete ein Denk-

mal zu sehen, würdig der Hände, die es aufführten. Für diesmal übertraf der Gegenstand meine Erwartung und zwar zum einzigen Mal in meinem Leben. Es kam nur den Römern zu, eine solche Wirkung hervorzubringen. Der Anblick dieses einfachen und edlen Werkes erschütterte mich um so mehr, da es sich in der Mitte einer Oede befindet, wo das Schweigen und die Einsamkeit den Gegenstand um so überraschender und die Bewunderung um so lebendiger machen; denn diese sogenannte Brücke war nichts als eine Wasserleitung. Man fragt sich, welche Kraft diese außerordentlichen Steine, so entfernt von allen Steinbrüchen, hierher geführt und so viele Tausende von Menschenarmen an einem Orte, wo keine wohnen, vereint hat. Ich durchlief die drei Stockwerke dieses prächtigen Baues, und die Achtung hielt mich fast ab, es zu wagen, ihn mit meinen Füßen zu betreten. Der Widerhall meiner Tritte unter diesen unermeßlichen Bogen ließ mich glauben, daß ich die lauten Stimmen derer hörte, die sie gebaut hatten. Ich verlor mich wie eine Mücke in dieser Unermeßlichkeit. Indem ich mich als klein betrachtete, fühlte ich, ich weiß nicht was, wodurch meine Seele erhoben wurde, und ich sagte zu mir im Seufzen: „Warum bin ich kein Römer!“

Man hält Marcus Agrippa, Schwager des Kaisers Augustus, für den Erbauer dieser Wasserleitung. Im Jahre 19 v. Chr. wurde er nämlich nach Gallien gesandt, um die dort entstandenen Unruhen zu stillen, was ihm dadurch gelang, daß er das Land durch Bauten verschönerte und die Menschen vernünftig beschäftigte. Pont du Gard steht in Verbindung mit einer sieben Stunden langen Wasserleitung, die der Stadt Nimes zwei Quellen zuführte. Das Werk erhebt sich in drei Bogenreihen aus dem Thale bis zur Bergeshöhe. Die Bogen sind von ungleicher Spannung, die Stockwerke von ungleicher Höhe. Die breitesten Bogen sind da, wo der Fluß am stärksten strömt. Die unterste Bogenstellung hat eine Höhe von 62 Fuß, hat 498 Fuß Länge und besteht aus sechs Bogen. Die zweite Bogenstellung besteht aus eilf Bogen, hat 60 Fuß Höhe und 800 Fuß Länge. Die dritte Bogenstellung, in welcher sich der Canal befand, hat nur 24 Fuß Höhe und 829 Fuß Länge. Die Stärke der

Pfeiler der unteren Brücke beträgt achtzehn Fuß. Neben der Wasserleitung führte ein Weg über das Thal, der auf der zweiten Bogenstellung lag. Im Jahre 1747 wurde eine steinerne Brücke für Wagen an die antike Wasserleitung angebaut.

Während ich dieses höchst merkwürdige Denkmal aus der Römerzeit betrachtete, hatten sich mein Pferd und der Kutscher in einem abgelegenen Winzerhause erfrischt. Wir setzten unsere Reise nach Nimes bei einer Hitze von dreißig Graden fort, und so drückend diese auch war, so entschädigte dafür die ganze Herrlichkeit der südlichen Pflanzenwelt. Platanen, Cypressen, Oliven-, Maulbeer- und Mandelbäume stehen in üppigster Fülle am Wege und gewähren dem Reisenden Schatten, der in südlichen Ländern kühlender ist, als in nördlichen. In der Olive prägt sich der schärfste Gegensatz des Südens gegen die Tanne des Nordens aus. Der Tannenbaum strebt zum Himmel, reckt die Aeste seines langen Schaftes keck nach oben hin und hebt sein pyramidalisches Haupt in die Wolken hinaus. Der Olivenbaum steht kurz in der Erde, breitet seine Arme in die Weite aus und bildet einen runden Busch. Beide sind ewig grün, aber das dunkle Grün der Tanne trägt den Ernst des kalten Nordens, während der Silberschatten der Olive das schillernde Glanzspiel des heißen Südens verkündet. Beide schaffen Feuer und Licht; die Tanne den Weihrauch der Begeisterung, die Olive das Oel der Erleuchtung: Poesie und Prosa. Der Tannenbaum aber hält als Mast auf jedem Schiffe die Fahne über den Wogen des Kampfes, während der Oelbaum die tobende Brandung beschwichtigt und den Zweig des Friedens allen Kämpfenden hinreicht. — Die Menschen sind bei der Natur in die Schule gegangen; man sieht keine spitzen Kirchthürme, und mit den runden Kuppeln der Bäume runden sich auch die Dächer der Häuser.

Schon aus weiter Ferne erblickten wir auf dem Berge, an dessen Fuß Nimes liegt, den Thurm, der seiner Größe wegen Tourmagne genannt wird. Die Bestimmung dieser jetzt unförmlichen Steinmasse ist ungewiß. Wahrscheinlich war es das Denkmal oder Grabmal eines Proconsuls. Im Innern befinden sich nur sehr kleine enge Räume, und von außen sind freie Gallerien

angebracht. Den Abhang des Berges hat man mit Pinien bepflanzt. Am Fuße desselben entspringt die berühmte Quelle von Nimes. Ein prächtiger Garten, den Ludwig XV. hier anlegen ließ, umgiebt würdig den Ort, wo aus unermeßlicher Tiefe ein Bach entspringt, der in zwei Armen durch die Stadt geleitet wird. Agrippa, der Nimes auf alle Weise verherrlichte, erbaute an dieser Quelle Bäder, die er nach dem Namen des Kaisers Augustus benannte. Augustus begründete den Flor der uralten Stadt, indem er dahin eine Colonie von den Veteranen seines egyptischen Heeres führte. Daher ein Krokodil und eine Palme, als afrikanisches Wahrzeichen, im Wappen der Stadt. Diese Zeichen lassen sich aber auch anders deuten. Die Palme ist das Sinnbild des Friedens, das Krokodil des dumpfen religiösen Fanatismus. Wo dieser waltet, da predigt der Friede umsonst und sein Lächeln ist nur Schein. Mit Feuer und Schwert wüthete man im Mittelalter gegen die Bekenner eines freien Glaubens von den Thälern Savoyens bis hinauf nach Toulouse und dem Lande der Basken, und zu den Zeiten der Camisarden*) sahen gerade die Mauern von Nimes die furchtbarsten Gräuel der Religionsverfolgung. Aber der Kalk des Bodens ist noch nicht gelöscht; ein einziger Guß darauf, und es wirbelt glühend heißer Dampf in die Höhe. Noch 1815 gab es schauderhafte Auftritte in dieser Stadt. Protestanten und Katholiken weichen sich scheu aus. Man schweigt von den letzten Verfolgungen, aber die Blicke sprechen lebendiger als der Mund. — Mein Hotel in der Stadt lag nahe an der Esplanade, einem geräumigen Spaziergange mit einer Fontaine in der Mitte, wodurch dieser Platz belebt und erfrischt wird. Eine Zierde dieses Platzes ist die Säulenhalle des Justizpalastes. Als ich um die Ecke dieses Gebäudes in Begleitung eines Fremdenführers bog, lag vor mir das römische Amphitheater. Die Größe und Verfallenheit dieses alten Rundbaues machen einen tiefen und ernsten Eindruck. Der Grundplan ist, wie bei dem in Rom und Verona,

---

*) Camisarden hießen die Reformirten in den Cevennen während ihrer Empörung 1702—1706, weil sie über ihren Kleidern Hemden (camises) trugen.

eiförmig, und rings umher steigen die Sitze stufenweise empor. Der ganze Längendurchmesser ist 405 Fuß, der Querdurchschnitt 317 Fuß, der Umfang 1140 Fuß. Das Gebäude hat zwei Stockwerke und eine Höhe von 66 Fuß. Die Größe des Raumes hat man auf 24,000 Zuschauer berechnet. Die Bestimmung solcher Amphitheater war, das Volk mit blutigen Kampfspielen der Fechter zu belustigen, und dieser Umstand bezeichnet hinreichend den Charakter der Römer in der Kaiserzeit, wo dergleichen Gebäude mit dem größten Aufwand errichtet wurden. Der Bau des hiesigen Amphitheaters wurde im Jahr 82 n. Chr. vollendet. Jetzt aber gleicht dieser Bau nicht sowohl einem Menschenwerke, als einem vulkanischen Krater, sofern man überall die Spuren von Rauch und Brand wahrnimmt. Unter der Herrschaft der Gothen wurde das Gebäude nämlich zu einer Festung eingerichtet, und nachdem die Saracenen Nimes 720 eingenommen hatten, benutzten diese dasselbe ebenfalls als ein festes Schloß. Karl Martell vertrieb sie daraus und suchte den Bau durch Brand zu zerstören, was aber nur die Oberfläche der Steine mürbe machte. Nachher gründete man darin eine Kirche, und die Bürger erbauten sich aus den Steinen des Amphitheaters im Innern desselben Wohnhäuser. Im Jahr 1809 war die Bevölkerung der Ruinen auf 2000 Menschen angewachsen, als Napoleon die Räumung befahl; 1822 wurde die Ausbesserung ins Werk gesetzt. — Wir wandten uns von da zu der schönen, breiten, mit Bäumen bepflanzten Straße, in welcher das große Hospital liegt. Hier ist es, wo der Geschäftsverkehr der Stadt, die mehr als 40,000 Einwohner zählt, sich am lebhaftesten bewegt. Hier rollten eine Menge Wagen, mit Fässern und Gartenfrüchten beladen. Die Kaufmannsmagazine schimmerten von seidenen Stoffen, aber auch bunten Papiertapeten in außerordentlicher Farbenpracht. Unweit dieser Straße liegt das Haus des Bäckers Reboul, der allerliebste Gedichte schreibt. Ich trat in die Bäckerei ein und wandte mich an einen Mann in Hemdsärmeln, welcher eben Brot in den Ofen schob. Es war Reboul selbst. Ein edles Antlitz, welches einen männlichen Charakter ausdrückt, grüßte mich. Er bat mich, ihn nach einigen Stunden wieder zu besuchen, dann würde er mich besser

empfangen können. Als ich wieder kam, fand ich ihn in einem fast eleganten kleinen Zimmer, welches mit Gemälden, Bildsäulen und Büchern ausstaffirt war; unter den letzteren bemerkte ich auch Uebersetzungen aus dem Griechischen. Ein Bild an der Wand stellte sein berühmtes Gedicht „das sterbende Kind" vor. Er sprach lebhaft über die schriftstellerischen Erzeugnisse seines Vaterlandes und äußerte den Wunsch, den Norden zu sehen, dessen Natur und geistiges Leben ihn anzuziehen schien. Mit großer Achtung verließ ich einen Mann, dem die Musen eine nicht geringe Gabe verliehen haben, der aber dennoch, trotz der ihm dargebrachten Huldigungen, Verstand genug besitzt, bei seinem ehrsamen Handwerke zu bleiben. — Nicht weit von Reboul's Wohnung steht das weltberühmte sogenannte „viereckige Haus" (la Maison quarrée), ein kleiner antiker Tempel, der Hinsichts der Zierlichkeit seiner Ausführung mit vollem Recht bewundert wird. Wie neuere Ausgrabungen bewiesen haben, stand dieser Tempel vormals in der Mitte einer Säulenhalle. Zu den späteren Verunstaltungen gehört, daß man cannelirte*) Säulen zu den Seiten eingemauert hat. Dagegen macht die offene, von sechs Säulen getragene Vorhalle, zu der man auf einer hohen Treppe hinansteigt, eine festliche Wirkung. Die Säulenköpfe sind mit Olivenlaub geschmückt, welches von den Bildhauern mit großer Sorgfalt den Bäumen des Landes nachgebildet wurde. Das Heiligthum gehörte wahrscheinlich zu dem größeren Tempel einer Gottheit, und diente zu Reinigungen und Weihungen der Priester vor und nach den Opfern. Dies wird dadurch bestätigt, daß man einen Brunnen vor dem Tempel entdeckte. Das Innere desselben ist gegenwärtig zu einer Stätte für Kunstsammlungen eingerichtet. Die Magdalenenkirche in Paris ist dem Maison quarrée nachgebildet, aber diese so wenig als tausend andere Nachahmungen lassen auch nur ahnen, wie lieblich ebenmäßig hier Alles ist, wie wohlthätig und beruhigend das Ganze auf den Geist wirkt.

---

*) Cannelirte Säulen sind solche, die mit langen ausgehöhlten Streifen versehen sind.

Um die große Hitze zu vermeiden, trat ich die Abreise von Nimes vor Aufgang der Sonne an. Das Land südlich bis zur Rhone ist im Allgemeinen flach, aber fruchtbar; man sieht hier wieder eigentlichen Feldbau und Meierhöfe. Der kleine Grundbesitzer spannt sein Eselchen an einen leichten Pflug und ritzt damit das Feld auf; der wohlhabendere Gutsbesitzer ackert mit einem Pferde oder Maulthiere. — An den entzückenden Ufern der Rhone erscheinen die höchst malerischen Ruinen der Burg von Beaucaire auf einem hohen Felsen, an dessen Fuß sich die Stadt ausbreitet. Vor den Thoren derselben wird im Juli die berühmteste Messe Frankreichs gehalten, die selbst von Griechen, Türken, Persern, Armeniern und Egyptern besucht wird. Die ganze Umgegend ist dann mit Hütten und Buden bedeckt und selbst der Strom voll schwimmender Wohnungen, um die vielen Tausende von Menschen zu beherbergen. Gegenüber liegt Tarascon. Von da wanderte ich zu dem Schloß des Königs René an der Rhone. Das Gepräge dieses Baues sieht aus wie die Burg eines Tyrannen, und dennoch bewohnte sie ein Fürst, der die Malerei und Dichtkunst pflegte und sich so mild zeigte, daß das Volk noch jetzt das Andenken an den guten König René († 1480) bewahrt. Runde Eckthürme von ungeheurer Stärke bewachen dies Schloß, das nur wenige kleine Luken nach der Außenseite hat, und das Thor führt in einen Vorhof, der auf alle Weise befestigt ist. Selbst in neuerer Zeit spotteten diese Mauern der Gewalt der Kanonen, die Kugeln prallten ab, wie von Felsen, und ließen nur Narben zurück.

Als ich am anderen Morgen die Reise nach Arles fortsetzte, hüllte ein kalter Nebel die Gegend ein. Die Dünste verschwanden zwar, nachdem die Sonne höher gestiegen war; aber es trat nun ein höchst unangenehmes Gemisch von Kälte und Wärme ein. Der berüchtigte Wind la Bise blies schneidend kalt von Nordost her, und die Sonnenstrahlen schossen dabei wie spitze Pfeile herab. Mich dauerten die südlichen Pflanzen. Was diese leiden mögen, wenn die Luftwärme so schnell wechselt, die Mandel- und Feigenbäume, so wie die Cypressen, welche die Gartengehege bilden! Auch die Landhäuser scheinen mehr eingerichtet, gegen die Hitze, als gegen kalte Winde zu schützen,

und die Menschen mögen nicht weniger auszustehen haben, als die zarten Gewächse. Fast bei allen Gebäuden ist ein runder, nicht sehr hoher, mit einer Kuppel bedeckter Thurm. An diesen schließt sich ein längeres Wohnhaus an, was nur wenig und kleine Fenster hat. Die Dächer sind sehr flach, so daß es von außen scheint, als wenn alle Häuser oben freie Söller hätten. Diese Kuppeln und flachen Dächer geben der Gegend ein sehr südliches Ansehen und erinnern an die Wohnungen der Araber. Eine eigenthümliche Bauart bemerkte ich an den Kirchthürmen. Es sind solche meistens achtseitig, ziemlich hoch und sehr spitz zulaufend. Die Ecken dieser spitzen Kegel sind mit weit hervorstehenden Zacken besetzt, so daß man in der Ferne einen reichverzierten durchbrochenen gothischen Thurm zu sehen glaubt.

Endlich zeigte sich Arles vor uns. Unter den prächtigen Bäumen am Stadtthor, wo eine Abgabe entrichtet wurde, gab es ein undurchdringliches Gewühl von Weibern und gemüsebeladenen Maulthieren. Nachdem ich lange gewartet hatte, wandte ich mich an einen der Einnehmer und sagte ihm: „Mein Herr, dieses einspännige Cabriolet ist meine ganze Equipage, denn ich bin ein Liebhaber der schönen Künste, und die Musen bauen keine Früchte; verschaffen Sie mir daher baldigst Einlaß.“ „Gehen Sie“, sagte der Einnehmer lachend und machte Platz, indem er die Maulthiere auseinander trieb. Es ist eine liebenswürdige Seite der Franzosen, daß man durch einen Scherz etwas bei ihnen ausrichtet, und ein Vorzug vor den Deutschen, die keinen Spaß verstehen.

Als wir uns durch ein Gewirr von Straßen bis an den Marktplatz gefunden hatten, traten wir in das geräumige Wirthshaus. Der Speisesaal war schon um neun Uhr Vormittags mit Eßlustigen angefüllt. Unter diesen befand sich auch einer jener wunderbaren Reisenden, welche das Land zu Fuß durchstreifen und sich durch ihren Anzug auszeichnen. Der Kopf ist gewöhnlich mit einer feuerrothen Mütze oder einem phantastisch aufgeputzten Strohhut bedeckt. Ihre Kleidung ist ein blaues Hemd, und auf das kleine Ränzchen haben sie gewöhnlich einen mit Leinwand bespannten Blendrahmen oder eine Farbenscheibe (Palette) geschnallt. Sie nennen sich Künstler (Artistes). Ich wandte mich

an diesen, um zu erfahren, was für sehenswerthe Gegenstände es in Arles gäbe. „Mein Herr", erwiederte der Künstler, „ich bin ein Maler und die Natur ist mein Museum. Allein mein Freund M. (es war der Name des vornehmsten Mannes in der Stadt), der gründlichste Alterthumskenner in Frankreich und die Gefälligkeit selbst, wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen Alles zu zeigen, und ich werde die Ehre haben, Sie mit ihm bekannt zu machen, wenn er in einigen Monaten von seiner Reise zurückkehrt." Ich konnte das gütige Anerbieten natürlich nicht annehmen und wandte mich daher an den Kellner mit der Frage, ob es möglich sei, an einem Tage alle Merkwürdigkeiten zu sehen, die ich mir aufgezeichnet hatte. „Mein Herr", sagte der Kellner, „Arles ist eine unermeßlich große Stadt (une ville immense), und Sie wollen auch noch St. Césaire, St. Honorat, St. Croix und die Feengrotte (grotte de Cordes) sehen, was Alles weit von der Stadt liegt? Da müssen Sie ein Cabriolet aus Arles mit einem erfahrenen Führer nehmen, und ich werde Ihnen dies sogleich verschaffen." „Für wie viel?" fragte ich. „Nicht mehr als zehn Franken und ein Trinkgeld." — Ich setzte mich in Erwartung des Cabriolets auf den Balcon des Hauses und stellte Beobachtungen über die schöne Welt von Arles an; denn die Schönheit der Arleserinnen ist berühmt, und ein häßliches weibliches Gesicht ist hier vielleicht gar nicht zu finden. Die Volkstracht der Frauen besteht in einem schwarzen Kleide mit weiten Aermeln, die über die Hand zusammengezogen sind. Eine weiße nicht sehr breite Schürze bildet zugleich das Halstuch. Um den Kopf tragen sie ein breites schwarzes Band, was das Ansehen einer hohen Mütze hat, die oben offen steht. Diese Tracht giebt den entzückenden hohen Gestalten zugleich ein Ansehen von Ernst und Würde. Die Gesichtsbildung der Arleserinnen ist durchaus nicht französisch, sondern spanisch, ja vielleicht saracenisch. Eine breite, nicht sehr hohe, von kohlschwarzen Haaren umflossene Stirn beschattet Augen, in welchen sich die tiefste Dunkelheit der Nacht mit dem hellsten Glanz des Tages wundervoll vereint. Die Nase scheint etwas kurz und hat doch den dritten Theil der Gesichtslänge. Die Linien des Mundes scheinen dem Bogen des Amor nachgebildet. Die Gesichtsfarbe

ist bräunlich und warm, und nur die Lippen sind mehr geröthet. — Man sagte mir, das Cabriolet sei da. Ich eilte die Treppe hinab und fand an der Hausthüre eine schöne Frau, welche einen Stuhl vor mir hinsetzte. „Geschwind, steigen Sie auf den Stuhl, treten Sie auf die Deichsel, schwingen Sie sich in den Wagen", rief die Frau mir zu, und ich that dies Alles mit einer Gewandtheit, die ich mir selbst nicht zugetraut hätte. Kaum war ich eingestiegen, als das Pferd sich in Trapp setzte. Nun betrachtete ich erst das Fuhrwerk. Es war ein gemeiner schmutziger Karren. Die Deichsel, auf die ich getreten war, hatte dadurch einen Bruch bekommen, der Sitz, auf dem ich mich befand, war ein Schemel, der nicht zu dem Wagen gehörte, weil dieser nur zum Fortbringen von Heu und Stroh eingerichtet zu sein schien. Wir polterten und holperten durch viele krumme finstere schlechtgepflasterte Straßen, und die Stadt kam mir wirklich, wie der Kellner gesagt, unermeßlich groß vor, obgleich sie doch nicht mehr als etwa 20,000 Einwohner zählen mag. Endlich hielten wir vor der Kirche St. Anne, die man jetzt zu einem Museum umgeschaffen hat, und vor welcher ein Obelisk von funfzig Fuß Höhe aufgerichtet ist. Da stand wieder zu meiner Verwunderung die schöne Frau mit dem Stuhle. Diesmal aber befolgte ich ihre Befehle nicht so rasch, denn die Gabeldeichsel war zerbrochen. Als ich mit Mühe und Gefahr den hohen Karren verlassen hatte, erklärte ich, daß solcher unbrauchbar sei und ich für diese Fahrt großmüthig zwei Franken bezahlen wollte. Das nahm aber die Frau nicht an, die sich mir als die Besitzerin des Karrens vorstellte, den sie ein schönes Cabriolet betitelte. Wir geriethen darüber in einen heftigen Streit. Viele Neugierige sammelten sich um uns, und um der ärgerlichen Scene ein Ende zu machen, zahlte ich zuletzt zehn Franken für den Weg vom Wirthshause bis zum Museum, der, wie ich nachmals bemerkte, nur durch Umwege absichtlich verlängert worden war, damit die Besitzerin des Wagens ganz gemächlich an dem Orte, wo ich aussteigen wollte, mit dem Stuhle vor mir eintreffen konnte.

In der Kirche St. Anne sind jetzt die meisten Alterthümer vereint, die man sonst in der Stadt und Umgegend zerstreut

aufsuchen mußte. Es wäre nur zu wünschen, daß ein unterrichteter Mann als Aufseher angestellt würde. Auf meine Fragen konnte mir der Aufseher gar keine Antwort geben, fühlte sich aber veranlaßt, die Miene eines Alterthumsforschers anzunehmen, und sagte: „Mein Herr! um diese reichhaltige Sammlung zu betrachten, muß man methodisch verfahren und mit den egyptischen Werken anfangen; denn die Egyptier waren die Lehrmeister aller anderen Völker, und von Egypten sind alle Wissenschaften und Künste ausgegangen.“ Nach einigen Gegenbemerkungen von meiner Seite fuhr er fort, indem er auf einige antike Giebelspitzen (Akroterien) zeigte: „Hier sehen Sie egyptische Pyramiden; diejenige, welche vor der Thüre auf dem Platze steht, ist nicht eigentlich eine Pyramide, sondern ein Obelisk.“ Ich glaubte, daß der Aufseher im Scherz spräche, und sah ihn verwundert an. Er aber nahm mein Staunen für Bewunderung der dargebotenen Seltenheiten an und setzte hinzu: „Ja, mein Herr, ich habe sehr viel Pyramiden gesehen, denn ich war als Soldat in Egypten.“ „Verzeihen Sie,“ erwiderte ich, „aber — diese Steine sind keine Pyramiden, sondern die Stirnziegel von den Giebeln und Ecken einiger Grabmäler.“ Der kleine runde dicknäsige Aufseher war einer von den Franzosen, welche sterben, aber sich nicht ergeben. Er fragte, ob ich daran zweifle, daß er als Soldat in Egypten gewesen sei, und ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß er seine Zeit in Egypten als Alterthumsforscher nicht gut angewandt hätte, wenn er das für Pyramiden halte. Ein Herr, der uns bisher schweigend begleitet hatte, verlor die Geduld und sagte zu dem Aufseher: „Es ist eine Schande, daß man in Frankreich, um Pensionen zu ersparen, bei allen Museen verabschiedete Soldaten anstellt, welche nichts von den Dingen verstehen, welche sie beaufsichtigen.“ Der Aufseher erschrak ein wenig und schlich sich davon, und der Herr, dessen nähere Bekanntschaft ich gern gemacht hätte, verließ das Museum. Ich war mir nun selbst überlassen und betrachtete die Gegenstände, welche mir die wichtigsten schienen. Der größte Reichthum des Museums besteht in einer zahlreichen Menge schöner Sarkophage; außerdem hat man viele seltene antike Statuen zu bewundern.

Als ich das Museum verließ, sah ich mich nach einem Führer um. Am Fuß des Obelisken, welcher vor dem Museum steht, spielten einige muntere Knaben. Ich fragte den, der am besten gekleidet war, ob er die Merkwürdigkeiten seiner Vaterstadt kenne. Sogleich zählte er sie an den Fingern her und brauchte dazu beide Hände. Dies war mehr, als ich bedurfte. Er war sehr bereitwillig, mich zu führen, aber eben so neugierig zu erfahren, wer ich sei. Wie billig, befriedigte ich sein Verlangen und war erstaunt, daß der zehnjährige Knabe in der Geographie Deutschlands so bewandert war. Auch in der Geschichte besaß er für sein Alter hinreichende Kenntnisse. Dies flößte mir Achtung vor der Volksschule ein, deren Unterricht er genoß, und sein offenes, zutrauliches, bescheidenes Wesen gab mir eine gute Meinung von seiner Erziehung. Zuerst verweilten wir bei der Kirche St. Trophime. Nach der Legende war dieser Heilige der erste Apostel in Gallien. Er bekehrte viele Heiden, schaffte die Menschenopfer ab, verwandelte die elysäischen Felder bei Arles in einen christlichen Gottesacker, erbaute der Jungfrau Maria eine Capelle und ward daselbst begraben. Die dem heiligen Trophimus geweihte große Kirche wurde 1152 gegründet. Sie macht mit ihren herrlichen Säulen einen Eindruck von Würde und Pracht, wie solchen kein anderes Werk des zwölften Jahrhunderts hervorbringt. Im Giebelfelde des Haupteinganges ist in erhabener Arbeit (Basrelief) Christus als Weltrichter dargestellt; das Christusbild ist ergreifend und Ehrfurcht gebietend. Unter den vielen übrigen Basreliefs findet man einige, die keine religiöse Bedeutung zu haben scheinen, so Löwen, die von Centauren mit Bogen und Pfeilen geschossen werden, wilde Thiere, Büffelochsen und Gefechte zwischen Menschen und Löwen, auch anderen Thieren, was sich vielleicht auf die Kampfspiele der Römer bezieht, bei denen die Christen reißenden Thieren vorgeworfen wurden. Wunderlich macht sich eine Gruppe, wo der heilige Stephanus gesteinigt und seine nackte Seele von Engeln ihm aus dem Munde hervorgezogen wird. Unter den Denkmälern des Alterthums verdient vor Allem ein vordem unstreitig sehr prachtvolles römisches Amphitheater erwähnt zu werden, welches jetzt eben so wie das zu Nimes von seinen

neuen Einbauen befreit worden ist. An den Mauerresten des vormaligen Kaiserpalastes, Palais de la Trouille genannt, fand ich nichts zu sehen. Constantin der Große hielt nämlich geraume Zeit in Arles seinen Hofstaat, und Trullum war auch die Benennung seines Kaiserpalastes zu Constantinopel.

Ich wandte mich über Aix nach Marseille. Aix ist die Stadt der Brunnen und Denkmäler. Bei je zwanzig Schritten stößest du auf eine Säule, eine Pyramide, eine Urne, aus denen ein halb Dutzend warmer oder kalter, bitterer oder süßer Quellen hervorbricht. Das Brunnenhaus des Magdalenenplatzes, dessen Fontaine von hundertjährigen Ulmen beschattet wird, ist ein Obelisk, und auf jeder Seite seines Sockels befindet sich ein Bildniß mit lateinischer Erläuterung; eines dieser Bildnisse bezeichnet den Proconsul Sextius Calvinus, der die hiesigen Bäder zuerst in Ruf gebracht hat, daher auch der alte Name der Stadt Aquae Sextiae. Der Kopf des Proconsuls macht der Phantasie des Bildhauers alle Ehre; schade nur, daß er nicht antik ist! — Dem Gedächtniß des guten Königs René, der hier in hundert Geschichten, Namen und Kunstwerken fortlebt, hat man in der heiteren geräumigen Hauptstraße der Stadt einen der neuesten und schönsten Springbrunnen mit einem recht gut gearbeiteten Standbild des Fürsten gewidmet. Sehenswerth ist der Dom wegen der Sonderbarkeit seines Baues. Er ist das Werk von sechs oder sieben Jahrhunderten, und zwar so, daß jedes Jahrhundert nach seinem eigenen Plan und Geschmack daran gearbeitet hat. Die ursprüngliche Kirche, welche aus dem eilften Jahrhundert stammt, ist heutzutage nur noch ein Seitenschiff; das Hauptschiff ist dreihundert Jahre jünger; noch mehr: die Capelle, in welcher das Taufbecken steht, ist sogar in seinen wesentlichen Theilen nichts Anderes, als ein altrömischer Tempel, den der Katholicismus dem Heiligthum des neuen Gottes einverleibte, wie das häufig vorkommt. Die Kathedrale besitzt ein berühmtes Gemälde, welches König René gemalt haben soll. Das Hauptfeld stellt den feurigen Busch vor, und in der Mitte des Busches ist die Jungfrau Maria, ihren

Sohn Jesus auf den Knieen haltend, abgebildet. Man hat dies als einen Zeitverstoß getadelt; indeß erfordert es wenig Gelehrsamkeit, um zu wissen, daß die Jungfrau Maria nicht zu Moses Zeiten lebte. Das Bild soll aber auch kein geschichtliches, sondern nur ein symbolisches sein. Der Moses in diesem Bilde ist das Symbol des alten Bundes zwischen Menschen und Gott, dem sich dieser durch Boten verkündigt und im brennenden Busch, das heißt durch die Natur und ihre entfesselten Kräfte; allein ein höherer Bund, der neue Bund, und eine höhere Verkündigung wird symbolisch in der heiligen Jungfrau dargestellt; sie bezeichnet das Christenthum, in welchem sich das Göttliche den Menschen durch die reinste Liebe offenbart.

Aix ist weniger eng und finster gebaut als Avignon und Arles; aber es hat doch nur eine einzige schöne Hauptstraße, den Cours (Corso). Die weibliche Bevölkerung der mittleren und unteren Stände steht himmelweit hinter der von Arles zurück. Unter Hunderten von Weibern und Mädchen aus der Stadt und den benachbarten Dörfern, welche sich auf dem Marktplatz drängten, konnte ich nur ein einziges leidliches Gesicht herausfinden, und dieses Gesicht gehörte allem Anscheine nach einer Fremden an. Die hiesigen haben bei plumpem, kurzem Körperbau unverhältnißmäßig dicke Köpfe, und ihren Gesichtern ist bei sehr groben Zügen ein Ausdruck der widerwärtigsten Roheit eigen, der durch eine rauhe Mannsstimme nicht gemildert wird. Dazu denke man sich einen durchaus geschmacklosen Schnitt der Röcke und Jacken, einen großen Filzhut mit breiter Krämpe und die äußerste Unbehülflichkeit des Ganges und aller Körperbewegungen, so hat man das zwar wenig anmuthige, aber naturgetreue Bild einer Provençalin aus der Gegend von Marseille, Aix und Avignon. Ohne Zweifel findet man Ausnahmen, aber sie müssen selten sein.

Sechstes Kapitel.

Im Cabriolet einer Messagerie fuhr ich über Nacht nach Marseille und stand nun des Morgens um fünf Uhr am

Posthaus in einem Gewühl von Menschen, wo jeder den ankommenden Fremden als einen guten Fang betrachtet und ihm seine Dienste anbietet. Ich hatte mir in Frankreich schon angewöhnt, gehörig grob zu sein, und wies daher die Zudringlichen mit einem „Packt Euch!“ (allez-vous-en) zurück. Den Conducteur des Eilwagens erwarb ich mir durch fünf Franken zum Freund und bat ihn, mein Gepäck in das Hotel de l'Orient tragen zu lassen. Ein kleiner Schuhputzer, dem ich einige Sous versprach, rief einen Fiacre herbei, und so kam ich nach vielen überstandenen Beschwerlichkeiten endlich in dem Hotel an, das mir als Zufluchtsort der Deutschen empfohlen war. Die Kellner sind sämmtlich Deutsche; es herrscht die größte Reinlichkeit und Ordnung in diesem Hause, und so wird man bald einheimisch daselbst.

Marseille ist nächst Paris und Lyon die wichtigste Stadt des Reiches; sie zählt gegenwärtig wohl 160,000 Einwohner. Die Neustadt hat große breite Straßen und ausgezeichnete Gebäude. Die Hauptstraße führt schnurgerade durch den ganzen Stadttheil hindurch. An dem einen Ende derselben ist ein Obelisk, an dem andern ein Triumphbogen errichtet; indeß hat keiner von beiden eine geschichtliche Bedeutung. So verräth sich nur zu deutlich, daß der Plan der Anlage zu einer Zeit entworfen wurde, wo alle Eigenthümlichkeit des Volkscharakters verschwunden war. Die Altstadt wird völlig umgestaltet. Hier werden Häuser niedergerissen, dort andere aufgeführt, Canäle gegraben und Brücken geschlagen. Die prächtigen Kais, in deren Lob sich alle Reisenden erschöpfen, haben sich für das steigende Bedürfniß zu schmal erwiesen, so daß man angefangen hat, die vordere Häuserreihe niederzureißen, um Breite für die Fuhrwagen zu gewinnen, auf welchen die Waaren vom Hafen ins Innere der Stadt gefahren werden. Hier muß man sich nun zwischen Matrosen, Pferden, Wagen, Christen, Juden und Heiden durchdrängen. Man bemerkt schwarze Mohren, braune Mauresken, gelbe Spanier, tiefgefurchte Araber aus Egypten, klugschauende Armenier; Turbane erscheinen neben Hüten, Mützen neben Kaftans. Jedem eleganten Kaufmann, dem man hier begegnet, ist es anzusehen, daß ihm Millionen im Kopfe herum-

gehen und Schiffsladungen auf dem Herzen liegen. Will man sich an den Häusern hinschleichen, so kreischen dem Vorübergehenden Papageien in die Ohren und Affen schneiden ihm die abscheulichsten Gesichter. In Erstaunen setzt der Wald von Mastbäumen, der den Hafen erfüllt, und dann die Bewegung unter den Schiffen, wenn ein Dampfboot angebraus't kommt.

Mein tyrannischer Lohnbedienter zwang mich, in die Quarantaine einzutreten, welche am Hafen liegt, damit ich Frankreichs größte Kunstwerke sähe. Manche kleine Stadt ist nicht größer als dies Gebäude. Die Vorzimmer sind nach der Seite des Hafens ganz offen und nur mit Drahtgittern verwahrt, um die Luft rein zu erhalten. Auch werden hier Briefe angenommen, welche mit Schiffen angekommen sind. Schon diese Vorsichtsmaßregeln erweckten in mir ein unheimliches, beklommenes Gefühl. In dem Saale des Gesundheitsrathes befindet sich über dem Kamin ein Basrelief von Marmor, die Pest darstellend, an der 1720 in Mailand viele Menschen starben. Es wird dies für Pugets († 1694) Meisterwerk gehalten. Zur Linken des Kamins ist das schönste Meisterwerk des berühmten David († 1825), ein großes Gemälde, worauf St. Rochus vorgestellt wird, der die Jungfrau Maria anfleht, den Pestkranken beizustehen. Zur Rechten des Kamins hat Gérard den Herrn von Belsunce dargestellt, der während der Pest in Marseille eigenhändig Almosen unter die Kranken vertheilte. Dem gegenüber erblickt man in einem Bilde von Paulin Guerin die größte Heldenthat, die vielleicht jemals ein Mensch zu unternehmen wagte. Bei der Pest in Marseille lagen nämlich auf der Esplanade de la Tourelle 1200 Leichen unbegraben. Niemand wagte es, sich dieser Gegend zu nahen, von wo aus sich die Ansteckung über die ganze Stadt verbreitete. Der Chevalier Roze entdeckte in der Nähe dieser Leichen zwei unterirdische Gewölbe. Am folgenden Tage führte Roze hundert Galeerensclaven und eine Compagnie Galeerensoldaten an diesen schauderhaften Ort. Bei diesem entsetzlichen Anblick der Todten wollten Alle entfliehen, aber Roze springt vom Pferde, ergreift eine Leiche und trägt sie in die unterirdischen Gewölbe. Das heldenmüthige Beispiel begeistert selbst die Verbrecher, und in kurzer Zeit ist der Platz

geräumt und die Grube mit Kalk bedeckt. Bis auf drei Personen, unter denen sich auch Roze befand, wurden alle die Andern von der Pest ergriffen und so ein Opfer dieser edlen Handlung. — Neben der Stadt ist das große Lazareth, von doppelten Mauern umgeben und anderthalb Stunden im Umfang. — Die Kirchen, wovon die Kathedrale eine der ältesten in Frankreich, haben große Veränderungen erlitten. An Merkwürdigkeiten aus der griechischen und römischen Zeit ist fast Alles verschwunden, bis auf einige unterirdische Gemächer nahe am Hafen. Reich an christlichen Alterthümern ist das Museum, sonst die Bernhardinerkirche. Unter den Gemälden bewunderte ich eine Jagd von Rubens. Einer der Jäger hat seinen Fänger zerbrochen; bleich und bebend, mechanisch den Schaft seiner Waffe vergeblich in der Hand haltend, erwartet er, vor Entsetzen heulend, den Eber. Es ist unmöglich, gewaltiger den Ausdruck der Furcht darzustellen. Ein Reiter, welcher der Anführer der Jagd zu sein scheint, versucht mit seinem Schwert das Unthier zu durchbohren; aber die Spitze trifft den dicken Schädel des Ungeheuers, und die Klinge biegt sich, anstatt einzudringen. Die Hunde um den Eber her, einige nahe daran, ihn zu fassen, andere niedergeworfen, sind von außerordentlicher Wahrheit der Bewegung. Man hat niemals das Getümmel und die Aufregung einer gefahrvollen Jagd besser ausgedrückt.

Eines Abends besuchte ich das Opernhaus. Es ist schon von außen häßlich. Die hohe Treppe, auf der man zum Eingange hinansteigt, starrt von Schmutz. Im Innern ist Alles verbraucht, bestaubt, beräuchert. Das Parterre ist vom Parquet durch eine stark befestigte Scheidewand getrennt. Sehr bald bemerkte ich, wie nöthig diese Schutzwehr sei. Ohne diese eisernen Spitzen würde das Volk hinübersteigen und die vorderen Plätze erstürmen. Es wurde Robert der Teufel aufgeführt, und das Volk zeigte die größte Freude über alle die Greuelscenen und Schandthaten. Der Hauptheld, der sich selbst in seiner ganzen natürlichen Niedrigkeit spielte, ward darüber beklatscht und alle Stellen begleitete ein so stürmisches und betäubendes Bravorufen, daß er nur den Mund zu öffnen, aber nicht zu singen brauchte, was er ohnehin nicht konnte. Eine einzige

Sängerin hatte eine gute Schule, aber schwache Stimme. Als es einigen Wenigen einfiel, Bravo zu rufen, erhob sich ein heftiges Geschrei: zur Thür hinaus! zur Thür hinaus! (à la porte!). Dasselbe Geschrei kehrte öfter wieder, ohne daß man wußte, warum, und einige Zuschauer wurden wirklich aus dem Parterre zur Thür hinausgeworfen. Ich hatte an dieser Probe des Volkslebens genug und brauchte nicht, um es kennen zu lernen, das Kaffeehaus zu besuchen, das als eine Merkwürdigkeit der Stadt von den meisten Fremden besucht wird, wo die gemeinste Verworfenheit auf das Frechste ihr Gewerbe treibt.

Die Lage von Marseille ist so reizend, daß die Gelehrten keinen andern Grund zu erforschen brauchten, warum sich hier 600 v. Chr. eine Colonie von Griechen niederließ. Wie sollten sie nicht in diesem Meerbusen, der sich eine Stunde weit ins Land hineinzieht, von Felsen gegen Stürme geschützt und mit der Pracht einer südlichen Vegetation geschmückt ist, ihre Schiffe mit Freuden angelegt haben! Das Klima ist wärmer, als es diesem Breitengrade nach erwartet werden kann, und der Boden fruchtbarer, als die Felsen hoffen lassen, deren Klippen sich weit ins Meer hinein strecken. Aber Marseille hat sich im Schooß des schönen Thales sanft gebettet, über welches eine so ungemeine Fruchtbarkeit ausgeschüttet ist, daß bis zu den Gipfeln der Berge hinan Weinreben schattige Dächer flechten und Olivenwaldungen selbst noch den Stellen Nahrung abgewinnen können, die für andere Fruchtbäume zu steinig sind. Hier und da jedoch treten schroffe Felsenmassen stolz hervor und erheben ihre Häupter bis zu den Wolken, damit dieser Gegend keine malerische Schönheit fehle.

Um das Meer in seiner ganzen Macht zu sehen, muß man sich nach den Seebädern begeben, wo die Brandung mit wilder Gewalt über die Klippen herstürzt. Der Blick von der Terrasse bei diesen Bädern bewirkt einen um so größeren Eindruck, weil man da wenig von der Stadt bemerkt und die Aufmerksamkeit ungetheilt auf das Naturleben gerichtet wird. Eine Welle drängt die andere vor sich her, gleich den vergänglichen Geschlechtern der Menschen, und mit einem stöhnenden dumpfen Donner zerschellen sie alle an dem Felsengestade. Ueberspringt aber eine

die mächtigen Blöcke, so fährt sie aufgelös't zischend auf dem Geröll dahin und rieselt ohnmächtig zum Meere zurück. Dieses unablässige Andrängen, dieser vergebliche Ungestüm, dieses Entstehen und Vergehen der Wogen erregt in der Menschenbrust eine Sehnsucht, eine Unruhe, eine Melancholie, wie sie kein anderes Naturschauspiel zu wecken vermag, und dabei hat dieser Anblick doch etwas so Bezauberndes, daß man sich nicht davon losreißen kann.

Eines Tages fuhr ich nach dem Schloß Borelli, dem Landhaus eines vornehmen Marseillers. Schon der Weg dahin ist einladend. Er führt über die breiten, mit Bäumen bepflanzten Boulevards zu dem flachen Ufer des Meeres, von wo er wieder eine sanfte Anhöhe ersteigt. Das Schloß ist von außen prunklos, aber in edlen Verhältnissen aufgeführt. Alles verkündet hier Sorgfalt, Anstand und feinen Kunstgeschmack. Der Garten steigt in breiten Terrassen zum Meer hinab und schließt sich auf der einen Seite an den Palast, auf der andern an einen schattigen Pinienwald an. Was aber das Entzückende vollendet, ist der Blick auf das offene Meer. Es war, als wenn von diesem kleinen Paradiese aus eine heitere, festliche Stimmung über alle Umgebungen weit umher sich verbreitete. Die Wellen zerflossen auf dem weichen Sande des flachen Ufers mit einem sanften Geräusch; die unabsehbare Fluth kräuselte sich von einem leisen Lufthauch, und der unermeßliche Wasserspiegel war in ein zitterndes, funkelndes Lichtmeer verwandelt. Ich habe eine solche Spiegelung der Sonne, die sich in unzähligen Lichtfunken und Streifen über das Meer ausbreitete, noch nie gesehen. Am Horizont war das Licht am stärksten und setzte sich hell von der reinsten Bläue des Himmels ab.

Ein andermal machte ich zu Fuß einen Streifzug aufs Land. Ich verließ die große Chaussee und schlug mich seitwärts. Eine einsame Schenke nahm mich auf. Feigen, Ziegenkäse, wochenaltes Weißbrot und ein junger Landwein wurden auf reinlichem Tische mir aufgetragen. Der Wirth war ein kluger gesprächiger Mann. Den Mittelpunkt unserer Unterhaltung bildete die Weinernte, der Schmuggelhandel und die letzte Revolution. Er entwickelte mir, wie die Unzufriedenheit alle bis-

herigen Revolutionen gemacht und wie die Menschen nie ganz zufrieden werden würden. In der That war dies von jeher, so lange die Welt steht, der Hebel aller revolutionären Ausbrüche und zugleich der Kitt, der alle Parteien mit dem verschiedenartigsten Interesse zusammenhielt. Der Eine war unzufrieden mit der Hitze, der Andere mit der Kälte, beide aber darin einig, daß sie unzufrieden waren. Mit einfachen Interessen kam wohl noch nie ein Umsturz zu Stande. Die Mißvergnügten hätten sich leicht untereinander aufreiben können, weil sie aber einen Gegenstand fanden, den sie insgesammt haßten, so regten sie gemeinschaftlich Feuer, Fluth und Sturm zum Zerstören auf. — Ich marschirte weiter zwischen schroffen Felswänden. Hie und da klebte ein Crucifix an einem Vorsprung; hoch oben erreichte das Auge wohl einen braunen Zacken, über welchem ein Steinadler im majestätischen Fluge seine Schwingen prüfte. Verkrüppelte Pinien wehten einen traurigen Gruß herab. Dann ging's zwischen dicht verwachsenen Cypressenhecken hin, die jede Aussicht versperrten. Es war ein unheimlicher Weg und dabei nirgends ein menschliches Wesen, Alles schweigend. Endlich schwand die Cypressenhecke, und es öffnete sich ein Thal voll Wiesengrün, Wasserfällen und Blumendecken. Die sinkende Sonne färbte eine wundersame Blüthenpracht. Lorbeerbäume streckten golden ihre Gipfel empor in den Rosenduft. Unter Orangen spielten junge Mädchen. Die bunten Reifen kreis'ten, die Federbälle flogen, und ein munteres Sprachgewirr füllte die Luft, so oft ein besonders glücklicher oder unglücklicher Wurf erfolgt war. Gesundheit und Frohsinn strahlte auf allen Gesichtern.

Ein Dampfschiff brachte mich schnell und glücklich nach Cette. Mit Anbruch des Tages grüßten wir den Hafen. Die Stadt sieht trotz des kaufmännischen Lebens, das sich in ihrem Hafen bewegt, öde und langweilig aus. Sie lehnt an einen vielleicht tausend Fuß hohen dunkelfarbigen Schieferberg an, der hier einzeln aus der schmalen und platten Nehrung emporsteigt, welche das Haff von Thau von dem Meere trennt. Der

Berg ist mit kleinen Landhäusern besäet, die, zumal sie nackt und kahl da liegen, ein eben so trübseliges Ansehen haben, wie die Stadt. Ich war froh, als ich Cette hinter mir hatte und mich an seinem äußersten Ende Angesichts des Dampfschiffes befand, das mich über das Haff von Thau tragen sollte. Im Begriffe an Bord zu steigen, wurde ich von einer Schaar garstiger alter Weiber angefallen, die mich zu einer Tasse Kaffee in ihre schmutzigen und windschiefen Hütten einludert. Die Zudringlichkeit der Alten, die große Lust bezeigten, sich um meine Person zu zanken und zu reißen, gab mir allerlei unheimliche Ahnungen ein, denen ich auf dem Schiffe sogleich durch die Frage Luft machte, zu welcher Stunde man frühstücke. „Wir haben keine Küche und keine Lebensmittel an Bord," lautete die trostlose Antwort, „und vor ein Uhr werden Sie nichts zu essen bekommen können." Es war erst acht Uhr, und mit einem Sprunge kehrte ich an das Land zurück, um mich von einer der geschwätzigen Kaffeewirthinnen in eine Art Höhle führen zu lassen, die nur durch ein kleines Fenster in der Thür erleuchtet wurde. In aller Hast verzehrte ich eine Tasse Kaffee nebst einem kleinen Weißbrot und würde klug gethan haben, wenn ich auch noch eine der mehr als verdächtig aussehenden Würste zu mir gesteckt hätte, welche die Alte mir anpries. Jetzt schellte die Schiffsglocke zum dritten Male und die Räder setzten sich in Bewegung; aber kaum waren wir eine Stunde vom Lande entfernt, so saßen wir auf dem Sande fest. Freundliche Aussichten! Unsere Schiffsleute arbeiteten wie die Pferde, um uns wieder flott zu machen, ohne daß es von zwanzig oder dreißig Matrosen, die sich als Passagiere auf dem Dampfboote befanden, auch nur einem einzigen eingefallen wäre, den keuchenden und schwitzenden Kameraden zu helfen. Diese Herren von der Kriegsmarine sahen dem Dinge, die Hände in der Tasche und die Pfeife im Munde, mit der größten Seelenruhe zu, und hätte unser Heil von ihrem Beistande abgehangen, so glaube ich, würden wir zur Stunde noch immer auf dem Schiffe ohne Küche und ohne Lebensmittel im Sande stecken. Nach einer halben Stunde waren wir indeß wieder flott und nun ging es ohne weitere Hindernisse bis an die Stelle, wo der Canal von Languedoc in das

Haff einmündet. Es war äußerst heiß. Die Sonne stieg höher; sie brannte von oben, sie brannte von der Wasserfläche. Myriaden der gallertartigen Medusen erfüllten das Wasser ringsumher; es war, als hätten die Sonnenstrahlen das ganze Meer in eine schaukelnde Thierwelt verwandelt. Nie hatte ich dergleichen gesehen. Am Languedoc-Canale wartete unser bei ein paar einzeln stehenden Häusern das Postschiff, welches den Canaldienst bis nach Toulouse hinauf versieht. Menschen und Gepäck wurden rasch an Bord der Treckschuyt gebracht, die bei vollem Galopp von vier an langen Tauen ziehenden Pferden den Canal hinauf flog.

Der Canal von Languedoc, gewöhnlich Südcanal (du midi) genannt, setzt bekanntlich den atlantischen Ocean und das mittelländische Meer in Verbindung. Der Plan dazu datirt schon von Karl dem Großen. Nachher war vielfach die Rede von der Ausführung, aber es blieb bei den bloßen Worten. Endlich ließ Ludwig XIV. im Jahre 1667 unter Leitung des berühmten Riquet de Bonrepos die erste Hand ans Werk legen, und vierzehn Jahre später konnte der Canal mit großer Feierlichkeit eröffnet werden. Es ist ein Meisterwerk. Erdarbeiten und Mauerwerk, Schleusen und Brücken haben einen wahrhaft großartigen Charakter, Breite und Tiefe des Canals würden einer noch viel bedeutenderen Schifffahrt genügen, als auf demselben statt zu finden scheint. Die Länge des Canals beträgt 32 Meilen, und er ist 62 Fuß breit. Seine Wasserscheide, welche bei Naurouse ist, liegt 180 Fuß über dem atlantischen Ocean und 570 Fuß über dem mittelländischen Meere, wodurch auf dem einen Abhange 18 und auf dem andern 46 Schleusen nothwendig wurden. Er ist über 55 kleine Flüsse und Bäche und über 500 Fuß weit durch einen Berg geleitet. Um ihn stets mit dem nöthigen Wasser versorgen zu können, bildete man außer anderen Wasserbehältern aus einem Thale bei St. Ferreol durch Aufführung einer 200 Fuß dicken und über 100 Fuß hohen Mauer aus Steinblöcken ein ungeheures Becken 17,200 Fuß lang, und 3000 Fuß breit, in welches alle Quellen der Gegend sich sammeln. Der ganze Canalbau kostete drei Millionen Thaler.

Unser Fahrzeug schien mehr für Güter als für Menschen eingerichtet zu sein. Das Verdeck wurde mit Koffern und

Kisten überfüllt, diese aber wieder mit Menschen besetzt, welche Schatten unter ausgespannten Regenschirmen suchten. Es war nicht möglich, sich zu bewegen; kein Geländer umgab diesen Koffer- und Menschenstapel. Unten in den beiden Kajüten sah es eben so gedrängt aus. Man saß neben einander gleich den Fliegen in einer Zuckertasse. Ein von Hitze und Tabaksqualm ohnmächtig gewordenes Frauenzimmer wurde hineingetragen und auf den einzigen unbesetzten Fleck des Fußbodens hingelegt. Sie sollte Luft einathmen; aber die gab es da nicht, ungeachtet der vielen Fächer, die in Bewegung waren. Keine Erfrischungen waren zu finden; nicht einmal ein Trunk Wasser, außer dem gelben lauwarmen Wasser, welches der Canal darbot. Ueber die Verdecksluken hingen bestiefelte Beine herab, welche der Kajüte das Licht nahmen, und in diesem Raum eingeschlossen, hatte man noch die Qual, einen Mann anhören zu müssen, der beständig etwas Witziges sagen wollte; der Wortstrom plätscherte ihm um den Mund, wie das Canalwasser um das Fahrzeug. Ich brach mir einen Weg durch die Koffer, Menschen und Schirme hinauf, und stand in einer siedend heißen Luft. Nach beiden Seiten war die Aussicht zwischen den Alleen, welche den Canal in fortlaufenden Reihen einfassen, ewig eine und dieselbe: grünes Gras, ein grüner Baum, eine Schleuse — grünes Gras, ein grüner Baum, eine Schleuse — und dann wieder dasselbe. — Die einzige Stadt, welche der Canal bis Beziéres berührt, ist Agde; ursprünglich eine Colonie der Griechen von Massilia, in welcher noch jetzt der Handelsgeist und die kaufmännische Regsamkeit der phocäischen Mutterstadt lebt. Agde hat einen geräumigen und stark besuchten Hafen, welchem es eine große Wohlhabenheit zu verdanken scheint. Die ganze Stadt ist aus Basalt gebaut, dessen dunkle Färbung dem Dom mit seinem großen viereckigen Thurme selbst von weitem ein ehrfurchtgebietendes Ansehen giebt. Der innere Bau dieser Kirche soll ein Meisterwerk der gothischen Kunst sein.

Endlich, eine volle Stunde später, als man versprochen hatte, waren wir in Beziéres angelangt. Hier liegen sieben Schleusen thurmhoch eine über der anderen. Ueber dem breiten, gut unterhaltenen Leinpfade steigt die Canalwand hinter einer

doppelten Reihe von Bäumen noch sechs Fuß in die Höhe. Die Sachen der Reisenden, welche hier ausstiegen, wurden in größter Hast ausgeschifft, und noch ehe sie auf einen uns erwartenden Karren geladen waren, trabten die Pferde mit der Treckschuyt davon. Unsere kleine Karavane setzte sich bald nachher in Bewegung, um den Hügel hinaufzuklimmen, auf dessen Gipfel sich Bezières, von einer alten festungsartigen Kathedrale beherrscht, sehr malerisch darstellt. Auf dem halben Wege nach dem Gipfel hat man eine reizende Aussicht: auf der einen Seite die pyramidenförmig aufsteigende und durch die Thürme der Hauptkirche gekrönte Häusermasse, bis jetzt noch entfernt genug, um in einen gewissen Schleier der Poesie eingehüllt zu erscheinen; auf der anderen Seite eine reich bebaute Ebene, in welcher sich der Canal und die Orb begegnen, und die am äußersten Horizont links durch das nebelhaft schimmernde Meer, rechts durch eine blaue Bergkette eingefaßt wird. Dieser Aussicht und wohl noch mehr seinem milden Himmel und seinem fruchtbaren Boden hat Bezières es zu verdanken, daß das Sprichwort von ihm sagt: „Wenn der liebe Gott auf der Erde wohnen wollte, würde er sich in Bezières niederlassen" (Si le bon Dieu venait habiter la terre, il s'établirait à Bézières); denn die Stadt selbst ist, obgleich sie 17,000 Einwohner zählt, doch nur ein elendes Nest, in dessen engen, finsteren Gassen mit ärmlichen Häusern nur Verfall und Schmutz heimisch ist. Dagegen ist das weibliche Geschlecht daselbst von seltener Anmuth und Schönheit. Es war gerade Sonntag, und die jungen Mädchen nahmen sich gar lieblich aus in ihrem schmucken halbländlichen Staatsanzug mit den sauberen weißen Hauben, aus denen die feinen rothwangigen Gesichter hervorguckten.

Von Bezières nach Narbonne fuhr ich auf der Diligence; aber die besseren Plätze waren schon besetzt. Ich kam also einmal in den hintersten Raum eines solchen Wagens. Ein häßliches Frauenzimmer in Pantoffeln und mit einem ellenhohen Kopfputz, welcher aufgehängt wurde, nahm an meiner Seite Platz. Dazu gesellte sich ein singender Matrose, der gewiß zu viele Gesundheiten getrunken hatte, dann ein paar schmutzige Kerle, deren erstes Manöver war, daß sie ihre Stiefeln und Röcke

auszogen, worauf sie nun heiß und schmutzig dasaßen, während dicke Staubwolken sich hereinwälzten und die Sonne brannte und blendete. Der Weg läuft anfangs zwischen zwei Baumreihen und ist überdies an vielen Stellen mit lebendigen Hecken eingefaßt: ein Anblick, der in Frankreich so selten ist, daß er allerlei heimathliche Erinnerungen in mir anregte. Die Anhöhen, welche sich hier und da zur Seite der Straße zeigen, sind felsig und kahl, wie die Berge der Provence; die Ebene dagegen ist hier reicher als dort. Das Letztere gilt jedoch nur bis zu dem Punkte, wo das Gebiet der Aude beginnt. In der Nachbarschaft dieses Flusses stehen weite Landstrecken unter Wasser, und in einigen Gegenden, stundenweit ab vom Ufer, haben die Einwohner augenscheinlich daran verzweifelt, ihre Ländereien gegen die immer mehr zunehmenden Verwüstungen des Flusses jemals schützen zu können; sie haben ihre Niederungen deshalb mit mehreren Wäldern von Weiden bepflanzt, um so wenigstens einen geringen Holzertrag vom Boden zu ziehen, der von der Natur offenbar befähigt ist, edlere Erzeugnisse hervorzubringen. — Narbonne mit seinen altersgrauen Ringmauern, seinem ruinenhaften Dome und seiner erzbischöflichen Burg nimmt sich in einer gewissen Entfernung ganz ehrwürdig aus, wie es einer Stadt geziemt, die ihren Geburtsschein aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung herschreibt; es war Mark Aurels Vaterstadt. Die alten Festungswerke könnten leicht wieder in einen kriegsfähigen Zustand gesetzt werden. Der Wagen rasselte über einen breiten Graben und durch ein finsteres Thor, fuhr durch enge, krumme Straßen, und hielt ein paar Minuten später im Mittelpunkte der Stadt, deren Umfang bei einer Bevölkerung von 12,000 Menschen auffallend gering ist. In dem Hotel de Dorade fand ich so viel Reinlichkeit, als man in einem französischen Gasthofe zu erwarten berechtigt ist, ein großes helles Zimmer nach der Sonnenseite und mit der Aussicht auf den Canal, der sich gerade hier in zwei Arme theilt und von denen der eine rauschend über ein Wehr stürzt. Das Wichtigste ist der Dom. In einem riesigen Maßstab begonnen und aus großen Quadersteinen aufgeführt, ist er indeß leider kaum zur Hälfte fertig geworden. Dies Bauwerk macht durch seine stolz und kühn geschwungenen

Gewölbe, durch seine thurmhohen Säulen von edler Form einen mächtigen Eindruck. Außerdem hat der Dom sehr schöne bunte Fenster und eine berühmte Orgel. Philipp der Kühne liegt hier begraben.

Wir werfen von Narbonne aus einen Blick nach dem Roussillon. Die Ecke zwischen dem Mittelmeer und den Pyrenäen, von Leucate bis nach Puycerda hinauf ist vom iberischen Volksstamme der Catalanen bewohnt, der sich, trotz der französischen Herrschaft und Cultur, in Sprache, Sitten und Gewohnheiten vielfach selbstständig erhalten hat. Das Land hat seit der Losreißung von Spanien (1659) an Wohlstand nicht zu-, sondern abgenommen, und in der Hauptstadt Perpignan, früher blühend durch Handel und Fabriken, würde Gras auf den Straßen wachsen, wenn daselbst nicht eine bedeutende Garnison wäre. Nichtsdestoweniger hängen die Bewohner gegenwärtig mit Leib und Seele an Frankreich. Hören wir den auszüglich gegebenen Bericht eines deutschen Reisenden von dort her.

„An einem Sonntag Abend hielt ich meinen Einzug in Perpignan. In den Straßen herrschte viel Leben, viel Jubel. Ganze Familien, Vater, Mutter, die Schaar der Töchter und kleinen Kinder zogen auf und ab, sich der Abendkühle freuend. Die jungen Männer marschirten, halb soldatisch geordnet, mit Sang und Klang durch die Straßen. Aus vielen Wirthshäusern drangen in vollen Chören frohe Lieder aus Thür und Fenster hervor. Sie sangen muntere Lieder in schöner Chorharmonie. Ich erfuhr bald, daß die Catalanen so sangreich und sangfertig sind, wie es die Italiener nur immer sein können. Im Theater kommen fast nur Opern auf, und jede neue, die Anklang findet, steigt schon am nächsten Tage mit allen ihren Solos und Chören in die Straßen hinab. Auf dem Platze de la Loge konnte man sich unter den italienischen Lazaroni's wiederfinden. Viele hundert Leute standen hier und tödteten die Zeit. Die Kaffeehäuser, deren es ein halb Dutzend giebt, glichen mit ihren beständig aus- und einströmenden Gästen Bienenstöcken. In meinem Wirthshause fand ich ein geräumiges Zimmer, gute Bedienung, gute Tafel, billige Preise. — Am anderen Tage besuchte ich zuerst den Markt. Die Leute sahen alle frach und nett aus, namentlich

zeigten die Bäuerinnen mit ihren Helmhauben und eng anliegenden Kleidern nicht selten ganz feine Figuren. Es waren eine Menge kleiner Fleischladen da, in denen Alles glänzte, von der Schürze der Ausstellerin bis zur letzten Hammelskeule hinauf. Die Fruchtkräme hatten ein durchaus südliches Ansehen: Pommeranzen, rothwangige Aepfel, große Gemüse lagen dort wie zur Schau. Das Volk zog rasch und geschäftig und dennoch mit einer gewissen stolzen Haltung an den Buden und Gemüsehaufen durch. In dem größten Kaffeehause des Platzes de la Loge frühstückte ich. In dem weiten Hallensaale fühlte ich mich fast einsam. Er ist so geräumig und so hoch gewölbt, daß es kaum noch der gothischen Fenster und Nischen bedarf, um ahnen zu lassen, wie einst hier im vormaligen Rathhaus der Stadt die Vorsteher der Bürgerschaft ihre Sitzungen hielten. Nach dem Frühstücke ging ich auf die Citadelle, vor Zeiten das Residenzschloß der Könige von Majorka, jetzt nichts mehr als eine befestigte Caserne. Von dem Wartthurme überschaut man den ganzen Roussillon. Man hat ihn ein rothfuchsiges Land genannt, und in der That lag Alles roth und sonnenverbrannt ringsum. Nur die Kuppe des Canigou, des stolzesten der östlichen Pyrenäenberge, machte mit seiner Schneekrone eine Ausnahme. — An dem Thore der Citadelle standen mehrere Gitanos, wie die hiesigen Zigeuner heißen. Sie waren meist ganz stattliche Leute: arabische Gesichtsbildung und Farbe, enganliegende Sammetjacken mit Schnüren und Litzen, breite Sammetbeinkleider; oft stahlblau. Sie sind die Pferde- und Viehhändler des Landes; ein Ochsenmarkt hatte sie hergerufen. Außerdem sind sie Schafwollscheerer, und zu dem Ende hat jeder herumziehende Gitanos seine Scheere bei sich im Gürtel stecken. Sie trat an die Stelle des gold- und edelsteingezierten Dolches ihrer Väter. In den einsamen Thälern des Canigou trifft man oft unvermuthet auf ihre wandernden Familien. An irgend einem Bache, unter grünen Bäumen, hinter dichten Hecken lagern sie. Ein Mann, ein paar Weiber, ein Hatze Kinder liegen da meist um ein Feuer. In der Hecke hängt wohl eine todte Katze oder ein todter Hund; um das Feuer liegen Kartoffeln. Hat etwa eine Seuche eine Kuh hinweggerafft, so erscheinen sie oft früher oder später auf der

Stelle, wo man dieselbe eingescharrt, tanzen um die Gruft, scharren den Leichnam wieder aus, schneiden sich die fettesten Stücke aus dem Fleische aus und ziehen schwerbeladen von dannen, um irgendwo ein Festmahl von den aufgespürten Leckerbissen zu halten. Auch Mäuse verschmähen sie nicht. Ein Spanferkel, ein Huhn oder sonst ein Geflügel, das ihnen als Beute anheimgefallen, sind die selteneren Braten ihrer Küche. Sie leben von dem zufälligen Erwerbe auf gut Glück. Kleine Diebstähle sind die Hauptsache, kleine und große Betrügereien müssen mit aushelfen."

„Nach Port Vendres, dem Hafen von Roussillon, ging ich nicht, da ich in einer Beschreibung der Pyrenäen gelesen: »Wenn der Reisende, der auf ein paar Tage Ruhe sucht, sich nach Port Vendres zurückzieht, so findet er hier die häßlichste, langweiligste, schmutzigste Stadt nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europa's; er findet nicht einmal eine gute leidliche Herberge, um die Nacht zuzubringen.« Dagegen machte ich einen Morgenausflug nach Castel Ruscino, dem Hauptsitze der ältesten Landesbewohner, welche sich daselbst versammelten und beriethen, als Hannibal freien Durchgang durch die Pyrenäen von ihnen forderte. Sie beriethen noch, als er im Angesichte der Stadt erschien. Auch knüpft sich eine mittelalterliche Sage an die Ruinen dieses Schlosses. Raymond, der Herr desselben, hatte ein schönes Weib Rosemunde, und diese einen schönen Pagen, Wilhelm von Cabistany. Der Knabe war ein Sänger, und seine Lieder öffneten ihm das Herz seiner Herrin. Er sang ihr Lob, und entzündete so die Eifersucht ihres Gatten. Dieser überfiel Wilhelm in einem Hinterhalte und ließ ihn ermorden, das Herz ausreißen und dasselbe der Schloßfrau vorsetzen. Sie aß es, hörte das Unerhörte und stürzte sich von der Zinne des Schloßthurmes hinab."

„Der Weg von Perpignan nach Vernet führt eine Zeit lang durch die Ebene des Roussillon. Bald kommt man in Berggegenden. Je näher die Berge rücken, desto nackter erscheinen sie: nur kahle Steine, schroffe Felsen, selten ein Baum in ihnen: graubraun die Leibfarbe der ganzen Natur. Hier und dort steht eine Grüneiche oder ein bleifarbener Oelbaum; aber es ist

Krüppelholz. Ein paar Dörfer kleben an hohen Felsen, die Häuser sämmtlich schmutzig weiß mit graurothen Pfannendächern. Sie erinnern unwillkürlich an Afrika."

„**Vernet** ist ein Schwefelbad in einem der letzten Thäler des Canigou. Es liegt zwischen unwirthbaren Bergen an einem kleinen Waldstrom, der oberhalb mehrere kesselartige Wiesenthälchen (einst eingeschlossene Bergseen) bildet, unterhalb an dem Orte vorbei ein größeres, wohl ein paar Stunden im Umfang haltendes Thal durchfließt. Die Gegend umher zeigt mannigfache Abwechselung. Bald geht man unter Pappeln durch Getreidefelder und kleine Wiesen, wo die Krausemünze wächst; bald steht man im Schutz des Gesteins, wo Cypressen und Feigen zwischen dem Weinlaube hervorwachsen; bald schaut man hinauf zu den nackten metallartigen Felsen mit seltsam hervorspringenden Steinblöcken, schmal und lang, als wären es zerbrochene Statuen oder Säulen, und hoch oben ragt das weiße Haupt des Canigou scheinbar kaum eine Stunde entfernt, während auf einer anderen Seite am steilen Abgrunde die Ruinen eines maurischen Schlosses erscheinen. Doch die Seele in dem Ganzen sind die unzähligen Quellen. Das ist ein Leben in dem ewig fließenden Wasser! Ueberall dringt es hervor, rieselt es im Moose, braus't es über die großen Steine; über uns, unter uns plätschern und plaudern die Flußnymphen. Vernet selbst erhebt sich terrassenförmig an einem Berge. Eine ärmliche Kirche mit zwei langen Löchern als Fenster, und dicht daneben ein verfallener Thurm bilden den obersten Theil, dann kommen die dunkelbraunen Dächer, die schmutzig grauen Häuser mit offenen Holzläden anstatt der Fenster. Fast alle Häuser sind von unbehauenen Feldsteinen aufgeführt, die aufeinander gehäuft sind; einige finstere Löcher vertreten Thür und Fenster, durch welche die Schwalben ein- und ausfliegen. Tritt man hinein, so sieht man aus dem ersten Stockwerk durch den abgenutzten durchsichtigen Fußboden gewöhnlich in ein dunkles Chaos hinab. An der Wand bemerkt man oft ein Stück fettes Fleisch mit der Haarseite, welches gebraucht wird, um das Schuhzeug damit einzureiben. Die Schlafkammer ist auf das Grellste im Kalk (al fresco) mit Heiligen, Engeln, Kränzen und Kronen

verhalt. Dazu sind die Menschen unförmlich und selbst bei den Kindern mildert der kindliche Ausdruck die plumpen Züge nicht. — Die Badeanstalten sind gut eingerichtet; aber in der Anzeige darüber, die mir zu Gesichte kam, ist Alles nach Gascognischer Weise im höchsten Superlativ geschildert, wobei es denn auf eine Hand voll Noten nicht ankommt. Da kann man eine Schwefelschwimmbadeanstalt abgemalt sehen, und die Badegäste schwimmen schon rüstig in derselben herum. Auf Befragen darnach zeigt man einen Steingraben und versichert in allem Ernste, daß die Schwimmanstalt in ein paar Jahren fertig sein werde. Auf einem anderen Bilde können die Baderinnen, die wegen der Brustkrankheit nicht gern den Berg hinauf in die Dorfkirche steigen möchten, in einer Privatcapelle der Anstalt Messe hören. Da steht sie abgezeichnet und beschrieben, und wenn man sich darnach erkundigt, so erfährt man, daß der Bischof die Erlaubniß zum Baue versagt hat."

„Die kleine Fahrt nach Prades lohnt schon der Mühe. Von Vernet bis zu der kleinen Festung Villefranche geht's durch enge Bergschluchten neben einem kleinen wilden Flüßchen hin, das in seinem Bette Schritt für Schritt auf kleine Felsen stößt, sie überspringt, wenn sie nicht zu groß sind, sie mit lustigem Wellenspiel umschifft, wenn sie einen zu ernsten Widerstand leisten. Rechts und links neben dem Flusse treten die Felsen oft schroff in die Höhe, nackt, fast ihre Eingeweide zeigend. Der Regen spült die Erdhaut ab und legt zuletzt das Gerippe blos. Neuerlich schützt Weinbau, der meist an die Stelle der Wälder getreten, die Berge wenigstens unten, indem er die Erde durch Terrassenbauten und Mauern festhält. Oben aber leckt der scharfe Zahn der Zeit ungehindert an diesen Ruinen der Natur und zeigt seine Macht überall in zernagten, wild zerrissenen Felsgestalten. Oft treten die Berge mehr zurück und lassen Raum für Felder, Wiesen, kleine Gehölze von Kastanienbäumen, unter die sich mitunter eine Eiche oder auch ein Orangenbaum verliert. Hinter Villefranche öffnet sich ein breites Thal, in dessen Mitte Prades liegt. Der kleine Fluß aber hat sich hier in der Ebene ein so tiefes Bett gewühlt, daß seine Wellen zwischen thurmhohen oder besser thurmtiefen Steinmauern einher-

spielen. Zwanzig Schritte von dem Flusse ahnet man kaum, daß hier eine Ader der Erde schlägt; nur das Rauschen verräth sie. An dem Ufer bieten sich oft die überraschendsten Bilder dar. Eine Brücke, ein paar Bäume, die sich fast die Hände über den Fluß hin reichen, werden zum kecken Vordergrunde, dem die braune heiße Ebene, die nackten Felsen, die Adlernester der Menschen an den Höhen einen höchst malerischen Hintergrund geben. — Prades ist ein Städtchen, das einen Unterpräfecten hat, in dem aber kein Scheerenschleifer, kein Messerschmied wohnt. Dagegen sah ich hier zuerst den catalanischen Tanz. In Prades wurde er vor der Kirche auf einem ziemlich großen freien Platze getanzt, auf dem zwei gewaltige, unseren Dorflinden ähnliche Bäume stehen. Daß der Tanzboden sich vor der Kirche befindet, ist für das Land bezeichnend. Als die Vesper begann, wurde der Tanz unterbrochen. Alles trat in die Kirche und betete. Die Mutter Gottes in der Kirche war ganz bräutlich geschmückt, und in dem heiligen Grabe lag ein Christus auf üppigen mit Gold gestickten Pfühlen, in goldbesetzten, seidenen Kleidern. Der ganze meisterhaft holzgeschnitzte Altar prunkte in lebendigen Farben und bewegten Figuren. Das ist Alles ganz spanisch. Aber der Tanz? — Die Musik beginnt und ruft die Tänzerpaare zusammen. Ein Paar nach dem andern schließt, wie bei der Polonaise, sich einer Art Promenade an, und so beschreiben Alle in raschem Schritte, halb hüpfend, halb gehend, einen Kreis um den ganzen Tanzplatz. Am Ende des Kreises beginnt ein neuer Tonsatz der Musik, und damit löſ't sich der Reigen; die Frauen tanzen rückwärts, die Männer ihnen nach den ganzen Kreis zurück durch. In dieser Tour liegt viele Neckerei, Laune und Schönthuerei. Abermals am Ende des Kreises und des Tonsatzes angekommen, beginnt eine dritte Tour, bei der sich eine Menge größerer und kleinerer Ronden Hand in Hand bilden, die so lange im Kreise rundwirbeln, bis die Musik an ihrem Abschluß einen musikalischen Halt macht, welchen die Tänzer benutzen, um je zweien ihrer Tänzerinnen unter die Arme zu greifen, sie in die Höhe zu heben und so mit ihnen herum zu hüpfen, bis der Halt der Musik zu Ende ist und das vorige Spiel mit denselben Touren von Neuem beginnt. Endlich aber machen dann die Musikanten

aus dem Trugschluß der Musik einen wirklichen Schluß. Vor Zeiten hob der Tänzer am Schlusse der Touren seine Dirne auf, setzte sie auf die linke Hand, die er an die Schulter stemmte, und schwang sich so mit ihr auf einem Fuße herum. Dazu gehörten kernichte baumfeste Männer; jetzt ist's schon oft vorgekommen, daß die Tänzer und Tänzerinnen zusammen auf der Erde zu einem unerwünschten Trugschlusse gelangten. Das Orchester bestand aus zwei langen Clarinetten mit scharfem, schreiendem Tone, zwei Hoboen, einer Pfeife (Flageolet) und einem Tambourin. Die beiden letzteren Instrumente spielte derselbe Musikant: mit der Linken hielt er die Pfeife, mit demselben Arme die Trommel und schlug diese mit der rechten Hand: ganz so, wie es auf alten mittelalterigen Bildern zu sehen ist. Noch vor funfzehn Jahren vertraten Dudelsäcke die Stelle der Hoboen. Die Musik ist durchaus keck und lebendig. Die Promenade ist ein rascher Marsch, voller Muth und Kampflust. Der neckende Tanz, wo die Männer den fliehenden Frauen nacheilen, ist charakteristisch durch einen vorherrschenden, quakenden, das Gänsegeschnatter nachahmenden Ton der Pfeife. Die Musik der Ronde ist ein wilder Wirbel, worin Sturm und Kampf liegt. Der Trugschluß, der Halt endlich ist ein toller Jubel, ein Siegesgeschrei, zu dem nothwendig die Umstehenden ihre Schwerter an einander schlugen, ihre Schilde tönen ließen und ein: Hoch Catalonien! in die Luft riefen."

„Die Tänze sind eine Privatunternehmung; ein Wirth zahlt die Musikanten, wie anderswo. Mein Wirth in Vernet hatte eines Sonntags Musikanten gekriegt. Nach der Vesper tanzte man, wie in Prades, unter freiem Himmel auf dem Marktplatz. Abends zog sich die Musik ins Wirthshaus und hier setzte sich dann der wilde Jubel bis gegen Morgen fort. Ehe die Musik unter Dach und Fach kam, trat der Sohn des Besitzers vom Hause, das der Wirth zur Hälfte gemiethet hatte, zu diesem, als er eben im Tanzsaale aufräumte und ihn festlich einrichtete, und sagte: „Lieber Freund, Sie wissen, daß mein Vater krank ist; er liegt im Sterben; nur heute schonen Sie ihn und uns." Der Wirth sah den Bittenden eine Weile ganz verwundert an und sagte: „Ja, aber die Musikanten sind da, und ich kann sie

nicht zurückbestellen." Jener versetzte: „Mein Vater liegt gerade hier unter dem Tanzsaale im Sterben." Der Wirth blieb dabei, die Musikanten seien einmal bestellt, und so müsse der Ball statt finden. Bald wüthete auch die wilde Jagd über dem Haupte des Hinscheidenden, der dann nach ein paar Stunden unter dem Donnergerassel von hundert mit Holzschuhen versehenen Füßen seinen Geist aufgab. Der alte Sechsziger war freilich gestorben, wie er als Weinsäufer in Saus und Braus gelebt. Als die Todesbotschaft aus dem Sterbezimmer in den Tanzsaal kam, ging eine Menge der Tänzer hinab zu den Leidtragenden. Sie waren die Freunde des Hauses und hatten als solche die Pflicht, die Trauernden aufzuheitern. Das ist Brauch des Landes. So oft Jemand stirbt, stellen sich die Freunde und Verwandten ein, um die Familie zu trösten. Dies geschieht, indem man Wein auftragen läßt, fleißig trinkt und die schlechtesten Witze, die lustigsten Anekdoten zum Besten giebt. Man denke sich die Leiche auf einem Lager; daneben eine Tochter in Thränen schwimmend, ein Mutter im starren Schmerz des brechenden Herzens. An der anderen Seite des Zimmers stehen nun die lieben Freunde und Angehörigen des Hingeschiedenen und machen Späße, singen und springen, zechen und jubeln, und der ist der Beste, dem es gelingt, der trostlosen Mutter, der schluchzenden Tochter, dem herzbeklommenen Sohne ein Lächeln durch seine tollen Streiche abzugewinnen. Dies Wesen dauert bis zur Bestattung. Vier und zwanzig Stunden nach dem Tode (denn nur einen Tag darf die Leiche im Hause weilen) versammeln sich abermals alle Freunde und Bekannte des Todten. Aber dann ändert sich die Scene. Die Frauen, welche die Leiche begleiten, decken ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche und schluchzen so laut sie können. Die Männer sind ebenfalls verpflichtet, so laut es geht zu jammern. Unter Thränen ruft hier Einer mit einem Wortsprudel, wie ihn nur der Süden kennt: „O der arme Jean! Er war ein so braver Mann, noch so rüstig und kräftig, wir hatten ihn Alle so gern; er liebte die Seinigen so sehr, der arme Jean — er — er —" und so fort in Einem weg wie ein Mühlrad. Dort stößt Einer unarticulirte Laute aus und giebt ihnen durch Mienen und Geberden die Bedeutung der verzweifelnden Trauer.

Der Gegensatz gegen die vorangegangenen Auftritte der Nacht ist so scharf, daß uns Nordländern der Uebergang wie eine Lüge erscheint, während oft genug dem Südländer die langsame Entwickelung unserer Gefühle als wahre Gefühllosigkeit vorkommen mag. — Von Zeit zu Zeit steht der Zug still; der Priester kehrt sich gegen die Leiche um und spricht Todtengebete. Diese Pausen geben zu den lautesten Traueräußerungen Anlaß; denn jede derselben, jedes dieser Gebete ist von einem Freunde des Abgeschiedenen angeordnet und bezahlt. Je mehr ihrer statt finden, desto größer die Zahl der Freunde und das Maß ihrer Liebe. Am Grabe endlich ist das Schluchzen, Weinen, Heulen sehr groß; aber außer der religiösen Ceremonie giebt es keine besonderen Gebräuche. Vom Kirchhofe ziehen die Freunde und Verwandten wieder nach dem Hause des Verstorbenen. Vor der Thür bilden die Männer einen Kreis; dann tritt einer hervor und hält ihm eine Lob- und Leichenrede aus dem FF, wie wir zu sagen pflegen. Eine solche Leichenrede ist hier unerläßlich. Es giebt daher in Vernet ein paar Bauern, die stets bereit sind, jedem Heimgegangenen eine zu halten. Nachher gehen die Leidtragenden ins Haus des Betrauerten, wo dann ein Mahl, so gut und vollkommen als möglich, bereitet ist. Und hier trösten die Freunde des Verstorbenen seine Nachgelassenen noch ein Mal, so lustig, daß die Wände davon wiederhallen und sich die Trostlosen oft vor Lachen nicht zu halten wissen."

„Sehr lustig geht es auch bei einer Taufe zu. Die Pathen werfen Zuckerwerk zum Fenster hinaus, und die Kinder des ganzen Dorfes raufen und prügeln sich um dasselbe. Einmal sah ich bei einer solchen Gelegenheit sogar Sous zum Fenster hinaus auf die Straße fliegen. Kaum merkten das die Alten, so drängten sie die Kinder zurück und ließen sie nicht wieder zu, bis der Geldregen aufgehört hatte und zuletzt wieder Zuckererbsen und die kleinen Kinder allein das Feld behaupteten. — Die Heirathen sind ein Geschäft, das man so rasch als möglich abmacht. Die Frau muß sich hier in der Regel den Mann mit ein paar hundert Franken Aussteuer erkaufen. Daher die Folge, daß die Frauen sehr oft viel älter sind als ihre Männer; denn da Reichthum hier nicht zu Hause ist, so müssen die Eltern meist

sehr lange arbeiten, ehe sie ein Sümmchen für die Tochter erübrigt haben, oft erst sterben, ehe es an diese kommt. Nur mit dieser Summe selbst wird sie heirathsfähig und somit oft erst im Spätsommer oder Herbste ihres Lebens. Das mag mit zum Cretinismus*) beitragen, wie hundert andere Kleinigkeiten und Nebensachen, die aber auch anderswo statt finden und doch keine Cretinen hervorrufen, weil nicht, wie hier in diesen Bergschluchten, der Strom des Lebens stockt und so Sumpferscheinungen erzeugt. — Entartung ist vielfach der Charakter dieser Gegenden. So sah ich Männer und Kinder Ball spielen mit Knickern um Geld. Ballspiel ist des Sonntags Nachmittag in allen Dörfen an der Tagesordnung. Das Volk liebt Vergnügungen und ist genußsüchtiger als anderswo. Namentlich auf den Kirchweihfesten wird beispiellos gefressen. Während drei ganzer Tage geschieht da nichts als essen und wieder essen. Trotz der Entartung oder besser der sittlichen Vernachlässigung ahnet man indeß noch überall auf Schritt und Tritt den ächten Kern dieses Schlags heraus. Folgender Auftritt scheint selbst noch einer früheren Zeit anzugehören. Die Frau eines Bauern hatte diesen nämlich verlassen, weil sie behauptete, er mißhandele sie. Sie wurde Magd in der Badeanstalt. Als ihr Mann dies erfuhr, kam er, sie zurückzufordern. Die Directoren der Anstalt nahmen sie tapfer in Schutz; und als der Bauer sah, daß hier Gewalt nicht ausreiche, nahm er Abschied und bat seine Frau, ihm das Geleite bis zur Brücke, die den Hof der Anstalt vom Wege trennte, zu geben. Hier angekommen, faßt er sie bei den Beinen, schwingt sie auf die Schultern und läuft mit ihr feldein über Stock und Stein, und zwar so rasch, daß ihn die Nacheilenden nicht erreichen konnten." — Zum Beschluß

*) Die Cretinen sind Blödsinnige, deren Stumpfheit des Geistes mit körperlicher Entstellung gepaart ist. Aeußerliche Merkmale sind: große Kröpfe und Kleinheit des Körpers, der selten vier Fuß übersteigt; ferner runzelige bleifarbige Haut, schlaffes Fleisch, rothe Triefaugen, dicke aus dem Munde hängende Zunge mit Speichelfluß, aufgetriebenes Gesicht. Man trifft sie in den Thälern der Pyrenäen, in der Auvergne, in der Schweiz, in Tirol und Schottland.

stehe hier der Abschiedsgruß eines Bewohners der Umgegend von Canigou, der mit seinem Heere ins gelobte Land zieht.

Der schönste Berg ist weit umher
Der Berg, der heißet Canigou.
Er trägt von Silber eine Kron'
Und ist bedeckt mit Blumen dazu.
Leb' wohl, leb' wohl, o Berg, du Stolz des Roussillon!
Leb' wohl, leb' wohl, meine Maid, du schöne Alienor!

Graf Wilhelm that das Aufgebot —
Nach Gottes Willen soll's geschehn —
Zu nehmen die Lanze und das Kreuz
Und in das heil'ge Land zu gehn.
Leb' wohl ꝛc.

O weh, wie trifft es mich so hart,
Wie macht's die Seele mir so trüb,
Daß ich hinfort verlassen soll
Den schönen Berg und meine Lieb'! ꝛc.

Wohin ich auch gerathen mag,
Es kommt niemals aus meinem Sinn
Der schönste Platz auf dieser Erd',
Der Ort, wo ich geboren bin! ꝛc.

Wo könnt' ich wiederfinden wohl
Eine Jugend, die so leicht und froh,
Wo solchen Tanz des Reizes voll
Und eine andre Alienor! ꝛc.

Der Saracenen Pfeile nicht
Erschrecken mich, o nein, o nein,
Das Scheiden, Scheiden mit seiner Qual
Bricht mir das Herz, das Herz entzwei. ꝛc.

Du Vater im Gebirgsrevier,
O heil'ger Martin voll Glorie,
Verleihe du mir Zuversicht,
Verleihe Trost in meinem Weh! ꝛc.

Doch wie? Schon ist erhört mein Flehn,
Der Heil'ge hat mir Kraft verliehn.
Ich fühl' in mir der Hoffnung Muth
Und kann getrost von dannen ziehn. ꝛc.

O wein' nicht mehr, mein liebes Kind,
Zur Heimath kehre ich zurück!
Mit Blumenketten einigt dann
Auf ewig uns der Liebe Glück!
Leb' wohl, leb' wohl, o Berg, du Stolz des Roussillon!
Leb' wohl, leb' wohl, meine Maid, du schöne Alienor!

So viel in Betreff des Roussillon. Ueber die Fortsetzung meiner Reise bis Toulouse will ich kurz sein und nur die höchst merkwürdige alte Stadt von Carcassonne erwähnen. Sie liegt, ganz von der neuen getrennt, auf dem Kamm eines langen Hügels, größtentheils in Ruinen, und ist ringsum mit doppelten und dreifachen thurmhohen Mauern, zum Theil noch aus Karls des Großen Zeit, umgeben, so daß man nur das Schloß, die Kathedrale und einige Thürme, Alles verfallen, darüber hervorragen sieht. Das Ganze erscheint wie Eine ungeheure zerstörte Riesenburg. Wenn man den Hügel hinangestiegen ist und durch die bedeckten Gänge und Thore in das Innere tritt, erregt es ein seltsames Gefühl, in eine Stadt zu kommen, in der sich vielleicht kein Haus befindet, das nicht mehrere Jahrhunderte zählte und seitdem kaum eine Veränderung erlitten hat; selbst die Tracht der wenigen Menschen, denen ich begegnete, schien mir von der heutigen abzuweichen, so daß es nur eines geringen Grades der Einbildungskraft bedurfte, um mich völlig ins Mittelalter versetzt zu glauben. — Nach einer ganz angenehmen Fahrt in lauer Sommernacht, in der ich mich des funkelnden Firmamentes erfreute, begrüßten wir am anderen Morgen die Thürme des freundlich sich präsentirenden Toulouse.

Toulouse, das alte Tolosa der Römer, mag jetzt gegen 80,000 Einwohner zählen. Es bildet den Mittelpunkt des Verkehrs im südwestlichen Frankreich, und die engen krummen Straßen sind sehr belebt. Eine Menge neuer Paläste fiel mir durch das vortreffliche Material ihrer Ziegel und die Verzierungen in gebranntem Thon auf. Diese Ziegel sind als Platten geformt, wie wir sie mitunter zum Pflastern gebrauchen, und bilden eine

sehr schön aussehende Mauer, obgleich sie weder geputzt, noch ausgefugt, sondern blos glatt abgerieben werden. Die Waare ist dabei so vorzüglich, daß sie dem Sand- und Kalkstein an Dauer und Festigkeit durchaus nicht nachsteht. Auch die platten Dächer mit italienischen braunrothen Ziegeln sind eine große Zierde aller hiesigen Häuser, die häufig mit Balconen versehen sind. Den obersten Stock bildet hin und wieder eine Gallerie, die um das Haus läuft und von einem vorstehenden Dache gedeckt ist, unter welchem man Schutz gegen Regen und Sonnenschein zugleich findet. Die älteren Häuser, zumal der Vornehmen, zeichnen sich durch viele Steinbilder, Arabesken, Säulen, Wappen und herrliche Holzschnitzwerke aus. Ein paar Löwen, die ich sah, waren Meisterstücke.

Ein sonderbares Geschöpf von Lohnbedienter war mir in dieser Stadt zu Theil geworden: ein alter Portugiese, der schon seit dreißig Jahren in Frankreich lebte und noch immer nur gebrochen französisch sprach, und so unwissend war, daß er Havannah für eine französische Tabaksfabrik hielt, und außer Lissabon, Paris und Toulouse von keiner Stadt wußte, in welchem Lande sie lag. Als ich ihm auftrug, mich nach den Ueberresten des römischen Theaters, Cirque Romain genannt, zu führen, brachte er mich zu den englischen Kunstreitern, und als ich ihn fragte, ob er verheirathet sei, erwiederte er: „Nein, ich bin ein Mensch!" (Non, je suis un homme), was Junggeselle in seiner Sprache bedeuten sollte. Uebrigens war er eine gute ehrliche Haut.

Die Weiber auf den Straßen erschienen mir klein, untersetzt, plump, knochenstark; dazu kommen meistentheils enge spitze Köpfe, breite Backenknochen, Stulpnasen, großer Mund, spitzes Kinn. Während ich darüber grübelte, stand ich vor einem Bauhof und sah dort zwei alte Frauen Maurerdienst thun, den Kalk bereiten, die dicken Hausteine die Leiter hinauf schleppen. Nachher traten mir noch ein paar solche Scenen entgegen, wo die Weiber Steine behauten und überhaupt Mannsarbeit thaten. Damit löste sich mir das Räthsel wegen der Unförmlichkeit. — Ich besuchte zuerst das sogenannte Capitol oder Rathhaus mit einer schönen Vorderseite im neueren Stil. Der Hof hat dagegen ein

alterthümliches Aussehen. Hier wurde der Marschall Heinrich von Montmorency, der in Languedoc gegen den Cardinal Richelieu die Fahne der Empörung aufgepflanzt und in der Schlacht bei Castelnaudary seine Freiheit verloren hatte, im Jahre 1632 enthauptet. Man zeigt noch das wie ein Messer geformte Beil, mit dem er den Streich empfing. Die Akademie der Blumenspiele (jeux floraux), welche ihre für poetische Erzeugnisse bestimmten Preise in goldenen und silbernen Blumen austheilt, hält in einem der Säle des Rathhauses ihre Sitzungen. In demselben Gebäude saß aber einst auch die Inquisition zu Gericht, welche unglückliche Albigenser zum Feuertode verdammte. Der geräumige Platz vor dem Rathhause hat das Eigenthümliche, daß alle Abende, wenn das Wetter es erlaubt, ein Markt bei Licht mit unzähligen Papierlaternen, wie in China, darauf gehalten wird, was eine sehr heitere Wirkung macht. Ueberhaupt findet man in der Stadt viele große Plätze. — Der unvollendete gothische Dom zog mich nur wegen seiner bunten Glasfenster an, desto mehr dagegen die Kirche von St. Sernin oder Saturnin, die aus dem vierten Jahrhundert herstammt. Zur Zeit der Albigenser wurde sie zur Hälfte zerstört, aber ganz nach dem alten Plan wieder aufgebaut. Sie hat einen merkwürdigen achteckigen, in einer Spitze endenden, taubenschlagartigen Thurm. Einen großartigen Eindruck macht das Innere mit seinem vielfachen Bogenwald. Die Bogen verlängern das runde Auge der großen Rose, durch das die ganze Kirche erleuchtet wird, und bilden so eine Wölbung mit einer weiten Oeffnung, die wie die Sonne selbst in das Halbdunkel hineinscheint. Das Chor ist angemalt, die Pfeiler auf hellblauem, die Decke auf Goldgrund. Die Kirche ist im Kreuz gebaut, gar nicht groß und doch großartig, gar nicht hoch und doch hochstrebend; dabei die Säulen so einfach, so kräftig, als ob aus Fels gehauen. Man sieht hier viele uralte Bildhauerwerke. In der unterirdischen Kirche (Krypte) bewahrt man die Gebeine mehrerer Heiligen nebst ihren gemalten Holzbüsten auf. In der Revolution verbrannte man die sehr reiche und an alten Nachrichten wichtige Bibliothek der Kirche und zerstörte auch viele Denkmäler, die leider nur durch sehr geschmackloses Zeug ersetzt wurden. — In

einem vormaligen Kloster hat man das neue Museum eingerichtet. Unter den Gemälden gefiel mir eins sehr wohl: Ludwig der Zwölfte, welcher Franz den Ersten auf seinem Todtenbette segnet. Die Krone liegt auf einem Sessel am Bette, und der von Jugend und Schönheit glänzende Prinz, der vor dem Bett auf den Knieen liegt, hält sie fest im Auge, während der sterbende König ihm die Hände auflegt. Besonders anziehend sind die sogenannten Kreuzgänge (cloitres), ein großer viereckiger Platz mit umherlaufenden gothischen Bogengängen. Längs den Rückwänden derselben ist auf Gestellen aus rothem und weißem Marmor eine bedeutende Sammlung der in dieser Gegend ausgegrabenen römischen Alterthümer aufgestellt, und der Rasenplatz in der Mitte enthält unter Baumgruppen eine große Menge Denkmäler aus dem Mittelalter und etwas späterer Zeit. Das letzte ist das Grabmal des enthaupteten Montmorency. — Ich beschloß die Reihe meiner Besichtigungen mit der Wasserburg (château d'eau). Es ist ein weiter, zierlich gebauter Thurm, in welchem das Wasser der Garonne durch Räderwerk siebenzig Fuß in Röhren hinaufgetrieben wird und dann in anderen wieder herabfällt, aus denen es in der ganzen Stadt vertheilt wird. Gegenüber liegt das Spital der Findelkinder mit dem sehr malerischen ganz von Epheu überwachsenen Säulengang. — Eine meisterhaft aufgeführte Oper, die ich am Abend besuchte, schien zu beweisen, daß man die Musik in Toulouse liebt und versteht.

Am andern Morgen ging ich zum nächsten Thor hinaus. Ich begegnete zwei Knaben, die sehr bedächtig, vorsichtig und schonend Etwas in beiden Händen trugen. Als ich den älteren Knaben fragte, was er da habe, zeigte er mir ein Heimchen. Mir schien dies Exemplar ein kleiner Riese; auch freute ich mich ein wenig, daß es keine jungen Vögel waren. Der freundliche Bursche zeigte mir, wie das Thierchen nicht mit dem Munde, sondern mit den Flügeln schirpfe. So lernte ich etwas und gab dem Burschen, ehe wir uns trennten, zwei dicke Sous. Er nahm sie aber gar nicht wie Jemand, der des Nehmens gewohnt. Eine Secunde stand er still, dann sagte er: „Da nehmen Sie das Heimchen!" Ich antwortete, daß ich nicht wisse, was ich damit machen solle. „Sie können es zu Hause in einen

kleinen Käfig setzen und singen lassen.“ — „Aber, mein Freund, ich bin hier nicht zu Hause und kann kein Heimchen brauchen, das Heimweh macht; ich bin auf Reisen.“ — „So setzen Sie's in den Hut; es singt dort so gut wie anderswo.“ Genug, der Bursche wollte seine Sous nicht umsonst haben, und erst als ich ihm gesagt: daß mir sein Anerbieten so wohl gethan, als ob ich sein Heimchen angenommen, schieden wir als gute Freunde, und ich mit einer Erfahrung mehr über die Gutherzigkeit des Volkes. — Von der Heißblütigkeit des Volkes überzeugte ich mich ein andermal, als ich über den Markt ging. Eine stattliche Dame und ein Marktweib standen einander im heftigsten Zungenkampf gegenüber. Urplötzlich erhielt erstere eine Ohrfeige, daß der ganze schöne Hut in die gräßlichsten Falten zerknickt war. Schreien, Lärmen, Zusammenlaufen, Polizei und was sonst noch dazu gehört, waren die Folgen. Aehnlich war ein anderer Vorfall, dem ich späterhin beiwohnte. Ein Bäuerin bot nämlich einen Korb Kirschen feil. Die Verkäuferinnen des Marktes wollten weniger geben, als die Eigenthümerin forderte. Als die Bäuerin nicht einwilligte, machten die Obsthökerinnen kurze Umstände. Ihrer drei hielten die Bäuerin fest, ein paar andere rissen ihr den Kirschenkorb aus der Hand, schütteten die Kirschen in einen andern, und reichten ihr den leeren mit dem Preise, den sie für billig hielten, zurück. Die Bäuerin schrie und jammerte, aber es half nichts.

Als ich wieder zur Stadt zurückkam, führte mich mein zufälliger Weg zu der Kanonenbohrermühle an der Garonne. Ich sah dem Werke eine Weile zu. Ein baumdicker Kanonenstamm wurde von einem Bohrer ausgehöhlt. Ein paar Räder gaben dem Menschenwillen die Kraft, das starke Erz zu modeln. Aber es gab einen Lärm, wie eine Schlacht. Die Kanone schien hier an den Ton ihres Berufes gewöhnt zu werden. Mit jedem Umschwunge machte sie den Bohrer seufzen, als ob er aus tausend Flinten zugleich feuere: das unschuldige Vorspiel zum bitteren Ernst des vollendeten Werkes! — Von da gerieth ich auf die Insel Tunis, wohin eine mit hohen Mauern eingefaßte Brücke führt. Hier befinden sich ein Menge Mühlen und Fabriken, die ebenfalls viel Lärm machen. Dazu traf ich auf viele Er-

scheinungen des Elendes; die Kinder sahen meist kränklich und scrophulös aus. Eine Frau trug eine schwere Last auf dem Kopfe und in beiden Händen hielt sie einen Strickstrumpf, an dem sie fleißig arbeitete. Auch vor den Straßenthüren der Stadt herrschte überall viel geschäftige Thätigkeit unter dem Volk und es ließen sich hier keine müßigen Gaffer am Markt blicken, wie sie der Süden sonst in Menge aufzuweisen hat.

Auf einem der Hauptspaziergänge bemerkte ich, wie ein Dutzend alter und junger Weiber sich im heftigsten, streitartigen Gespräche um drei Männer herumbewegten. Einer derselben trug Ranzen, Stock und Regenschirm. Es waren ankommende Reisende, und die Weiber die Garçons oder Werbeofficiere von eben so vielen Wirthshäusern. Ich sah in Havre und Rouen sehr lustige Scenen, wenn die französischen Gamins die englischen Ankömmlinge und ihr Gepäcke eroberten. Aber das war nur Kinderspiel. Die Weiber um die drei Reisenden überboten sich selbst, Eine die Andere im Schreien, Zerren, Anloben und Heruntermachen. Eine hielt den ältesten der Reisenden stets umarmt, indem sie ihm allerlei ins Ohr sagte, und wirklich trug diese später den Sieg davon. Die Andern schrien und heulten mit wilden Geberden. Eine hatte ein Stück Seil und schwang es kampflustig vor den Augen derjenigen, die dem Alten ihr Geheimniß zugeflüstert. Die Siegerin blieb dagegen ganz kaltblütig, als ob sie ihrer Sache schon gewiß sei. An einer Ecke kam's zur Entscheidung. Die Kleine mit der scharfen Zunge und dem schweren Tau-Ende wohnte rechts, die Geheimnißflüsternde links. Beide packten ihren Mann; die Kleine trug halbwegs den Sieg davon; aber die Hülfstruppen der Andern griffen das Gepäck der Reisenden an und führten sie rasch im Sturme weiter. Der Hauptreisende, der Alte schrie: „Aber meine Sachen! He, Holla! bringt sie her!“ Kein Mensch hörte ihn vor dem Kreischen der Weiber. Zuletzt riß er sich los und eilte seinem Koffer nach. Der Sieg entschied sich für die, die ihm etwas in's Ohr geflüstert. Die Kleine wurde nun wüthend, schwang den Strick um ihren Kopf, stellte sich mit gespreizten Beinen hin und schimpfte wie ein Rohrspatz: „Bankert, Schanddirne, Bettelweib!“ und was weiß ich Alles, immer lauter sich

außer Athem schreiend. Im Triumphe wurden die drei Fremden endlich in das Wirthshaus der Siegerin geführt.

Toulouse ist stolz darauf, das „Athen Frankreichs" zu heißen. Es giebt hier eine Akademie der Wissenschaften, der Medicin und des Rechts, dazu tausend und mehr Studenten. Aber man merkt's kaum, daß sie da sind; denn sie halten sich ziemlich zurückgezogen. Die Mehrzahl besteht aus solchen, die man in Halle sonst wohl „Kümmeltürken" nannte, das heißt Söhne der Umgegend, die kein Frühstück und Abendbrot zu kaufen brauchen, weil die Frau Mutter Schinken, Wurst, Geräuchertes und Kümmelbrot mit dem Marktkarren schicken kann. Ich wohnte einer juristischen Vorlesung bei. Am Eingang forderte mir der Pförtner meinen Stock ab. Der Professor saß im schwarzen Talar mit rother Schleife vor einem breiten Tisch. Im Halbkreise bildeten ein Dutzend Bänke dem Katheder gegenüber ein terrassenartiges Amphitheater. Oben an einer Nebenthüre stand ein Mann mit einem schwarzen Mantel, der Appariteur oder Pedell. Die Studenten waren meist ganz fein gekleidet. Sie saßen da, hörten zu oder schrieben ein Heft nach; einzelne nahmen Noten, andere stützten das Haupt auf die Hand, indem sie ihren Gedanken Audienz zu geben schienen: jeder, wie's ihm beliebte. In ihrem Wesen herrschte viel Ungebundenheit. Ueberdies hatten die meisten den Hut auf dem Kopf, und während der ganzen Vorlesung, die freilich fast zwei Stunden dauerte, gingen und kamen von Zeit zu Zeit stets welche ab und zu. Zu Anfang jeder Vorlesung werden nämlich die Namen der Studenten aufgerufen, und jeder antwortet: Hier. Wer drei Mal fehlt, verliert das Geld, das er für die Vorlesung gezahlt, und muß dieselbe, ehe er sein Examen machen kann, nachholen. Der Form wegen gehen nun die Studenten oft zu Anfang der Vorlesung hin und empfehlen sich, sobald sie Lust haben und können; andere kommen etwas später und bestätigen ihre Anwesenheit. Alle halbe Jahre müssen sie ein, am Ende ihrer Studienzeit drei Examina bestehen und eine Abhandlung schreiben. Die Examina sind öffentlich. Einem Jahresexamen wohnte ich ebenfalls bei. Auf einer kleinen Erhöhung saßen an einem Tische vier Professoren. In dem Parterre saßen ein paar Dutzend Studenten und Zuhörer auf

Stühlen. Einer der Studenten wurde aufgerufen und trat vor den Tisch, wo ihm dann einer der Lehrer nach dem andern ein paar Fragen vorlegte. Fünf Minuten waren für jeden Lehrer und Examinanden bestimmt, und einer der Lehrer sah beständig nach der Uhr; sobald der Zeiger auf der Minute stand, sagte er rasch über den Tisch: die Zeit ist vorbei (le temps est passé). Die Fragen waren sehr einfach und wurden leicht beantwortet; nur mit dem römischen Rechte haperte es stark. Diese Examina schaden mehr, als daß sie nützen. Denn der Franzose ist durchaus praktisch, und so richtet denn der Student seine Studien gleich von vorn herein nur nach dem Bedürfniß des künftigen Brotes ein. An ein höheres wissenschaftliches Leben und Streben ist also auf einer französischen Universität kaum zu denken. In Toulouse soll das noch weiter gehen. Die Gascogner sind sehr geistreich, sehr selbstvertrauend. Ein schlechter Witz fehlt ihnen nie, wenn sie in Verlegenheit sind, und da diese oft helfen, so verlassen sie sich darauf. Auf diese Weise lebt die Mehrzahl flott und lustig. Doch lernte ich unter denselben auch sehr solide und fleißige Leute kennen, die an der Wissenschaft regen Antheil nahmen, aber ihre Gespräche hatten meist eine orthodox-katholische Richtung.

Geistlichen begegnet man hier auf Schritt und Tritt; oft sind es auch zehn- bis zwölfjährige Knäblein im Jesuitenkleide, mit schwarzem Leibrock, weißen Bäffchen, dreieckigem Hütchen. Außerdem sieht man eine Procession nach der andern. Bald sind es Bauern, die ihren Heiligen mit Pomp und Festzug aus ihrer Dorfkirche in die Stadtkirche und wieder zurück tragen, um sich dadurch vor Uebeln und Landplagen zu schützen; bald sind es die Schüler der „Brüder der christlichen Lehre", die leisen und langsamen Schrittes in Andacht aus der Schule nach der Kirche oder zurückziehen; bald weißbeschleierte Mädchen der ersten Communion mit ihren Führerinnen, welche die armdicken und ellenhohen Opferkerzen der Kinder im wahren Sinne des Wortes nachschleppen müssen. Jüngst rief mich eine Dudelsackmusik ans Fenster. Da kamen vorerst zwei Tambours, dann zwei lärmende Schalmeiclarinetten. Hinterher zog ein Mameluk in weißen Hosen, rothem Jäckchen und buntem Turban. Dann folgte ein

Commandant der Nationalgarde und vier Officiere, zwei und zwei, jeder eine dreifarbige Fahne tragend. Sie waren Musterofficiere einer Dorf-Nationalgarde. In der Mitte zwischen diesen Vieren ging ein anderer Mameluk, und neben ihm trug ein Bauer einen großen Korb mit Sous-Brötchen. So zogen sie von Haus zu Haus der Eigenthümer ihres Landes, die in der Stadt wohnten. Jeder derselben wurde von dem Mameluken zu einem ländlichen Feste eingeladen, erhielt ein Brötchen und zahlte ein Trinkgeld. Regenwetter verhinderte mich, diesem Feste beizuwohnen; doch erhielt ich bei dieser Gelegenheit einige Mittheilungen über die hiesige Feier des Johannisfestes. Am Abend vorher sieht man in allen Straßen eine Menge hell lodernder Freudenfeuer brennen; Knaben und junge Leute springen darüber weg *). Am St. Johannistage ist an jeder Ecke ein Blumenmarkt. Leute, die sich gern haben, schenken sich dann als Zeichen der Zuneigung einen Blumenstrauß; die Jungfrauen bekommen weiße Blumen, die Frauen und Männer bunte. Eine Menge Buden verkaufen nichts als Sträußer von wohlriechenden wilden Kräutern. Die Käufer lassen sich diese in der Kirche segnen und dann sind sie gegen Ungeziefer, Krankheit, Unglück und Blitz sehr probat. Außerdem bieten die Töpfer kleine Hörner und Pfeifen für die Knaben feil; diese machen dann mittelst der heulenden und kreischenden Instrumente eine Höllenmusik in den Straßen.

Der reichere höhere Mittelstand ist theilweise protestantisch. Die ersten Kaufleute gehören diesem Glauben an. Aber gerade dieser Stand, der in seinem Schooße die ächte Bildung am meisten hegt und pflegt, steht dem Volk zu fern, um die Aufklärung desselben zu wecken und zu fördern. Daher bleibt der Einfluß der Geistlichkeit und des Adels überwiegend. Das Volk ist hier aber nicht ein Volk wie in Nordfrankreich, sondern viel-

*) Aehnliches finden wir im heidnischen Alterthume beim Molochsdienst. Aeltere Personen sprangen durch's Feuer und Mütter trugen ihre Kinder hindurch, indem man dem Feuer eine Kraft der Reinigung von Sünden und Krankheiten beilegte. Auch bei uns treibt man das Vieh bei einem großen Sterben durch's Feuer.

mehr ein zusammengehäufter Auskehricht der menschlichen Gesellschaft ohne festen Halt, eine bewegliche Sandbank, deren luftverfinsternde Massen in Zeiten der Aufregung bald hierhin, bald dorthin getrieben werden, je nachdem die politischen Stürme wehen.

Auf einem Spazierritte in die Umgegend besichtigte ich das Schlachtfeld, wo am 10. April 1814 die Franzosen unter Marschall Soult von den verbündeten Engländern, Spaniern und Portugiesen besiegt wurden. Ueber die Garonne führt eine herrliche Brücke von mehr als achthundert Fuß Länge und mit einem Triumphbogen. Romantisch ist die Aussicht von dieser Brücke mit Wiesen, Hainen und Promenaden auf der einen Seite, und dem seeartigen Strom auf der andern, in dem die größte Mühle Frankreichs mit ihrem Wehr gleich einer Festung hervorspringt, im Hintergrunde von thurmhohen Pappelgruppen überragt. — Der freiere Blick nach Süden und Südwesten zeigt fern am Horizont die langgestreckte Kette der Pyrenäen. Dahin ging all mein Sehnen; aber vorher wollte ich noch einen Abstecher nach Bordeaux machen.

Die einzige bedeutendere Stadt zwischen Toulouse und Bordeaux ist Agen; doch bietet sie, glaube ich, nichts Bemerkenswerthes dar, als eine große Segeltuchfabrik, welche allein fünftausend Menschen beschäftigt, und einen sehr angenehmen Spaziergang, der nach einer Einsiedelei auf nahem Felsen und dann in vielen Windungen wieder nach der Garonne hinauf auf den Cours führt. Der Cours ist eine hohe Rüsternallee von einer halben Stunde Länge mit einer stattlichen Brücke am Ende und der Hauptsammelplatz der schönen Welt. Von der Einsiedelei entdeckt man über einer sehr weiten und abwechselnden Landschaft bei klarem Wetter die Pyrenäen. Jetzt waren sie jedoch in dichten Nebel gehüllt, den die Sonne vergebens zu durchbrechen suchte. — In dem Gasthof, wo ich abgestiegen war, gab es mehr Fliegen, als Einwohner in der ganzen Stadt. Sie färbten das Tischtuch völlig schwarz. Uebrigens war die Bedienung gut, Essen und Wein vorzüglich. Der Wirth gilt für

einen Meister in der Verfertigung von Entenleber- und Trüffel-Pasteten. Leider komme ich zu früh für die Trüffeln, deren eigentliche Zeit erst im December beginnt.

An einem schönen Morgen fuhr die Diligence zwischen Agen und Marmande durch ein paradiesisches Land, wo die Silberwellen der Garonne eine der fruchtbarsten Auen Europa's bewässern und der Boden so ergiebig ist, daß der Morgen Ackerland hier nicht selten für 5000 Franken verkauft wird. Wie in der Lombardei sind die Felder mit Ulmenreihen durchzogen, die von Weinguirlanden zierlich mit einander verbunden werden. Das schöne hohe Schilf, welches wir in unseren Gärten als Zierpflanze ziehen, wächst üppig an den Hecken und an den Rändern der Chaussee. Ein dichter Mantel blauer Weiden umschließt die frischen Ufer des Stromes, und an den Abhängen der zwei Hügelreihen, die ihn bald näher, bald entfernter begrenzen, wechseln alte Schlösser, Weinberge, Gebüsche und Dörfer, meistens von italienischer Bauart, auf das Anmuthigste mit einander ab. Lange schaute ich aus dem Fenster des Wagens mit Lust in die herrliche Gegend hinab. Alles war in Sonnenschein und blaue Düfte gehüllt, und Alles war Wunder und Pracht, wo die Natur waltete. Die Wohnungen der Menschen erschienen dagegen nur in der Ferne romantisch; wo man ihnen nahe kam, zeigte sich Alles schmutzig, verfallen und vernachlässigt.

Mein Nachbar in der Diligence war ein munterer Reise-Commis. Er hatte sich sieben Jahre in Indien aufgehalten und genoß dessenungeachtet einer blühenden Gesundheit, was er dem einzigen Umstande zuschrieb, daß er nie andere geistige Getränke, als Wasser mit Wein gemischt getrunken. Er erzählte unter Andern von den dortigen Saujagden, die nach ihm weit gefährlicher sind, als selbst die Jagd des Tigers. Man verfolgt nämlich den Eber zu Pferde, mit feinen sehr spitzen Spießen bewaffnet. Mittelst derselben trachtet man das Thier im Laufe zu durchstoßen und förmlich an die Erde zu nageln. Im Augenblick des Stoßes muß man aber bedacht sein, das Pferd zu wenden, um im Fall des Nichtgelingens dem Eber, der äußerst schnell ist, zu entfliehen. Fast immer werden, wenn dies mißlingt, mehrere Pferde und oft auch ihre Reiter verwundet, ja getödtet.

— Aus dem Munde meines Gesellschafters flossen mir einige Notizen über die Reise von Paris nach Bordeaux zu. Im Folgenden sind diese mit Benutzung anderer Quellen zusammengestellt.

Der ganze Weg hat im Allgemeinen wenig Anziehendes, und die Gasthöfe sind fast durchgehends schlecht. Die dreißig Lieues bis Orleans werden auf der Eisenbahn in vier Stunden zurückgelegt. Auf halbem Wege in Etampes wird kurze Rast gemacht, um den Reisenden Gelegenheit zu einem Imbiß zu geben. Bald hinter Etampes tritt die Eisenbahn in die reiche Ebene la Beauce. Das ist eine unabsehbare Fläche, die nur am äußersten Horizont hier und da durch einen leichten Wellenschlag des Bodens unterbrochen wird. Die Beauce gilt für das fruchtbarste Getreideland in Frankreich, und ihr Ertrag ist beinahe hinreichend zur Stillung des alltäglichen Riesenhungers von Paris. Im Frühling und Sommer ist der Anblick dieses grün oder gelb wogenden Getreidemeeres nicht ohne Reiz, aber in den übrigen Jahreszeiten ist die Fahrt da hindurch sehr eintönig; denn man sieht dann weder Baum, noch Häuser, noch lebendiges Wasser. Der Reisende bemerkt in der ganzen Beauce so wenig Dörfer, daß man sich fragt, ob die Bewohner dieser weiten Landstrecken unter der Erde oder in den Lüften wohnen. — Orleans wird großentheils von schönen Promenaden umgeben, und eine mächtige Brücke führt über die Loire. Die Stadt hat zwei Merkwürdigkeiten. Auf dem Markt steht nämlich das broncene Standbild der Jungfrau von Orleans, aus dem der Kunstgeist der napoleonischen Zeit mit all seiner Unnatur, seiner Ziererei, seinem frostigen Wesen und seiner Anmuthlosigkeit hervorguckt. Außerdem macht man viel Aufhebens von der Kathedrale. Sie wurde allerdings von den Engländern wunderherrlich im gothischen Stil angefangen, aber erst von Ludwig XIV. überladen und geschmacklos beendigt. Der Wald von Spitzen mit ihrem kunstreichen Mittelthurm erinnert etwas an den Dom von Mailand. Die Fronte nimmt sich fast wie feine Spitzenweberei aus, und die Engel auf den beiden Thürmen ersetzen vortheilhaft das gewöhnliche Kreuz. — Die Landschaft zwischen Orleans und Tours bietet immer noch wenig Abwechselung. Man

fährt durch ebene Weinfelder und sieht eine Menge lombardischer Pappeln, aus denen man Holzschuhe fertigt. Die Loire zeigt in ihrem breiten Bette während des Sommers mehr Sand als Wasser. Das vier Lieues von Blois gelegene Schloß Chambord verlohnt sich wohl eines Abstechers. Es ist ein eigenthümlich wunderbarer Bau aus der Zeit Franz des Ersten mit einer Menge seltsamer, aber doch immer reizender Verzierungen der verschiedensten Art. Man sieht von außen unzählige Kuppeln und thurmartige Feueressen aller Formen; kolossale Lilien, Genien und gewappnete Krieger stehen auf den höchsten Spitzen und überall dazwischen des Königs feuerspeiender Salamander mit dem gothischen F angebracht, das vom Strick des heiligen Franziskus in geheimnißvollen Schlingungen umgeben wird. Eine Riesenlilie krönt das ganze Gebäude, bis zu der eine doppelte Wendeltreppe, ein Meisterstück der Kunst, hinaufführt. Je höher man im Innern hinaufsteigt, desto reicher werden die Verzierungen, und oben auf der Plattform des Daches sieht man unter einem Chaos labyrinthischer Gallerien, Treppen, Säulen, Pfeiler, gothischer Spitzen und Statuen die höchste Pracht und Zierlichkeit ihren Gipfelpunkt erreichen. Oben ist das Gebäude überall laternenartig durchsichtig, und man ermüdet nicht in diesem wunderlichen Zauberpalast umherzuirren, jeden Augenblick von einem neuen Anblick überrascht. Leider läßt man das Ganze immer mehr zur Ruine verfallen. — In Tours ist das Innere des Doms wegen seiner herrlichen Glasmalereien sehenswerth. Die berühmte große Brücke über die Loire, welche sehr lang, sehr hoch und sehr breit ist, bietet die Aussicht auf eine malerische Landschaft. Der Weg von da stromaufwärts am rechten Ufer ist anmuthig. Nach der Landseite erheben sich steile Kalkfelsen, in denen man mit Ueberraschung überall Fenster erblickt, und aus denselben schauen gleich Erdgeistern in Lumpen gehüllte Gestalten heraus. Es sind arme Leute, welche hier in Steinhöhlen zur Miethe wohnen. Oben entdeckt man die Schornsteine, wie sie mitten aus den Dornen und dem Geniste, das die Felsen bedeckt, lustig ihre Rauchsäulen gen Himmel wirbeln. Dichte Weinfelder, mit Nußbäumen eingefaßt, dehnen sich am Fuß dieser Kalkwände hin, und hie und da zeigt sich eine gothische Kirche, ein Land-

haus, die Ruine einer Abtei oder eine alterthümliche Meierei hinter den Reben. Die Loire bildet hier verschiedene Inseln, oft mit Schwarzpappeln und Weiden dicht bewachsen, oft aber auch nur aus kahlem Sand bestehend. Die Gegend hat bei alledem etwas Düsteres und Mageres, obgleich man die Provinz Touraine sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit und Anmuthigkeit den Garten Frankreichs nennt. Das Klima ist hier schon bedeutend mild. Monatsrosen blühen den Winter hindurch und die Cypresse erfriert nicht. Für die Zustände der Dörfer in der Umgegend von Tours hat man einen Maßstab an der Beschaffenheit der Wirthshäuser; denn man findet daselbst oft nichts vor, als ranzige Butter, schwarzes Salz, schlechten Wein und nur gutes Brot, das überall gut ist. Der Landmann lebt überhaupt in Frankreich nur elend, und sein trüber saurer Wein ist wahrlich kein Vorzug vor den Ländern, wo man gutes Bier trinkt; denn so vortrefflich die feinen französischen Weine sind, so erbärmlich sind die Landweine.

Der Anblick von Bordeaux ist wahrhaft großartig. Man sieht auf einmal ein unermeßliches Thal vor sich, dicht mit Weinfeldern, Baumgruppen und Landhäusern bedeckt. Seitwärts ziehen sich bewaldete Hügelketten hin, die von verschiedenen Schlössern und Capellen gekrönt werden. Mitten durch das Thal strömt majestätisch die Garonne, an deren Ufer sich der prachtvolle, wohl eine deutsche Meile lange Halbkreis der belebten Handelsstadt ausbreitet. Der größte Theil ihrer Gebäude ist alt, in einfachem und edlem Stil mit flachen italienischen Dächern erbaut, und die hie und da sich zeigenden Paläste haben einen ähnlichen Charakter. Ueber sie erheben sich die ehrwürdigen Monumente ältester Zeit: das sogenannte gallische Schloß, ein ehemaliges römisches Amphitheater, der vom Blitz geköpfte Thurm von St. Michel, auf dem der Telegraph spielt, die beiden zierlichen Spitzen der Kathedrale, deren gothische Zierrathen in der Ferne wie Hieroglyphen auf Obelisken erscheinen, die uralte Kirche des heiligen Kreuzes und der halb zerstörte Thurm von St. André. Tausend Schiffe mit bunten Wimpeln

und eine der herrlichsten Steinbrücken, die, von Napoleon erbaut, in siebenzehn Bogen über den Fluß führt, wo sie durch eine Art von Triumphbogen geschlossen wird, vollenden das glänzende Gemälde. So liebe ich die Weinländer: die Ebene wie ein reichgewirkter Teppich mit Blättern und Trauben durchwebt, die kolossale Stadt rings davon eingefaßt, der breite Silberstrom hindurch sich windend, die Hügel umher mit Wald und Schlössern bedeckt. — Auch das Innere der Stadt ist voll interessanter Einzelnheiten, schöner Plätze und Straßen, doch etwas schmutzig gleich allen Städten Frankreichs. Im Hotel de Rouen fand ich einen guten Gasthof und vortrefflichen Wein.

Die erste und größte Merkwürdigkeit der Stadt war für mich das Gewölbe im Thurme St. Michel, wo einige achtzig Leichname rund an den Wänden aufgestellt sind, welche vermöge der ungemeinen Trockenheit und Wärme der Luft am Verwesen gehindert und ausgetrocknet wurden. Es sind also mit Haut überzogene Skelette. Das höchst Seltsame an ihnen aber ist der lebendige Ausdruck, der sich in diesen blos noch behäuteten Todtenköpfen und Gerippen auf eine wundersame Weise so sprechend erhalten hat, daß man fast bei Jedem noch deutlich die Empfindungen, welche ihn beim Sterben bewegt, zu erkennen glaubt. Nie habe ich zum Beispiel ein Bild furchtbarerer Verzweiflung gesehen, als das Skelett eines jungen Mannes, der lebendig begraben wurde. Es ist eine gräßliche Erscheinung! Alle Züge in schauderhaftem Wahnsinn verzerrt, Finger und Zehen theils wie im Krampfe zusammengeballt, theils wie Krallen gekrümmt, um in rasender Wuth die eigenen Glieder zu zerfleischen. Gleich daneben schläft ein holder Knabe, so ruhig wie ein Engel im Himmel, der von der Erde Leiden ausruht. Er ist an die Brust seiner Mutter gesunken, die sich noch heute wie vor mehr als hundert Jahren, wo beide hier an einer Art Pest starben, liebend und ergeben mit der zärtlichsten Sorge über ihn beugt und seinen Schlaf ängstlich zu belauschen scheint. Weiterhin steht aufrecht an der Wand, noch stolz und fest wie im Leben, ein tapferer General, einst Commandeur von Malta und Ritter des heiligen Ludwig, mit zwei tiefen Stichen in der Brust, die er im Zweikampf mit einem gering geschätzten Civi-

listen erhielt und auf dem Platze blieb. Ein riesenmäßiger Lastträger, der beim Heben einer zu schweren Kiste sich die Eingeweide sprengte und an ihrer Entzündung starb, ragt noch einen Kopf höher über den General hervor und zeigt in seinem, ich möchte sagen schreienden Antlitz noch immer den wilden Schmerz seines Todes. Dagegen spricht das tiefste, aber geduldigere Leiden aus den Zügen einer armen Frau, die nach langen unsäglichen Leiden starb. Viele andere Bewohner dieser Gruft scheinen wiederum ganz ohne innere Bewegung gestorben zu sein, in Bewußtlosigkeit versunken, wie es die Natur den Meisten gewährt, ja ein Ertrunkener zeigte sogar etwas so Heiteres in seiner Miene, als sei er im lieblichsten Traume hinübergeschlummert. — Der Anblick des Ganzen hatte etwas eigenthümlich Ergreifendes. Ueber uns die düstere Wölbung, in deren Mitte eine einzelne Ampel ihren rothglühenden Schein sparsam umher verbreitet. Gerade unter ihr liegt noch ein überzähliges Gerippe auf einem großen Haufen Knochen. Der ganze Boden, auf dem wir stehen, besteht auch nur aus Knochen, sechs Fuß hoch im Lauf der Jahrhunderte aufgethürmt und größtentheils schon in Staub zerfallen; ringsum reiht sich nun an der Wand jene schauerliche Guirlande der Ueberreste einiger achtzig menschlicher Wesen, die einst, wie wir, in sinnlichem Fleisch und heißem Blut gelebt, wie wir gefühlt, gelitten und genossen! Und dann: in einer Spanne Zeit wird die gute alte Frau, die sich eben bückt, um mir an einer alten vermoderten Haut noch die Spuren des Bartes zu zeigen, sammt dem neugierigen Fremden, der diese Gräber durchstöbert, Gott weiß an welchen Orten, sich dem starren Reigen anschließen müssen, dem ernsten Reich, von dem die verzerrten bleichen Bilder hier schweigend ihre räthselhafte, doch sichere Kunde geben.

Dem Thurm von St. Michel gegenüber führt ein ausgezeichnet schönes gothisches Portal in die alte Kirche des heiligen Kreuzes, in der noch die runden Bogen mit den spitzen abwechseln und die seltsamste Laune sich die wunderlichen, aber künstlerisch geschmackvollen Säulenköpfe ausgedacht hat. In einer anderen Kirche erfreute mich die bunte Pracht wohl erhaltener Glasfenster, und an der Kanzel eine trefflich gearbeitete Holz-

statue des heiligen Michael, welcher den Teufel an einer Kette hält und sehr nachdrücklich mit Füßen tritt. — Die Oertlichkeit führte mich von da zu dem großen Schlachthause der Stadt. Man war eben im Begriff einem ungeheuren Ochsen das Lebenslicht nicht auszublasen, sondern auszuhämmern. Schon beim ersten Schlag der eisernen Keule legte sich das gewaltige Thier mit einem tiefen Seufzer langsam nieder. Es bedurfte aber nachher noch eines Dutzend furchtbar dröhnender Schläge auf die Stirn, ehe der völlige Tod erfolgte. Der wiederholte Seufzer, von einer leisen Zuckung begleitet, folgte jedem Schlage. Beim zwölften erst verstummte der Ochse und streckte sich krampfhaft zum letzten Mal. Kaum war er todt, als schon ein anderer, eben so majestätisch, seine Stelle einnahm. — Vom Thurme der Kathedrale beschaute ich mir Stadt und Gegend, besah dann im vormaligen Palais royal eine Bildergallerie, die gute Sachen enthält, besuchte ferner die anziehendsten Plätze und Promenaden, die zum Theil mit Bildsäulen im Gallakleid und Haarbeutel geziert sind, und beschloß endlich meine Tagesschau mit der Besichtigung des Hospitals. Ich glaube, daß es wenige giebt, die ihm gleich kommen. Schon der Plan des Gebäudes ist eben so großartig, als zweckmäßig. Die Mitte bildet ein weites Viereck, ringsum mit bedeckten Bogengängen durch zwei Stockwerke hindurch umgeben, die den Kranken bei jedem Wetter als die luftigsten und bequemsten Wandelgänge dienen. Von diesem Viereck laufen nach außen strahlen- oder fächerartig die Krankensäle aus, so daß jeder sich als ein einzelnes Gebäude abschließt. Der Raum zwischen ihnen ist theils zu Höfen, theils zu freundlichen Gärten benutzt mit Laubgängen, Weinlauben, Blumenbeeten und dergleichen. Das Ganze faßt über vierhundert eiserne Betten, und der Dienst wird außer den Aerzten von einer großen Anzahl der in Frankreich so verdienten barmherzigen Schwestern verrichtet. Das Bewundernswertheste war mir die außerordentliche Reinlichkeit und Frische, die durchgängig hier herrscht und in einem sehr auffallenden Gegensatz zu dem Schmutz und den vielfachen üblen Gerüchen steht, die in den meisten Privathäusern und auf allen Straßen angetroffen werden. Besonders ist dies im Umkreis des Hafens der Fall, wo die Luft oft wahrhaft verpestet erscheint. —

Den Abend brachte ich im Theater des Allerlei (des variétés) zu, wo ein Elephant die Hauptrolle und zwar zum Erstaunen gut spielte. Ohne Führer kam und ging er mit dem Stichwort, setzte sich im Palast des grausamen Fürsten, der ihn geraubt, zu Tisch, um seiner Hoheit Mittagsmahl zu verzehren, gab sehr zierlich die Teller ab, wenn er sie geleert, klingelte ungeduldig, wenn die neue Schüssel zu kommen zögerte, entführte eine Dame, baute ihr in der Wüste eine Laube, kurz er benahm sich so menschlich als möglich.

Der Platz der Quincunxe (place des quinconces) besteht aus drei oder vier anderen Plätzen, von denen der kleinste größer als die größten Plätze anderer Städte. Rings um diesen Riesenplatz sind Paläste aufgebaut. An den beiden Enden der Nebenplätze sind großartige Badeanstalten, am Ende des Hauptplatzes stehen zwei kolossale Schiffsschnäbel-Säulen. Die Nebenplätze sind mit Alleen besetzt, der Hauptplatz ist frei. Der Eindruck wird gehoben durch die Aussicht auf den Fluß und alle seine Schiffe. Paris, London und Dublin haben nichts Aehnliches aufzuweisen. — Der öffentliche Garten (Jardin public) ist nach einem fast eben so bedeutenden Maßstabe angelegt; nur scheint er öder, verlassener, und hier ahnet man, daß die Menschen für diese weiten Räume fehlen. Die Allée de Pournay und der Theaterplatz sind die belebtesten der Stadt. Viele Wandelbahnen stehen den Boulevards von Paris kaum nach, die Stacken aber übertreffen noch fast die dortigen Kais. An Palästen aller Art fehlt es nirgends. Genug, je mehr man Bordeaux kennen lernt, desto mehr überzeugt man sich, daß es eine Stadt voller Pracht und soliden Glanzes ist. Das alte Viertel hat freilich enge Straßen; doch findet man in der Regel steinerne Häuser mit eisernen Balconen. So macht die runzelige, zusammengeschrumpfte Mutter der neuen Stadt, als ihrer Tochter, keine Schande. Bei aller Pracht zieht sich durch das Ganze eine Art von Stille und Bewegungslosigkeit hindurch. In den Hauptstraßen ist des Hin- und Hertreibens genug; aber wenn man sich von diesen Hauptadern des Lebens entfernt, stößt man sehr oft auf eine wahre Todtenstille. So findet man auf der weit ausgedehnten place publique gewöhnlich

nur ein paar spielende Knaben, während ein paar Soldaten in dem Schatten der Bäume ruhen.

Jedes Gewerbe hat in Bordeaux, wie fast überall in Frankreich, sein Jahresfest, und während meiner Anwesenheit feierten ein solches Fest die Haarkünstler. Eine palastartige Villa, die in einer der Vorstädte liegt, war der Schauplatz. Durch einen breiten Baumgang, der mit Blumen geflochten und farbigen Lampen erleuchtet war, gelangte man zu einer hohen steinernen Treppe, die zu einem Erfrischungssaale führte. Daneben lag ein größeres Gebäude, dessen Erdgeschoß den Ballsaal enthielt. Die Baumgänge rings umher waren wiederum mit Blumen und farbigen Lampen verziert. Wohl zehntausend Gäste mochten versammelt sein und sich in den Sälen und Baumgängen herumtreiben. Alle waren von der anständigsten Gesellschaft. Gegen Mitternacht wurde ein großes Feuerwerk abgebrannt. Dann zog die Menge nach und nach der Stadt zu; nur die unermüdlichen Tänzer blieben zurück. Man tanzte, aber man jubelte nicht; die Masse drängte sich, aber es drängte Niemand den Andern. Alles ging in größter Ordnung zu. Man hörte kein lautes Wort, man sah keine kecke Bewegung. Sie tranken hier in Bordeaux Bier und Limonade. Darin zeichnet sich Ton und Geist. — Auf den Sonntagsbällen des Volkes geht es allerdings etwas wilder zu, und es herrscht da etwas mehr Lust; doch Alles hält sich in den Grenzen des Anstandes. Das Räthsel lös't sich, wenn man erwägt, daß es in dieser Stadt unter der niedrigeren Klasse keine Auswüchse des Elendes giebt. Die Handwerker und Arbeiter sind so redlich als möglich. Sie arbeiten rüstig, verdienen ihr Brot, legen Etwas zur Seite, suchen mit dem Ersparten nach und nach ein Erbe, ein Haus, ein Grundstück zu erwerben, erwerben es in der Regel und führen dann ein Stillleben, dessen Genuß sie ihren Kindern vererben. Jeder Handwerker, jeder Hafenarbeiter hat sein eigenes Haus, viele ihr Landgütchen. Die Arbeiter wohnen meistentheils in den Vorstädten und jede Familie allein; so auch in den abgelegenen Straßen. Möglich wird dies durch beständigen, regelmäßigen Verdienst in einer großen Stadt, die eine verhältnißmäßige kleine Bevölkerung mit viel reichen Leuten zählt. Die Hauptsache ist

dabei der ausgedehnte Weinhandel, der Jahr aus Jahr ein eine Million Fässer für den Weinbestand nöthig macht. Der Wein selbst, so wie die Fässer erfordern eine beständige Pflege, so daß die Arbeiter stets in Thätigkeit sind und ohne sich übermäßig anzustrengen täglich ihre zwei oder zwei und einen halben Franc verdienen. Dazu verhalten sich die Frauen auch nicht müßig. Sie sind meist Verkäuferinnen der Märkte, durchziehen mit ihren Waaren die Stadt und verdienen nicht weniger als die Männer. Auf diese Weise zieht sich Ueberfluß und Wohlhabenheit durch alle Klassen der Gesellschaft hindurch. Damit harmoniren die vielen schönen Gesichter, die man vorzugsweise unter den Frauen der Arbeiter bemerkt. Ihre Schönheit wird noch durch den Kopfputz gehoben, ein buntes Kopftuch, das sie wie einen Turban um's Haar zu schlingen wissen. Es sitzt nicht fest und hält doch die Haare zusammen; es spielt in Falten um den Kopf und fällt in Schleifen zu den Seiten herab. Im ganzen Süden findet man dieses Kopftuch überall anders und geschmackvoll geordnet, am reizendsten in Bordeaux.

Die Börse hat ihr Eigenthümliches. Es ist eine hohe Domwölbung mit lichtreichen Fenstern und ringsum mit geräumigen Hallen, Säulen und Bogengängen; aber in diesen Hallen sind eine Menge Buden und Kramladen, sogar der Speisewirthe und Bäcker, aufgeschlagen. Den ganzen Tag über steht das große Gebäude leer; erst gegen vier Uhr strömt die Handelswelt daselbst zusammen, mehr um etwas Neues zu hören, als um Geschäfte zu machen; denn zum Weinhandel ist die Börse kaum nöthig und der Handel mit Papier findet hier nur ausnahmsweise statt. An gewagte Speculationen denkt Niemand. Diesem ruhig überlegenden, bedächtig fortschreitenden Geiste entspricht die ebenfalls eigenthümliche Erscheinung der Ochsen. Je zwei und zwei, kolossal wie die Londoner Bierbrauerpferde, ziehen einen Schlitten, auf dem die Weinfässer langsam von einem Ort zum andern gefahren werden; so wird der Wein nicht aufgerüttelt. — Es giebt in Bordeaux eine große Zahl von Kaufleuten, die sich, nachdem sie in den Colonien Vermögen erworben, in den Ruhestand versetzt haben. Andere, die ihr Vermögen von den Vätern ererbt, arbeiten nur eine Zeit lang halb und halb mit,

und ziehen sich dann ebenfalls von den Geschäften zurück. Alle solche Leute besitzen in der Umgegend der Stadt Landgüter mit Weinbergen und Wiesenland zur Viehzucht. Diese ganze Klasse übt einen stillen, aber unablässig wirkenden und sehr bedeutenden Einfluß aus auf den in Bordeaux waltenden Sinn für Behaglichkeit, Ordnung, Gesetzlichkeit, Duldung und Mäßigkeit. In diesem Sinn und Geist bildete sich auch zur Zeit der Revolution die vornehmlich auf Bordeaux gestützte Partei des Conventes, „die Gironde"; aber die einseitige Verfolgung der rein persönlichen Interessen nahm dieser Partei die Stärke und gab den Sieg in die Hände der sogenannten Bergpartei*) oder Jakobiner, die im heißblütigen Süden vornehmlich ihren Stützpunkt in Marseille fand.

Jetzt, lieber Leser, begleite mich auf's Land. Ich hatte mir ein Cabriolet gemiethet, um nach dem ein paar Meilen entfernten Schlosse des Baron von Montesquieu zu fahren. Die elende Mähre, die man mir gegeben und die fortwährend angetrieben werden mußte, um nicht ganz stehen zu bleiben, machte die Fahrt etwas langweilig, welche überdem fast ununterbrochen zwischen Mauern und Weingärten führte, ohne eine andere Abwechselung zu gewähren, als später einen Kiefernwald. Obgleich diese Kiefern in Wuchs und Stamm den unsrigen sehr nahe kommen, so sind sie doch hellgrüner und haben weit feinere längere Nadeln, die Seidenhaaren gleichen, während die unsrigen eher an Schweinsborsten erinnern. Statt Wachholder und Hasenklee deckt gelbblühender Ginster den Sand, auf dem sie wachsen. — In dem Dorfe Labraine angekommen, stieg ich in einer Schenke ab, auf deren weißer Wand mit Riesenbuchstaben angeschrieben stand: „Zum großen Montesquieu!" Wider Erwarten fand ich in dem armseligen Innern Alles äußerst reinlich, einen wohlpolirten Tisch von Nußbaumholz, schneeweiße Servietten, guten Landwein, vortreffliche Butter, frisch gelegte Eier und das beste Brot, das ich je gegessen habe, obgleich es die Größe eines

*) Der Name des Berges rührt daher, weil diese Partei im Nationalconvent die höheren Sitze einnahm, während die Gironde auf den unteren Sitzen saß und deshalb auch „die Ebene" oder „der Sumpf" hieß.

Mühlsteines hatte und gewiß vier und zwanzig Menschen zu sättigen im Stande gewesen wäre. Eine halbe Stunde von dieser Schenke liegt, an einen dunkeln Eichenwald gelehnt, von Wiesen begrenzt, auf denen Füllen weideten, und von einem tiefen Graben umschlossen, über den zwei Zugbrücken führen, ein zwölfeckiges altes Schlößlein mit spitzen Schieferdächern und zwei Thürmen von ungleicher Höhe. Es hat sein Ansehen seit dem Tode des großen Mannes, dessen Stammschloß und Lieblingsaufenthalt es war, nur wenig verändert. Ein paar Bulldogs machten mir den Eingang etwas streitig, bis ein braunes hübsches Mädchen erschien, das sie beschwichtigte und sich mir als Führerin anbot. Die Besitzer haben den guten Sinn gehabt, nicht nur das Aeußere dieses romantischen Wohnsitzes, sondern auch alle von ihrem berühmten Ahnherrn gebrauchten Zimmer, den Vorsaal, den Salon, die Schlafstube und Bibliothek unentweiht zu lassen. Es hat schon so viel Anziehendes, ja Rührendes, eine alte Zeit in ihrer eigenthümlichen Tracht und Gestalt wieder vor sich aufleben zu sehen, wie viel mehr aber noch, wenn dieses Bild an einen so hohen theuren Mann sich anknüpft, wie Montesquieu war*). Mit welchem Vergnügen betrachtete ich ihn hier, so zu sagen, in seiner Häuslichkeit: die wohnlichen, gleichsam mit dem Duft jener Zeiten geschwängerten Zimmer, diese verblichenen gewirkten Tapeten mit wunderlichen mytholo-

*) Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brede et de M.), geb. d. 18. Jan. 1689 auf dem oben beschriebenen Schlosse Brede bei Bordeaux, war ausgezeichnet als philosophischer Staatslehrer und Geschichtschreiber. Seinen Ruf gründeten die geistreichen satyrischen „persischen Briefe" (1721), worin er das lebendigste Gemälde der französischen Sitten liefert und welche ihm den Weg zur Akademie bahnten (1728). Behufs seiner Studien bereis'te er Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England, wo er am längsten verweilte. Nach seiner Rückkehr auf sein Schloß la Brede legte er die letzte Hand an sein scharfsinniges und anziehendes Werk „Ueber die Größe und den Verfall Roms" (1734); diesem folgte die Frucht zwanzigjähriger Studien, „Der Geist der Gesetze" (1748), ein Werk, das, obgleich jetzt veraltet, doch stets zu den herrlichsten Schöpfungen des menschlichen Geistes gehören wird, weshalb man auch dem Verfasser den Ehrentitel eines Gesetzgebers des Menschengeschlechtes gab. Er starb 1755 zu Paris.

gischen Vorstellungen, die seltsam verdrehten alten Sopha's und Stühle, die schweren kolossalen Schränke, das morsche Himmelbett, noch mit derselben Decke versehen, unter der er geschlafen; und mit welchem Gefühl ehrfurchtsvoller Scheu ergriff ich erst die Bücher, die er benutzt, manche Bemerkung seiner Hand darin zurücklassend, als er seine unsterblichen Werke geschrieben!

Es wechselt aber im Leben stets das Gute mit dem Uebel, das Erhabene mit Alltäglichem, und so bereitete auch mir das Schicksal ohne Zögern eine ziemlich gemein komische Scene, mich selbst zum Helden derselben wählend. Als ich nämlich noch voll ernstheiterer Gedanken über die Wiesen dahinschritt, holte ich einen Knaben ein, der zwei Pferde von der Weide nach Labraine zurückbrachte. Da es sehr warm und ich müde war, so fragte ich ihn, ob er mir wohl für ein Trinkgeld gestatten wollte, das leergehende Pferd zu besteigen. Er machte keine Schwierigkeit. Kaum hatte ich mich indeß auf das junge Thier hinaufgeschwungen und sogleich den Sitz auf seinem spitzen Rückgrat ohne Sattel noch Decke eben so unbequem als unsicher gefunden, als auch schon die Mähre sich zu bäumen und zu bocken anfing. Wie auf einem Messerrücken sitzend, statt des Zaumes nur einen Halfterstrick in der Hand, und durchaus nicht im Stande, in dieser ungewohnten Lage einen festen Halt zu fassen, kämpfte ich zwar noch einige Zeit gegen mein Schicksal, wie ein Schiff im Sturme; ehe indeß eine halbe Minute verging, lag ich zum großen Gaudium meines Begleiters der Länge nach im Sande. Der muthwillige Knabe, vor Lachen fast selbst vom Pferde fallend, fragte mich in seiner platten Mundart, ob ich es nicht noch einmal versuchen wollte. Ich aber schüttelte verdrießlich (denn erst nachher fand ich die Sache spaßhaft) den Staub von meinen Kleidern mit dem Ausruf: „Nein, nein, Bube!" und eilte mit weiten Schritten der Schenke des großen Montesquieu wieder zu, deren weiße Wand mir von Ferne durch die Büsche leuchtete. — —

Man bemerkt in Bordeaux schon einige Hinneigung zu spanischer Sitte; denn ich fand an zwei verschiedenen Orten Stiergefechte und Thierkämpfe angekündigt. Ich ließ mich zu einer dieser Vorstellungen hinfahren, fand sie aber höchst erbärmlich. Grausam genug war zwar der Kampf eines armen mit spitzen

Eisen beschlagenen Esels gegen zwei starke Doggen, den man nicht eher aufhören ließ, bis der gemarterte Esel halb zerrissen war und auch die Hunde von Blut trieften. Gegen den Stier setzte sich Niemand einer Gefahr aus, und man begnügte sich, ebenfalls einige Hunde auf ihn zu hetzen, die eben so wenig Muth bewiesen. Mehr Vergnügen gewährte mir, als nach einigen Regentagen die Sonne wieder zum Vorschein kam, ein Spazierritt auf die der Stadt gegenüber liegenden Anhöhen. Es war sehr heiß und gewiß zwanzig Grade im Schatten. Das Erste, was mir aufstieß, waren zwei große schöne Pinien, welche den Fernsichten eine so große Zierde verleihen. Mit vieler Mühe, mich zurecht zu finden auf sehr schlechten, durch dichte Hecken und Weinfelder führenden Lehmwegen, die der Regen aufgeweicht hatte, und in deren trockenen Grabenaufwürfen Hunderte von Eidexen heute in der Sonne spielten, erreichte ich endlich den gesuchten höchsten Punkt. Hier ist ein Telegraph errichtet und ein artiges Landhaus neben ihm auf sehr gut gewählter Stelle erbaut, wo die Hügelkette einen schroffen Vorsprung nach dem Thale zu bildet. Man verfolgt daher, auf der Plattform dieses Hauses stehend, von hier aus beide Enden des mit Schiffen bedeckten Stromes und erblickt darüber hin nach allen Seiten, bis wo der Horizont sich auf die Erde niederläßt, ein unermeßliches Rundgemälde, belebt durch unzählige Dörfer und Städte, gleich dem gelobten Lande, in dessen Vordergrunde Bordeaux als stolze Königin der reichen Gegend auf ihrem weinumkränzten Throne ruht, um den des Südens mildere Lüfte schon ihren Zauberduft zu wehen beginnen.

Siebentes Kapitel.

Wir verließen Bordeaux gegen Abend. Unsere Fahrt ging nach Süden, und als wir am anderen Morgen in der Gegend von Roquefort erwachten, sahen wir uns in jener einförmigen steppenartigen Ebene, die den Namen les Landes d. i. Haiden führt. Bei Sonnenaufgang bildeten die Landes ein wundervolles

Schauspiel. Wir hatten zu unserer Rechten und zu unserer Linken ungeheure Flächen, gefleckt mit gelblich-rothem Haidekraut, wie die Haut eines Tigers. Am östlichen Horizont war Alles Flamme; das Licht fiel rieselnd. Am westlichen Horizont kämpfte die Dunkelheit ihren letzten Kampf und zog sich langsam zurück, die düsteren Falten ihres noch mit einigen Sternen besetzten Mantels zurücklassend. Vor uns war der Blick begrenzt durch eine feste, nervige Zackung: dies waren die Pyrenäen, welche ihren silbernen Schattenriß vom Azur des spanischen Himmels abschnitten. Dies Alles, sandige Ebene, rothgelbes Haidekraut, düstere oder feurige Horizonte, erwachte zum Dasein jung und lebensglühend, wie am ersten Tage der Schöpfung. Lerchen stiegen senkrecht zum Himmel auf und sangen, während sie aufstiegen. Heerden von Schafen wanderten gerade aus, geführt von Hirten auf hohen Stelzen, und trieben Rothhühner-Paare auf, welche, nachdem sie einen geräuschvollen scheuen Flug genommen, sich fünfhundert Schritte von dem Ort, von dem sie ausgegangen, wieder niederließen. Unsichtbar und hartnäckig in das Gras niedergeduckt, ließ die Wachtel ihre scharfe klare Note hören, wobei sie von dem metallischen Zirpen der Grillen begleitet wurde.

Die Landes erstrecken sich in Form eines großen Dreiecks von der Mündung des Lot bis nach Bayonne und von da hinauf bis zum Ausfluß der Gironde. Längs der Küste häufen sich weiße Hügel der Dünen, und dahinter liegt eine Reihe von Binnenseen oder Salzlachen. Im Norden der Gironde setzt sich diese Küstenbeschaffenheit bis gegen die Mündung der Loire, doch in geringer Breite, fort; aber es sind hier mehr Morast- und Sandstrecken, welche den Strand umsäumen. Zum Theil sind diese Küstenmoore in fruchtbare Marschen verwandelt, die oft noch ergiebiger sind, als selbst die wohlangebauten Gegenden von Saintonge und die wechselvollen, von Hecken, Gräben, Baumpflanzungen durchschnittenen Landschaften der Vendee. In den eigentlichen Landes sind die einzelnen sehr weit auseinander liegenden Ortschaften nur mit kümmerlichen Roggenfeldern umgeben. Die übrige weite Fläche ist mit Haidekraut, Fichten oder Korkbäumen bewachsen. Die Bewohner sind noch sehr roh, dabei

aber bieder und gastfrei, gemüthlich und arbeitsam. Sie leben in elenden Hütten, und ihre eigenthümliche Tracht ist ein Barett auf dem Kopfe nebst Mantel oder Ueberrock. Im Sand und Sumpf gehen sie auf Stelzen. Sie nähren sich von der Schafzucht, von der Jagd auf die häufigen Ortolane (Fettammern), Rebhühner und Schnepfen, vom Kohlenbrennen, Pech- und Harzsammeln. Letzteres geschieht, indem man handbreite Splitter aus den Fichtenstämmen aushauet. Aus diesen offenen Wunden rinnt das Blut der Bäume hervor. Sobald die Wunde kein Harz mehr giebt, wird sie höher hinauf vergrößert, so daß jeder Baum eine fünf, sechs, acht Fuß lange, handbreite Wunde oder Narbe zeigt. Außerdem liefert die Bienenzucht Honig und Wachs, der Korkbaum das Material zur Anfertigung von Bouteillenpfropfen, die Fichtenwaldungen Schiffsmaste und Bretter.

Auf der Station Roquefort bemerkten wir die Veränderung der Natur auch an unserem Gespann. Auf die schweren normannischen mit Dänen gekreuzten Pferde waren magere kleine Pferde mit flatternder Mähne und flatterndem Schweif gefolgt, welche an dem Wagen, für den sie nicht gemacht sind, die Ueberreste ihres arabischen Blutes verbrauchen. Wir gewannen bei diesem Wechsel zehn Minuten der Meile nach. So ging es im Fluge weiter nach Süden den Pyrenäen zu. Aber der in der Frühe des Morgens so heitere Himmel hatte sich allmälig mit trübem Gewölk überzogen. Alsbald stöberte ein feiner Staubregen hernieder und hüllte alle Gegenstände in einen düsteren Schleier. Hügel und Anhöhen erschienen, und die Landschaft nahm im Laufe des Tages immer mehr einen gebirgigen Charakter an. Wir passirten viele Brücken, überschritten den Adour, und erst spät erreichten wir Tarbes, eine Stadt von etwa 10,000 Einwohnern.

Es ist Markt in Tarbes, und aus meinem Fenster übersehe ich ein rothes Gewühl; denn alle Weiber tragen hier von demselben krapprothen Stoffe, aus dem die Beinkleider der Armee gefertigt sind, große Tücher über den Kopf, die bis auf den halben Leib herabgehen und ihnen so von weitem das Ansehen umgestülpter Soldaten geben.

Leider ist es plötzlich kalt geworden; schwarze Vorhänge sind über die Pyrenäen gezogen, und einzelne Regenschauer, mit Windstößen abwechselnd, verkünden nichts Gutes. Die angenehme Jahreszeit scheint vorüber zu sein, und obgleich nun am Fuße des ersehnten Gebirges angekommen, muß ich doch vielleicht mit Ludwig dem Vierzehnten ausrufen: Es giebt hier keine Pyrenäen mehr! — Nachdem ich den Tag über geschrieben, lockte mich ein trügerischer Sonnenblick gegen Abend hinaus. Vergebens durchlief ich Stadt und Vorstadt nach einem Ort, von dem man des Gebirges ansichtig werden könnte; vergebens fragte ich darnach. Der Markt nahm das Publicum so sehr in Anspruch, das Gedränge der Menschen, Ochsen und Esel war so groß, daß ich nur selten und durchaus keine genügende Antwort auf meine Fragen erhielt, welche die Meisten ohnehin nicht recht begreifen mochten. Ja, Einer, bei dem ich mich nach der besten Aussicht erkundigte, erwiederte, indem er mich beim Arm nahm und fortging: „Hier, Freund, unter diesen Platanen steht das schönste Vieh, wenn ihr kaufen wollt.“ Endlich gelangte ich zu einem hinlänglich erhöhten Ort, um über Häuser, Mauern und Hecken einen Blick ins Freie gewinnen zu können. Schon sah ich mit freudeklopfendem Herzen einen gezackten, schneebedeckten Koloß hervortreten, als eine boshafte Windsbraut herangezogen kam, im Nu den ganzen Horizont in Grau und Schwarz hüllte, mich dazu tüchtig durchnäßte und mir für heute Abend wenigstens alle Hoffnung raubte, des Gebirges Majestät zu schauen.

Was mir in diesen Landstrichen gefällt, sind die Weiber der mittleren und niederen Klassen. Meistens hübsch, lebendig und heiter, voll eigenthümlicher Einfälle und ohne angenommene Sprödigkeit nehmen sie, wenn ich so sagen darf, jeden Handschuh, den man ihnen zuwirft, gern auf und erlauben freie Rede. Sie sind schlau, natürlich und leichtfertig. Dabei haben sie fast durchgängig schöne feurige Augen, schwarzes Haar, ein angenehm klingendes Platt und eine zierliche Tracht. Das große rothe Tuch mit schwarzem Rand wird nur im Freien umgenommen; im Hause tragen sie entweder den Kopf blos oder sehr

bunte, dem Bearn eigenthümliche Tücher turbanartig um das Haupt geschlungen. Die Reinlichkeit läßt freilich etwas zu wünschen übrig. Namentlich die Bekleidung der Füße darf selten zu nahe betrachtet werden; denn schmutzige Strümpfe und schadhafte Pantoffelschuhe wird man selbst bei Damen früh im Hauskleide antreffen. Im Allgemeinen sind sie zuthulich und schwatzen gern. — Während ich mit einem solchen hübschen Gascognerkinde eine scherzhafte Unterredung führte, fielen auf einmal ein paar Pistolenschüsse auf der Straße. „Was ist das?" fragte ich verwundert. »O, nichts, eine Hochzeit der Landleute, die hier vorbeizieht.« „Und dazu erlaubt man ihnen mitten in der Stadt zu schießen?" »O, nur mit Pulver.« Eine neue hochzeitliche Entladung erfolgte. Bald darauf erschallte auch Musik mit jubelndem Gesang.

Trotz Sturm und Regen habe ich heute einen Spazierritt in der Umgegend gemacht, die mir sehr üppig vorkam, und manchmal sah ich auch einen Berg auf Secunden aus dem Nebel treten. Die Pyrenäen haben vor den Alpen den Vortheil voraus, daß sie sich unmittelbar aus einer lachenden Fläche, die von Wiesen und Feldern, welche mit unzähligen kleinen Canälen, Bächen und Hecken durchschnitten und so eben wie mit dem Lineal planirt ist, plötzlich zu ihrer Riesenhöhe erheben, ohne daß irgend eine Abstufung dazwischen liegt. „Ist das der Pik du Midi?" fragte ich einen Landmann, als eben eine Spitze am Himmel sichtbar ward. «Nein,« erwiederte er, den Hut ziehend, »das ist nicht der Pik du Midi (die Mittagsspitze), sondern es ist nur der Pik der eilf Stunden, wie wir ihn nennen.« Ich glaube wirklich, die Leute haben sich ihre ganze Sonnenuhr am Gebirge eingerichtet. Die Landschaft war reich belaubt, und überall, wie in England, Bäume zwischen die Hecken gepflanzt, welche die Grundstücke trennen. Weiden, Schwarzpappeln, Erlen und Nußbäume herrschten vor; sparsamer wechselten Eichen, Platanen und Kastanien mit ihnen ab. Oft sieht man auch statt der Hecken reich mit Epheu und Wein berankte Mauern, welche sämmtlich aus kleinen vom Adour gerundeten Granitsteinen, die mit Ziegelplatten abwechseln, mosaikartig aufgeführt sind, was diesem rohen, nur mit Lehm gemauerten Steinwerk ein sehr schmuckes

Ansehen giebt. Oft sieht man auch schon die Fenster der Pachthöfe mit Marmor eingefaßt. Die flachen italienischen Dächer aber hören nach und nach auf, und Schiefer nimmt meistens die Stelle der hohlen Ziegel ein. Auffallend war mir, daß in den Dörfern fast kein einziges Haus ein Fenster nach der Straße hatte. Das Wohnhaus steht mit seiner Fronte dem Hofe zu; hinter demselben ist die Scheune; das ist die Hauptseite eines Vierecks um einen Hof. Der Scheune gegenüber ist ein Stall für Kühe und Pferde. Dann kommt ein Schweinestall im ersten, Hühner- und Taubenschlag im zweiten und dritten Stock, ungefähr dem Wohnhause gegenüber. Was nicht hiedurch verschlossen ist, begrenzt vorn und hinten eine hohe Mauer mit einem weiten Hofthore nach der Straße hin. So ist die Regel.

Jetzt habe ich das Land gefunden, wo ich leben und sterben will! Hier will ich mir, wenn ich nur ein wenig noch vorher die Welt gesehen, meine letzte friedliche Hütte bauen — in diesem Lande, das jede Bequemlichkeit der Ebene und jeden Vollgenuß des Gebirges gewährt, dessen Bewohner die Gutmüthigkeit unserer Deutschen mit südlicher Lebhaftigkeit und einer kaum anderswo mehr anzutreffenden urväterlichen Natürlichkeit und Einfachheit verbinden; ein Land, dessen Klima so lieblich ist, daß man an tausend Fuß hohen Schneewänden durch Maisfelder und Weingärten hinfährt, wo sonnige Wiesen schimmernd grün unter den Baumgruppen wie der Harnisch des Goldkäfers glänzen, und wo ich heute unter dem Schatten einer Kastanie frühstücke, während über die zerfallene Gartenmauer ein Feigenbaum seine fruchtreichen Aeste breitet und blühende Rosen um seinen Stamm sich winden; das Land der Trüffelpasteten und des Bordeaux-Weins, der Wachteln und Ortolane, der Forellen und Seefische, wo die Provence, Spanien und das Meer sich die Hand reichen und wo man dreifach wohlfeiler lebt als in unserem Vaterlande; ein Land voll geschichtlicher Erinnerungen und Denkmäler alten Kampfes, wo dennoch, fern von der bewegten Hauptstadt, die ungetrübteste Ruhe herrscht und kein Parteigeist noch die besten Freuden der Gesellschaft verdarb.

Als nach drei verdrießlichen Regentagen, die mich in Tarbes zurückgehalten hatten, früh beim Erwachen ein flimmernder Sonnenstrahl auf mein Bett fiel, schien er mir ein unmittelbarer Gottesbote zu sein, den ich mit dankbarem Gebet empfing. Dann sprang ich neugestärkt auf und eilte, selbst die Hausleute weckend, denn Alles schlief noch im Gasthofe, um das Nöthige zur Fortsetzung der Reise vorzubereiten. Ich miethete ein altes Cabriolet mit einem ziemlich guten Pferde, das ich der hiesigen Sitte gemäß, weil kein Kutscher mitgegeben wird, selbst leiten mußte, und fuhr wohlgemuth durch die lang sich hindehnenden Straßen der freundlichen Stadt ins Freie hinaus.

Da lag endlich in glänzender Pracht die Pyrenäenkette vor mir, und wie wunderbar gestaltet! Noch war ihre Mitte durchgängig von einem dichten Wolkengürtel umflossen, der in weiten Nebelfalten bis auf die Wiesenebene herabhing, während die dunkeln Felsen und blendend weißen Schneespitzen des Pik du Midi, des Montagu, des Leviste und so vieler anderer in der blauen Luft ihre zackige Reihe unabsehbar fortsetzten. Ein bezaubernder Anblick! Man glaubte kein irdisches mehr, sondern ein himmlisches Gebirge vor sich zu sehen, das ein mächtiger Geist über Nacht auf die weiche Grundlage der Wolken gebaut. Die Ebene, vom reißenden Adour durchströmt, in der Ferne hie und da von niedrigen Hügelreihen eingefaßt und mit Baumgruppen übersäet, gleicht einem wahren Garten, der sich schmeichelnd an den Fuß der Bergkolosse schmiegt. Eine vortreffliche Chaussee führt durch ihn hin und bringt später in eine tiefe von den immer höher sich erhebenden Bergen geschlossene Schlucht ein, ohne irgend bedeutende Steigung sich fortwindend bis Bagnères de Bigorre. Mit einem süß-freudigen Gefühl sah ich, das Gebirge betretend, die heimathlichen Strohhütten wieder, von Eichen überragt und von Weißdornhecken ländlich geschirmt. Ueberhaupt verschwindet jetzt das südliche Ansehen der Gegend immer mehr, und man glaubt sich in ein üppiges deutsches Gebirgsland versetzt; Buchen, Eichen und Roßkastanien decken die Abhänge, spitze Dorfthürme und hohe Schieferdächer blinken durch das Laub; aus der Ferne hört man wohl hie und da das Läuten der Kuhglocken.

Der Badeort Bagnères ist ein im Thal gelegenes nettes Städtchen; auch die Bäder sind elegant eingerichtet. Die nahen Marmorbrüche haben dazu reichlich ihre Schätze geliefert. Anmuthige Wandelgänge von Laubholz führen an den Bergen hin. Die Häupter der Berge, welche das Thal einfassen, hatten sich erst in der vergangenen Nacht mit frischem Schnee bepudert. — Während der rechten Badezeit soll hier jeder Tag ein Fest sein: Theater, Concerte, Bälle, Gesellschaften, Ausflüge. Die Engländer sind die ersten und die letzten Gäste. Dadurch sind die Umwohner sehr verwöhnt worden. Als ich mir in einem Dorfe frische Milch und Brot geben ließ, wollte mir die Wirthin den Preis nicht sagen. Sie wiederholte: „Geben Sie, was Sie wollen, ich werde zufrieden sein". Es ist das aber eine gewöhnliche Prellerei. Als ich sechs Sous gab, sagte die Wirthin augenblicklich: „Das ist nicht genug!" Sie erhielt indeß nur noch zwei Sous mehr. Dagegen macht es mir Freude, hier selten ein Weib unbeschäftigt zu sehen. Viele stricken, die Mehrzahl spinnt, selbst wenn sie über Land der Stadt zuziehen und schwere Bürden auf dem Kopfe tragen. Sie stecken oft den Rocken an die linke Seite, vollkommen wie den Degen, und es sieht ganz kriegerisch aus, wenn eine Schaar so bewaffneter Heldinnen vorüberzieht.

Es war schon etwas spät, als ich meinen Rappen wieder anspannen ließ, um noch vor Nacht das Thal von Campan zu besichtigen. Die eine Seite desselben starrt anfangs nur mit kahlen am Adour emporsteigenden Felsen, während die andere bis hoch auf die Gipfel hinauf mit Wiesen, bebauten Feldern, Häusern, Gärten und zierlich geformtem Buschwerk dicht bedeckt ist. Ich fand die Straße mit heimziehenden Marktleuten so angefüllt, daß ich oft kaum durchzukommen vermochte. Die meisten Weiber, von denen viele ausgezeichnet hübsch waren, ritten nach Weise der Männer theils auf Pferden, theils auf Eseln, die sie indeß sehr schlecht regierten. Nie habe ich, die Fußgänger mitgerechnet, schlechtere Ausweicher gefunden; doch klagte und murrte auch Keiner, wenn er etwa von meiner Deichsel einen Rippenstoß bekam. Bei dem Dorfe Campan ist eine Felsengrotte, die aber nicht mehr viel Interessantes darbietet, seitdem man die Tropf-

steingebilde fast sämmtlich daraus gestohlen. Im Ganzen befriedigte mich dies so sehr gerühmte Thal weniger, als ich hoffte. Es ist Alles recht lieblich und anmuthig, aber es strebt nicht nach dem Höchsten. Freilich waren viele Gipfel noch mit Wolken verhüllt und die Sonne bereits hinter den Bergen. Schon besorgte ich, getäuschte Erwartungen mit mir hinwegzunehmen; aber die Folge übertraf sie alle.

Ein Tag wie flüssiges Gold empfing mich am anderen Morgen, und der Weg von Bagnères bis Argelles wird ewig ein Prachtexemplar im Bilderbuche meines Lebens bleiben. Man hatte mir mehrmals bange gemacht, daß ich zu spät kommen möchte, um die Pyrenäen zu besuchen. Da aber ein gütiges Geschick mich mit so herrlichem Wetter begleitet hat, glaube ich im Gegentheil, daß kaum eine Jahreszeit günstiger sein könnte als gerade die jetzige; denn während im Sommer nur zwei bis drei Spitzen des ganzen Gebirges dürftig mit ewigem Schnee bedeckt sind, haben sich jetzt im Herbste beinah alle in dieses glänzende Gewand gekleidet, das bei manchen sogar bis an ihren Fuß herabreicht. Jeder aber, der es gesehen, weiß es, welch feenartigen Anblick es gewährt, wenn man durch die Bäume plötzlich einen solchen schlohweiß schimmernden Kegel mitten aus einer grünen Wiese hervorwachsen sieht. Dazu ist das Laub im Gebirge weit mehr als in der Ebene noch dicht und fest auf den Bäumen, nur hie und da mit gelbem oder rothem Anflug, und die Frische der von hundert Bächlein durchrieselten Wiesen ist über alle Beschreibung erquicklich.

Die bequeme Straße, welche ich nach Lourdes einschlug, führt gegen zwei Drittheile des Weges längs der großen Pyrenäenkette am Abhang einer dicht darunter gelegenen Hügelreihe hin, die unmittelbar von der weiten Ebene umsäumt werden, so daß man auf der einen Seite in voller Nähe die erhabensten, ewig wechselnden Lichtwirkungen des Gebirges mit Erstaunen betrachtet, während man auf der anderen wiederum häufig im wundervollsten Contrast der blaugefärbten unermeßlichen Fläche durch enge Schluchten ansichtig wird. Und dies Alles denke man sich von einer Sonne beleuchtet, die nur glänzt und nicht mehr sengt und heute auch nicht das kleinste Wölkchen am Himmel duldete.

O, es war in der That ein himmlischer Tag zu nennen, und meine Seele schwelgte oft im Gefühl süßer Wonne! — Nach der ersten bedeutenden Steigung der Straße sieht man von einem Vorsprung des Berges die Pyrenäenkette in ihrer ganzen furchtbaren Majestät vor sich liegen, von Horizont zu Horizont gebreitet, Gipfel über Gipfel thürmend und eben so viel Abgründe in ihren Tiefen öffnend. Später zieht sie sich dem Auge mehr in einzelne Ansichten zusammen. An einer dieser letzten Stellen, bei dem jähen Abfall der Straße vom Dorfe Locroux, ist der Erdfleck, den ich mir vorläufig zu meiner künftigen Wohnung auswählte. Zwischen zwei Eichenhainen und am Fuß einiger einzeln stehenden Kastanienbäume, deren reife Früchte eben mehrere in den Aesten hängende Knaben herabschüttelten, sieht man in ein Gewühl brunnenartiger Thäler mit hellgrün leuchtendem Grunde hinab, und über denselben wogen sanft gerundete Berge, geziert mit hundert Wohnungen und tausend verschiedenartigen Baumgruppen, wie Wellen schlagend, durcheinander und würden selbst dem tagelangen Anschauen noch immer neue Abwechselung darbieten. Doch das Köstlichste am Bilde ist sein Rahmen; denn wie eine schützende Mauer umgiebt die ganze reiche Landschaft ein regelmäßiger Halbzirkel gezackter Schneeberge, in deren Mitte sich der mehr als neun tausend Fuß hohe Pik du Midi wie ein alles Land überragender Wartthurm emporhebt. — Ich war so besorgt, mir den schönen Punkt recht einzuprägen, daß ich aus dem Wagen stieg und die Ansicht sogleich dem Papier anvertraute. Mein Pferd verweilte unterdessen ohne alle Aufsicht ganz ruhig auf der Straße, und mancher vorübertreibende Viehhirt und manche Frau in ihrem rothen Tuche blieben verwundert neben dem fremden Manne stehen. Diese nehme man als Ausstaffirung des Gemäldes an, das sie in der That, besonders die Weiber mit dem brennenden Roth ihres Kopfputzes, gar malerisch beleben, wenn man sie in der Ferne hinter oder auf ihren Eselein langsam daherziehen sieht. — Der letzte Theil des Weges bis Lourdes schlängelt sich anmuthig im Grunde eines Thales hin, das eben so romantisch als üppig ist. Man nimmt zwar von den Schneegipfeln Abschied, die nur noch zuweilen ihr Haupt über einen niedrigen Berg erheben oder am

Ende eines Seitenthales in eine tief hinabgleitende Schlucht wie Könige in Hütten schauen; man ruht sich von dem Kolossalen, Majestätischen aus, giebt sich aber desto behaglicher friedlichen Genüssen hin. Während der letzten halben Stunde bildet, scheinbar zwischen zwei spitze Berge geklemmt, das auf einem schroffen Felsen erbaute alte Schloß Lourdes mit dem an seinem Fuße liegenden Städtchen eine ernste mittelalterliche Fernsicht.

Ich hielt mich nur eine Viertelstunde in Lourdes auf, um mein gutes, seine Schuldigkeit sehr treu verrichtendes Pferd mit Brot und Wein, mich selbst mit einigen anderen Erfrischungen zu stärken. Vor der Stadt holte ich etwa ein Dutzend hübscher Frauen ein, welche, wie Studenten sich unter den Arm fassend, eine förmliche Kette über den Weg bildeten und laut lachend erst dann auswichen, als ich sie mit einem scherzhaften Compliment über ihr reizendes Ansehen höflichst darum ersuchte. Einige darunter waren untadelhaft regelmäßige italienische Schönheiten.

Jetzt dringt man erst in das eigentliche Herz des Gebirges ein. Die erhabene Größe der kolossalen Massen, die man in der Ferne bewundert, macht nun in der Nähe einen doppelt starken Eindruck. Anfangs zeigen sich kahle, spärlich mit Haidekraut bewachsene Felsen. Dies ist nur der Uebergang, die Pforte zu dem Allerheiligsten. Man betritt endlich das Thal der Gave*) von Pau. Dieses Thal ist das schönste, das ich je gesehen. In der Reihe weniger Stunden entfaltet sich hier Alles, was eine Gebirgsgegend in jeder Hinsicht an Naturschönheiten möglicherweise bieten kann. Doch übertrifft die Aussicht, die gleich zuerst den Eintretenden empfängt, meines Erachtens alle folgenden, und ich möchte mich am Ende hier am Jarref (so heißt der Felsen) noch lieber anbauen, als da, wo ich vorhin meine Hütte errichten wollte. Setze dich, lieber Leser, zu mir! Wir ruhen auf dem Rande einer tief herabgehenden Mauer, unter der die Gave schäumend strömt, bald nachher einen Wasserfall bildet und weiterhin sich in mannigfachen Krümmungen ihren Weg bahnt. Rechts verbergen, ganz nahe stehend, zwei mit gelbem Ginster bedeckte Felsen jede Aussicht; nur der Schloßthurm von

*) Gave bedeutet Bergstrom.

Lourdes wird zwischen der engen Spalte, der die Felsen trennt, mühsam sichtbar. Aber vor Dir, welche Pracht, welch ein traumartiges Paradies! Grüne Abhänge aller Formen senken sich gleich gewirkten Teppichen von den Bergen herab, baumbesetzte Stufen reihen sich zierlich über einander, dichter Wald und weite Auen umschlingen sie in zauberischen Ringen. In der Mitte strecken drei einzelne Bergkolosse ihre Zacken gen Himmel und drücken, wie Gottes sichtbare Hand, dem Ganzen den Stempel der erhabensten Größe auf. Zwischen jedem dieser abgesonderten Felsberge ziehen sich sanft ansteigende üppige Thalschluchten hinauf, Gärten an Gärten reihend, bis andere Riesen ihnen im weiten Hintergrunde den Weg vertreten. Hast Du Dich daran satt gesehen, so wende Dich links und folge mit dem Auge dem gewundenen Laufe der Gave im geräumigen Thal, aus dessen grünen, parkartig gruppirten Bauminseln und Wiesenflächen hie und da isolirte Felsen und schroffe Hügel, zum Theil mit Ruinen verfallener Schlösser gekrönt, hervorragen, bis endlich die Schneegipfel der Piks von Mounné und Delliau die letzte Aussicht verschließen. — Der Weg, der durch dieses Eden führt, ist kühn angelegt, meistens durch hohe Mauern gestützt, auf deren Zinnen man öfters schwarze Ziegen sammt den sie bewachenden Knaben sich sonnend liegen sieht. Statt der Wegweiser giebt es nur Kreuze. Gegen Untergang der Sonne kam ich in Argelles an und fand die Abendkälte ziemlich empfindlich, obgleich hier der Wein noch üppig wächst und an geschützten Stellen der Feigenbaum noch ohne Bedeckung den Winter aushält. Argelles selbst ist ein heiteres Städtchen, in der reizendsten Lage am Fuß hoher Berge stufenmäßig aufgebaut, und wird von vielen Fremden bewohnt, da man hier sehr billig lebt.

Heute machte ich zuerst eine Fußwanderung nach der uralten verfallenen Abtei von St. Savin. Der Weg dahin führt durch einen Wald, der einige Stunden im Umfange hat. Dieser Wald besteht durchgehends aus alten Kastanien- und Nußbäumen, hie und da mit Obstbäumen abwechselnd. Er ist auf seinem hügeligen Wiesengrunde mit Felsstücken durchworfen

und jetzt überall mit Wein durchrankt, der rechts und links zierlich gewundene Gehänge bildet und oft über den Fußpfad lange dichte Lauben wölbt. Die Axt trifft in diesem Walde nur abgestorbene Bäume; denn die Bäume werden nur zur Ernte der Kastanien und Nüsse benutzt, da sie auf diese Weise den bedeutendsten Ertrag abwerfen. Je größer und umfangreicher also der Baum, je größer der Nutzen. Das unter den Bäumen wachsende Gras wird, wo man es nicht zur Weide benutzt, drei Mal des Jahres zu Heu gemäht; so groß ist die Fruchtbarkeit. — Nach einer Stunde, in der man mehrere Bächlein überschritten, kommt man an eine hohe mit Epheu überhangene Mauer, und steht bald darauf vor der noch immer zum Gottesdienst benutzten gothischen Kirche der Abtei. In derselben bemerkt man nicht fern vom Altar zwei große an der Wand hängende Tafeln, jede in neun Fächer getheilt, auf denen sehr werthvolle alte Malereien die Thaten des heiligen Savinus darstellen. Die außerordentliche und zugleich schwierigste ist ohne Zweifel die, wo er bei einbrechender Dunkelheit in gefährlicher Lage sich und seinen Gefährten von einem Engel mit dem Monde, wie mit einer Laterne, vorleuchten läßt. Die Abtei selbst ist durch die Revolution in Privatbesitz gekommen. Als Margarethe von Navarra, Schwester Franz des Ersten, die es liebte, sich in die Pyrenäenbäder zurückzuziehen, einmal durch furchtbare Regengüsse zur Flucht getrieben wurde, wobei Einige aus ihrem Gefolge ertranken, Andere von Bären gefressen wurden, war es der Abt von St. Savin, der den durchnäßten Damen seine eigenen Zimmer einräumte und, nachdem er sie wohl getrocknet, ihnen Mäntel darreichte und Pferde zum Behuf der Weiterreise stellte.

Von da setzte ich meinen Weg über Pierresitte nach St. Sauveur fort. In Pierresitte frühstückte ich. Auch kaufte ich meinem Führer seinen Alpenstock ab. Das ist ein Dorn, der ziemlich meine eigene Länge erreicht und das mit einer Metallspitze versehene dicke Ende unten hat, so daß er sich zugleich als Stütze, als sehr gehaltvoller Prügel und als natürlicher Stoßdegen gebrauchen läßt. Dicht hinter Pierresitte, das den Knotenpunkt zweier tiefen gabelförmigen Schluchten bildet, von denen die eine nach Luz und St. Sauveur, die andere nach Coterez führt, passirt

man kurz nach einander auf zwei Brücken die beiden Gave-Ströme. Von jetzt an zeigte sich das Erhabene ohne liebliche Prunkgewänder in nackter Größe. Es war gegen zwei Uhr, als ich in die Schlucht hineinfuhr, und schon verdeckten ihre Wände die Sonne, welche nur noch die Hälfte der Berge mit ihren Strahlen erleuchtete. Der übrige Theil lag im Schatten. Es bleibt selten in diesem schauerlichen Hohlweg mehr Oeffnung übrig, als eben nöthig ist, um dem Flusse und einer schmalen durch Mauern gestützten Chaussee an seiner Seite spärlich Raum zu geben. Dennoch ist die Erzeugungskraft dieses Bodens so groß, daß noch immer hohe Eichen und Buchen die von Fels zu Fels sich wälzende Gave einfassen. Selbst die steilsten Abhänge sind noch häufig bis an die Gipfel mit dichtem niedrigen Gebüsch bedeckt, und wo sich nur irgend eine Möglichkeit dazu darbietet, windet sich gewiß ein Wiesenstreif wie eine grüne Schlange zwischen den Felsen hinan. Man steigt fortwährend, zuweilen sehr steil, so daß man zuletzt den Fluß nicht mehr sehen kann, sondern ihn nur noch in schwindelnder Tiefe dumpf brausen hört. Endlich senkt sich der Weg wieder. Man kreuzt die Gave mehrmals auf kühnen Steinbrücken bis eine halbe Stunde vor Luz, wo sich das Thal erweitert, frische Wiesen sich breiten, und das Ganze wieder den, den Pyrenäenthälern so eigenen, parkähnlichen Charakter annimmt. Wiesen und Felder sind hier, wie in Wales, häufig statt der Hecken mit hohen spitzigen Schiefertafeln eingefaßt, was eine hübsche Abwechselung gewährt, und mehrere kleine Wasserfälle, die von den Bergen herabkommen und dann in reißenden Bächen durch die Auen eilen, geben dem Thal ein noch freundlicheres Ansehen. Ein breiter Schneeberg mit sieben Hörnern schließt es. Am Saum der weißen Schneelinie desselben bildet braunrothes Haidekraut einen breiten Gürtel, dann folgt das helle Grün der unteren Zone, so daß der Berg mit einem dreifarbigen riesenmäßigen Bande umwunden erscheint. Seitwärts davon steht eine dunkle, fast ganz regelmäßige Pyramide, und zwischen beiden Kolossen klemmt sich das Städtchen Luz ein, auf beiden Seiten von zwei Ruinen zerstörter Tempelherren-Schlösser eingefaßt, die auf kleineren frei liegenden Felsen über die Häuser der Stadt sich erheben. Ein paar Büchsenschüsse

weiter rechts, wo eine andere Schlucht zwischen hohen Schneegipfeln sich tiefer ins Gebirge zieht, erblickt man das stattliche St. Sauveur mit seiner Marmorbrücke über die Gave, den Marmorsäulen seines Badehauses und den vielen geschmackvollen Gebäuden, die es zieren. Am Eingang bemerkte ich einen hohen Marmor-Pfeiler, der durch einen senkrecht aus dem Strom aufsteigenden Felsen gestützt wird und von dessen Spitze eine schwere Kette ausgeht, die über die Straße gezogen und an der gegenüberliegenden Felswand eingehakt war: ein eigenthümliches Thor!

Um doch auch in den Pyrenäenbädern gebadet zu haben und überdies einer Abwaschung bedürftig, tauchte ich mich Abends in die Schwefelquelle. Alles war hier zwar Marmor, aber Alles dabei auch so vernachlässigt, schmutzig und mit Wasser überschwemmt, daß ich nicht eher einen trockenen Fleck finden konnte, um mich aus- und anzuziehen, als bis ich zu diesem Behuf mehrere Bretter herbeischaffen ließ. Dazu senkte sich der Brodem des Bades von der Decke in Massen wieder herab, durchnäßte die Kleider und gab mir jeden Augenblick die angenehme Empfindung eines kalten Tropfbades. Nicht einmal zwei verschiedene Hähne für warmes und kaltes Wasser waren vorhanden. Kurz, es war ein wahres Elend! Der Bademeister behauptete zwar, im Sommer sei es ganz anders; ich bezweifle aber, daß sich St. Sauveur zu irgend einer Jahreszeit mit der Bequemlichkeit unserer Badeorte vergleichen läßt.

In meiner Stube, mit vier nicht schließenden Thüren und zwei eben so undichten Fenstern, blieb trotz des Kaminfeuers vollkommen dieselbe Temperatur, wie auf der Treppe, und da man sich hier schon einige tausend Fuß über dem Meere und von den höchsten Bergen eingeschlossen befindet, so ist diese Temperatur sehr empfindlich.

Ich wollte das vortrefflich klare Wetter benutzen, um den Pik von Bergonce, ungefähr 6000 Fuß über dem Meere, zu besteigen. Die Partie ist in jetziger Jahreszeit wegen des vielen Eises, das sich oft gerade an den schlimmsten Stellen angehäuft, immer sehr gefährlich. Da ich mich indeß bald von

der vollkommenen Sicherheit meines kleinen Bergkleppers überzeugte, so legte ich ihm den Zügel vertrauensvoll auf den Hals und ließ ihn ganz nach Belieben sich im fortwährenden Zickzack den äußerst steilen Berg hinandrehen, während ich mich mit der Gegend beschäftigte. Sonderbar ist es übrigens, daß diese Thiere, wenn man ihnen völlige Freiheit gewährt, fast immer vorzugsweise den äußersten Rand des Weges, dicht am Abgrunde hin, wählen. Bei jeder Wendung desselben schwebt auf diese Weise Hals und Kopf des Pferdes völlig frei über der Tiefe, und wer nicht an diese Touren gewöhnt ist, muß in solchen Augenblicken denken, es sei im Begriff sich gerade hinab zu stürzen. So gut übrigens unsere Pferde waren, so ging es doch nicht ohne einige Fehltritte ab, und nachdem wir die oberen Sennhütten erreicht und ungefähr zwei Drittel des Weges zurückgelegt hatten, sahen wir uns genöthigt, fortan die eignen Füße zu gebrauchen. Die dampfenden Pferde ließ der Führer hier mitten im Schnee stehen und warf ihnen ein Bündel Heu vor. Dazu ward ihnen der Zaum abgenommen und sie unbesorgt ihrem eignen Gutdünken überlassen. Auf meine Bemerkung, daß sie ohne Decken sich erkälten würden, bekam ich die Antwort: „O nein, hier trocknen sie sich sehr gut in der Sonne ab!“ — Ueber Schnee und Eis und von der Sonne aufgethautes Erdreich kletterten wir höchst beschwerlich und langsam weiter hinan, fanden aber, auf dem Kamm angelangt, von hier bis zum Gipfel eine weiche und trockene Rasenalp mit erquickendem warmen Sonnenschein. Nachdem wir den höchsten Punkt erreicht, ward ein hervorragender Felsblock benutzt, das Erfrischungsmahl darauf auszubreiten, und wir hatten das Vergnügen, es gemächlich verzehren zu können, während wir die Aussicht um uns her mit Muße betrachteten. Die Landschaft unter uns mit ihrem silberfadigen Bergstrom, mit ihren ins Kleine zusammengeschrumpften Thälern und Wäldern erschien wie eine großartige Landkarte. Als herabsickernder Bach stellte sich der berühmte Wasserfall des Marbosé dar; doch der Vignemale, der Mont perdu, die Rolandsbresche und andere Bergfürsten, welche seitwärts die Wände eines ungeheuren Kessels bildeten, behaupteten ihre Majestät. Außerdem war mir auf meinem Felsblock das Anziehendste der wirklich

beneidenswerthe Appetit meines jungen Führers. Man hatte uns ein halb Dutzend Kalbs-Coteletten, eine ganze Hammelskeule, wenigstens sechs Pfund Brot, verhältnißmäßige Butter und ein großes Stück Schweizerkäse eingepackt. Alles dies verschwand nach einer halben Stunde, ohne daß mehr als zwei Coteletten und etwas Brot auf meine Rechnung gekommen wären. Hat also nicht ein neckender Berggeist unsichtbar mitgegessen, so muß der Riesenmagen meines Begleiters alles Uebrige beherbergt haben. So vertheilt die gütige Natur ihre Gaben!

Der Rückweg war, da es seitdem auf der Nordseite wieder frisch gefroren hatte, noch weit ermüdender als das Aufsteigen, und ohne Alpstock wäre ich gewiß zehn Mal hinabgekollert. Dieses wohlthätige Instrument verdient aber fast den Namen eines dritten Beines. Auch fühlte ich am Abend von allen meinen Gliedern den rechten Arm am meisten ermüdet. Wir ruhten einige Minuten in der Sennhütte aus, bei der unsere Pferde noch im Schnee gras'ten, und sahen indessen dem Buttermachen zu, welches hier auf folgende Weise bewerkstelligt wurde. Ein Mann saß am Feuer mit einer wohlzugenäheten Schöpshaut im Arm, die, mit Rahm bis an den Rand gefüllt, nur eine einzige Oeffnung am linken Ohre hatte, welches zugestöpfelt war. Dies Geräth schüttelt er so lange von rechts nach links und von links nach rechts, bis sich die Milch in Butter verwandelt, was wir freilich nicht abwarten konnten, denn es dauert ein bischen lange. Aber die Wirkung ist dieselbe; doch fehlt der hiesigen Butter wie dem Rahm das Aromatische, das beide in der Schweiz annehmen. — Ich zog mich hier warm an, ließ meine Steigbügel mit Heu umwickeln, und fand so das Hinabreiten mit den mancherlei sich von selbst darbietenden Aussichten bei weitem als den angenehmsten Theil der ganzen Fahrt, so schlecht auch der Weg war. Ich bin überdieß der Meinung, daß ein Pferd weit sicherer und gefahrloser für den Reiter bergunter geht, als bergan; denn beim Heruntersteigen fällt das Thier gewöhnlich nach hinten, was für einen Reiter ganz unbedeutend ist, fällt es aber auch vorn, so schieben sich die Hinterfüße bei dem geringsten Zügeldruck schon vermöge der Bauart des Pferdes nach und setzen es,

wenn auch liegend, wieder ins Gleichgewicht. Ueberdies sieht das Pferd, wohin es fällt, und kann sich besser helfen. Im Bergaufsteigen ist das Fallen vorwärts zwar auch ohne Bedeutung; stolpert oder glitscht das Thier aber hinten bis zum Fallen, so ist die Gefahr immer groß, und es bleibt dem Reiter nichts weiter übrig, als sich so schnell als möglich von dem Pferde loszumachen und es dann seinem Schicksal zu überlassen.

Als wir in der Dämmerung unter der Sperrkette von St. Sauveur hinritten, sahen wir auf unserem Pik, genau an derselben Stelle, wo wir gesessen, ein duftiges Wölkchen ruhen. Wer kann sagen, ob es nicht der Wagen einer Fee war? Aber nein, hier giebt es weder Feen noch Geister mehr; denn das Volk weiß ja nicht von ihnen, während es in Irland sie doch so gut kennt. Der prosaische Odem Frankreichs hat hier schon frühzeitig die zarten Luftwesen getödtet.

Am andern Morgen saß ich wieder zu Pferde, um das Amphitheater von Gavarnie zu besuchen. Eine Eigenheit mehrerer Pyrenäenthäler ist nämlich, daß man an dem Orte ihrer Entstehung ein mehr oder minder ausgedehntes Becken sieht, welches nach drei Seiten hin von einer Felsenmauer eingeschlossen und nur auf derjenigen Seite, welche den Anfang des Thales bildet, geöffnet ist. Gewöhnlich erhebt sich über diese Felsenmauern noch eine zweite Gebirgswand, die dann bis an den Kamm des Gebirges reicht. Man nennt diese Becken wegen der Aehnlichkeit Amphitheater oder Circus. Das berühmteste ist das von Gavarnie. Der Weg dahin ist köstlich. Die erste halbe Stunde reitet man, nur sanft ansteigend, ununterbrochen am Rand der Gave hin, die man 6 bis 800 Fuß tief unter sich toben hört und deren weit überhängende Felsenufer oben oft noch weniger Oeffnung als unten gewähren. Der Weg ist so schmal, daß man Mühe hat, einem mit Holz beladenen Esel, der von der entgegengesetzten Seite kommt, auszuweichen, und dennoch schützt ihn keine Art von Brustwehr. Im Gefühl der Sicherheit meines guten kleinen Gaules empfand ich indeß eine wahre Wonne, nur einen Fuß vom Felsrande entfernt dahin zu galoppiren, und dazu die milchweiße Gave fast senkrecht unter meinem Auge schäumen zu sehen. Vor einigen Jahren verunglückte hier ein

unachtsamer Reisender und stürzte 800 Fuß tief auf die Felsblöcke der Gave hinab. Aehnlicher Unachtsamkeit mich hinzugeben, hindert mich jedoch meine mir angeborene Vorsicht, denn ich wage nie ohne Bedacht. — Allgemach verschwindet das Laubholz, und die Felsen bleiben, wo noch Erde haften kann, nur mit Alpenrosen (Rhododendron) und Buchsbaum bedeckt. Später hört auch dieser auf, und hier, wo offenbar die Fluthen einen der größten Bergkolosse gänzlich zusammengestürzt haben, weshalb man den Ort das Chaos nennt, hier fand ich eine auffallende Aehnlichkeit der Pyrenäen mit dem Gebirge von Nord-Wales, obgleich das hiesige jenes an Größe der Massen übertrifft, wie etwa der St. Peter Roms die ihm nachgeahmte Kirche St. Paul in London. Beim Ausgang aus dem Chaos sieht man die vier Hufen vom Pferde Rolands in vier einzeln hingeworfene Felsen eingedrückt; denn an dieser gut gewählten Stelle war es, wo das Zauberroß von dem ungeheuren Sprunge wieder zur Erde kam, mit dem es über den Pik blanc vom unheilvollen Thale Roncevaux aus Spanien nach Frankreich hinein setzte. — Man würde die gebildete Welt bald ganz in diesen Bergen vergessen, wenn man nicht durch die Linie der Grenzjäger oder Douaniers daran erinnert würde. Die Militairuniformen derselben wollten mir aber viel weniger gefallen, als eine Bande brauner, malerisch gekleideter Schmuggler, Leute von riesenstarken Formen und eben so stolzem Ansehen, als höflicher Sitte. Ich erinnerte mich, daß ein Spanier für nichts so dankbar ist, als für geschenkte Cigarren, und da ich einige bei mir hatte, so bot ich dem Letzten und Schönsten derselben eine davon an. Er dankte auch, aber wie ein König.

Ohne mich in der ziemlich unansehnlichen Schenke von Gavarnie beim Frühstück aufhalten zu wollen, eilte ich ungeduldig dem noch eine Stunde weiter liegenden Amphitheater zu. Bald stand ich auf der letzten Vormauer desselben, dem sogenannten Col oder Damm, und sah mit Bewunderung diese großartige Schaubühne der Natur. Eine halbrunde Felswand von stahlblauer Farbe, 1800 bis 2000 Fuß senkrecht erhaben und 12 bis 15,000 Fuß im Umfang, windet sich um einen mit Schnee und Eis erfüllten Trichter. Ueber dieser Wand steigen

in Stufen vier bis fünf Stockwerke von dunkelen Säulen und Wandpfeilern auf. Die Stufen schimmern von glänzenden Gletschern und Schneeflächen und geben einen zauberischen Gegensatz zu dem Dunkel der Säulenreihen und dem Stahlblau der Wand, deren oberste Umrisse sich scharf gegen den Azur des Himmels abzeichneten. Ueber diesem Halbkreis steigen die beiden kuppelförmigen Thürme des Marboré auf, ganz ähnlich wie die Wand von Stockwerk zu Stockwerk sich senkrecht erhebend. Links von denselben steht über einer Hochebene der sogenannte Cylinder des Marboré, ganz eben so wie die Thürme gebaut, nur umfangreicher und höher. Von dem Hauptgesimse der Wand, da, wo die Säulenreihen anfangen, stürzen sich zehn bis zwölf Wasserfälle in den Circus hinab, um sich unten zu vereinigen und die Gave von Pau in die Ebene zu entsenden; einer dieser Wasserfälle ist beinahe 1300 Fuß hoch. Der Anblick des Ganzen gleicht durchaus einem Bauwerk von Menschenhand. Es scheint, die Natur habe, nach einem menschlichen Plane bauend, zeigen wollen, wie viel sie uns überrage, so wunderbar ebenmäßig sind die Stufensitze dieses ungeheuren Amphitheaters, so ordnungsmäßig steht der Kranz von Pfeilern, so regelmäßig erheben sich diese Marmorthürme, so zierlich sind diese Gletscher und Schneelager in dem Halbkreis vertheilt, so gleichmäßig fallen diese Cascaden herab und so großartig krönt der kolossale Cylinder das ganze Bauwerk. Links von dem Cylinder befindet sich der Dom des Mont perdu, rechts von den Thürmen die Rolandsbresche. Dies sind zwei scharfe Einschnitte in die höchste Kuppe des Pyrenäenhorizontes. Roland, der Ritter Karls des Großen, kam mit seinen Tapfern bis an die Stelle und fand den Berg durch die steile Bergmauer geschlossen. Da zog er sein Riesenschwert, holte aus und in zwei Hieben spaltete er die Felsmauer und stürzte den Felsenbruch in den Abgrund. Die Bresche erscheint wohl in der Ferne haushoch und landstraßenbreit, aber in der Nähe wird sie berghoch und flußbreit. Obgleich ihre Ersteigung zu keiner Jahreszeit gefahrlos ist und in der jetzigen fast als halsbrechend betrachtet wird, so konnte ich mich doch beim Anblick dieser steilen Wände der Begierde nicht erwehren, sie zu erklimmen: das sind die Festungen, die wir Reisende erobern.

Das vortreffliche Wetter ließ mich hoffen, Spanien vom Gipfel der Bresche zu überblicken. Ich beschloß also die Nacht in Gavarnie zu bleiben und am frühen Morgen das Abenteuer zu wagen.

In die Schenke zurückgekehrt, wurde mein Magen durch eine Schöpsenkeule und ein paar Forellen, die man hier in Butter röstet, hinlänglich befriedigt. Schlimmer war es mit dem Erwärmen bestellt. Die scheunenartige Stube des oberen Stockwerkes mit vier Betten, in welcher eine Pariser Jagdtapete gegen die mit Würsten und Rüben behangene hölzerne Decke sonderbar abstach, war eiskalt wie ein Keller. Im Kamin aber wagte man nur ein ganz kleines Feuer anzumachen, weil er baufällig sei, wie man versicherte. In meinem Bette konnte ich mich weder vor dem eisigen Hauche dieser Stube erwärmen, noch einschlafen. Erst spät fiel ich in ängstlich verworrene Träume, und als ich am anderen Morgen erwachte — regnete es.

Ich klapperte noch vor Frost, als ich verdrießlich aus dem Bette sprang. Keine trauliche Flamme leuchtete im Kamin, weil ich den ganzen Holzvorrath, der in wenigen nassen Knüppeln bestand, angeblich gestern verbraucht hatte; gestern, wo, wenn drei solcher Prügel mühsam anglimmten, die Wirthin jedesmal ausrief: „Sehen Sie einmal, welch schönes Feuer!“ und die in Ermangelung eines Blasebalgs das Feuer, wie faule Pferde, mit Hui, Hui! anzutreiben versuchte. Ich bin auch überzeugt, die Leute haben hier gar keinen Begriff von einem wirklichen Feuer, wie es bei uns prasselnd und Funken sprühend emporwirbelt, und das Frieren ist ihnen bereits zur anderen Natur geworden. Doch die äußersten Enden berühren sich, und statt des Feuers erwärmte ich mich damit, Gesicht und Hände in eiskaltes Wasser zu stecken. Mit wahrer Wehmuth sah ich beim Hinuntergehen meine beiden Führer in der Küche sitzen mit Haken, Stricken und Eisstäben bewaffnet, und nun genöthigt, unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Seufzend bestieg ich, in nasse Schleier gehüllt, meinen Gaul und trat, noch immer zögernd, den Rückweg an. Gerade auf der engsten Stelle unserer Straße begegneten wir, eben um eine Ecke biegend, drei Reisenden zu Pferde und konnten nicht mehr bei ihnen vorbeikommen. Ihr

Vordermann mußte absteigen, so wie mein Führer. Des Fremden Pferd ward mit Mühe umgedreht und auf einen breiteren Punkt an den Felsen gedrängt. Dessen ungeachtet hatte jede Partei noch Noth ihren Weg fortzusetzen. Es waren drei bärtige, seltsam in Wachstaffet eingewickelte spanische Kaufleute. Inzwischen war alles Trübe als Thau zur Erde zurückgekehrt und das schönste Wetter herrschte wie zuvor, wenn auch einige Wolken noch um der Berge Gipfel spielten. Doch tröstete ich mich über meine fehlgeschlagenen Hoffnungen mit dem Gedanken an die wirklichen Gefahren, die ich bei Durchführung meines Vorsatzes zu überwinden gehabt hätte; denn unter Anderm muß man an einer ganz senkrechten Felswand von vielleicht tausend Fuß Höhe auf einem Riffe vorüberklettern, das kaum Einen Fuß Breite hat und jetzt mit von oben herabgeflossenem Eise schräg bedeckt ist. Hier angekommen haut der erste Führer ein Loch ins Eis, setzt den Fuß hinein, haut ein zweites, und so fort bis er am Ende ist. In diesen Löchern folgt der Reisende an der Hand des zweiten Führers, für den Nothfall mit einem Strick um den Leib geschlungen. Dasselbe wiederholt sich in anderer Gestalt sehr oft; denn es giebt keinen ausgetretenen Weg nach der Bresche, sondern man muß, nach Gutdünken die Richtung suchend, an den Felsen hinanklimmen, und wo Eis ist, muß die Axt von neuem dienen. Lös't sich aber während des Einhauens vielleicht eine ganze Partie des jetzt noch mürben Eises los, so ist man ohne Möglichkeit der Rettung verloren. Nicht weniger gefahrvoll ist die Besteigung des Mont perdu. Den 11. August 1797 unternahm der berühmte französische Naturforscher Ramond es zum ersten Mal den Gipfel zu erklimmen, ohne daß es ihm gelang. Den 7. September versuchte er eine zweite Reise. Mit welchen außerordentlichen Schwierigkeiten er dabei zu kämpfen hatte, erhellt aus der nachfolgenden Beschreibung, die Ramond von der Ersteigung eines Gletschers am Mont perdu mittheilt.

„Wir näherten uns diesem Gletscher. Schon lange betrachtete ich ihn mit einiger Besorgniß. Seine Oberfläche war ganz nackt und bot kein Fleckchen dar, wo der Fuß einen Eindruck machen konnte. Die Mitte war ausgehöhlt. Zwei große Spalten durch-

liefen die Fläche von oben bis unten, und über der halben Höhe bemerkte ich eine quer hinlaufende Vertiefung. Von vorn konnten wir den Gletscher nicht besteigen; er war am Ende ganz steil. Man mußte es auf der Seite versuchen; aber gleich bei den ersten Schritten bemerkten wir, daß schon die geringste Senkung gefährlich sei. Die Fußeisen wollten nicht eingreifen, und unsere mit aller Kraft eingedrückten Stachelstöcke ließen kaum eine Spur zurück. Wir mußten nun anfangen, Stufen ins Eis zu hauen; aber diese Arbeit war äußerst mühselig. Wir konnten keine willkürliche Richtung nehmen. Der Gletscher war hohl wie eine Dachrinne, in der Mitte voller Spalten und Löcher. Man mußte sich von denselben entfernen, durfte sich aber dem Rande nicht zu sehr nähern. Wir mußten also unsere Stufen fast in gerader Linie zwischen zwei zu vermeidenden Klippen aushauen. Wir mußten eine Leiter von Eis ersteigen, und kein Zickzack erleichterte unser Emporklimmen; die Senkung wurde immer steiler, der Abgrund immer tiefer. Schon über zwei Stunden arbeiteten wir uns so in die Höhe und hatten den schwierigsten Theil des Weges noch immer vor uns. Wir näherten uns dem Vorgrunde des Gletschers über der genannten quer hinlaufenden Vertiefung. Es schien schlechterdings unmöglich hinüberzuklettern. Wir beschlossen daher, den Weg über den wie ein Messer scharfen steilen Gletscherrand zu versuchen, der seitwärts längs einer kahlen senkrechten Felsenwand hinlief, aber durch einen breiten Zwischenraum davon abgeschnitten war. Ein Dutzend Stufen, die wir fast senkrecht über einander in das Eis machten, brachten uns oben auf den Rand, dem wir aber erst die Schärfe nehmen mußten, um die Füße darauf zu setzen. So machten wir dreizehn Schritte in zwanzig Minuten auf einer glatten Linie, Abgründe neben und hinter uns. Auf einmal erklärt einer unserer vordersten Führer, daß ihn ein Schwindel ergreife und daß er in Gefahr sei, in den Abgrund hinunter zu stürzen. Wir mußten ihn also vorn weg und in unsere Mitte nehmen. Wir machten noch etwa dreißig Schritt auf unserem Eiskamme. Mit jedem Augenblicke waren wir neuen Gefahren ausgesetzt. Zwei Mal wurden wir durch hervorstehende Felsenecken aufgehalten, und konnten weder vorwärts, noch rückwärts. Mit dem Risico, das

Gleichgewicht zu verlieren und in die Tiefe zu stürzen, mußten wir uns um diese Vorsprünge herumwinden. Aber bald konnten wir nicht weiter über unsere Gletscherwand fortkommen, und wir hatten keine andere Zuflucht, als zu den nämlichen steilen Felsen auf der Seite, die uns gleich anfangs unersteiglich schienen. Hier konnten die Voranketternden keinen falschen Schritt thun, ohne die Nachfolgenden in Gefahr zu setzen, bei ihrem Sturze ebenfalls mit in den Abgrund hinabgerissen zu werden. Riß unter ihren Händen ein Felsstück los, so fiel es diesen auf den Kopf. Ich selbst wurde stark durch ein solches Felsstück beschädigt, dem ich nicht ausweichen konnte. Dieses gefährliche Klettern dauerte über eine ganze Stunde. Vor einem Monate brauchten wir nur zwei Stunden, um über diesen Gletscher zu kommen, und es war nur ein Spiel für diejenigen, die des Bergsteigens gewohnt sind; jetzt hatten wir fünf Stunden nöthig und waren in keiner Minute unseres Lebens sicher. Wer sich daher dem Mont perdu nähern und seinen Weg über diesen Gletscher nehmen will, muß seine Reise mitten im Sommer machen, wo die Gletscher noch ganz mit Schnee bedeckt sind."

Ueber die Aussicht vom Gipfel des Mont perdu berichtet uns ein anderer Reisender Parrot, der denselben am 19. September 1817 Vormittags um 9 Uhr erreichte: „Meine Blicke", sagte er, „fielen zunächst auf die vor mir ausgebreiteten Ebenen Frankreichs, dann auf die dazwischen befindlichen Bergmassen. Erstere deckte ein grauer nebeliger Duft; an letzteren erkannte ich nichts, als ein scheinbar regelloses Chaos, und nur die näher gelegenen, das Mittagshorn von Bigorre, die zwei Pimenés, der Astachjou und der Cylinder des Marboré zeigten sich mir in größter Deutlichkeit. Letztere beiden krönen nebst dem Mont perdu die Hauptkette und heißen bei den Spaniern die drei Schwestern. Ich sah die Felswand der Tuca rusa vor mir, westlich den Astachjou, östlich den Port de Pinède und das Thal von Béost, unter mir den See des Mont perdu und sein ganzes Schneethal nebst den Gletschern und Schneewänden, welche sich bis über den nördlichen Rand des übrigens von allem Schnee gänzlich freien Gipfels heraufzogen. Dann wandte ich mich gegen Süden, wo Spaniens fruchtbare Ebenen sich ebenfalls in

Nebelduft gehüllt hatten und meinem Fernrohre die Thürme von Balbastro und Saragossa entzogen. Aragoniens Berge zeigten sich mir weniger hochgethürmt, als die der französischen Seite. Das Gebirge hat hier auf seiner Südseite gleich einen stärkeren Abfall und verliert sich dann fast reihenweise geordnet in immer geringeren Abstufungen. Ich übersah vom Gipfel fast die ganze funfzig Meilen lange Pyrenäenkette, wenigstens vom westlich gelegenen Pik du Midi von Pau bis zur Maladetta."

Wir theilen im Folgenden noch den Bericht eines deutschen Reisenden über seine Besteigung des Pik du Midi von Barèges oder Bigorre*) mit, welche gegen Ende des Juli 1845 statt fand.

„Wir verließen den wohlgebahnten Weg, der von Bagnères über Tourmalet nach Barèges führt, und lenkten rechts in das Gebirg ein. Bald waren wir in dem einsamsten Thale, zu beiden Seiten himmelhohe Berge, vor uns die Felsenzacken des Pik. Wir folgten dem Adourflusse, der immer kleiner wurde. Das Thal selbst bildeten grüne Matten, die sich oft bis in die Berge hineinzogen; Bäume wurden immer seltener und verschwanden bald gänzlich. Auf einer dieser Matten fanden wir eine Heerde Pferde, die hier frei und ohne Aufsicht herumzogen. Die Hirten besuchen sie nur alle zwei, drei Tage, um zu sehen, wie's geht. Ich fragte, ob sie denn nichts von Wölfen und Bären zu fürchten hätten. Mein Führer antwortete: »Im Gegentheil, der Wolf, der sich an eine Heerde Pferde wagt, würde schlecht wegkommen.« Doch giebt es hier auch nicht viele Wölfe und Bären. — Nachdem der Adour so klein geworden, daß wir ihn ganz bequem überschreiten konnten, setzten wir uns am Fuße des Pik nieder zum Ausruhen und Frühstücken. Durch Brot, Käse und einen Schluck Wein gestärkt, setzten wir unseren Weg fort. Noch immer lag die Spitze des Berges vor uns im schönsten blauen Himmel. Auf einmal rollte es wie Donner in den Thälern hinter uns. Wir horchten auf, sahen um uns und bemerkten schwere Wolken hinter uns herkommen. Aber

*) Zu unterscheiden von dem Pic du Midi von Pau; letzterer ist mit seinen 9186 Fuß noch 150 Fuß höher, als der von Bigorre.

mein Führer behauptete, es sei eine Lawine gewesen. In der That kam nun der Schnee und bald ging unser Weg Viertelstunden lang durch denselben. Es ist das sehr ermüdend und unangenehm. Man gleitet bei jedem Schritt aus und hat bald nasse Füße. Ein zweites Donnerrollen und die näher heranziehenden Wolken in unserem Rücken bewiesen uns, daß mein Führer sich geirrt. Er schüttelte jetzt bedenklich den Kopf und sagte: »Wir werden zu spät kommen und schlechtes Wetter haben.« Mit sehnsüchtigen Blicken sah ich nach der Kuppe des Berges vor uns, die sich noch immer im blausten Azur zeigte. Ich wäre gern rascher gegangen, aber es war nicht möglich. Die Wolken rückten immer dichter heran, zuletzt verhüllten sie die Sonne; nur der Pik selbst stand noch klar und rein vor uns. Nie und nirgends hat mich das Gefühl der Einsamkeit, der Oede so lebendig durchdrungen, als hier auf dieser Schneebahn, neben schroffen leblosen Felsen, ohne Sonnenschein, ohne Aussicht weder rechts, noch links. Auf einmal stand mein Führer stille, sah eine Weile nach der Kuppe und sagte: »Dort oben steigen fünf oder sechs Leute hinauf.« Das entschied gegen alle möglichen Bedenklichkeiten. Mir war wieder ganz wohl zu Muthe. Vorwärts! So ging's denn weiter, bis wir an den Scheideweg kamen, der vom Pik hinab nach Barèges führt. Unterdeß hatten die Wolken auch die Kuppe des Berges erreicht, und mein Führer blieb stehen und sagte: »Wir sind zu spät gekommen und werden oben nichts mehr sehen. Ich rathe Ihnen, lieber gleich nach Barèges zu gehen. Dort ist der Weg.« Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, sondern rief: »Vorwärts!« Bald holten wir eine Schaar Arbeiter mit einem Aufseher ein, die von Barèges kamen, um den Weg im Schnee zu bahnen. Der Aufseher schüttelte ob meines Vorhabens den Kopf und gab mir denselben guten Rath: »Es wird böses Wetter werden, und dann ist's oben nicht geheuer.« Aber wir waren wieder mehrere tausend Schritte näher dem Ziele. Ueberdies erzählte er uns, daß die Gesellschaft, die oben sei, aus vier Herren und einer Dame bestehe. Das entschied alle Zweifel. Wir gingen noch eine Weile zusammen und ehe wir uns trennten, begann es zu regnen. Der scharfe Wind warf uns die kalten Tropfen in's Gesicht.

Das war um so unangenehmer, als uns vier Stunden Steigens den Schweiß durch Hemd und Rock getrieben hatten. Zum Schutz gegen Sturm und Regen erhielt ich indeß gegen Lohn von einem der Arbeiter eine Kapuze. So ausgerüstet, konnte ich dem Unwetter Trotz bieten. Wir waren weit über dem berühmten See Oncet, der ein ganz kleiner Teich ist und im blauen Eiskleide auf einem weißen Eisbette tief zu unseren Füßen lag. Ein neuer Donnerschlag, neuer Wind und Regen veranlaßten meinen Führer, mich noch einmal von meinem vorgesteckten Ziele abzubringen. Aber oben saß ja eine Dame, und ich hätte mich mein Leben lang geschämt. Vorwärts! — Endlich erreichten wir nicht die Kuppe, aber vorerst den Bergrücken. Die Welt jenseit des Pik öffnete sich vor uns. Wir machten einen Augenblick Halt. Wolken beherrschten den ganzen Horizont; aber hier und dort durchbrach sie ein Lichtblick, öffnete sich durch Wolkenluken eine Aussicht in die Ferne. Dies führte zur angenehmsten Abwechselung. Zu unseren Füßen links lag ein weites Thal, tief unten deckten es Wolken, weiter höher regnete es, in diesen Regen schien die Sonne und schuf unter uns den prachtvollsten Regenbogen. Ich fühlte mich durch den Anblick wunderbar gehoben, und wir kamen auf der Spitze an, ohne daß ich müder geworden war."

„Die Kuppe des Pic du Midi ist nur wenige Schritte breit. Ein kleines rundes Häuschen verengt den Raum noch mehr. Nach Frankreich zu ist der Berg eine Art Vorposten der Pyrenäen. Der Ebene zu ist er fast senkrecht abgedacht, nach den Pyrenäen hin ist er weniger steil, aber doch immer steil genug, um überall hin eine freie Aussicht zu bieten. Er liegt 9036 Fuß über der Meeresfläche. — An dem steilen Abgrunde auf der zweiten Stufe, durch die höhere Wand gegen den Wind geschützt, saß die Gesellschaft. Die Dame war zu Pferde bis auf den Berg hinaufgekommen. Vor ein paar Jahren wäre dies vollkommen unmöglich gewesen und heute bleibt es ungeachtet der besser gebahnten Wege ein keckes Wagestück, das nur mit Hülfe vieler Arme zur Unterstützung des Pferdes möglich ist. Die Herren hatten eben ihr Frühstück verzehrt und schmauchten ihre Cigarren. Nach einer Weile brachen sie auf. Ich blieb noch. — Jetzt erst konnte ich mir das große Schauspiel in Ruhe

ansehen. Zu unserer Linken, nach Béarn und dem Ocean zu, war die Aussicht ganz offen und zeigte die unendliche Fläche bis zum fernen Horizont mit allen Abwechselungen von Berg und Thal, Feld und Wald, Dorf und Stadt. Rechts vor uns lagen bis zu unseren Füßen dicke Nebelwolken und verdeckten oft Alles. Von Zeit zu Zeit aber traten diese Wolken zurück, und mit jedem Schwanken öffnete sich ein neuer Durchbruch, ein neues Guckfenster hier in eine Schlucht, dort auf Felsengruppen, weiterhin auf ein Thal voller Dörfer oder auf eine Stadt mit ihrer Umgebung. Die Scenen änderten sich jeden Augenblick. Oft hüllte uns der Wolkenschleier wieder ganz dicht ein und verdüsterte Alles umher; einmal trat er vollkommen zurück und zeigte tief unten eine weiße Wolkenmasse, die wie ein Schneemeer mit kolossalen Wellen hin und her spielend viele Meilen Landes deckte. Hinter uns lag die ganze Kette der Pyrenäen, im Vordergrund enge Thäler, der See Oncet, tiefe Berge mit dunkeln Tannengruppen; weiter zurück im Kreise die schneegezierten Kuppen aller namhaften Berge: die Maladetta, der Mont perdu, die Thürme des Marboré, die Rolandsbresche, der Vignemale, der Pic du Midi d'Ossau. Ueber diesen dunkeln Schiefer- und Granitfelsen mit ihren weißen Kämmen und Halskrausen hingen schwere Wetterwolken, dunkel und weiß geborder, wie ihre Nebenbuhler unter ihnen. Von Zeit zu Zeit rollte ein Donner durch jene. Von Zeit zu Zeit schoß ein Blitzbote zu diesen hinab. Oft öffneten sich die Wolken und warfen hier dunkle Regenschauer, dort helle Sonnenlichter in die Bergmassen hinein. Es war das Alles wunderbar schön, wunderbar erhaben. Allen guten Menschen von Zeit zu Zeit eine solche Feierstunde der Andacht!"

„»Es ist sehr kalt«, sagte mein Führer, und wirklich muß er auch herzlich gefroren haben. Er hatte nichts als seine Weste an, und trotz meinem Paletot und der Capuze fühlte ich die Schärfe des Windes. Wir traten den Rückweg an. Das Herabsteigen zu Fuß geht rascher als zu Pferd. Daher holten wir die uns vorangezogene berittene Gesellschaft bald wieder ein. Mein Führer sagte mir darauf Lebewohl mit der Bemerkung, daß ich nun nicht mehr irren könne. Noch ein paarmal kam

ich durch Schneelager. Um einem derselben auszuweichen, entschloß ich mich auf gut Glück, über Haide und Kraut und durch eine Schafheerde, die hier weidete, durchzugehen. Aber ich gerieth aus dem Regen in die Traufe. Die Schafe scheuten vor dem Fremden und liefen hin und her. Als der Hund das merkte, erhob er seine brüllende Stimme und kam auf mich zu. So ein »Berghund« (chien de la montagne), wie sie hier heißen, ist ein Ehrfurcht gebietender Geselle. Er gleicht dem Neufundländer Hunde, nur hat er eine Stimme wie zwei, und ihrer zwei geben ein schönes Echo. Kaum hatte ich mich in Bereitschaft gesetzt, mich meiner Haut gegen den ersten zu wehren, als ein zweiter hinter mir seine Donnerstimme erhob. Das wird lustig werden, dacht' ich. Und ringsum kein Mensch. Mit dem einen hätte ich's gern gewagt, aber zwei, das war mir zu viel. Zu meinem Troste fiel mir jetzt ein, daß diese Hunde den Stein fürchten. Ich hob einen auf und warf ihn nach dem ersten; er lief dem Steine nach. Darauf warf ich einen nach dem zweiten, und dieser setzte ihm eben so nach. Das Spiel dauerte eine gute Weile, während ich für den Fall der Noth Stock und Messer bereit hielt und mich allmälig wieder nach dem früheren Wege zurückzog. Als ich ihn erreicht, schienen sich auch die beiden Wächter zu beruhigen, blieben zurück und heulten mir nur aus der Ferne nach. Diese Hunde sind eins von den Wundern, denen wir überall begegnen und die wir so selten beachten. Der Schäferhund der Ebene muß verhüten, daß die Heerde sich zerstreue. Er rennt hin und her, umkreis't die Schafe und hält sie enge zusammen. Hier oben in den Bergen ist das nicht nöthig. Die Kräuter sind sparsam gesäet, die Heerde muß einen großen Raum haben; aber sie ist von Wolf und Bär bedroht, und gegen diese muß der Hund sie schützen. Deswegen liegt er ruhig und müßig da, und läßt die Heerde machen, was sie will. Aber naht die Gefahr, so brüllt er mit seiner Donnerstimme alle Schäfer auf Stunden weit aus ihrem Schlafe; damit scheucht er den keckften Wolf, den hungrigsten Bär weg, und hilft die Drohung nichts, so wagt er getrost seinen Pelz und greift tapfer Wolf und Bär an. So ein Hund und nur so einer konnte hier von Nutzen sein, und nur hier ist er etwas werth. Im Thale ist der Berg-

hund der Pyrenäen vollkommen nutzlos, eine Schlafmütze ohne Leben und Kraft, und nur oben bei der Heerde ein unbestechlicher, unermüdlicher Wächter, der muthig sein Leben zum Schutz der ihm anvertrauten Schaar einsetzt. — Bald kam ich an die ersten Schäferhütten, wo ein Hirte mir seine frische Milch anbot, die mir trefflich mundete. Während dem langten auch die Reiter an. Als ich eben aufbrechen wollte, rief Einer aus der Gesellschaft: »Seht da, ein Adler!« Und wirklich schwebte einer, seine weiten Flügel regungslos ausbreitend, über uns weg. Er rührte keine Feder, und doch segelte er stolz durch die Lüfte. Es erschien ein zweiter, denn sie sind fast nie allein. Der König und seine Königin segeln stets zusammen. Nun erst fühle ich ganz ihre Majestät; ich war ihrer Burg nahe und weiß, wie schön es sich in derselben haus't."

Schon oft war ich im Süden Frankreichs an Irland erinnert worden. Hier sah ich zum ersten Male mehrere Bauerhäuserruinen. Auch ein paar irländische Scenen beobachtete ich. Eine Strecke vor mir trieb eine alte Frau einen Esel her. Auf einmal springt sie auf's Feld und nimmt sich einen Arm voll frisch gemähten Heu's. Aber leider stand der Bauer hinter einer Hecke und sah den kleinen Diebstahl. Er kam hinzu und zwang die Alte, ihre Beute wieder herauszugeben. Das war Alles, und nicht einmal recht böse war der ehrliche Pächter über den Diebstahl. Die Alte aber, als sie aus seinem Bereiche war, brummte und schimpfte wie ein Rohrspatz über den filzigen Bauer. — Einst stand ich an einem Brunnen, nahm meinen Becher und trank ihn zwei Mal leer. Nebenan stand ein Bursche von vierzehn Jahren und pfiff mir wie den Pferden, wenn sie trinken. Eine alte Frau machte ihm in ihrer Sprache Vorwürfe. Ich dagegen ließ meinen Becher zum dritten Mal voll laufen, setzte ihn an den Mund, that als ob ich im Gehen trinke und kam so dem Burschen nahe genug, um ihm das Wasser über den Kopf zu gießen. Die Umstehenden lachten herzlich und der Bursche selbst lachte mit.

In einem der Wirthshäuser studirte ich die Vertheilung der

Arbeit unter die verschiedenen Familienglieder. In jedem Hause ist die älteste Tochter Weberin und sitzt Jahr aus Jahr ein, den lieben langen Tag am Webestuhl und wirkt für die ganze Familie Hosen- und Schürzenzeug, Hemden und Westen. Die zweite Tochter in dem besagten Hause war Köchin, die dritte buk das Brot und sorgte für die Gäste, die Mutter war Müllerin; denn eine Familie ist hier Alles in Allem. Die Männer sind unterdeß in den Bergen und hüten das Vieh. Das ist eine müßige Arbeit, wenn auch oft rauh und hart genug. Der Müßiggang gewöhnt an den Müßiggang, und so legen die Männer, wenn sie von der Alp zurückkommen, meistentheils die Hände in den Schooß. Sie melken die Kühe, sie machen den Käse und helfen das Heu mähen. Oft stricken sie in der Einsamkeit Strümpfe, oft schneiden sie im Winter Holzschuhe, oft kochen sie die Suppe. Die harte Arbeit bleibt den Frauen überlassen. Das ist südliche Galanterie.

Eine besondere Art des Nahrungszweiges ist der Fang der Holztauben. Dies geschieht auf eigenthümliche Weise durch Bäume, die man Palomières nennt. Auf dem Kamme eines Hügels, der von Nordwest nach Südost gehen muß, stehen diese Bäume in einer Reihe, die nur hin und wieder eine Oeffnung läßt, enge zusammen. Diese Oeffnung wird durch ein Netz geschlossen, das aufrecht steht, aber nach Belieben auf die Seite schlägt. Zwanzig bis dreißig Schritte davon sind Laubhütten, in denen Knaben sind, um die Vögel zu scheuchen. Gegen Anfang September bis Ende October ziehen hier die Holztauben vorüber. Sobald die Knaben in den Hütten ihrer ansichtig werden, müssen sie dieselben ankündigen, scheuchen und im Augenblicke, wo sie sich den Netzen nähern, einen hölzernen Sperber über sie her werfen. Erschreckt fliegen sie tiefer, setzen sich nieder und werden dann durch das Netz, das auf sie fällt, gefangen. Auf solche Weise werden Hunderttausende dieser Vögel eingebracht, und jedes Dorf hat hier seine Palomières.

Die Bäder von Coterez sind die stärksten und reichhaltigsten in den Pyrenäen. Cäsar soll sie schon benutzt haben, weshalb eins nach ihm benannt ist. Ich fand daselbst noch jetzt, als bereits im October, eine Wiese voll tiefblauer Blumen in glocken-

artiger Form, die ein sehr reizendes Bouquet am grünen Abhange bildeten. Im Frühjahr und Sommer soll das Pyrenäengebirge durch überschwenglichen Reichthum an buntem Schmuck der Blumen und Blüthen ausgezeichnet sein. Das kann man sich um so mehr vorstellen, als ein großer Theil der Berge mit carmoisinroth blühenden Alpenrosen bedeckt ist.

Um zehn Uhr Morgens hatte ich mich von Coterez aufgemacht, um den Pont d'Espagne oder die Brücke von Spanien und den See Gaube zu besichtigen. Das Wetter war immer noch gut, obgleich sich der Himmel mit vielen Wolken überzogen hatte, welche oft die Sonne, noch öfter diesen und jenen Gipfel verhüllten. Doch paßte gerade eine solche Beleuchtung vielleicht am besten zu dem Thale von Jéret. Diese furchtbare Wildniß ist ein aufgethürmter Steinhaufen, den die vom Vignemale herabkommende, noch unbändigere Gave von Marcadau mit wahrer Wuth zerwühlt, indem sie fast alle hundert Schritte weit in einem mehr oder minder hohen Wasserfalle sich die Felsen herabstürzt. Das Thal würde vielleicht zu grausenhaft erscheinen, wenn die Natur es nicht auf allen Seiten mit einem Gewebe von hohen Tannen, Kiefern und niedrigen Buchen bedeckt hätte, die sich nach und nach zu einem dichten Walde vereinigen. Eigenthümlich erscheinen in solcher Wüste die vielen geschmackvollen Badehäuser, die fast bis eine Stunde von Coterez sich hier im Revier der Bären und Isards (einer kleinen Gemsenart) immer noch einzeln fortsetzen. Der Gegensatz ist um so schlagender, da keine andern als nur Maulthieren und kleinen Bergkleppern zugängliche Wege zu diesen Marmorwohnungen führen. Die Heilquellen scheinen hier in Wahrheit unerschöpflich zu sein. Die stärkste von allen kocht in fünf Minuten ein Ei hart. Die neueren Bade-Anlagen sind hell, geräumig und reinlich. Marmor ist natürlich dabei nicht gespart; denn der ist hier so häufig, wie bei uns der Sand.

Das Thal von Jéret ist zwischen den beiden Bergketten des Mounné und des Vignemale eingeschlossen, die oft sehr eng zusammenstoßen und außerordentlich schön und mannichfaltig geformte Felsenkämme bilden, an deren Spalten das Nadelholz sich anklammert und bis an ihre Gipfel dringt. Quer vor tritt

zuletzt der höchste Pik des Vignemale, 10,000 Fuß über dem Meere. Seine ewigen Gletscher ziehen sich bis an den See Gaube hinab. Nach einer halben Stunde des beschwerlichsten Weges kamen wir an einen romantischen Platz, der Bärensprung genannt, weil vor einiger Zeit ein Bär hier eine Fichte erkletterte und von derselben über den Abgrund der Gave an vierzig Fuß weit auf's entgegengesetzte Ufer sprang, so daß er sich glücklich den verfolgenden Jägern entzog. Eine zweite halbe Stunde weiter erreicht man den Wasserfall von Cérifet, einen der bedeutendsten der Pyrenäen, der sich in zwei Absätzen herabstürzt. Den vortheilhaftesten Punkt gewinnt man, wenn man auf ein Drittel ihrer Höhe hinabklettert, und auf die äußerste Spitze eines dort befindlichen freien Felsvorsprunges tritt. Man sieht in den kochenden Trichter hinab und umher die schauerlichsten Formen der Felsen, so wie die malerische Umgebung uralter Tannen nebst grünen Moosbetten; und wie ein durchsichtiges Thor, wie ein von Edelsteinen aufgebauter Eingang zum Palast der Elfen, wölbt sich in den Mittagsstunden darüber ein Regenbogen mit so lebhaften, brennenden Farben, als sei er fest auf die Felsen an beiden Seiten gestützt. Der besondere Stand der Sonne, die zwischen dunklen Wolken hervorstrahlte, mochte das Seinige dazu beitragen. — Der Weg wurde nun für's Pferd fast ungangbar. Ehe ich mich's versah, glitschte mein Klepper aus und fiel. Es war glücklicherweise an keiner gefährlichen Stelle, und mit Hülfe des Alpstocks hielt ich mich auf den Beinen. Ich zog von nun an vor, zu Fuß zu gehen. In kurzer Zeit gelangten wir an den Pont d'Espagne, eine aus rohen Baumstämmen zusammengefügte Brücke, ohne Geländer über die Gave gelegt, die hier ebenfalls drei große Wasserfälle bildet. Die schönste Stelle ist da, wo der Bergstrom aus einem Thale hervorzubrechen scheint. Zu beiden Seiten erheben sich stolze, kecke Berge, erst mit Tannen aller Bildungen besäet, zuletzt in schroffe Granitfelsen auslaufend. Jeder Felsblock schillert vor uns in der Sonne, jede offene Stelle ist durch üppigsten Kräuterreichthum gehoben. Der Staubregen nährt diese Pflanzen, die Sonne treibt sie. Der Bergstrom selbst aber stürzt thurmhoch in einer Masse herab, stößt dann auf hausgroße Felsblöcke, die ihn auf-

halten und brechen, bis er sie überwunden und nun zu unseren Füßen kopfüber in den Abgrund hineinspringt. In diesem Abgrunde findet er ein enges Bett, empört sich gegen dasselbe, strebt schäumend und stäubend wieder in die Höhe und beruhigt sich erst nach und nach wieder. So regt sich Alles, sprudelt Alles, jubelt Alles und lobt den Meister. Von der Brücke führt ein Paß über die Grenze nach Aragonien. — Nachdem wir den prächtigen Sturz der Wogen und die wilde Staffage betrachtet, ging es nach dem See zu. Viele Stellen des oft treppenartigen Weges waren so beschaffen, daß wir nur mit der größten Vorsicht und Anstrengung darüber hinweg kommen konnten. Wir fielen beide recht derb, auch der Führer trotz seiner spanischen Spartillen, einer Art aus Hanf gedrehter Gebirgspantoffeln, mit denen man weit weniger dem Ausgleiten ausgesetzt ist, als in gewöhnlichen Schuhen und Stiefeln. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, wie er auf derselben Tour in gleich ungünstiger Jahreszeit vier Engländer begleitet, die herauf noch passabel geklettert wären, hinunter aber, besonders als es dämmerig geworden, sich durchaus nicht mehr ihre Füße zu gebrauchen getraut hätten. Zuletzt sei er gezwungen gewesen, Einen nach dem Andern aufzuladen und bis zu einem Bade unweit Coterez zu tragen, wo er mit dem Letzten halb todt vor Müdigkeit, erst um Mitternacht angekommen sei. — Der Weg hat bei aller Beschwerlichkeit seine reiche Belohnung. Zwischen Felsblöcken schießen alte Tannen hervor, die aber doch nicht nahe genug stehen, um die Aussicht zu schließen. Jede Tanne ist für sich eine vereinzelte Pyramide, und doch stehen alle zusammen da, wie Säulen des großen blauen Domes, der sich über ihnen wölbt. Da hinauf hebt der hoch oben erscheinende Berg sein weißes Haupt und ihm zur Seite steigen die Felsen in den schroffesten, zerrissensten Gestaltungen bis zu dem Kesselthale unter uns hinab, wo der Fluß zu einem kleinen Teiche wird und bald sich in mehrere Arme theilt, und um diesen Fluß stehen neue Tannengruppen. In diesen Tannen selbst ist ein ewiger Wechsel. Hier schießt eine junge neue Aeste mit frischem Grün, dort steht eine alte mit grauem Barte; neben dieser steht eine Leiche, entlaubt, aber noch ungebrochen, und zwischen beiden liegt ein Gerippe, dessen Glieder

zermürbt den Boden decken. Wir kamen bei einer ehrwürdigen, sieben bis achtarmigen Tanne vorbei, deren ausgebreitete Aeste mit Guirlanden von hellgrünem Moose wie zu einem Feste behangen schienen. Wir maßen den Stamm und fanden ihn zwanzig Zoll über der Erde drei und zwanzig Fuß und einige Zoll im Umfange haltend. Es waren hier wohl mehrere junge Bäume, die ursprünglich dicht neben einander aufgeschossen, in Einen zusammengewachsen; denn der Stamm erschien nicht rund, sondern wie breit gedrückt. Während wir ihn noch neugierig untersuchten, hörten wir einen Schuß und sahen über uns von den Klippen einen Isard herabstürzen, den in diesem Augenblicke ein Alpenjäger erlegt hatte. Bald entdeckten wir diesen mit seiner Beute. Dies ist eine Art Antilope mit zwei krummen schwarzen Hörnern, unserm Reh sehr ähnlich, nur stärker und gewandter. Ich kaufte dem Jäger das Geweih nebst zwei Vierteln ab. Herz und Leber aber nahm ich sogleich für diesen Abend mit. Den Braten genoß ich später. Das Fleisch gleicht vollkommen dem eines jungen Spießers aus unseren Wäldern mit einem vielleicht noch etwas aromatischeren Wildgeschmack.

Ziemlich müde erreichten wir endlich wohl eine Stunde später den See Gaube, den ansehnlichsten der Pyrenäen. Die Fischerhütte an seinem Ufer ist nur im Sommer bewohnt, und wir fanden nichts vor, als einen großen mit zwei zerbrochenen Gläsern besetzten Tisch, der daneben unter einem besonderen Dache im Freien aufgestellt war. Das Wasser dieses Sees ist so klar, daß man, obgleich seine Tiefe in der Mitte auf 360 Fuß geschätzt wird, dennoch in seinen grün schimmernden Krystall bis auf den Grund hinabsehen kann. Hier ruht über einander geschleudert die Menge der aus den Bergen herabgeschwemmten Bäume, durch deren Aeste große Lachsforellen streichen, die einzigen Bewohner dieses eiskalten Reiches. Der ringsum von Felsen eingeschlossene See mag etwa Dreiviertel-Stunden im Umfang haben. Gegenüber sieht man den Pik des Vignemale mit seinen blauen Gletschern. Die Gegend ist eine der ergiebigsten für die Jagd der Isards, Wölfe und Bären. Wir setzten uns an unseren großen Tisch, oder, wie mein Führer ihn nannte, table d'hôte zum Frühstücken. Brot und Fleisch mußten wir mit

den Fingern zerreißen, da man die Messer und Gabeln mit in den Kober einzupacken vergessen hatte. Unsern Bordeaux-Wein konnten wir dagegen aus den beiden zerbrochenen Gläsern weit gemächlicher als aus der Flasche trinken. Während dem erzählte der Führer folgende tragische Geschichte, die sich hier zugetragen.

Ein Engländer Namens Pattisson hatte sich mit seiner Braut vermählt, und mit ihr nach der Hochzeit die gewöhnliche Reise angetreten. Von allem Glanz des Reichthums umflossen, Alles genießend, was Geld verschaffen kann, dabei schön und liebenswürdig, so kam das junge Paar, nach einem kurzen Aufenthalte zu Paris, in die Pyrenäen. Schon hatten die Reisenden den Honigbecher dieses Bergparadieses vielfach gekostet, als sie mit dem Thal von Jéret ihre Tour zu beschließen gedachten. Es geschah nur in zu vollem Sinne des Wortes! — Die Umstände, welche diesen Ausgang herbeiführten, sind in der That höchst seltsam. Von vier Trägern getragen und von noch einem Führer geleitet, erreichten sie in der Mittagsstunde den See, an einem Tage, wo viele Gäste da waren. Es scheint, als ob ein schwarzer Geist sich des Gatten bemeistert gehabt hätte. In einer nahen Kabane hatte er allein eine ganze Flasche Cognac geleert. Dann kam er zu seiner Frau und bat sie, mit ihm eine Lustfahrt auf dem See zu machen. Sie weigerte sich lange standhaft. Zuletzt willigte sie ein unter der Bedingung, daß die Aufwärterin des Wirthshauses mitfahre. Pattisson aber will mit ihr allein fahren, und als sie noch immer widersteht, faßt er sie und hebt sie mit Gewalt in einen Fischerkahn, dessen Besitzer denselben Morgen, als er von der Stadt nach seiner Hütte zurückkehren wollte, vom Schlage getroffen und bald darauf gestorben war. Der Engländer stieß vom Ufer ab. Kein Lüftchen regte sich, und leicht schwebten Beide auf dem glänzenden Spiegel des Sees dahin, bald da, bald dorthin rudernd, bis sie in der Mitte nahe bei einem Felsenvorsprung seine tiefste Stelle erreicht hatten. Was hier geschah, hat nie genau ermittelt werden können. Den vom Ufer Nachschauenden schien es, als habe das junge Paar im Kahne sich zu necken und mit Wasser zu bespritzen angefangen. Plötzlich sahen sie den Mann mit erhobenem Ruder rücklings überstürzen. In demselben Moment verschwand er und kam nicht

wieder zum Vorschein. Vor Schrecken fast erstarrt, erblickten sie hierauf sein Weib verzweiflungsvoll die Hände gen Himmel strecken und, sei es, daß sie ohnmächtig herabfiel, sei es, daß sie sich freiwillig nachstürzte — kurz, sie folgte ihm fast augenblicklich. Der Kahn trieb leer dahin, und dasselbe kalte Grab hatte schon Beide aufgenommen, aber es schien sich nicht über Beiden schließen zu wollen. Wahrscheinlich wurde die Arme von ihren Kleidern emporgehalten; denn über eine fürchterliche halbe Stunde lang blieb ihr Kopf fortwährend über dem Wasser sichtbar, und lange Zeit war ihr Hülfsgeschrei deutlich zu hören. Endlich sank ihr Haupt, wie das einer geknickten Lilie, allgemach auf die Seite, und der Leichnam schwamm langsam dem Ufer zu, wo er bald nachher an einem Strauche hängen blieb. Es ist entsetzlich zu denken, daß von den Zuschauenden keiner schwimmen konnte, noch auch in so langer Zeit kein Rettungsmittel aufzufinden vermochte. Die Verunglückte ward in Coterez einbalsamirt. In wenigen Wochen kamen die trostlosen Eltern aus England herüber. Man traf alle Vorkehrungen, um wo möglich auch den Leichnam des jungen Mannes aufzufinden. Alles schien jedoch vergebens. Er mußte unter einen der Baumhaufen gerathen sein, die den Grund bedecken, und schon wollte man die weiteren Versuche aufgeben, als man ihn eines Tages unvermuthet an demselben Strauche fand, an dem vor einem Monat der geheimnißvolle See die Gattin angeschwemmt hatte. Noch war er vollkommen kenntlich; noch fand sich der Trauring an seinem Finger, Börse und Uhr in den Taschen. Man hat ihn darauf gleichfalls einbalsamirt, mit der unglücklichen Gattin in Einen Sarg gelegt und von Bordeaux aus nach England geschifft. Zum Andenken an diese Geschichte ist an dem Felsenvorsprung eine Gedächtnißtafel errichtet.

Es ist unglaublich, wie schnell sich das Klima ändert, wenn man von Coterez nach Argelles herabsteigt, obgleich die Verschiedenheit der Höhe beider Orte nicht sehr groß ist. Schmeichelnd laue Lüfte empfingen mich wieder in diesem paradiesischen Thale. Es war ein Tag wie mitten im Sommer. Viele Wiesen hatte

man eben erst zum letzten Male gemäht und der frische Heugeruch erfüllte angenehm die ganze Atmosphäre.

Eine Wallfahrt nach der Capelle von Poncy führte mich durch das Thal von Azun. Der Weg geht gleich anfangs sehr steil von Argelles die Berge hinan, größtentheils von ungeheuren Kastanienbäumen beschattet. Auf der Höhe angelangt, ungefähr 600 Fuß senkrecht über der Gave von Azun, erblickt man zuerst das wunderschöne, jetzt ganz schneebedeckte Felsgebirge, welches das Thal von Azun schließt. Bei dem Dorfe Arras stehen unter Nußbäumen die umfangreichen Ruinen eines alten Ritterschlosses, in dessen Hofe ich mit Verwunderung einen hohen Rundthurm, wie ich solche in Irland kennen gelernt, auffand. Weiterhin, in der Mitte ebener Wiesen, die wahrhaft parkartig gruppirt sind und an einen Eichwald sich anschließen, liegt unter dem Schutze einer hohen Felswand eine Meierei. Sie trägt gleichfalls das Gepräge des Alterthums, halb in einem Gewebe von Weinblättern versteckt, welche großen Bäumen anzugehören scheinen. Man zieht nämlich in hiesiger Gegend die Weinstöcke an Eschen, süßen Kirschen und anderen höheren Baumarten empor; dann werden die Bäume so viel als nöthig jährlich eingestutzt, um dem Wein ungestörten Raum zum Wachsen zu geben, ohne daß er jedoch die lebendige Stütze ganz tödten kann. Dies bildet zuletzt völlige Wein-Bäume, und die an den Stämmen sich hinanwindenden Reben gleichen ihnen manchmal an Dicke.

Der Himmel blieb heute ganz ohne Sonne und zum Theil mit schwarzen Wolken bedeckt, die indeß glücklicherweise sehr hoch zogen. Doch auch dieser schwermüthige Schleier, dieser vom blassesten Grau bis ins dunkelste Schwarz schattirte Himmel war nicht ohne Reiz. Eine seltene Wirkung machte in der Ferne ein ganz dunkelviolett erscheinender Haide-Bergrücken, der prachtvoll gegen die hinter ihm stehenden Schneegipfel abstach. — Vor dem Flecken Aucun, wo man an einem jähen Abhang hinabsteigt, erblickt man zuerst die Capelle von Poncy dicht unter der großen Gebirgsgruppe, welche die spanische Grenze bildet. Das Thal breitet sich hier in einen breiteren Kessel aus, und sein Boden, glatt und eben wie gewalzt, prangt an dieser Stelle in seiner allerüppigsten Fruchtbarkeit. Fruchtbarkeit und malerische Schönheit

gehen zwar keineswegs immer Hand in Hand; den Pyrenäenthälern aber giebt eben die Vereinigung beider das eigenthümliche Gepräge. So hoch nur Wachsthum möglich ist, steigt die Cultur an den Bergen hinan, indem die verschiedenen Grundstücke in lauter kleine Befriedigungen und Gruppen getheilt sind. Oben finden sich unveränderlich die kahlen Felsenspitzen, die den schützenden Rand bilden, welcher diese riesig erhobenen Frucht- und Blumenkörbe einfaßt. Belebt wird aber nun noch die Landschaft durch die unzähligen Heerden des bald einzeln bald truppweise weidenden Rindviehs, der Pferde, Schafe oder Ziegen. Die letzten sind die ergötzlichsten, und oft, wenn ich so einen recht alten schwarzen Ziegenbock mit ellenlangem Bart hinter einem Dornenstrauch aufrecht stehen sah, wie er ernsthaft und bedächtig Beeren ablas, habe ich ihn im ersten Augenblick für einen frommen Einsiedler oder einen reisenden Bettelmönch gehalten.

Die Capelle von Poncy hat etwas Originelles. Ihr ganzes Innere, das Gewölbe mit eingeschlossen, ist aus Holz gefertigt, zum Theil von ausgezeichneter Arbeit; so namentlich die vergoldeten, mit Weinlaub und Trauben umrankten Säulen des Hochaltars. Alles hat schon einen ganz maurischen Anklang, phantastisch bunt gemalt, die Decke dunkelblau mit Sternen besäet, ihre Rippen golden und meergrün, die Wandpfeiler roth, gelb, grün gemischt. Leider hatte man in der Revolution eine Caserne aus dieser Capelle gemacht und dabei einen großen Theil ihrer Schönheit barbarisch zerstört. Jetzt wird sie wieder benutzt. In dem Dörfchen an ihrem Fuße steht ein hohes altes Holzkreuz, das ein Hahn krönt, und auf dessen Querbalken sind allerlei sinnbildliche Gegenstände, stehend oder hängend, angebracht, z. B. ein Becher, ein Cirkel, eine Zange, ein Dolch, ein Leuchter, eine kleine Leiter und mehrere andere, deren Bedeutung ich eben so wenig verstand, als ich darüber Auskunft erhalten konnte. Die Sitte schreibt sich vielleicht noch von den Tempelherren her.

Man ist in Frankreich auf dem Lande sehr freigebig mit dem Namen „Schloß“. Fast jedes Landhäuschen wird so genannt.

Die Schlösser jedoch, welche ich heute besah, konnten hinsichtlich ihres Umfanges zur Noth dafür gelten; aber im Innern strotzte Alles von Schmutz und Unreinigkeit. Auf den Dielen der Stuben hätte mit einiger Pflege Gras wachsen können; keine Zimmerdecke war zu finden, die nicht schwarz geräuchert und mit Spinnweben versehene Balken gezeigt hätte; die Möblen waren ärmlich; Hühner, Tauben, ja Schweine und Ferkel benutzten die Zimmer in friedlicher Eintracht sammt der Familie. Dabei war auch nicht die entfernteste Spur von wohlhäbiger Einrichtung zu entdecken, keine Anstalt, um das Paradies umher bequemer zu genießen, keine Laube, kein Baum mit einer Bank, und außer dem Gemüse- und Obstgarten gab es auch nicht das kleinste Plätzchen, das nur ahnen ließe, den Besitzern sei je ein Gedanke von verfeinertem Lebensgenuß durch den Kopf gegangen. Und das sind nicht etwa Bauern oder Verarmte. O nein, sehr achtungswerthe und gebildete Leute mit allen Formen guter Gesellschaft, Leute mit oft mehr als hunderttausend Franken Vermögen, die, wenn sie in Paris sind, gewiß höchst elegant einhergehen; aber wenn sie wieder in ihr eigenes Nest zurückgekehrt sind, stehen sie in der Lebensart weit hinter unseren nur rechtlichen Bauersleuten zurück.

Nichts konnte possierlicher sein, als die Art, wie diese Herren ihre Schlösser, indem sie mich darin herumführten, herausstreichen. „Sehen Sie, Monsieur," sagte der Eine, „hier eine schöne Reihe von Zimmern im ersten Stockwerk; aber nehmen Sie sich in Acht, nicht bis zum Fenster zu gehen . . . die Dielen sind da nicht ganz fest gemacht." In der That war das halbe Stockwerk nur mit ungehobelten Brettern belegt, die lose auf den Balken schwebten und überall die Aussicht in das darunter befindliche Erdgeschoß eröffneten. „Dies hier, Monsieur," fuhr er fort, „würde zu einem Tanzsaal dienen." Der Rauch hatte die kahlen Wände schwarz gefärbt, und in der Mitte lag ein Haufen Maisstroh, auf dem sich in Erwartung des Balles drei Ferkel mit ihrer Frau Mutter umherfielten. „Bemerken Sie, Monsieur," hieß es ferner, „die Bequemlichkeit dieses Speisesaales. Wie Sie sehen, ist der Keller und die Speisekammer gleich zur Seite." Das verschossene Papier der Tapeten

hing wie Lappen von den Wänden, und auf dem Eßtische stand ein Waschfaß mit schmutzigem Wasser gefüllt, in dem einige nichts weniger als appetitliche Tücher schwammen; in der Speisekammer aber nisteten einige Hühner, und nach dem Geruche zu urtheilen, hatte ich keinesweges Lust, den Keller zu untersuchen. „Ist dies nicht, Monsieur," fragte der Hausherr, „ein schönes Etablissement?" — „Monsieur," erwiederte ich, „es ist magnifique, aber doch, wie es mir scheint, ein wenig vernachlässigt." „Ah, was wollen Sie damit sagen! Wir bewohnen es nicht viel, und das ist auch der einzige Grund, weshalb wir es verkaufen wollen. Ihnen leuchtet wohl ein, daß dies nicht der geeignete Zeitpunkt ist, um noch große Kosten anzuwenden." Davon war jedoch kein Wort wahr, und der Mann hatte, wie ich höre, seit zwanzig Jahren nirgends anders gewohnt.

Bisher war ich immer an den Bergen umhergestiegen; doch vor meinem Abschiede von Argelles nahm ich meine Richtung nach der so lieblich lockenden Thalebene, die sich unterhalb der Stadt ausbreitet. Erst mit Sonnenuntergang, bei italienischer Witterung und schon rosenroth gefärbtem Himmel, machte ich mich auf den Weg. Je weiter ich ging, desto mehr stach der ganze Charakter der Landschaft gegen Alles ab, was ich in diesen Tagen betrachtet hatte; denn die Ebene von Argelles ist von bedeutendem Umfang und erscheint nur durch die große Höhe der sie umgebenden Berge von geringerer Breite. Als ich ungefähr in ihrer Mitte angelangt war, gewährte die unendliche Frische der Wiesen, über die der Fußsteig führte, mit dem Amphitheater des von allen Seiten gleichmäßig zurücktretenden, nirgends unterbrochenen Bergkreises ein so lachendes Bild heimischer Ruhe, daß ich mich nach den Aufregungen der jüngsten wechselvollen Beschauungen diesem wohlthätigen Gefühl mit wahrem Entzücken hingab. Freundlich grüßend gingen viele Landleute an mir vorüber ihren Wohnungen zu, denn es war heute Markttag in Argelles gewesen, und lustig wirbelte der Rauch aus vielen Feueressen zur Bereitung des Abendbrotes. Ich beneidete in diesem Augenblick die glücklichen Besitzer dieser Hütten, obgleich

ich in der Wirklichkeit nicht mit ihnen hätte tauschen mögen. Aber ist das Vermögen, sich vorübergehend in das Gute einer jeden Lage hineinzudenken und so gewissermaßen den Rahm von jeder Lebensmilch abzuschöpfen, nicht ein großes Geschenk des Schöpfers? — — Vom Monde in seinem ersten Viertel und dem Abendstern begleitet, dem bald das ganze Heer des übrigen Firmamentes folgte, trat ich meinen Rückweg an. Das Thal war mit Dämmerung und Nebel gefüllt; aber die obere Kreislinie des Bergrandes, im Zwielicht doppelt höher erscheinend, zeichnete sich scharf am klaren Himmel ab, und durch die Nebel loderte hie und da ein dunkelrothes Feuer an den fernen Abhängen flackernd auf. Gott von ganzem Herzen die Ehre gebend, froh und mit Dank erfüllt, durchschritt ich rüstig die Fluren, bis die erleuchteten Fenster der Stadt mir wieder durch hohe Kastanienbäume entgegenblitzten, und nicht ungern erreichte ich das freundliche Haus meines lieben Wirthes. Das war mein Abschiedstag in den Hochpyrenäen.

Von Lourdes wollte ich mit der nächsten Diligence nach Pau fahren, hörte aber, daß nur die Postchaise heute abgehe. Ich nahm den Platz. Um halb fünf Uhr sollte ich abfahren und hatte mein Essen auf vier Uhr bestellt. Drei ganzer Viertelstunden mußte ich auf dasselbe warten. Das will nicht viel sagen. Die Umstände sind indeß charakteristisch. Der Herr vom Hause, einem großen, mächtigen „Hotel", dem ersten des Ortes, war selbst der Koch. Er war ein wohlgewachsener stolzer Mann und schritt mit Macht durch seine Küche und kochte meine Suppe. Als ich ungeduldig wurde, schalt der Wirth die Magd, daß sie den Tisch nicht gedeckt, schrie und tobte im Hause herum, daß man den Gast so lange hatte warten lassen können, der doch um fünf Uhr abfahren müsse. Aber es rührte sich keine Hand. Zuletzt wurde ich wild und erklärte, daß ich nicht Lust habe, mir den Gaumen zu verbrennen und den Magen zu verstopfen. Darauf tobte der Wirth wie ein angeschossener Eber gegen die Magd, bis auch diese ungeduldig wurde und erklärte, daß sie den Tisch in einer Minute gedeckt haben wolle, wenn das Essen erst fertig

sei. Und sie hatte Recht; ich mußte noch eine Viertelstunde warten, nachdem der Tisch bereit war, und aß dann schlecht genug. Aber ich wußte nicht, daß es mit der Post gar keine Eile habe. Die Chaise wartete ruhig, bis ich fertig war, und würde noch länger gewartet haben. Unterwegs gingen wir im Schritt bergauf bergab, und nur auf ebenem Boden im Hundetrab.

Wir saßen im offenen Karren, der Postillon und ich. Es war ein sangreicher Bursche, ein guter Junge, und ich lernte von ihm unter Anderm folgendes Lied, welches ich hier in freier Uebertragung wiedergebe:

Des Schäfers Klagelied.

Sieh auf dem Berg am Stamm der Buche lehnen
Den Schäfer, der zerfließen möcht' in Thränen,
Da ihn erfaßt der Liebe mächtig Sehnen.

Du leichtes flücht'ges Herz, spricht der Betrübte,
Wer ist wie ich, der Dich so zärtlich liebte!
Wer ist wie Du, die so Verachtung übte! —

Seit Dich ankirrten die vornehmen Leute,
Blickst auf mein Hüttchen Du stolz von der Seite,
Als hätt' es nur Dachsparrens Höh' und Breite.

Seitdem vermischen sich mit meiner Heerde
Nicht Deine Lämmer und stets zur Gefährde
Naht Deiner Böcke Schaar mit Kampfgeberde.

Ich hab' nicht Schätze, hab' nicht Ehrenzeichen,
Bin nur ein Schäfer; doch wird an der reichen
Und festen Freundschaft mir kein Andrer gleichen.

Bin freilich arm und leb' auf niedrem Sitze;
Doch lieb' ich viel mehr meine schäb'ge Mütze,
Als einen prächt'gen Hut mit goldner Litze.

Der Welt Reichthümer schaffen nichts als Sorgen;
Durch Gold ist nicht der größte Herr geborgen,
So wie ein Schäfer, der froh grüßt den Morgen.

Leb', Schäf'rin, wohl mit Tigerherz ohn' Liebe!
Ja, wechsle, wechsle nur die Herzensdiebe,
Nie find'st Du den, der treu, wie ich, Dir bliebe.

Es wurde Nacht, als wir in Nay ankamen. Ich fühlte mich kalt im offenen Wagen, und am anderen Morgen ging ich zu Fuß durch die mit üppigen Hügeln und blattreichen Baum- und Hecken-Alleen prangende Ebene bis Pau. Das Leben hier ist wohlfeil, die Umgegend schön, die Luft soll sehr gesund sein. Daher Zusammenfluß von Fremden. Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat breite luftige Straßen und eine angenehme Lage. Aber die Hauptsache ist doch der Park und das Schloß. Letzteres war Residenz der Béarner Fürsten. König Heinrich IV. wurde daselbst geboren. Man sieht noch seine Wiege, eine große Schildkrötenschale, das Bett seiner Mutter und ein paar Porphyrvasen, die Bernadotte dem Könige Louis Philipp geschenkt. Der Park erhebt sich mit hohen Eichen, Buchen und schattigen Stauden an der Gave de Pau. Man übersieht von dem Hauptspaziergange das Flußthal, die Hügel hinter demselben, die Berge weiter zurück und die Hochpyrenäen in letzter Linie. Das Alles dacht sich stufenartig ab bis zu dem fruchtbaren, baumreichen Thale und dem lebendigen Bergstrom, der hier allgemach zu einem Flusse wird. Im Uebrigen ist in der Stadt wenig Leben. In den Straßen wächst Gras vor der Post und der Präfectur. An Lazaroni's der besten Art fehlt es nicht, und ein Bettelbube, der mich in einem Kaffeehause ansprach, forderte die Stücke Zucker, die auf dem Schüsselchen vor mir standen, für seinen Kanarienvogel mit in den Kauf seines Almosens.

Der Postwagen brachte mich nach Oleron, welches einst die zweite Hauptstadt des Landes von Béarn war. Sie besteht gegenwärtig, so klein sie auch ist, doch eigentlich aus drei Städten; eine davon liegt auf dem Berge, zwei im Thale, dies- und jenseits des Flüßchens. Die auf dem Berge ist die älteste und sieht auch mit ihren zerfallenen Stadtmauern und Thurmruinen sehr alt und baufällig aus. Die Gegend umher ist ausgezeichnet schön. Drei, vier allmälig ruhiger werdende Bergströme, die wollüstigsten Wiesenhügel, eine ziemlich weite Ebene ringsum mit Bergen umgeben, die nach allen Seiten hin anders sind, sich in Terrassen bis zu den Granitbetten der Schneelager in den Pyrenäen zurückziehen, geben hundert mannigfache Wechselbilder. Ich sah hier einen Sonnenuntergang mit nie geahntem

Farbenspiel. Regenbogenfarben, Gold und Himmelblau, Wolkenroth und weißer Wellenschaum, — o, das sind nur Worte, und diese schönen Farben schmolzen in einander zusammen, daß sie tausend andere Farben bildeten, die nie eines Malers Auge geahnet und die so leicht, so luftig aufgetragen waren, daß selbst durch all dies Gold und Abendroth, durch diese Wolkenwellen überall der blaue Himmel, dies azurne Gewölbe des großen Gotteshauses hindurchhauchte. — An einem Sonntage besah ich mir die Stadt. Auf dem Platze vor unserem Wirthshause standen zwei Musikanten auf einer steinernen Bank. Der eine hatte eine Violine, der andere eine Art Hackbrett, eine Leier mit sechs Saiten, auf die er schlug. Er hielt die Leier mit dem rechten Arm, mit der linken Hand den Schläger. Unterdeß spielte er mit der rechten Hand auf einer Pfeife (Flageolet) mit drei Löchern. Die Trommelleier, Tambourin genannt, und die Pfeife bilden das alt Béarnische Orchester; die Violine ist neuerer Zusatz. Der Spieler war ein kleiner Buckeliger, der sich in seinem langen blauen Kittel und mit seinem blauen Béarner Barett ganz gut ausnahm. Ich kam eben, als eine hochfranzösische Quadrille zu Ende ging. Gleich darauf begann ein Tanz; zwei Bauernbursche allein. Rechts und links Bocksprünge und Bärensätze nach der einfachsten Melodie. Aehnlich tanzten dann zwei Mädels und ein Bursche. Es war überall viel Schwerfälligkeit in Musik und Tanz. Dabei kam manch holdes Schatzgesichtchen zum Vorschein: frisch, gesund, Blitzaugen, rothe Wangen, geistreiche Züge. Dazu sollen die Frauen sehr brav und züchtig sein. — Am Abend kam ich auf einem Spaziergange an eine Dorfkneipe, aus der weinvoller Gesang hervorschallte, und auf dem Heimwege begegnete ich mehreren betrunkenen Bauernpaaren, denn sie gingen meist zu Zweien.

Ich machte einen Ausflug über Laruns hinaus nach Eaux-chaudes (Warmbrunn) und Eaux-bonnes (Heilbrunn). Bis Laruns benutzte ich die Schnellpost, von da ging's zu Fuß. Gleich hinter Laruns muß man bergauf und dann durch den Berg selbst durch. Diese Stelle heißt Le Haurat, d. h. in der Béarner Sprache: das Loch. Der Weg ist in den Berg gehauen und zieht eine Strecke zwischen haushohen steilen Felsmauern.

Dahinter gelangen wir in eine enge Bergschlucht, in der tief zu unseren Füßen ein Strom rauscht, braus't und zu uns heraufschillert; hoch neben und über uns starren Felsen mit Tannen, Steinblöcken und grünen Matten gen Himmel. Als ich eben aus der Schlucht hervortrat, begrüßte mich Kanonendonner. Man sprengte unten im Thal, neben dem Flusse, die Felsen, um einen neuen Weg zu bahnen und den Haurat zu vermeiden. Die Schüsse hallten in einem langen Ketten-Echo an allen Bergen wieder; jeder Schuß war wie eine ganze Schlacht und donnerte langhin, bis er die Freiheit in der Luft über den Felsen errungen hatte. Aber die armen Leute machten mich bald angst und bange. Die Bergarbeiter lagen, hingen, krochen weit unten in der Schlucht und doch hoch über dem raschen Strome an den Steinen herum, die sie sprengen und abhauen mußten. Einzelne Arbeiter brachen gesprengte Steine, auf denen sie standen, los, die, wie sie sich lös'ten, in die Tiefe des Abgrundes hinabstürzten. Der unterste der Arbeiter hatte einen Strick um den Leib befestigt; zehn Schritte über ihm saß ein anderer, der den Strick hielt, welcher dann über diesem an einer Staude befestigt war. Ich habe ihnen eine Weile mit Todesangst zugeschaut. Mir schien es klar wie der Tag, daß, wenn der erste Arbeiter falle, der zweite nachgezogen werden müsse. Daß dann die Staude beide halten und retten solle, schien mir eine ganz unsichere Unterstellung. Ich riß mich endlich von dieser nervenerschütternden Scene los und zog weiter nach Eaux-chaudes. Hier angekommen, suchte ich ein Zimmer und sah mir dann den Ort und die Umgegend an. Es giebt vielleicht in der Welt nichts Oederes, Ernsteres, Einsameres als dieser Ort ist. Zwanzig, dreißig niedrige, dunkle, schwarze Häuser liegen auf einem Abhange, der in der Mitte des Berges über einem Felsstrome schwebt und ringsum von fast steilen Bergen eingeschlossen ist. Der Horizont ist kaum breiter als der Boden unter uns, der seinerseits wieder außer den Häusern kaum für eine Straße und einen engen Platz Raum hat. Die Engländer sollen dies Bad sehr lieben. Es ist Gegengift, Spleen-Natur gegen den Spleen. — Am andern Morgen besuchte ich Eaux-bonnes. Man steigt dahin aus dem Thale von Laruns ununterbrochen mehr denn eine gute Stunde auf-

wärts. Der Badeort liegt in einem viel größeren Kesselthälchen, als die Felsplatte der Eaux-chaudes. Der Himmel ist offener und vor den Häusern ist Raum genug zu einer kleinen Gartenanlage. Nach dem Frühstück schritt ich auf gut Glück in die Berge hinein, immer höher hinauf, bis ich am Ende die höchste Kuppe der Berge erreicht hatte. Da oben herrschte ein wunderbares Wesen. Ein Tannenwald war daselbst im Absterben begriffen. Die strenge Bergluft zehrte die Bäume ab; es waren viele an der Schwindsucht gestorben und lagen als riesenhafte Gerippe an der Erde. Andere hatte der Blitz getroffen, sie zersplittert und zur Hälfte verbrannt. An anderen wiederum hatte die mörderische Art der Menschen genascht. Ich setzte mich auf eine Tannenleiche und empfand ganz das hohe gottahnende Gefühl, das in der Einsamkeit liegt. Man sieht die Natur ohne Störung und wird unwillkürlich umwehet von einem geheimnißvollen Zug des Geistes, der über den Werken dieser Allmacht und Allschönheit zur Gottheit sich erhebt. Die vorletzte Kuppe unter mir war nackt, daneben stand ein schroffer Fels mit einer Menge vereinzelter Tannen; hier schweifte der Blick über das Thal von Ossau in die Ebenen Frankreichs; dort reckte sich hinter einem steil abschießenden Abgrund der Felsen der Pic du Gers wie ein blanker Riesenkiesel in die Lüfte hinein. Der klarste Sonnenschein, der reinste Aether schnitt die Umrisse der Berge ab. In diesem Augenblicke stieg ein Lämmergeier kaum tausend Schritte vor mir auf und schwebte ruhig über das Thal in die Ferne. Ich sah den weißen Hals, die helle Brust, die dunklen weitgesprengten Flügel. O wer so fliegen und schweben könnte über all den Wundern dieser herrlichen Schöpfung! — Als ich von der Kuppe wieder hinabgezogen war, trieb mich der Durst an die Heilquelle und ich hielt meinen ledernen Becher darunter. Ein vornehmer Herr aber trat zu mir und warnte mich, von dem kalten Wasser zu trinken, indem er mir von seinem Wein und Zucker anbot, um dem kalten Wasser seinen bösen Giftzahn auszureißen. Ich nahm das Anerbieten an und dankte freundlichst. Ein Wechselgespräch konnte ich indeß nicht in den Gang bringen und merkte bald, daß der Herr wohl einen Schluck Wein, aber kein freundliches Wort für den Fremden hatte. Es

ist ein Jammer um die glatte Eisrinde der hohen Gesellschaft! Ich dankte noch einmal und ging meiner Wege, wiederum bergab in die Regionen der wärmeren Atmosphäre. — Ich lenkte von der Hauptstraße ab, dem Dorfe Pont zu. Dies liegt gegenwärtig abgeschlossen von der Welt, doch bekunden die großen breiten Häuser, daß es einst mehr Bedeutung hatte. Sie sind alle von Stein, bombenfest sehen sie aus. Im untern Stock ist die Scheune, die Tenne. Ein großes Einfahrtsthor dient zugleich zum Fenster. Ueber dem Thore, auf den breiten Hausteinen, die dasselbe einfassen, steht meist ein wunderbar verschlungenes gothisches J. H. S. Im ersten Stock ist die Wohnung des Bauers, über dieser eine Art Speicher. So baute man wohl schon vor tausend Jahren, so baut man hier noch heute. Die Leute sahen verwundert aus den Fenstern heraus auf den Fremden herab. Bald gesellte sich ein junger Mann zu mir, der mit nach Laruns ging. Er erzählte mir von dem Fest einer Brunnenweihe, welches heute in Laruns statt finden sollte, und von dem Tode zweier Bergleute, die gestern bei der Wegearbeit an der Haurat in den Abgrund gestürzt seien. Ich hatte sie schon im Geiste fallen sehen und hörte nachher, daß es wirklich dieselben waren, die sich durch den an eine Staude befestigten Strick für gesichert hielten.

In Laruns herrschte bereits ein festliches Treiben. Der neue Brunnen war mit Tüchern umhängt; an den vier Ecken ragten hohe Tannenstangen mit dreifarbigen Fahnen. Von allen Seiten strömten Bauern herbei. Dirnen standen vor den Kramladen. Eine Blumenhändlerin bot die niedlichsten Sträußchen feil. Sie waren von Seide, Sammet und Gold gemacht und gar nicht schlecht; die Bursche schenken solche an Festtagen und bei Tänzen ihren Geliebten. Nach einer Weile läuteten die Glocken zur Messe. Dann kam im festlichen Zuge der Priester und die Messediener, um den Brunnen zu segnen; hinterher die Frauen, zuletzt die Männer in Reih und Glied. Alle waren in ihrem besten Schmuck. Viele der Männer trugen rothe Ueberjacken, weiße Unterjacken mit breiten überschlagenden Brustlatzen; unter diesen ein weißes Hemd, gekraus't bis an den Hals und mit drei Knöpfen befestigt; außerdem eine kurze dunkle Hose, unten offen um das Knie hängend; endlich Strümpfe ohne Füße,

über dicke Schuhe herabfallend. Den Kopf bedeckt stets ein weißes oder braunes Barett. Eine zweite Klasse trägt dieselbe Kleidung ohne den Farbenluxus der rothen Weste. Eine dritte, besonders die Hirten und alten Leute, gehen in schweren braunen Mänteln einher. Dies ist ein spanischer Radmantel, und vom Kragen über die Schultern herab ist eine Art Stern genäht, dessen Mittelpunkt der Kopf bildet und der am Ende jedes Strahles mit einer Quaste verziert ist. Der Mantel wird mit einer gewissen Grandezza getragen, die an Spanien erinnert. Die Frauen sind ebenfalls mit Zierlichkeit und Geschmack gekleidet, aber doch viel einfacher. Ein Schnürleibchen, ein dunkler Faltenrock, ein Häubchen und ein rothes Kopftuch sind die Hauptsache; die Alten tragen oft einen kleinen Capuzmantel. Die Männer haben meist regelmäßige, längliche Gesichter, Geist und Klugheit verrathend. Sie sind oft sehr gut gewachsen und stolzieren langsam einher. Die Weiber dagegen sind selten schön, fein und schlank. Sie haben in der Regel breite Backenknochen und plumpe Gesichter. Daran mag die unter dem Kinn fest zugebundene Haube mit Schuld sein; auch müssen sie alle Arbeit thun, sogar dreschen, während die Männer in ihren Mänteln neben den Kühen an den Bergen stolz einherschreiten, die Zeit tödten oder Strümpfe stricken. — Nachdem der Priester den Segen über den Brunnen gesprochen, zog die ganze Procession in die Kirche. Die Messe dauerte lange. Die Leute waren fromm. Die Reichen saßen und knieten auf Stühlen, die Aermeren lagen auf dem steinernen Boden. Nach der Messe zog die Menge ungeordnet auf den Markt. Vier Bauern in der Tracht des Landes, roth und weiß, die als Nationalgarde mit Gewehr und Patrontasche den Brunnen bewachten; vier andere in derselben Tracht, die zu Vortänzern bestimmt waren; ein Kerl mit einem Bratspießdegen, dazu drei Musikanten mit zwei Tambourins, Pfeifen und einer Violine bildeten den Festausschuß. Sie fingen damit an, musicirend um das Monument im Kreise herumzuziehen, und indem sie diese Kreise immer mehr erweiterten, erlangten sie zuletzt einen großen freien Raum. Endlich erschien der Maire, sein Adjunct und der Polizeicommissair, alle mit breiten dreifarbigen Schärpen um den Leib; sie legten den letzten Stein nebst dem, was dazu gehört.

Die Leintücher fielen, der Brunnen war schön und sprudelte hell auf. Nun begannen die Tänze. Als sie eben im besten Tanzen begriffen waren, schwieg auf einmal die Musik. Ein anderer Ton machte sie verstummen. Die Leichengesänge der Chorgeistlichen hallten aus der Straße herauf. Alles strömte vom Tanzplatze dahin. Bald zeigte sich der Priester im schwarzen Trauerkleide, und hinter ihm her trugen die Bergarbeiter die zwei Leichen ihrer Freunde. Ehe noch der letzte Ton der ernsten Todtengesänge verhallt war, fing die Tanzmusik von Neuem wieder an, und die zurückströmende Menge griff den Tanz da wieder auf, wo sie ihn hatte fallen lassen. So ist das Leben. — Was die Bestattung betrifft, so muß jeder Todte hier nach keltischer Art seine Loblieder und Lobreden am Grabe haben. Die Frauen sind es, welche dieselben singen und aus dem Stegreif sprechen. Nach dem Begräbniß folgt ein Festessen, bei dem wieder die Männer den Vorsitz haben.

Von Oleron fuhr ich nach Tardets und ging von da nach Mauléon. In Tardets fängt die Sprache der Basken an. Mir schien es, als ob auch die Menschen und das Land gleich ein anderes Wesen annähmen. Die Leute werden feiner, kleiner, aber auch kracher, die Weiber schöner, schlanker, gewandter; überall mehr Stahlfederkraft. Die Häuser werden enger, aber spitzer, höher, lustiger. Es sieht Alles mehr frischer, lebendiger, lebensfroher aus. Die Kirche von Tardets liegt am Ende des Dorfes. Ein geräumiger Kirchhof ist die Vorhalle. Auf diesem stehen kleine Kreuzchen, von denen das untere Ende breiter als das Kopfende, fast alle gleich groß, und eben so fast alle ausgezackt und zierlich, in Reih und Glied. Es herrscht unter ihnen eine soldatenartige Ordnung und Reinlichkeit, während die zierlichen Zacken eine gewisse Gefälligkeit ihnen leihen. Die Kirche selbst ist schlecht gebaut; graue Mauern mit ein blaues Schieferdach. Aber die hohe [illegible] schaut [illegible] über das Kirchlein weg; hinter derselben ist ein [illegible] angeklebt. Das Innere war ebenfalls [illegible], voll wurmstichigen Alters. Was aber am meisten auffällt, [illegible]

Stockwerk Gallerien um die ganze Kirche mit Ausnahme des Chors. In diesen Gallerien sitzen die Männer, unten die Weiber. Die Geschlechter sind scharf geschieden. Ganz oben in den Gallerien stand das Pult der Chorsänger. Am Gewölbe waren plumpe, aber doch rein und frisch erhaltene Frescogemälde, die in der Kirche des kleinen Oertchens wieder auf die Lust an Pracht und Zierde hindeuten. — Auf der Straße kam ich an einer Scheune vorbei, in der gedroschen wurde, aber nur Männer führten den Flegel. Die Leute, denen ich begegnete, gewöhnten mir bald das Grüßen ab; denn die Basken sind so stolz, daß sie nie zuerst grüßen und dem Gruße selbst meist kalt danken, ihn von oben herab wie eine Gnade erwiedern. Dagegen wurde ich auch nicht durch den Bettelanspruch belästigt, der in den Hochpyrenäen von Jung und Alt dem Reisenden an den Kopf geworfen wird: Ein kleiner Sou, Herr, wenn's gefällig! (un petit sou, s'il vous plait, Monsieur.) Ich sah später bettelnde Krüppel in dem Ländchen der französischen Basken, sah einmal eine ganze Schaar durch St. Jean Pied de Port ziehen, denn sie haben hier ihren Tag, wo sie einen freiwilligen Almosenzoll von Haus zu Haus einsammeln; aber die Straßenbettelei, besonders der Jungen und Rüstigen, verschwand mit dem ersten Schritt über die Grenze. — Die Dörfer werden seltener, die Höfe häufiger. Jede Wiese, jedes Feld ist mit einer Hecke umgeben. Der Knotenstock ist die Wehre. Kein Baske geht ohne ihn aus. Der Stock ist nicht plump, nicht lang und groß; aber vom stärksten Holze, ein Mispelnast. Der Handgriff ist zierlich mit Draht und Seide umflochten, nicht dicker als ein Spazierstock, unten jedoch kolbenartig doppelt so dick als oben und mit blankem Kupfer beschlagen, nicht mit Eisen, denn sein Träger ist zugleich tapfer und prunksüchtig. Dieser Stock liegt auf der Schulter. Ich sah ihn kaum je zur Stütze herabwürdigen; die baskische Stahlkraft in Lenden und Waden bedarf überdies der Stütze nur selten.

Das waren die Erfahrungen, die ich von meiner vierstündigen Fußreise mitbrachte, als ich in Mauléon anlangte. Dies ist die Hauptstadt der baskischen Provinz »du pays de la Soule«; sie zählt aber nur 1200 Einwohner. Die Städte und Dörfer

sind sehr klein, vereinzelte Höfe, die wie Landhäuser an Ruhe und Wohlstand erinnern, sind die Regel im ganzen baskischen Lande. So klein Mauléon ist, so hat es doch eine obere und untere Stadt. Die obere wird durch ein festes Schloß gekrönt. Dies hat von unten ein ganz stattliches Ansehn: die Mauern sind fest, die Thürme unbeschädigt, ein paar Kanonen sehen aus den Schießscharten hervor. Kommt man hinauf, so findet man nur die Mauern da und nur zwei Thürme gedeckt, eine alte Frau bildet die Besatzung, ein offener Gemüsegarten den Rest der Festung. Der eine der bedeckten Thürme dient als Gefängniß, der andere als Wohnung des Pächters und Gefangenwärters. — Ich fragte meinen Wirth, ob es nichts einer Buchhandlung Aehnliches in dem Städtchen gebe. Er wies mich an den Stadtschreiber, der zugleich Buch- und Spezereihändler ist. Ich kaufte eine baskische Sprachlehre und fand, daß der ganze Büchervorrath fürs Volk nur aus einem Meßbüchlein, einer Uebersetzung der Psalmen und der Nachfolge Christi bestand. Sonst war nicht einmal ein baskischer Kalender vorhanden, was viel sagen will, wenn man bedenkt, daß die unendliche Mehrzahl der Basken kein Wort französisch versteht. Während ich mich mit dem Herrn Stadtschreiber unterhielt, forderte sein Vater einen gedörrten Stockfisch und rollte denselben, ihm mit starker Hand das Rückgrat brechend, in ein Papier. — Es war Markttag. Der Markt findet unter und um eine geräumige Halle statt. Die Weiber kauften in den Tuchladen, die Männer gingen ab und zu um die Kornhalle. Alle trugen den Kopf hoch, traten keck und fest auf, schauten voll Selbstgefühl um sich. Ich ging auf die andere Seite des Marktes, wo man jetzt ein Kegelspiel eingerichtet hatte. Es war eigener Art. Sechs Kegel standen zwei und zwei neben einander. Der Spieler warf nach denselben mit einem Holze, so groß und dick wie die Kegel selbst, zwei Fuß lang, zwei Zoll dick. Er mußte fünf, nicht mehr und nicht weniger von den Kegeln umwerfen. Nur Einer spielte; alle Umstehenden wetteten für oder gegen ihn. Und er gewann sehr oft. Wenn er zu oft hinter einander gewann, wurde das Ziel zurückgeschoben, indem er selbst ein paar Schritt zurücktrat. Alt und Jung, Spieler und Zuschauer nahmen den regsten Antheil.

Ein siebenzigjähriger Greis, halbbetrunken, war der lauteste und keckste Wetter; auf seinem Gesichte malte sich die leidenschaftliche Spielsucht in der markirendsten Weise. Der Spieler aber mochte sich fühlen, so Aller Augenmerk zu sein, und so ein Spieler, der sein Geschäft versteht, ist der geachtetste Mann des Landes.

Am anderen Tage fuhr ich über St. Palais nach St. Jean Pied de Port. In St. Palais wollte ich in einem Kaffeehause frühstücken; aber es gab in demselben keinen Kaffee, sondern nur Wein, Bier und Branntwein. Hier sah ich eine sehr merkwürdige Scene. Die Kühe thun hier nämlich den Dienst der Ochsen und Pferde, dafür geben sie auch keine Milch und werden auch wie Pferde beschlagen. Die Kuh wird zu dem Ende in einen Zwangstall gesperrt, mit den Hörnern in ein festes Joch gebunden, um den Leib gehen zwei Gurten, an denen sie aufgehängt wird, und dann werden alle vier Füße an die vier Pfähle des Nothstalles festgebunden. Todesangst stand auf allen Zügen der Kuh, ihr Auge glühte, ihre Nüstern schnaubten. Es war höchst wunderbarlich anzusehen. — Von St. Palais nach St. Jean Pied de Port wird die bis dahin mit Hügeln, Baumgruppen und üppigen Wiesen abwechselnde Natur ernster. Die Eichen fangen an vorzuherrschen und treten bald in größeren Massen auf. Die Dörfer werden noch seltener und die einsamen Höfe überall die Regel. Ich kam durch vollkommen deutsche Gegenden des Bergischen Landes am Rhein. Dieselben Bäume, dieselben Hecken und Sträuche. An der Schwelle eines Wirthshauses machte eine Mutter auf dem Kopfe ihrer Tochter Jagd nach Insecten. Das schreckte zurück und ich wählte ein anderes Wirthshaus, wo man mir Eier, Speck, einen Kuchen und ein Glas Wein vorsetzte.

Nach der kleinen Festung St. Jean Pied de Port war ich eigentlich nur gekommen, weil es am Wege nach Ronceval, oder, wie es hier heißt, Ronceveaux, liegt. Ich wollte nämlich eine Pilgerfahrt zu dem Schlachtfelde machen, wo Roland, des größten deutschen Kaisers erster Held, fiel. Zu Fuß dahin zu marschiren, ist ein gut Stück Arbeit; denn der Weg geht fünf, sechs Stunden immer bergan, zuletzt ganz steil einen mehr denn

eine Stunde hohen Berg hinauf. Ich nahm einen Führer. Er war ein Maurer seines Handwerkes, ein Schmuggler seines Berufes, und erzählte mir ein paar Geschichten, wie er nahe daran gewesen, bald von den Karlisten, bald von den Christinos erschossen zu werden, denn er schmuggelte für beide. — Nach einer Stunde Gehens kamen wir an die Grenze. Ein kleiner Fluß scheidet die französischen und spanischen Basken, die aber rechts und links ganz dieselben Leute sind. Trotz der unverkennbaren Verwandtschaft sahen indeß die spanischen Basken viel wilder und sonnenverbrannter aus, als die französischen. In Valcarlos kamen wir an das erste spanische Dorf; ich denke mir, es heißt Val-Carlos von Karl dem Großen. Wir begegneten nach und nach einer Menge echter Arabergesichter und circassischen Weibern; mitunter auch Spanierinnen, gedrungen, voll, frisch, lebendig, gluthäugig. Mein Führer kannte sie alle, und alle sagten ihm freundlichst guten Tag und fragten: Was Neues jenseits? Viele forderten Tabak, und als mein Führer selbst keinen mehr hatte, forderte und erhielt er welchen ohne weitere Umstände. Bis an die Grenze war der Weg eine breite gut gehaltene Landstraße; jenseits des Scheide-Flusses war nur noch ein Fußpfad für Menschen und Maulesel gangbar. Die Gegend wurde fast mit jedem Schritte wilder und entwickelte bald eine Baumfülle, als ob es keine Aexte in Spanien gäbe. Die Wälder, durch die wir zogen, bestanden anfangs aus Kastanien, später aus Buchen. Viele Bäume sahen so aus, als ob sie die Schlacht von Ronceval noch geschaut hätten. Sie reckten ihre alten Glieder so geheimnißvoll in die Luft hinaus, als ob sie wunderbare vergessene Geschichten zu erzählen hätten. An ein paar Stellen kamen wir an Felsfestungen vorbei: geschlossene Burgen, die nur die Geheimnißkundigen zu öffnen wissen, und die für Jeden, der nicht glaubt, nichts als dichte Felsen und Steinblöcke sind. Einmal mußten wir vor einem solchen Wartthurm vorbei und wurden am Fuße desselben nur durch eine Steinplatte über einem tiefen Abgrunde gehalten. Hier genügt ein Mann, um einem Heere den Weg zu versperren. An einer anderen Stelle liegt ein kleiner schroffer Felsberg mit grünem Moos bekleidet, mitten im Thale zwischen hohen buchengekrönten

Bergen. Es ist ein Riesenzelt, in dem irgend einer der zwölf Palatine Karls des Großen haus't. Bald hinter diesem steinernen Zelte im grünen Kleide beginnt der letzte steile Berg. Das war ein saures Werk, so sauer, daß ich Karl und Roland und alle seine Helden vergaß. Am halben Berge wollte ich ruhen, aber der Führer versprach eine Herberge, die nur ein paar Schritte höher liege. Nach einer halben Stunde kamen wir matt und athemlos oben an. Der Wirth war Holz- und Wegewärter. Er ist eine Neuerung. Ich fragte, was er eigentlich hier zu thun habe, und mein Führer sagte, daß er, wenn Räuber sich zeigten, die Reisenden bewaffnet begleiten müsse. Sein Gewehr hing an der Wand. Seine Frau reichte uns Brot, Ziegenkäse und Wasser. Das war Alles, was sie hatte, und sie forderte dafür nicht mehr, als es werth war. Als ich ihrem sechsjährigen Burschen ein Zweisousstück geben wollte, lief dieser weg. Ich warf ihm dann das Geld aus der Ferne zu. Er glaubte, ich wollte spielen, hob es auf und warf es mir zurück. Er wußte also noch nicht, was Geld ist! —

Nur noch eine kleine Strecke Steigens über einen Weg, den der Aufseher ausgebessert hatte, brachte uns auf die Scheidecke des Berges, auf der eine verlassene Capelle steht, die gegenwärtig zum Viehstall dient. Ich fragte hin und her nach einer Sage, die an unsere Helden erinnere; ich fand nichts dergleichen. Mein Führer, der hier jeden Stein und jeden Baum kannte, wußte von Roland wohl, der mit „Samson" in Ronceval von den „Egyptern", setzte er hinzu, überfallen und erschlagen worden. Er erzählte mir auch, wie die französischen Helden erst bis ins Thal auf der Seite der französischen Pyrenäen vorgedrungen, dann zurückgetrieben und in Ronceval alle aufgerieben worden seien. Noch wußte er eine Sage von der Rolandsquelle, die der Held, vor Durst verschmachtend, auf wunderbare Weise aus dem Boden habe sprudeln machen, indem er sein Schwert bis an das Heft in die Erde gestoßen und wieder hervorgezogen; worauf dann die Quelle unversiegbar zu fließen begonnen. Das war Alles, was er wußte; aber er sagte, in Ronceval sei ein Hirte, der alle Geschichten Rolands, „Samsons" und der zwölf Helden Karls kenne. Leider fanden wir den Sagenschatz-Bewahrer

nicht. Die Sonne sank, und ich hatte nur noch eben Zeit, mir die Abtei und die Gegend zu betrachten. Das Kloster ist ein aus vielen großen und kleinen Häusern zusammengeschachteltes Gebäude. Die Kirche ist einfach, kräftig, im byzantinischen Stil gebaut. Die Gegend hat eine eigene Einsamkeit, die mehr als alles Andere zu den Erinnerungen dieses Ortes paßt. Die Schlacht fand nicht an dem Kloster selbst, sondern in dem nahen Thale statt. Vielleicht starb Roland hier oben und deswegen wurde die Abtei hieher gebaut.

Der Abend und der Hunger riefen uns ins Wirthshaus. Es gehört zum Kloster und ist ein Klostergebäude mit weiten Kreuzgängen, hohen Zimmern, kleinen Fenstern, die überdies nur hölzerne Laden mit einer einzigen fußhohen Scheibe in der Mitte haben. Das Essen war ganz gut, aber es gab aus Respect vor der unlängst ins Kloster gezogenen Geistlichkeit nur eine Fastenspeise, nämlich Fische. Nach Tisch ging ich in die Küche. Es herrschte dort ein ganz eigenthümliches Leben. Die Herberge wird von allen Leuten besucht, die auf der Grenze zu thun haben. Der Wirth selbst ist ein reicher Schmuggler. In der Küche saßen wohl zwanzig Leute um ein wahres Riesenfeuer, über welchem Riesenkessel hingen: es wurde gekocht, gegessen, geraucht, geplaudert. Die Gesellschaft bestand aus Schmugglern, Maulthiertreibern und Arbeitern. Alle sahen wie ganze Kerle aus, traten auf, als wollten sie sagen: Hier bin ich! Fast ohne Ausnahme schöne Männer, und das Banditenartige in ihren Zügen stand ihnen ganz wohl an. Zwischendurch liefen mehrere Mägde. An der Ecke des Feuers saß ein zwölfjähriges Mädchen auf den Hacken und putzte Schuhe. Sie war schön und schön beleuchtet: eine schwarze Zigeunerin zwischen Zigeunern und Banditen. Da ich des Spanischen nicht mächtig, so blieb ich ein Stummer unter dem redelustigen und lautfrohen Volke. — Der Mond beleuchtete die stille einsame Gegend. Als ich hinaus wollte, warnte mich der Wirth und sagte, es seien neue Gensd'armen mit strengen Befehlen angekommen, die mich in ihrem Eifer leicht für einen Schmuggler oder sonst Etwas ansehen und wenig Umstände mit mir machen könnten. Ich suchte daher mein Bette. Es war aber doch noch zu früh zum Schlafen, und in Ermangelung des Hirten, der mir die Rolandssagen erzählen

sollte, mußte ich zu einem Buche meine Zuflucht nehmen, worin mehrere Sagen gesammelt sind, so wie Auszüge aus den Chroniken und Dichtungen, die auf sie gefußt sind. Die Summe davon ist in Folgendem enthalten.

„Der König Marsil, Beherrscher der Mauren in Spanien, sieht mit Schrecken die Fortschritte des fränkischen Heeres. Er versammelt seine Helden und fragt sie um Rath. Blankardie, der Weiseste unter ihnen, schlägt eine Gesandtschaft an Kaiser Karl vor; er selbst wird mit dieser Ehre beauftragt und zieht in's Lager der Franken. Hier findet er Karl inmitten seiner zwölf ersten Helden oder Pairs und nach längerer Verhandlung beschließen auch die Franken, eine Gesandtschaft an den König Marsil zu schicken. Alle Boten und Gesandten aber, die bis jetzt zu König Marsil geschickt wurden, fanden an seinem Hofe einen schmählichen Tod. Deswegen will Karl keinen seiner Besten schicken und wählt auf den Vorschlag Rolands seinen Schwager Ganelon von Mainz. Dieser wagt nicht, die gefährliche Ehre auszuschlagen, um nicht als feige zu erscheinen; aber in seinem Herzen kocht Rache gegen Roland. Blankardie, der ihn begleitet, ahnet, was in ihm vorgeht; er stachelt daher seine Angst, kitzelt seine Habsucht, und bald sprechen Beide sich unverholen gegen einander aus. Ganelon giebt den Plan an, Karl durch Zugeständnisse zu kirren, und wenn er befriedigt abziehe, den Rückhalt seines Heeres in den Pyrenäen zu überfallen. Die zwölf Pairs sind stets zur Deckung des Heeres die Letzten; es wird nicht schwer sein, sie in den Schluchten der Pyrenäen zu vernichten, und ihr Tod selbst beraubt Karl seiner bisherigen Unbesiegbarkeit. Dieser Plan des Verräthers wird mit Erfolg durchgeführt. In den Schluchten von Ronceval angekommen, bemerkt Roland, wie die Heere der Feinde alle Ausgänge besetzen. Er ahnt, was vorgegangen, und ruft: „Ganelon hat uns verrathen! Hier werde ich sterben, und nie mehr das schöne Frankreich wiedersehen." Er stößt in sein elfenbeinernes Horn und sammelt die Zerstreuten. Etwa hundert Christen kommen zu ihm und den übrigen Pairs, unter denen vorzüglich Olivier, Turpin und Garnier glänzen. Roland kennt den feindlichen König Marsil noch nicht und er verspricht daher einem gefangenen Saracenen

die Freiheit, wenn er ihm denselben verrathen wolle. Der entfesselte Saracene zeigt ihm darauf den König Marsil inmitten des feindlichen Heeres groß und mächtig auf seinem rothen Pferde und mit seinem großen runden Schilde. Roland läßt somit den Saracenen frei abziehen, empfiehlt sich der Gnade Gottes und stürzt sich sammt seinem kleinen Häuflein mit großem Muth unter die Feinde. Er sieht zuerst einen Saracenen, größer und stolzer als die anderen, trifft ihn und haut mit einem einzigen Hiebe nicht nur ihn, sondern auch sein Pferd in zwei Theile. Es war Marsils Neffe. Olivier tödtet dessen Bruder, Turpin, einen König der Barbarei. Es ist eine homerische Schlacht. Zuletzt aber werden die Franken immer enger von den zahllosen Schaaren der Feinde eingeschlossen. Das Siegen und Tödten selbst ermattet die Helden. Roland sieht das Ende kommen und stößt laut in sein Horn, um des voranziehenden Kaisers Hülfe herbeizurufen. Als er wieder zum Schwerte greift, bleiben ihm nur noch funfzig Kämpfer übrig. Er wirft sich auf's Neue in's Schlachtgewühl. Ueberall, wo er hinkommt, weichen die Feinde zurück; wie ein Schiff durchstreicht er die Wellen ihres Heeres, die sich jedoch hinter ihm stets wieder schließen. Olivier stürzt, von hinten getroffen, darauf fällt Garnier, dann Turpin. Der tapfere Roland, gewaffnet mit seiner Körperkraft und mehr noch mit seinem Gottvertrauen, behält den König Marsil im Auge, den er endlich zwischen den dichtesten Haufen tödtet. Roland sieht die letzten zwei seiner hundert Gefährten sinken; er selbst, von vier Lanzenstößen verwundet, von vielen Steinen und Pfeilen getroffen, weicht nun den Saracenen auf seinem Rosse aus. — Karl der Große hat inzwischen mit seinen Kriegern die Spitze der Gebirge überstiegen, ohne zu wissen, was hinter ihm vorgeht. Roland aber, müde und abgearbeitet von einem so heißen Kampf und kummervollen Herzens ob des Todes so vieler mächtigen und tugendhaften Christen, kommt trübe und traurig und sehr geschwächt durch den Blutverlust seiner Wunden durch den Wald bis zum Fuße des Port cysereen. Er steigt von seinem Rosse auf die Erde herab und setzt sich unter einem blätterreichen Baume, der nahe bei einem Marmorfelsen steht, dort in einer grünen Wiese über Ronceval. Er kehrt sein Antlitz

Spanien zu, er denkt an tausend Sachen, an alle Länder, die er erobert hat, an das schöne Frankreich, an seine Landsleute, an die Franken, die ihm so viel Ruhm erwerben halfen, und kann sich der Thränen nicht enthalten. Noch hat er sein Schwert, das sehr schön war und sehr scharf an der Spitze; sein Kreuz war von Gold und der obere Theil noch geziert mit einem Knopfe von Steinen von Beris, worauf der Name Gottes stand. Und das Schwert war so stark, daß es unbeugsam war, glänzte und strahlte, und hieß Durandal, weil es hart schlug. Roland würde eher einen Arm, als sein Schwert aufgegeben haben, das so herrliche Thaten gegen die Feinde Jesu Christi und die Gegner des heiligen Glaubens vollbracht hatte. Er fürchtete, daß es vielleicht irgend ein Ritter ohne Muth oder ein Ungläubiger in die Hände bekommen könnte. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit Angst und Trauer. Darauf haut er drei Mal in den Marmorfelsen, um sein tapferes Schwert zu brechen. Aber das Schwert spaltete den Fels, ohne dadurch zu leiden. Dann nahm Roland sein Horn und blies, als ob der Donner rolle. Er hoffte auf Hülfe, um den Seinigen Schwert und Roß zu hinterlassen. Aber er harrte vergebens. Endlich blies er zum dritten Male in sein Horn, daß es brach und er selbst sich die Adern am Halse sprengte. Er spie Blut und seine Wunden öffneten sich. Der Ton des Hornes hatte Karl den Großen erreicht. Aber Ganelon, der Verräther, hielt ihn ab, dem Rufe zu folgen, indem er dem Kaiser sagte: Roland blase oft in's Horn, wenn er den Hirsch im Walde verfolge. — Als Roland so auf dem Grase lag und vor Durst verschmachtete, kam Balduin, und suchte vergebens nach einer Quelle. Nicht im Stande, Etwas für ihn zu thun, nahm er sein Roß, um zu versuchen, ob er Karl den Großen einholen könne. In dem Augenblicke, wo er ihn verließ, kam Dietrich an, der dann mit seinen Gebeten dem Sterbenden beistand. Roland legte ihm seine Beichte ab, dann rief er den Beistand Gottes und Jesu Christi und der glorreichen Jungfrau Maria an, und bekannte mit gefalteten Händen seinen Glauben und die feste Zuversicht, daß er von den Todten auferstehen und seinen Erlöser schauen werde. Dann deckte er die Augen mit seiner Hand und sagte noch drei Mal: „Meine Augen werden sehen, was

ich hoffe.“ Wiederum öffnete er sie und blickte zum Himmel auf, bis seine Seele aufstieg zu Gott, durch die Hände der Engel getragen in's himmlische Paradies. — Unterdeß war Karl der Große in Val-Carlos. Als er die Messe hörte, wurde der Bischof Turpin auf einmal von Begeisterung ergriffen, sah den Himmel offen und in den Lüften eine Schaar schwarzer Ritter, welche die Seele Marsils zur Hölle trugen, während der heilige Michael und andere Engel die Seele Rolands dem himmlischen Reiche zuführten. Nach der Messe theilte Turpin dem Kaiser mit, was er gesehen. In demselben Augenblicke langte auch Balduin an und erzählte Karl'n das Ende seines Neffen. Sogleich brach Karl auf, eilte zum Sterbeplatze Rolands hin, fand ihn todt, und betrauerte ihn unter Jammern und Wehklagen. Er ließ ihm hier vor dem ganzen Heere ein Todtenamt feiern, bei dem brennende Bäume ringsum die Wachskerzen vertraten. Dann kam die Rache. Er zog den Saracenen nach, traf sie am Ebro und erschlug deren eine zahllose Menge, worauf er wieder nach Ronceval zurückkehrte und noch einmal seinen Helden beweinte.“

Die Abtei wurde zu Ehren Rolands errichtet. In der Sacristei der Kirche sah ich zwei Streitkolben stehen, eiserne Kugeln, drei Zoll im Durchmesser an Ketten und Griffen, beide etwa anderthalb Fuß lang. Nichts beweis't, daß sie aus Rolands Zeit stammen, aber Riesenwaffen und Rolands ganz würdig sind sie jedenfalls. Auch waren Bauern in der Kirche, die lebendig an jene alten Zeiten erinnerten, wo jener Held mit solchen Leuten zu thun hatte: kleine, gedrungene, schulter- und lendenstarke Erscheinungen, schwarzgebrannt und schwarzaugig. Die Kleidung war ebenfalls wohl noch heute dieselbe wie vor tausend Jahren: eine anliegende Jacke, über dieser ein Mantelrock oder Mantelpaletot mit einer Reihe Knöpfe; enge Hosen, Strümpfe und Sandalen, mit Bändern kunstreich um die Fußknöchel und Waden geschlungen. Das Barett vollendete den einfach geschmackvollen Anzug. Andere hatten mehr einen neueren Anstrich; doch trugen auch sie die baskische spanische Sammetjacke, Sammethose und Baretts.

Ich hatte nun gesehen, was ich sehen wollte, und begab

mich wieder nach St. Jean. Hier gab's eine Festlichkeit, und ich sah bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal den eigentlichen baskischen Tanz. Einer nach dem Andern tritt da in den Kreis und bleibt von Anfang bis zum Ende sein eigener Herr. Alle tanzen im Kreise rundum, in Ton und Tanzsätzen von vier Schritten, drei Mal rechts vorwärts, ein Mal links zurück. Das ist die ganze einfache Kunstwendung. Aber beim Tanzen ist dann doch auch wieder jeder Baske ein Mann. Er jubelt in allen Gliedern, er hüpft, springt, schlägt Entrechats ohne Ablaß, klatscht abwechselnd von Zeit zu Zeit nach dem Tacte in die Hände, ruft seinen baskischen Hahnenschrei in die Luft, dreht sich, schmiegt sich, und schreitet dabei, den Kopf hoch, den Blick herausfordernd, so keck einher, daß man ihm die Kampflust auf der Stelle ansieht. Die Melodie ist rasch, in abstoßenden einfachen Sätzen, ein Marsch. Zwischen die Männer treten oft einzelne Mädchen, die dann zur Keckheit die Holdseligkeit hinzufügen. — Noch erwähne ich das Werfen mit einer eisernen Stange. Es handelt sich lediglich darum, wer die Stange am weitesten wirft, wobei das Ende derselben die Erde zuerst berühren muß; aber es dient dieser Zeitvertreib zur Stärkung der Muskelkraft.

Der Volkscharakter der Basken verräth sich schon in der Jugend. Einst ruhte ich vor einem großen Hof auf der Mauer, die ihn umzäunte. Ich lag lang ausgestreckt. Nach einer Weile kamen mehrere Kinder, die sich den Fremden verwundert ansahen. Zufällig fiel mein Stock ihnen ganz nahe zur Erde. Keins rührte sich ihn aufzuheben. Ein andermal begegnete mir auf der Landstraße ein Bursche, der mich so kecken Auges ansah, daß er zur Neckerei herausforderte. Ich legte meinen Stock als Gewehr an und that, als ob ich Sturm gegen ihn laufen wolle. Er stand wie eine Mauer, und als ich ihm Nichts zu Leide that, sagte er: „Wenn er mich berührt hätte, so hätte ich einen Stein genommen.“ Mein Führer übersetzte mir den Gruß. — Auf dem Tanzplatze zu St. Jean Pied de Port markirte sich eine Menge Knaben so wild und frech als möglich. Sie stießen die Mädchen, sie neckten die Alten, sie spotteten des Fremden. Eins der Mädchen, das sehr schön und anständig aussah,

wurde von ihnen gestoßen und zahlte dem, der ihr zunächst war, mit einer gesunden Maulschelle, daß es weit wiederhallte. Der Bursche nahm sie lachend hin und trieb seinen Muthwillen nach wie vor. Es fehlte alles kindliche Wesen, aber rüstig, keck, muthig war schon jeder Knabe.

Um nach Bayonne mit der Post zu fahren, ging ich nach Hasparren. Ein Stunde von da kam ich durch ein Dorf, Bulloc genannt. Das Dorf selbst liegt, wie gewöhnlich die Dörfer, nicht an der Straße und theilt sich überdies, wie die meisten, die ich sah, in einzelne Hausgruppen. Am Wege stand nur das Wirthshaus. Daneben war der Ballspielplatz, der nirgend fehlen darf, und es wurde gerade Ball gespielt. In der Mitte eines breiten Raumes war eine Leine gezogen, zwei Spieler dies- und zwei jenseits, die sich wechselseitig den Ball zuschlugen; wer ihn nicht über den Strick warf, hatte verloren. Die Leute spielten mit dem höchsten Eifer, mit Leichtigkeit und Anmuth in allen Bewegungen. Jedes Dorf hat seine Löwen im Ballspiel und das ganze Dorf ist stolz auf sie. Oft kommt es zu Wetten zwischen verschiedenen Dörfern und in zweifelhaften Fällen der Entscheidung zu blutigen Schlägereien.

In Hasparren blieb mir noch Zeit genug, die Post, die gegen Mittag hindurchfährt, abzuwarten. Es war Sonntag. Ich durchlief das Dorf und seine Umgegend. Die Häuser waren ohne Ausnahme frach und rein, wie seine Bewohner. Die Gegend glich einem englischen Garten im größten Stil. Es wechselten Berge und Thäler, Wiesen und Felder, Flüßchen und Bäche, Schweizerhäuser, Hütten und Kirchthürme. Mit Lust erging ich mich in diesem Garten. Um zehn Uhr läutete die Glocke zur Kirche. Auf dem Kirchhofe herrschte dieselbe Ordnung und Nettigkeit, die ich anderswo gesehen. Die Mehrzahl der Gräber war zum Sonntage mit frischen Blumen bestreut. In der Kirche saßen, standen und knieten die Frauen unten im Schiffe. Auf dem Chor befand sich die Schuljugend. In den drei Stockwerken der Gallerien, gepfropft voll, hatten sich die Männer versammelt. Der Gottesdienst war einfacher als anderswo. Der Gesang der Gemeinde wurde durch Choristen

geleitet, die hinter dem Hochaltar verdeckt standen. Abwechselnd sangen die Schulknaben und die Mädchen Solochöre. Das Ganze machte einen höchst erbaulichen Eindruck. Nur war ein Chorsänger da, der mit seiner gewaltigen Baßstimme donnerte, daß die Wände zitterten. Ich denke, ganz Hasparren ist stolz auf ihn. Fromm sind die Basken, so sehr, daß das Läuten der Meßglocke augenblicklich einen Streit unterbricht, der gleich nach der Messe wieder losgeht, so fromm, daß ein Mann, der seinen Nachbar aus Rache zu tödten beschlossen, vorher die Messe und nachher die Vesper besuchen würde. Ich las irgendwo von einem alten charakteristischen Volksgebrauche. Der heilige Petrus ist nämlich in großem Ansehen, und besonders deswegen, weil er über den Regen gebietet. Tritt nun eine lange Dürre ein, so wenden sich die Basken an ihren Heiligen. Die Geistlichkeit zieht mit ihm an den nächsten Fluß und hier ruft das versammelte Volk: „Heiliger Petrus, hilf uns, — ein Mal — zwei Mal — drei Mal — willst du uns helfen?“ Wenn dann der Heilige nicht gleich Regen schickt, so werden die frommen Basken wild und rufen: „In's Wasser mit dem heiligen Petrus! In's Wasser mit ihm!“ Aber es ist so böse nicht gemeint. Die Priester treten für ihren Heiligen ein, versprechen in seinem Namen Regen und müssen förmlich Bürgschaft für ihr Versprechen leisten. — Ob der Brauch noch heute besteht, weiß ich nicht. Bezeichnend ist er jedenfalls. Männer sind die Basken. Das sieht man ihnen überall an, auf dem Tanzplatz, beim Ballspiel und in der Kirche; denn selbst hier ahnet man, daß der Kniende, der so keck zum Himmel aufsieht, gar selten das Knie, und nur ein Mal, vor der Hostie, den Nacken beugt. — Der Völker Art ist ein wunderbares Gemisch von Gutem und Bösem. Das lehren uns auch die Basken. Jede Tugend hat ihren Schatten, und glücklich das Volk, bei dem die Schattenseite das Gedeihen und Reifen des edlen Samens zur reichen Frucht nicht hindert!

Die Stadt Bayonne hat keinen eigentlichen Charakter. Sie liegt zwischen Frankreich und den Pyrenäen, zwischen den Basken, Béarnern und Gascognern. Die unteren Classen sind meist baskischer Herkunft; die mittleren sind mehr Abkömmlinge aller Mischungen, die hier stattfanden; die höheren Stände sind aus allen Weltgegenden zusammengeflossen, die Spanier aber vorherrschend. Sonst ist von dieser Stadt kaum etwas Merkwürdiges zu nennen, als daß hier 1679 das Bayonnet erfunden wurde. In der nahen Bidassoa, deren Mündung Grenzpunkt gegen Spanien ist, liegt die keinem Staate gehörende und von Bewohnern entblößte Fasaneninsel, bekannt durch den Pyrenäischen Frieden (1659). Mehr zog mich der eine Stunde weit entfernte Badeort Biaritz an. Die Ufer von Biaritz sind sehr schön. Der sogenannte alte Hafen (port vieux) ist eine in den Fels hineingespülte Kiesbadewanne. Ein abdachendes Sandufer führt zu einer kleinen Meeresbucht, die auf beiden Seiten mit schützenden Bergen und thurmhohen Felsen so eingefaßt ist, daß dieser Hafen oder diese Badewanne stets ruhiges Wasser zeigt. Auf den Bergen hat man eine wunderherrliche Aussicht. In der Nähe zwei Kuppen hier und dort mit Ruinen. Zur Rechten erscheint an einem hervortretenden Halbkreise das sanft abdachende Sandufer, dahinter die graubraune Felseinfassung; am Ende steht ein stolzer Leuchtthurm. Zur Linken ist ein ähnlicher Halbkreis, aber viel großartiger und mit schroffen Felsen eingefaßt. Dann treten nach und nach über diesen Ufersee die Berge der Pyrenäen hervor. Die ganze Kette in ihren Abstufungen von kleinen Hügeln im Vordergrunde und kolossalen Bergmassen im Hintergrunde zieht sich weit in das Meer hinaus und schließt dasselbe in Form eines langausgedehnten Halbmondes, dessen Spitze im Nebel verschwindet. Zu unseren Füßen hat das Meer die Felsen ausgehöhlt, sie liegen nackt im Wasser da. Hundert Bilder, hundert Steingruppen, Grotten, Inseln, Buchten, Landzungen dienen im dunkelbraunen Steinkleide den blauen Wellen zum Spiele ihrer kecken Lust. Und vor uns das Meer, durchsichtig bis in seine Tiefe und azurblau, den azurblauen Himmel abspiegelnd. Ich kam von erhabenen Naturschauspielen, das Herz noch voll von all ihren Wonnen. Aber

das Meer trug den Sieg davon, das Meer, ein Bild des Göttlichen mit seiner einfach ruhigen Größe, allumfassend, ewig dasselbe und doch überall anders. In Gedanken den unendlichen Ocean überfliegend, scheiden wir hier von dem Leser.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.





Upas-Baum auf Borneo

Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

Dr. Wilhelm Harnisch

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Sechster Band.

J. Dumont d'Urville's Reise nach dem Südpol und Oceanien nebst Reisen auf Neu-Holland und Tasmanien.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1851.
Verlag von Friedrich Fleischer.

J. Dumont d'Urville's
Reise
nach dem
Südpol und Oceanien
nebst
Reisen auf Neu-Holland und Tasmanien.

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1851.
Verlag von Friedrich Fleischer.



Inhaltsverzeichniß.

I.

J. Dumont d'Urville's Reise nach dem Südpole und nach Oceanien.

*) Wir haben uns bei der Angabe der von uns benutzten Reisewerke folgender Abkürzungen bedient: R. = Rienzi, D. = Darwin, W. = Wilkes, J. = Junghuhn, v. K. = von Kotzebue, v. H. = von Humboldt, S. = Neuseeländer, Z. = Zusätze von Herausgebern nach anderen Quellen.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

II.

Reisen auf Neu-Holland und Tasmanien.

A.

Reise auf der Süd- und Ostküste Neu-Hollands und auf Tasmanien.

B.

Auszug aus Leichardt's Reise in das Innere von Neu-Holland.

*) St. = Stokes. D. = Dutton. a. Z. = allgemeine (Augsburger) Zeitung. E. = Eyre.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

I.

J. Dumont d'Urville's

Reise

nach dem

Südpol und nach Oceanien

in den Jahren 1837 bis 1840.



Einleitung.

Vor uns liegt eine Inselwelt, die den Uebergang von Asien nach Amerika vermittelt: das Bild eines untergegangenen vielfach zertrümmerten Festlandes, dessen Kern Neu-Holland. Lange Zeit blieb uns dieser Welttheil verschlossen. Es war im Jahre 1513, als der Spanier Balboa, damals Statthalter der Pflanzstadt Santa Maria, auf der Landenge von Panama, den Gipfel eines Berges erreichte und im Westen den Wasserspiegel eines majestätischen Oceans erblickte, dessen unermeßliche Ausdehnung erst sieben Jahre später bekannt wurde. Am 20. September 1519 segelte der in spanische Dienste getretene Portugiese Ferdinand Magellan (eigentlich Magelhaens, spr. Mageljangs) von Sevilla's Hafenstadt San Lucar am Guadalquivir ab, um westlich einen Weg nach den Molukken aufzufinden. Fünf vom Kaiser Karl V. ausgerüstete Schiffe und 236 Mann standen unter seinem Befehl. Er überwinterte an der patagonischen Küste im Hafen St. Julian (49° 28′), schiffte am 21. October in die schmale, von Schneebergen eingeschlossene Meerenge, die seinen Namen trägt, und begrüßte freudig am 27. November den großen Ocean. Er hatte einen harten Stand, um die Mannschaft zu bewegen, ihm auf der Fahrt durch die unbekannte, 110 Seemeilen *) lange Straße treu zu bleiben. Wirklich verließ ihn eins seiner Schiffe, das aber auf dem Heimwege unterging; ein anderes war an

*) Die Seemeile beträgt bei den meisten seefahrenden Nationen ¾ deutsche Meilen; 110 Seemeilen sind demnach 82½ deutsche Meile.

Felsen gescheitert. Mit den übrigen fuhr er bei dem günstigsten Winde drei Monate und zwanzig Tage lang, ohne anderes Land, als zwei wüste Inseln zu treffen. Da man sich nicht mit Lebensmitteln auf so lange Zeit versorgt hatte, so war man dem Hungertode nahe. Das Wasser war faul; statt des Schiffszwiebacks erhielt man ein wenig mit Würmern gemischten Staub. Man briet eingeweichte Lederstücke auf Kohlen und aß selbst Sägespäne; Mäuse waren ein Leckerbissen. Dabei wurde die ganze Schiffsmannschaft krank und neunzehn starben. Das Wetter zeigte sich so anhaltend mild und ruhig, daß man das Meer den stillen Ocean nannte; richtiger ist die Benennung „großer Ocean". Endlich am 6. März 1521 erschienen die Ladronen oder Diebsinseln im Horizont. Das klare Wasser und erfrischende Kokospalmen stellten die Kranken bald wieder her. Von da kamen sie zu den Philippinen, deren Bewohner schon Maaße und Gewichte kannten und von Königen regiert wurden. Mit diesen knüpfte Magellan Bündnisse an und erlangte das Versprechen eines Tributes an den Beherrscher von Spanien. Der König der Insel Matan verweigerte indeß den Tribut. Gegen das mit Bogen und Pfeilen, Wurfspießen und Speeren bewaffnete zahlreiche Heer desselben zog Magellan sammt den ihm befreundeten Eingeborenen in's Feld, ward aber durch einen vergifteten Pfeil getödtet den 26. April 1521. Von den noch übrigen zwei Schiffen mußte sich das eine den feindseligen Portugiesen auf den Molukken ergeben, das andere, Victoria genannt, steuerte dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu und lief am 7. September 1522 glücklich wieder in St. Lucar ein. Die Mannschaft war auf 18 zusammengeschmolzen. Dies die erste Weltumsegelung als Beweis für die Kugelgestalt der Erde. Auf den Inseln des grünen Vorgebirges bemerkten die Reisenden zuerst, daß ihre Zeitrechnung in Vergleich mit dem dortigen Kalender um einen Tag zurückgeblieben war*). Nach ihrer Heimkehr hatten sie innerhalb einer Frist von fast drei Jahren im Ganzen 10,000 Meilen zurückgelegt.

---

*) Dies trifft bei allen nach Westen unternommenen Weltumsegelungen zu; reis't man aber in östlicher Hauptrichtung um die Erde, so wird man nach vollendeter Fahrt dem Kalender einen Tag vorgekommen sein. Beim

Seitdem wurde der stille oder große Ocean vielfach von Seefahrern durchkreuzt. In der ersten Zeit waren es vorzüglich Portugiesen und Spanier. Der Portugiese Meneses entdeckte 1526 Neu-Guinea, der Spanier Saavedro 1528 die Karolinen, Mendana 1567 die Salomons- und Marquesas- oder Mendana-Inseln und 1595 die Inseln des heiligen Kreuzes (St. Cruz), Quiros 1606 die heiligen Geist-Inseln oder neuen Hebriden. Seit 1564 fuhren die Spanier alljährlich auf der sogenannten Manilla-Flotte von dem mexikanischen Hafen Akapulko nach den Philippinen, um die Erzeugnisse Asiens nach Amerika zu bringen. Die Hoffnung reicher Beute lockte daher bei den zwischen Spanien, England und Frankreich ausgebrochenen Kriegen viele Freibeuter in die Südsee. Unter ihnen zeichnete sich Franz Drake (drehk) aus. Er war der erste Engländer, der 1577 bis 1580 um die Welt segelte; auch brachte er die Kartoffeln nach Europa. William Dampier (dämpihr, um 1700) entdeckte Neu-Britannien. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurden die Reisen der Holländer wichtig. Sie gaben die ersten Nachrichten über das Festland von Australien (d. i. Südland, weil fast alle Inseln auf der südlichen Erdhälfte liegen), das sie Neu-Holland nannten. Schouten und Le Maire fanden 1616 und 1617 den Weg um die Südspitze von Amerika, durch die Straße Le Maire und ums Cap Horn (nach Schoutens Geburtsort Horn (oh) in Westfriesland benannt); auch entdeckten sie Neu-Irland. Abel Tasman entdeckte 1642 Van Diemensland, 1643 Neu-Seeland und die Freundschaftsinseln. Im Anfang des 18. Jahrhunderts erweiterte Roggewein die Kenntnisse der Geographie durch die Osterinsel und Roggeweinsinsel (1721 und 1722). Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts treten die berühmten Seefahrer der Engländer und Franzosen auf, zu Anfang des 19. Jahrhunderts die der Russen. Dem Franzosen Bougainville (1766 bis 1769) ver-

---

Vorwärtsschiffen nach Westen sieht man nämlich die Sonne alle 15 Grade eine Stunde später, beim Vorwärtsschiffen nach Osten eine Stunde früher aufgehen, so daß bei der Durchmessung von 15 mal 24 oder 360 Graden die Summe der Tage dadurch entweder um 24 Stunden weniger oder um eben so viel mehr wird. Bei der Ankunft in St. Lucar konnte man also auf der Victoria erst den 6. September 1522 schreiben.

danken wir eine genaue Kenntniß der Falklandsinseln, so wie die Auffindung der Luisiade (südöstlich von Neu-Guinea), der Schifferinseln und gefährlichen Inseln. Die Vorstellungen über die australische Inselwelt oder Oceanien blieben indeß voll Finsterniß, bis der unsterbliche Cook auftrat. James oder Jakob Cook (kuhk) ward 1728 zu Morton in der englischen Grafschaft York von armen Eltern geboren. Zuerst diente er auf den zwischen London und Newcastle fahrenden Steinkohlenschiffen. Hier verwandte er jede Ersparniß auf die Ausbildung in der Mathematik und Schiffskunde. Bald unternahm er weitere Fahrten nach Petersburg und Norwegen. Im Jahre 1759, als England während des siebenjährigen Krieges gegen das französische Quebeck eine Flotte ausrüstete, trat er in den Staatsdienst und erhielt die Stelle eines Schiffsmeisters. Hier glänzte er durch Unerschrockenheit und Geschicklichkeit, verlor aber durch einen Unfall den Daumen und einige Finger der rechten Hand. Später stellte er Beobachtungen über eine Sonnenfinsterniß an und wurde 1768 Befehlshaber des Schiffes Endeavour, welches einige Gelehrte nach dem großen Ocean führen sollte, um dort den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Dies geschah am 3. Juni 1769 zu Otaheiti. Es war die erste von Cook's drei großen Entdeckungsreisen. Die Reise dauerte von 1768 bis 1771 und ging, wie die meisten Weltumsegelungen in der Richtung der Hauptmeeresströmungen, von Osten nach Westen, um die südlichste Spitze des Feuerlandes herum in die Südsee. Hier besuchte Cook fast alle früher entdeckten Inseln, bestimmte die Lage derselben genauer, durchforschte die Beschaffenheit des Meeres, so wie die Küsten, Buchten, Sandbänke und Korallenriffe, und entwarf von Allem sehr genaue Charten. Von Otaheiti wandte er sich nach Neu-Seeland, fand die nach ihm benannte Straße und die neu-seeländische Hanfpflanze (Phormium tenax), untersuchte die Straße, welche Neu-Holland von Neu-Guinea trennt, und die Ostküste von Neu-Holland. Darauf kehrte er nach England zurück, wo ihn der König zum commandirenden Schiffsmeister ernannte. Seine Schilderungen der Botanybai veranlaßten die Begründung der Verbrecher-Colonien daselbst. Noch merkwürdiger war die zweite Entdeckungsreise, die erste

Weltumsegelung von Westen nach Osten, welche Cook von 1772 bis 1776 mit zwei von der Regierung ausgerüsteten Schiffen zur Erforschung des südlichen Polarmeeres unternahm. Ihn begleiteten unter Andern zwei ausgezeichnete deutsche Gelehrte, Johann Reinhold Forster und Georg Forster, Vater und Sohn, welchen wir die beste Beschreibung der Reise verdanken. Drei Sommer hindurch beschiffte Cook das Meer meistens jenseit des 60. Grades bis zum 71. Grad südlicher Breite. Dadurch kam es zur Gewißheit, daß gegen den Südpol hin weiter kein großes Land liege, wie man bis dahin angenommen. Neu-Caledonien und das von ewigem Eise starrende Sandwichsland wurde entdeckt; das schon früher von Spaniern gesehene, ganz von Seehunden bewohnte Süd-Georgien wurde wieder aufgefunden. Auf der ganzen Fahrt verlor Cook durch kluge Gesundheitsmaßregeln nur einen Mann am Skorbut, und nach seiner Heimkehr wurde er zum Capitain der Flotte ernannt. Auf die unzweifelhafte Lösung der Frage, ob im Norden Amerika's ein Durchgang sei, hatte das Parlament einen Preis von 20,000 Pfund gesetzt. Dies veranlaßte 1776 eine dritte Reise. Cook segelte um das Cap herum in die Südsee und aß hier auf mehreren Inseln Früchte, zu denen er früher den Samen geliefert. Den Otaheitern brachte er verschiedene Thiere und pflanzte einige von Neu-Holland mitgenommene Muskatnußbäume. An den nördlichen Küsten von Amerika und Sibirien hemmten undurchdringliche Eismassen seinen Lauf. Außerdem durchforschte er die von einem russischen Seeofficier zuerst erreichte Behrings-Straße und entdeckte die Sandwichs-Inseln; aber nach der Rückkehr dahin fand er auf einer derselben, Owaihi, in einem Streit mit den Wilden seinen Tod den 14. Februar 1779. Er war ein echter Seemann, hart und rauh, keine Gefahr scheuend, Leid und Freud mit seinen Gefährten theilend, dabei ausharrend thätig und mit einem glücklichen, gesunden Verstande begabt. Seine Reisen umfassen mehr als 40,000 Meilen. Dabei stand er stets neben seinem Compaß und hatte überall das Senkblei und andere ihm nöthige Instrumente zur Hand, um des Oceans heimtückische Wüste für die Wissenschaft zu erobern. — In Cook's Fußstapfen trat der berühmte, unglückliche Franzose Lapérouse. Schon seit 1756

hatte er sich in dem Seekrieg gegen England einen Namen erworben, und in den Jahren 1764 bis 1778 die entlegensten Theile der Erde besucht. Zum Behuf einer großen Entdeckungsreise ließ nun König Ludwig XVI. zwei Fregatten ausrüsten. Lapérouse und Delangle erhielten das Commando. Viele Gelehrte und Künstler bildeten die Begleitung. Beide Schiffe segelten im August 1785 westwärts. Die Küsten der Mandschurei und die japanischen Inseln wurden genauer bestimmt, die Meerenge zwischen Jesso und Sachalien entdeckt, welche Lapérouse's Namen trägt, dann steuerte man nach Süden und ging 1788 von Botanybai in nordöstlicher Richtung unter Segel, ohne daß man weiter etwas von Lapérouse und den beiden Schiffen hörte. Erst 1826 ermittelte der englische Capitain Dillon und 1828 der französische Capitain Dumont d'Urville, daß er an der Insel Mallicolo, einer der Neu-Hebriden, gescheitert und mit allen den Seinen theils im Meere, theils im Kampfe gegen die Eingeborenen umgekommen sei. Von 1803 bis 1806 machte der Schwede Commodore von Krusenstern seine denkwürdige Reise um die Welt und ließ zuerst die russische Flagge im großen Ocean wehen. Von 1815 bis 1818 besuchte der russische Flottencapitain Otto von Kotzebue unter Begleitung des Naturforschers und Dichters Chamisso die Südsee und führte von 1823 bis 1826 eine neue Expedition um die Erde. In's Jahr 1823 fällt auch die Weltumsegelung der Franzosen Bougainville und du Camper. Endlich erwähnen wir den berühmten französischen Schiffscapitain und nachherigen Contreadmiral Julius Dumont d'Urville, der drei Mal, 1822 bis 1825, 1826 bis 1829 und 1837 bis 1840, die Welt umschiffte. Leider gehörte auch er nebst seiner Gattin und seinem einzigen Sohne zur Zahl derjenigen, die am 8. März 1842 auf der Versailler Eisenbahn verbrannten.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die allgemeine Beschaffenheit des fünften Welttheils und suchen wir aus dem Chaos der Inseln die ähnlichen Gruppen hervor. Die australischen Inseln lassen sich eintheilen in hohe und niedere. Die hohen sind alle gebirgig und meistens vulkanisch. Sie zerfallen wiederum in langgestreckte und kegelförmige Gebirgsinseln. Die kegelförmigen verdanken ihre Bildung der vulkanischen Thätigkeit

ausschließlich, die langgestreckten haben ihre Gestalt als etwas Ursprüngliches und wurden durch vulkanische Thätigkeit etwa nur umgebildet. Die niedrigen Inseln sind als Korallen- und Lagunen-Inseln kesselförmig. Zu den niedrigen Inseln gehören die Pelew(ju)-Inseln, die Karolinen, der Lord-Mulgrawe-Archipel, so wie die südöstlich davon gelegenen Cooks- und gefährlichen Inseln. Die übrigen liegen meistens zerstreut und bilden nebst Korallenriffen die Umgebung der hohen Inseln. Die niedrigen Inseln sind durch Korallenthiere gebildet. Man nimmt an, daß diese immer auf einem aus der Tiefe bis nahe an den Meeresspiegel emporgehobenen vulkanischen Felskegel arbeiten. In einiger Höhe über dem Meeresspiegel dehnen sie sich dann in die Breite aus. An die Außenseite ihres rundlichen Baues werden vom Meere Sand und Schlamm, Muscheln und Pflanzenreste angeschwemmt, daher die Gestalt eines Kessels, dessen zuerst verfestigter Rand höher steht als die Mitte, wo sich allemal eine Niederung, ein Sumpf oder See (Lagune) findet. Dieser hängt in der Regel auf einer der Strömung entgegengesetzten Seite durch einen Canal mit dem Meere zusammen. Alle sind unbedeutend. Am niedrigsten sind die gefährlichen Inseln (auch vorzugsweise „niedrige" genannt), die kaum aus dem Meere aufgetaucht und überall von Korallenriffen umstarrt sind. — Zu den langgestreckten Gebirgsinseln gehört der ganze australische Binnengürtel, oder die inner-australische Reihe der Inseln von Neu-Guinea bis Neu-Seeland, welche um Neu-Holland einen Halbkreis beschreiben. Sie liegen meist Spitze gegen Spitze dem Festlande parallel, vielleicht als Rand eines untergegangenen größeren Festlandes. Die Salomons-Inseln sind unter ihnen wohl am höchsten. Zwischen Neu-Guinea, den Neu-Hebriden und Neu-Holland liegt das gefährlich zu beschiffende Korallenmeer; nur schmale Meerengen führen hindurch, und dies gilt auch von der Torres-Straße. — Zu den kegelförmigen Gebirgs-Inseln gehören alle noch nicht genannten Hauptgruppen, als: die Marianen-, Sandwich-, Freundschafts- oder Tonga- und Gesellschafts-Inseln, die Mendanas- und die mehr östlich nach Amerika zu gelegenen Oster-Inseln (268° O. und 27° S.), die Juan Fernandes- und Gallopagos- oder Schild-

kröten-Inseln. Sie sind wie die niedrigen Inseln rund, steigen aber von außen nach innen auf, so daß häufig ein oder mehrere hohe Kegel den Mittelpunkt bilden, oder auch eine Anzahl mehr oder weniger hoher Kegel gleich Zacken einer Krone den Mittelpunkt umgeben.

Das auf allen australischen Inseln (mit Ausnahme von Neu-Seeland) herrschende heiße Klima wird durch den Einfluß der kühlen Seewinde gemäßigt und ist daher mild, übrigens auch sehr gesund. Die Zersplitterung der Inseln hindert den Fortschritt der Cultur eben so, wie die Massenhaftigkeit des Festlandes. Das Ganze enthält 185,000 Quadratmeilen mit ungefähr zwei Millionen Bewohnern. Diese zerfallen in zwei Hauptstämme: die schwärzlichen Austral-Neger, auch Negritos oder Papua's genannt, und die hellbraunen Malayen. Die Austral-Neger bewohnen Neu-Holland und die nördlich davon gelegenen Inseln Neu-Britannien, Neu-Irland und wahrscheinlich auch Neu-Guinea, dann einen Theil der Neu-Hebriden und Karolinen. Die Malayen wohnen ausschließlich auf den australischen Inseln im O. von Neu-Holland bis 268° und im N. bis zu den Sandwich-Inseln. Oft wohnen beide Stämme neben einander. So auf den Inseln im N.-W. von Neu-Holland vom 19° N. Br. bis 11° S. Br., also auf den sundischen Inseln und deren Umgebung. Nur Java und Sumatra haben keine Austral-Neger, wohl aber finden sie sich auf der Halbinsel Malakka. Die Malayen-Stämme im N.-W. von Neu-Holland bilden wiederum nach der Sprachverwandtschaft eine eigene westliche Familie, zu der die eigentlichen Malayen auf Malakka, Sumatra und Java gehören. Die übrigen Stämme machen eine östliche Familie für sich aus. Der Zahl nach kommt auf die Austral-Neger nur etwa $\frac{1}{10}$, auf die Malayen $\frac{9}{10}$ der Bevölkerung.

Für unser Gemälde von Oceanien haben wir zum Grunde gelegt: „Reise nach dem Südpole und nach Oceanien auf den Corvetten Astrolabe und Zelée, auf Befehl des Königs unternommen in den Jahren 1837 bis 1840 unter dem Commando des Schiffscapitains J. Dumont d'Urville. 3 Theile." Eine bei C. W. Leske zu Darmstadt 1844 bis 1848 erschienene Uebersetzung, enthalten in der von Dr. Külb herausgegebenen Sammlung

der vorzüglichsten neueren Reisebeschreibungen, hat uns vorgelegen, und es sind außerdem hauptsächlich folgende Werke verglichen: 1) Geschichte und Beschreibung von Oceanien von Domeny de Rienzi. 3 Bände. Aus dem Französischen von Dr. C. A. Mebold. Stuttgart, in Schweizerbart's Verlagshandlung, 1837 bis 1840. 2) Die Entdeckungsexpedition der vereinigten Staaten in den Jahren 1838 bis 1842 unter Lieutenant Charles Wilkes. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, Cotta'sche Buchh. 1848; enthalten in den von Dr. Widemann und Dr. Hauff herausgegebenen Reisen und Länderbeschreibungen. 3) Charles Darwin's naturwissenschaftliche Reisen, deutsch von Dr. E. Dieffenbach. 2 Theile. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn 1844. 4) Otto von Kotzebue's neue Reise um die Welt 1823 bis 1826. Weimar, Hoffmann 1829. 5) Topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java von Dr. Fr. Junghuhn. Magdeburg, E. Baensch 1845. 6) Die Neuseeländer. Nach dem Englischen. Lpz., Baumgärtners Buchh. 1833. Geeigneten Orts ist auch wohl auf A. von Humboldt's Beobachtungen Rücksicht genommen. Den naturgeschichtlichen Excursen liegt Oken zum Grunde. Die uns vorgesteckten engen Grenzen des Raumes gestatteten übrigens nur eine sehr beschränkte Benutzung anderer Quellen, und wolle man darauf bei der Beurtheilung billige Rücksicht nehmen.

Erstes Kapitel.

Im Januar 1837 machte ich der Regierung den Vorschlag, mich zu einer neuen Entdeckungsreise um die Welt zu verwenden. Man ging darauf ein, jedoch sollte damit ein Abstecher nach dem Südpol verbunden werden. Zugleich übertrug man mir den Befehl über zwei Schiffe. Demzufolge wurden im Laufe des Sommers die Corvetten*) Astrolabe und Zelée im Hafen von Toulon ausgerüstet. Den Astrolabe führte ich selber, die Zelée, als das Begleitschiff, Capitain Jacquinot. — Am 7. September gingen wir unter Segel. Der anfangs sehr leichte Nordwest erhob sich plötzlich stärker, die See wurde mürrisch, und die Wogen rollten kurz über einander; doch machte die Corvette 8 bis 9 Knoten**). Mit dem folgenden Tage wurde der Wind gelinder; gegen Abend umsegelten wir die kahle Felseninsel Minorca. Sie ist niedriger und unfruchtbarer als die benachbarte Majorca, welche im Norden durch einen hohen Gebirgsgürtel geschützt wird. Daher herrscht dort eine beständig milde Frühlingsluft, wo die Orange blüht und Baumwolle gedeiht.

---

*) Corvette ist ein schnellsegelndes Kriegsschiff mit etwa 25 Kanonen und drei Masten.

**) Die Schnelligkeit des Schiffslaufes pflegt man mit dem Loog zu messen. Dies Loog ist ein durch Knoten in gleiche Theile getheiltes langes Seil, an dessen Ende sich ein mit Blei beschwertes hölzernes Dreieck befindet. Dieses Dreieck läßt man in's Wasser, und beurtheilt nun aus der Länge des abgewickelten Seiles innerhalb einer halben Minute die Schnelligkeit des Laufes. Der Theil von einem Knoten bis zum andern ist nämlich allemal genau der 120. Theil einer Seemeile ($142\frac{3}{5}$ Fuß). eine halbe Minute ist aber ebenfalls der 120. Theil einer Stunde: so viel Knoten also in einer halben Minute abgewickelt werden, so viel Seemeilen fährt das Schiff in einer Stunde.

Am 10. September stellten wir bei vollkommener Windstille Versuche über den Wärmegrad des tieferen Wassers an. Der Wärmegrad betrug in freier Luft 23° 4′, auf der Oberfläche des Wassers 23° 8′; am Bord des Astrolabe fanden sich nun in einer Tiefe von 550 Faden oder 3300 Fuß 12° 8′, auf der Zelée in einer Tiefe von 220 Faden oder 1320 Fuß 13° 2′. Diese beiden Versuche bestätigten meine schon früher angestellten Beobachtungen, daß das Mittelmeer über eine gewisse Tiefe hinaus eine gleichmäßige mittlere Wärme von 12° bis 13° hat, obgleich sonst im Allgemeinen die Regel gilt, daß das Meerwasser an Kälte zunimmt, je weiter man sich in demselben von der Oberfläche entfernt; ja am Meeresgrunde kommt es selbst in den Aequatorgegenden dem Eispunkte nahe oder darüber hinaus und man hat hier demnach unter dem Meere dieselbe Stufenfolge der Pflanzen, wie sich solche über dem Meere an den höchsten Bergen unter der Linie darstellt oder in größeren Zwischenräumen vom Aequator ab bis zu den Polen hin. Nachher stellten wir Versuche über die Durchsichtigkeit des Meereswassers an. Ein Teller von Fayence*) blieb dem unbewaffneten Auge bis zu einer Tiefe von 19 bis 20 Faden sichtbar. Eine größere Durchsichtigkeit ist durch den stärkeren Salzgehalt bedingt. Das Salz füllt nämlich die luftigen Zwischenräume im Wasser, welche den Lichtstrahl zurückwerfen, aus, und bringt dadurch, daß es sich auflöst, die Wassertheile in engeren Zusammenhang, weshalb auch die Wassermasse in einem mit Süßwasser angefüllten Gefäße sich durch eine hineingeworfene entsprechende Menge Salz nicht mehrt. Je salziger ein Wasser ist, desto klarer und durchsichtiger zeigt es sich. So sieht man in der karaibischen See oft den ganzen Meeresboden gleich einem wunderbaren unterirdischen Garten mit allen Gewächsen, Steinen und lebendigen Geschöpfen, während das Schiff, von welchem man in die Tiefe schaut, wie in der Luft zu schweben scheint. Dabei hebt sich der Meeresgrund und erscheint mit seinen Felsen und Riffen

*) Fayence, eine Art Steingut, das man aus einem feinen weißen mit Sand vermischten Thon fertigt; zu Faenza in Italien 1299 erfunden. Dem Porzellan kommt es nicht gleich.

ganz nahe. Zuweilen kann man bei stillem Wetter Fische, Schildkröten oder Korallengewächse selbst bis auf 60 Klafter tief ganz deutlich erkennen.

Am 19. September abends zehn Uhr zeigte sich in der Dunkelheit rechts vor uns der Felsen von Gibraltar, und ein scharfes Auge gewahrte am Horizont das Leuchtfeuer von Tarifa. Gegen eilf Uhr fing der Mond an, unseren Weg etwas zu beleuchten. Am andern Morgen früh kamen wir südlich an Tarifa vorüber. Um acht Uhr befanden wir uns auf der Höhe fünf Meilen von der Bai von Tanger, und diese Stadt zeigte sich mit ihren Häusern, Befestigungen und Schiffen unseren Blicken. Hier überfiel uns eine Windstille, wodurch wir augenscheinlich nach Osten zurückgetrieben wurden. Es geht nämlich vom atlantischen Ocean ins Mittelmeer eine Strömung von Westen nach Osten, während sonst auf dem ganzen Erdkreise die umgekehrte Richtung des allgemeinen Oceans stattfindet. Auch durch den Hellespont oder die Meerenge der Dardanellen geht eine Strömung vom schwarzen in das mittelländische Meer, während es auch nicht an großen Flüssen fehlt, die demselben ihre Gewässer zuführen; nichts desto weniger hat die Oberfläche des Mittelmeeres einen sehr niedrigen Stand. Man erklärt dies als Folge seiner vielen starken Ausdünstungen; überdies giebt es in der Tiefe der Straße von Gibraltar eine Strömung von Osten nach Westen. Die Straße ist drei deutsche Meilen und an der schmalsten Stelle nur eine Meile breit. Quer durch zieht sich unter der Wasserfläche ein Hügelrücken von Europa nach Afrika, wie eine Binde, die erst durch den gewaltigen Andrang der steigenden Meereswogen zerriß. — Ein des Nachmittags eintretender leichter Wind brachte uns nur langsam vorwärts, und erst am folgenden Morgen gelang es, das Kap Spartel zu umsegeln. Die See ging aber nun höher, und wir empfanden plötzlich eine so empfindliche Kälte, daß Jeder sich beeilte, seine Winterkleider hervorzusuchen. Die Küsten konnten uns ihre Wärme nicht mehr mittheilen.

Am 27. September gewahrten wir mit Tagesanbruch die ganz eigenthümlich gestalteten Steilküsten der kanarischen Insel Lancerota. Indeß hinderten schwache und widrige Winde unsern

Lauf, und erst am Abend fing auch Forteventura an sichtbar zu werden. Eine vollständige Windstille veranlaßte einen Versuch mit dem Lothe*) auf eine Tiefe von 1000 Faden. Das Unternehmen gelang vollkommen. In 26 Minuten war das Loth gesunken; darauf blieb es über eine Stunde mit vollkommen senkrechter Linie in dieser Tiefe. Bisher hat man nur Messungen bis zu 780 Faden angestellt, und über die größte Tiefe des Meeres kann demnach noch gar nichts feststehen, obgleich man diese Tiefe, als der Erhebung unserer höchsten Berge entsprechend, auf etwa eine deutsche Meile annimmt. — In einiger Entfernung über dem Lothe hatte ich einen Sack von Segeltuch gehängt und in diesen eine luftdicht verschlossene Flasche nebst Stücken verschiedener Stoffe gesteckt. Nachdem der Sack wieder herausgezogen war, fand man die Flasche buchstäblich in Staub zermalmt. Die Holzarten waren allein vom Wasser durchdrungen, alle Metalle aber, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Zink, so wie Siegelwachs und Kautschuk (gummi elasticum), zeigten trotz des Druckes von 150 Atmosphären keine bemerkbare Abnahme ihrer Schwere.

Am 29. September führte uns ein schwacher Ostwind langsam an der hohen Küste der Insel Canaria mit ihren schroffen auffallenden Formen vorüber, während die von ihrem ungeheuren Pik überragte Masse von Teneriffa allmählig an den Grenzen des Horizontes emporstieg. Am folgenden Tage um die Mittagsstunde gingen die beiden Corvetten bei der Hauptstadt Santa Cruz (kruss) vor Anker. Da man hier falsche Nachrichten wegen einer in Toulon herrschenden Seuche hatte, so konnten wir erst am 4. October landen. Santa Cruz hat etwa 9000 Einwohner. Die Bauart der Häuser ist maurisch; selten haben die Gebäude mehr als zwei Stockwerke. Jalousien ersetzen

*) Das Loth oder Senkblei ist ein Stück Blei, welches gewöhnlich 40 bis 50 Pfund wiegt und die Form eines Zuckerhutes hat, dessen unterer Boden ein wenig ausgehöhlt, am Rand etwas umgebogen und mit Talg bestrichen ist, damit er klebrigten Theilen am Grunde widersteht. An der Länge des Seiles, womit das Blei ausgeworfen wird, läßt sich die Tiefe des Wassers leicht erkennen.

gewöhnlich die Glasfenster. Fast alle Hausthüren sind verschlossen. Die Gemächer nach innen führen auf die Gallerien, welche einen gegen Luft und Sonne geschützten Hof umgeben. Die Mitte des Hofes wird von einer breitblätterigen Banane beschattet, um welche Blumentöpfe gruppirt sind. Die Straßen sind ziemlich breit und mit schönen Kieselsteinen gepflastert. Fußwege von Backsteinen und breiten Steinplatten gewähren einen bequemen Gang, auf welchen die angesehenen Leute der Stadt wichtig ernst einherschreiten. Die Tracht der wohlhabenden Klasse hat nichts Eigenthümliches. Breite Backenbärte, dichte Knebelbärte und spitzige Hüte unterscheiden die Männer einzig und allein von den Fremden. Die Frauen haben den spanischen Anzug, eine schwarze Mantille, seidene Strümpfe und Schuhe und ein Oberkleid aus demselben Stoffe; sie zeigen sich aber selten auf den Straßen. Die Männer aus dem Volke sind schlecht gekleidet. Die seitwärts offenen Beinkleider lassen manchmal grobe leinene Unterhosen sehen. Manche trugen Mäntel von gelblicher Farbe. Ein Strohhut bedeckt das dicke, ungekämmte Haar. Ihre Frauen haben einen wollenen grauen oder weißen Mantel, dazu einen Männerfilzhut, wodurch sie völlig anmuthlos erscheinen. Ueberhaupt ist das Volk schmutzig und mit Lumpen bedeckt; zu dem Elend gesellt sich Nachlässigkeit und Liederlichkeit. Eine schwarzbraune Haut, reizlose Züge und schlecht geformte Hände und Füße lassen die Schönheit der Zähne und auch wohl der Augen kaum bemerken. Ueberaus häßlich sind die bejahrten Frauen. Sie müssen sehr leicht die Frische und die den südlichen Völkern überhaupt schnell vorübereilende Jugend verlieren. Die Mehrzahl der Hütten ist wie Ställe gebaut. Der Fußboden ist die Erde, die Zimmerdecke das Dach. In einer derselben bestand der ganze Hausrath aus einer Bettstelle, einem zerbrochenen Stuhle und einigen irdenen Töpfen, welche bei zwei dicken geschwärzten Steinen standen. An den Wänden sah man die Spuren des Rauches. Der Charakter der Bevölkerung scheint sanft, fröhlich und genügsam mit Neigung zur Trägheit. Man versicherte mir, die Hauptbeschäftigung der Wohlhabenden sei das Spiel. In sittlicher Beziehung herrscht die größte Ungebundenheit. Unter den öffentlichen Gebäuden

besuchten wir die neue und schöne Franziskanerkirche. Der Haupteingang führt durch den viereckigen sehr hohen Glockenthurm. Der Fußboden besteht aus abwechselnd gelegten weißen und schwarzen Marmorwürfeln. Der Hochaltar prangt mit vergoldetem Holzwerk, in dessen Mitte sich in einer mit einem Vorhang bedeckten Nische das glänzend frische hölzerne Standbild des heiligen Franziskus befindet. Ueber einem der Altäre nahe an der Thüre sind zwei zerrissene und stark durchlöcherte Fahnen aufgehängt. Die eine ist eine englische, welche Nelson bei seinem mißlungenen Angriff auf Santa Cruz in der Nacht des 24. Juli 1797 verlor, indem er reichbeladene Schiffe im Hafen vermuthete; er büßte dabei seinen rechten Arm ein. Eins der Wandgemälde zeigt, wie barmherzige Franziskanermönche arme verdammte Seelen aus den Höllenflammen und den sie umwindenden Schlangen hervorziehen. Daneben ist ein Almosenstock angebracht, dessen Ertrag nicht unbedeutend sein mag. — Um mir einen Begriff von dem Zustande des Gartenbaues zu machen, trat ich in einige Gärten, fand sie aber jämmerlich. Ein großer Theil der nahen Abhänge ist mit der Cochenillenfackeldistel (Cactus coccifera) bedeckt, und ich hörte, daß die Cultur der Cochenille*) jetzt auf Teneriffa mit Thätigkeit und Erfolg betrieben werde. Doch soll wenig Gewinn dabei herauskommen, da das Pfund nur mit zwölf Francs (etwas über drei Thaler) bezahlt wird.

Vom Gebirge zieht sich in einer langen weißen Linie eine steinerne Wasserleitung durch Felsen und über Abgründe zur Stadt. Dahin und nach dem Walde von Mercedes machte ich einen Ritt in Begleitung des französischen Consuls Bretillard. Wir bestiegen zwei elende magere Renner. Auf der Straße nach

*) Cochenille (Coccus cacti), ein Insekt aus der Ordnung der Halbdeckflügler. Das Männchen ist eine schöne feuerrothe Fliege mit Flügeln. Das Weibchen hat keine Flügel und einen Saugerüssel, womit es den Pflanzensaft auszieht. Diese in Mittel- und Südamerika heimischen Insekten liefern die Scharlach- und Purpurfarbe. Von der Größe eines Gerstenkornes, werden sie in kochendem Wasser getödtet; 70,000 gehen auf ein Pfund, und jährlich kommen 6 bis 700,000 Pfund in den europäischen Handel. Die feinste Art wird auf dem genannten Cactus gezogen.

Laguna gingen mehrere mit verschiedenen Lasten beladene Kameele, welche man erst vor nicht langer Zeit von Lancerota und Forteventura geholt und auf Teneriffa eingebürgert hatte. Nachdem wir die im raschen Verfall begriffene Stadt Laguna (früher mit 12,000 Einw.) hinter uns hatten, schlugen wir den Weg über eine weite, von hohen Hügeln begrenzte Ebene ein, in deren Thalgrund der Wald liegt. Der Boden dieser sonst unbeholzten Ebene ist reich an Getreide und Kartoffeln. Vögel, Schmetterlinge, Grillen u. dergl. trifft man selten. Unter den Luftbewohnern bemerkte ich nur eine kleine Art Sperber und einige große, theils graue, theils auf dem Rücken glänzend weiße Rohrdommeln. Eine Meile hinter Laguna stiegen wir vor einem kleinen Landhäuschen ab. An einer Weinlaube hing eine Menge prachtvoller Weintrauben. Ich nahm Theil an einem bescheidenen Frühstück und schlürfte vergnügt einen milden auf der Insel gewachsenen Wein aus dem Keller des Consuls. An dieser Stelle genießt man eine entzückende Aussicht auf das ganze Thal von Laguna, die umliegenden Berge und selbst den ganzen Pik, dessen Masse sich majestätisch über die zahlreichen Gipfel erhebt, die neben ihm nur unbedeutende Hügel zu sein scheinen. Die Luft war so rein, daß wir, wenn unser Gesicht so weit gereicht hätte, jeden Reisenden auf dem Zuckerhut gesehen haben würden. Die Höhe des Pico de Teyde (d. i. Höllenberg) ist auf 11,800 Fuß gemessen. Nach eingenommenen Erfrischungen ritten wir bis zu dem Saume des ungefähr zwanzig Minuten entfernten Waldes. Hier mußten wir absteigen und schlugen einen schmalen Fußpfad ein, längs dessen ein kleiner Bach murmelnd hinschleicht. Er bildet einen Zufluß der erwähnten Wasserleitung. Dann gingen wir durch einen gegen 1500 Schritt langen, kaum 6 Fuß hohen und 3 Fuß breiten unterirdischen Gang, den man durch einen Hügel geführt hat. Der Boden darin ist steinig und kothig, aber die köstliche Frische der Luft entschädigt dafür. Als wir auf der anderen Seite heraustraten, befanden wir uns mitten in dem Walde, der indeß nur aus Gesträuchen und Farrenkräutern besteht. Der dickste Baum, den ich maß, hatte kaum vier Fuß im Umfange. Wir nahmen nun unsere Richtung nach einem anderen Zweige der Wasserleitung, ruhten an einem kühlen Quell und

besuchten von da die Stelle, welche „Ebene der Greise“ (Llana de los viejos) heißt. Der Sage nach soll hier zur Zeit der Guanchen, der alten Inselbewohner, ein Versammlungsort der Häuptlinge gewesen sein, um wichtige Gegenstände zu berathen. Es ist ein von der Natur am Abhange des Gebirges gebildeter, zum Theil von Felsen umgebener freier Platz, der vor nicht sehr langer Zeit von mächtigen Bäumen beschattet war. Hier hatten sich die größten Bäume der Insel erhalten, aber ein im Jahre 1825 wüthender furchtbarer Orkan verschonte keinen einzigen. Nach den am Fuß abgebrochenen Stämmen zu urtheilen, müssen manche einen Umfang von 18 bis 20 Fuß gehabt haben. Die Einwohner antworteten mir auf die in Betreff dieses Ereignisses an sie gerichteten Fragen: „Der Teufel hat's gethan“. Als ich mich in der nächsten Umgebung umschaute, entdeckte ich ein unförmliches Bruchstück einer Mauer von unverbundenen Steinen. Die Aehnlichkeit dieser rohen Mauer mit denen, welche man zu Taïti, Tonga-Tabu, Nukahiwa und Ualan finden kann, war auffallend. Ich hätte darin ohne Weiteres ein Werk der Guanchen gesehen, wenn später Herr Berthelot, der eine ausgezeichnete Geschichte der canarischen Inseln geschrieben, mir nicht versichert hätte, daß er auf Teneriffa kein einziges als ächt erwiesenes Baustück der alten Eingeborenen kenne. Wir wollen Einiges aus der Geschichte derselben hier mittheilen.

Die canarischen Inseln waren schon den Alten bekannt. Bei den Römern hießen sie wegen ihres herrlichen Klima's und ihrer Fruchtbarkeit die glücklichen Inseln, auch wohl die Purpurinseln von den Purpurschnecken, welche sie zum Färben benutzten. Später fanden sie hier eine sehr große Art von Hunden, und daher kommt der Name canarische Inseln (insulae canariae, Hunde-Inseln). In neueren Zeiten mußten sie fast von Neuem entdeckt werden. Im Jahre 1402 landeten auf Lancerota spanische Abenteurer und bauten daselbst ein Fort. Dem ersten Einfalle folgten weitere Eroberungen mit Hülfe neuer Verstärkungen. Palma und Canaria wurden nach dem hartnäckigsten Kampfe unterworfen, und 1496 hatte Teneriffa ein gleiches Schicksal. Die Guanchen schlossen einen Vertrag, der bald von den Spaniern auf die schändlichste Weise gebrochen wurde. Man brachte den gedemü-

thigten König der Insel mit Gewalt auf ein Schiff, führte ihn, wie ein seltenes Thier, in einem eisernen Käfig nach Spanien und von da nach Rom und Venedig, um ihn dem Papste und dem Dogen zu zeigen. In der letzteren Stadt starb er. Der schwache Ueberrest der Guanchen wurde von dem Schwerte der Spanier und von Hunger und Krankheit bald aufgerieben, so daß nicht lange nach der Eroberung kein einziger Ureinwohner mehr am Leben blieb. Das kräftige, tapfere und tugendhafte Volk hätte ein besseres Schicksal verdient. Ein schöner schlanker, dunkelbrauner Menschenschlag! Die Gesichtszüge waren angenehm, der Körper von riesenhaftem Bau, die Stärke wunderbar. Jedermann weiß noch heutiges Tages davon Etwas zu erzählen. Von ihrer Sprache erhielten sich nur einzelne Wörter, welche zum Theil auf eine arabische Abstammung hindeuten. Die Verfassung hatte viel Aehnliches mit der bei den alten Egyptern. Sie hatten eine Kasteneintheilung in Priester, Krieger und Hirten. Die Könige waren die Anführer im Kriege; die Priester gaben die Gesetze und führten die eigentlichen Staatsgeschäfte. Diese bedienten sich auch der Bilderschrift. Man verehrte nur Einen Gott, der über die Welt wache. Zum Behuf des Gebetes bestieg man die höchsten Berggipfel. Auf Canaria hat man kleine Denkmäler von pyramidalischer Form gefunden, welche ohne Zweifel ausgezeichneten Todten errichtet wurden. Das Einbalsamiren der Todten vollzogen sie auf dieselbe Weise, wie die Egypter. In den Grabhöhlen von Teneriffa, Palma und Canaria trifft man noch jetzt gut erhaltene Mumien der Guanchen. Daran sieht man den hohen Wuchs und das glatte, feine, bisweilen blonde Haar. Außer den Priestern hatte man eine Art Vestalinnen (Magaden), welche das Gelübde der Keuschheit ablegten, und eine Secte der Täuferinnen, welche die Neugeborenen ins Wasser tauchten. In Bezug auf die strenge Absonderung der Kasten sagten die Priester dem Volke: „Der große Geist Achamas schuf zuerst die Adligen und gab denselben alle Ziegen auf der Erde. Dann schuf er auch die gemeinen Leute, und dieses jüngere Geschlecht hatte die Kühnheit, auch Ziegen zu verlangen. Aber das höchste Wesen antwortete, das Volk sei bestimmt, den Edlen zu dienen und brauche kein Eigenthum.“ Der Oberpriester hatte das Recht,

den Adel zu verleihen. Wer von diesem eine Ziege mit eigener Hand melkte, ging seines Adels verlustig. Bei jeder Thronbesteigung erhielt der neue Fürst aus den Händen eines Greises den Schenkelknochen eines durch seine Gerechtigkeit ausgezeichneten Königs, und auf diese Reliquie schwur er, mit Weisheit zu regieren. Auf dem Markte zu Santa Cruz steht bei einem Brunnen eine Bildsäule der heiligen Jungfrau auf einem Obelisk von weißem Marmor. An den Ecken der Unterlage dieses Obelisken sieht man die vier letzten Könige der Guanchen mit lorbeergekrönter Stirn, in der Stellung der Begeisterung ein menschliches Schenkelbein in die Höhe hebend. Eine spanische Inschrift schreibt der Jungfrau Maria ihre Unterwerfung zu. Uebrigens hatten die Guanchen Dichter und Musiker und waren leidenschaftliche Freunde des Tanzes. Den Bau riesenhafter Mauern zur Einschließung ihrer Städte hatten sie mit den Pelasgern, den Ureinwohnern Griechenlands, gemein. Auf Lancerota fanden die Spanier ein festes Königsschloß, dessen schöne Verhältnisse sie bewundern mußten. Die lange Mauer, welche die Hauptstadt in zwei Hälften theilte, bestand aus ungeheuren über einander gelegten Quadern. Auch sah man bei ihnen steinerne Häuser. Ursprünglich waren sie indeß Höhlenbewohner (Troglodyten) und haus'ten in den Bergen. Damals gab es auf den canarischen Inseln ungeheure Wälder, der Regen fiel in Menge und die Quellen waren weniger selten. Nur der Insel Ferro fehlte es an Wasser. Die ersten Europäer, welche daselbst 1406 landeten, wären bald vor Durst umgekommen, als eine Eingeborene sie mit einer Art wunderbarer Bäume bekannt machte, welche den Durst aller Inselbewohner löschten. Man nannte sie Garoe's. Die Bäume wachsen im höchsten Theile des Landes und haben viele Aehnlichkeit mit unseren Linden. Der Stamm ist 30 bis 40 Fuß hoch, die Blätter sind groß, dicht, glatt und immer grün. Des Morgens, wenn der Wind Nebel und Wolken bringt, verdicken sich die feuchten Dünste rings um den Wipfel, so daß es von ferne aussieht, als trüge derselbe eine Perücke, und lösen sich in Tropfen auf, die von den glatten Blättern als sanfter Regen niederträufeln. Um den Stamm setzen die Einwohner noch jetzt Behälter oder sie machen Löcher zum Sammeln des Wassers, welches gut und klar ist.

Ein Baum giebt täglich wohl 70 Pfund. — Die ruhige Lebensart der Guanchen theilte sich zwischen Wartung der Heerden und Bebauung des Bodens. Sie nährten sich von Obst, Hülsenfrüchten, Fischen und geräuchertem Fleische. Die Tracht der Frauen war ein knapper Rock von schmiegsamen Leder und darüber fiel eine hübsche Tunika in leichtem Faltenwurf. Ihr Kopfputz bestand aus einem mit Haaren durchflochtenen Stirnbande von sehr feinem Leder. Ihr langes loses Haar umwallte in reichen Locken den vollen Busen. Einige von ihnen bedienten sich auch der Schminke. Die Schönheit der Frauen macht die Herrschaft derselben erklärlich. Eine Frau konnte nämlich mehrere Männer haben. Vor der Verheirathung der Mädchen erhielten dieselben dreißig Tage lang sehr nahrhafte Speisen und wenn der Bräutigam zu der bestimmten Zeit nicht eine beträchtliche Wohlbeleibtheit fand, so konnte er die Braut zurückweisen. Auch die Tracht der Männer war merkwürdig. Durch ihre Stiefelchen und Sandalen, die dem Kothurne der alten Griechen glichen, durch ihre weiten Mäntel von Ziegenfellen und ihre großen mit Federn geschmückten Mützen erhielten sie ein zugleich kriegerisches und wildes Aussehen, das zu ihrer riesigen Größe und zu ihrem breitschulterigen Baue paßte. Sie waren sehr beredt und gastfrei. Das gegebene Versprechen hielten sie heilig. Außerdem zeigten sie einen ritterlichen Muth und eine seltene Todesverachtung. —

Ich hatte den Seeingenieur Dumoulin und den Schiffsfähndrich Coupvent bestimmt, einen Ausflug nach dem Pik auf amtliche Kosten zu machen; mehrere Officiere begleiteten sie freiwillig. Ihr Bericht lautete folgendermaßen:

„Nachdem wir unsere Reiseflaschen in einer Schenke mit einheimischem Wein gefüllt hatten, stiegen wir des Morgens um zehn Uhr zu Pferde und ritten auf der Straße nach Laguna hin. An den Seiten des steil abfallenden, weiterhin sehr rauhen Weges bemerkt man hin und wieder Maisfelder, Feigen und Cactuspflanzen, welche nebst dem glühenden Himmel über uns ein wahrhaft afrikanisches Bild darboten. Aus den nahe gelegenen zerstreuten Hütten krochen halbnackte Kinder und bettelten um einen Quartillo. Als wir die Hochebene von Laguna erreichten, wurde die Gegend wie-

der ánmuthig. Wir sahen rings umher Getreide- und Maisfelder, so wie fruchtbeladene Bäume in schönen Gärten, deren Mauern mit Weinreben und großer Hauswurz bedeckt sind. Die Straßen der Stadt sind breit und regelmäßig, aber fast öde. Die Häuser haben meistens nur ein Stockwerk, und das Erdgeschoß nehmen Läden ein, die nichts Auffallendes bieten, als die zahlreichen Barbierschilde mit der Lanzette und dem Arm des Kranken, aus welchem das Blut in ein unten stehendes Gefäß fließt. An den Fenstern bemerkten wir mehrere artige Gesichtchen, welche verstohlene Blicke auf unseren sonderbaren Anzug und unsere fremdartigen Gestalten warfen. Wir grüßten diese holdseligen Kinder, und sie dankten uns mit jenem unschuldig freundlichen und artigen Tone, welcher dem spanischen Charakter eigen ist. Die Stadt bildete früher mit einem Theil ihrer Umgebung einen See (Laguna), daher ihr Name. Ihre gesunde Lage, so wie ihre herrlichen mit Palmen und Datteln prangenden Gärten machen sie zu einem angenehmen Aufenthalte. Aus der Stadt gelangten wir in eine sehr fruchtbare Ebene. Die Felder wurden so eben durch Pflüge beackert, die mit kleinen Ochsen bespannt waren. Um Mittag erreichten wir Agua Garcia, wo eine hölzerne Wasserleitung in einer Höhe von zwanzig Fuß die Straße durchschneidet. Hier werden nach alter Gewohnheit die Pferde der Reisenden getränkt, und man freut sich der malerischen Lage. In der Nähe entdeckt man ein reizendes, wohl angebautes Thal; weiterhin sieht man den waldbedeckten Abhang des Gebirgs und auf der entgegengesetzten Seite in der Ferne die Stadt Tacoronte. Die Ebene ist von tiefen Einschnitten durchfurcht, welche die Bergströme gegraben haben, deren Ufer mit Cactus bewachsen sind und in deren Nähe man die schönen Schafte der amerikanischen Baum-Aloe emporragen sieht. — Von Agua Garcia richteten wir unseren Lauf nach Matanza, d. i. Schlachtbank, wo die Spanier von dem letzten Fürsten Tacoronte's eine blutige Niederlage erlitten. Fast jeden Augenblick begegneten wir auf der Straße Landleuten mit bronceähnlicher Gesichtsfarbe: kräftige, schlanke, stolz einher schreitende Gestalten. Alle grüßten ehrfurchtsvoll. Gruppen schöner Bäuerinnen kamen an uns vorüber. Ihre Kleidung bestand aus einem kurzen Rocke und

einer Mantille. Den Kopf bedeckte ein Hut von Palmblättern, wie ihn auch die Männer tragen. Sie gingen mit bloßen Füßen und trugen fast alle ungeheuere Körbe mit Früchten. Sie schwatzten unter einander in lustigem Tone, baten uns aber nichtsdestoweniger um einen Quartillo. Weiterhin kamen wir durch eine tiefe Schlucht, und als wir uns bald darauf links wendeten, sahen wir den ganzen westlichen Theil der Insel, der seiner Weingärten wegen am berühmtesten ist, sich vor unseren Blicken entfalten. Vor dem Dorfe Matanza ist der Weg auf beiden Seiten mit Weingärten eingefaßt. Wir kamen daselbst um ein Uhr Nachmittags an. In der Herberge kauften wir für unsere Führer Brot und Eier; wir selbst verschafften uns einige Früchte zur Erfrischung in der Hitze. Die Wände waren mit schlechten Kupferstichen geschmückt, welche das Leben und die Leiden der heiligen Genoveva darstellten. Die Gärten der Umgegend sind mit Dattelpalmen bepflanzt, die Früchte aber klein und holzig. Der Hauptnutzen des Baumes besteht in der Verwendung seiner Blätter zu Hüten und Matten. Von Matanza nach Vittoria wird der Weg rauh und schwierig. Letzteres Dorf zählt etwa hundert Häuser. Hier rächten sich die Eroberer an den Guanchen für die Niederlage bei Matanza. Die Gegend ist durchaus mit Reben bepflanzt. Die Straße ist mit kleinen Denkmälern bedeckt, an welchen Nischen für Heilige und Madonnen angebracht sind. Das Feld zu unseren Füßen wimmelte von Landleuten beiderlei Geschlechts, welche mit der Weinlese beschäftigt waren; auf der Höhe aber, wo wir uns befanden, reiften die Trauben noch lange nicht. Bald darauf gewahrten wir den Hafenort von Orotava mit einem schlechten Ankerplatze, der jedoch von den Küstenfahrern häufig besucht wird, um daselbst die Weine, die berühmtesten der ganzen Insel, einzukaufen. Um vier Uhr erreichten wir Orotava, eine große, artige Stadt von etwa 8000 Einwohnern. Sie liegt am Fuße des Piks, in der Mitte eines steilen Abhanges, und die mit Landhäusern besäete Landschaft umher trägt den Charakter der Wohlhabenheit. Die Häuser der Stadt sind alle von schwarzer Lava gebaut. Wir besuchten den einige Stunden davon entfernt liegenden botanischen Garten, der von einem reichen Spanier angelegt wurde, jetzt aber ganz

verwahrlos't ist. Die Thüre führt in eine große Allee von Drachenblutbäumen (Dracaena draco), und ich bemerkte während meines kurzen Spazierganges alle Pflanzen des südlichen Frankreichs und viele Bäume China's und der Canarien, so die stolze Mangolie, die sich so sehr durch den Wohlgeruch ihrer großblumigen Blüthen auszeichnet, den chinesischen Talgbaum, die japanische Firnißspille, den Drachenblutbaum und eine Menge Ananas. Der Drachenblutbaum ist ein den canarischen Inseln eigenthümlicher Baum von ungeheurer Dicke; er wächst aber auch in Ostindien. Der berühmteste steht in einem anderen Garten von Orotava und hat oberhalb der Wurzel 45 Fuß im Umfang. Bei Eroberung der Insel 1492 soll er schon eben so dick gewesen sein. Die Guanchen hielten ihn heilig. Da er sehr langsam wächst, so schätzt man sein Alter auf mehrere Tausend Jahre. Er trägt noch jetzt Blüthen und Früchte. Der Stamm war, ehe ein Windstoß im Jahre 1819 ihn verunstaltete, 70 Fuß hoch; jetzt mißt er nur 18 Fuß, ist hohl und hat 12 Aeste von 50 Fuß Länge. Dazwischen hat man einen Tisch gestellt, um den bequem zwölf Menschen sitzen können. Abgebrochene Zweige leben in einem Zimmer noch ein Jahr lang fort und bringen die kirschartigen, hochgelben Beeren zur Reife. Die drei Fuß langen und zwei Zoll breiten Blätter stehen in einem großen, zum Theil hängenden Busch um das Ende des Stammes. Die Bäume bekommen Ritzen, aus welchen, so wie aus Einschnitten, in den Hundstagen ein zäher rother Saft schwitzt. Dieser verhärtet zu Gummi und kommt unter dem Namen Drachenblut in den Handel. Es sind Stücke von verschiedener Gestalt und einer dunkel zinnoberrothen Farbe. Man braucht dies Harz gegen Ruhr, innere und äußere Geschwüre, so wie zur Erhaltung der Zähne; auch wird es zu dem rothen chinesischen Lack gebraucht."

„In Orotava übernachteten wir und brachen am anderen Morgen früh auf. Das Wetter war schön, die Luft ruhig, die Wolken, welche am vorhergehenden Abend den Gipfel des Pik bedeckten, hatten sich zerstreut. Wir verließen die Stadt auf einem steilen, mit glatter Lava gepflasterten Pfade, über welchen wir jedoch auf unseren vortrefflichen Maulthieren schnell hinweg kamen. Zur Linken ließen wir Strohhütten, die mit Feigen,

Cactus und Weinlauben umgeben waren, zur Rechten stufenartig angelegte Weingärten, wie man sie auch in anderen Ländern an steilen Abhängen findet. Darauf gelangten wir in ein prachtvolles Thal mit ungeheueren dichtbelaubten Kastanienbäumen, eingeschlossen in natürliche Basaltmauern. So stellen sich nämlich die Kanten dar, welche die verschiedenen Ströme an den Abhängen eines vulkanischen Gebirges einfassen. Nachdem wir dieses Thal durchschnitten hatten, sahen wir noch einige Mais- und Bohnenfelder; bald nachher aber hörte alle Cultur auf. Beim weiteren Emporsteigen bemerkten wir nur Bäume mit dichten, immergrünen Blättern, wie der Lorbeer, der Oelbaum, die Stechpalme, die Myrte ist. Wir befanden uns bereits in der sogenannten Wolkenregion. Fast immer entzog uns ein durch Wolken gebildeter Vorhang den Anblick der Landschaft und des Meeres. Gelang es der Sonne durchzudringen, so zeigten sich wahrhaft phantastische Erscheinungen. Einige verkrüppelte Fichten stachen zuweilen mitten aus den immergrünen Bäumen hervor, und dann erreichten wir den Gürtel der dichten Haiden, die zwölf bis funfzehn Fuß hoch standen. In ihrem Schatten erhoben sich einige Thymianstauden und andere kleine Gesträuche. Um die Blüthen flatterten Schmetterlinge; Vögel sah man wenig, dagegen sprangen jeden Augenblick vor unseren Füßen Kaninchen auf. Höher hinauf hellte sich der Dunstkreis, die Haiden wurden seltener und der Pflanzenwuchs kümmerlicher. Im Grunde einer Schlucht hielten wir Rast. Die Sonne hatte die Nebel zerstreut, und wir konnten nun den ganzen von uns zurückgelegten Weg überschauen. Hinter uns hatten wir die Bergscheide, welche Orotava von Laguna trennt, vor uns den Eingang in die Cañadas und den Pik, welcher majestätisch aufstieg und sich in die Wolken verlor. Landleute, die aus einem seitwärts gelegenen Dorfe herabkamen, verkauften uns Feigen und Cactusfrüchte. Als wir weiter vorrückten, fing der Weg an immer schwieriger zu werden, und wir bemerkten nur noch Bohnenbäume (Cytisus) und Wolkenpfriemen (Spartium supranubium). An den Bergabhängen erschienen in den abgeplatteten Kegeln die Vulkankrater, aus denen die Lavaströme, welche die Ränder der Schluchten bedeckten, geflossen waren. Wir hielten öfter an, um das

Wolkenmeer zu betrachten, welches sich rings umher unter uns aus verdichteten Dünsten gebildet hatte. Oft war der Horizont so genau bezeichnet, daß die Täuschung fast vollständig war. Ein anderer mit weißen Flocken und Schäfchen gestippter Himmel schien zu unseren Füßen und nicht im Scheitelpunkt, und dieses für Jeden, der noch keine hohen Berge bestiegen hat, völlig neue Schauspiel bot den lebhaftesten Reiz, und man wurde nicht müde, die Augen daran zu weiden. Ehe wir in die Cañadas eintraten, ließen wir zur Linken die Fichtenhöhle, dadurch merkwürdig, daß sie die einzige in dieser Höhe wachsende Fichte einschließt. Dann passirten wir nahe an einem unlängst erloschenen Krater vorüber, wo die Maulthiere fast bei jedem Schritte ausglitten. Endlich erreichten wir die Cañadas. Das sind große, von Bergen umschlossene, völlig öde und unfruchtbare Ebenen, angefüllt mit Bimsstein und Obsidian, von dessen weißlicher Farbe die Sonnenstrahlen blendend zurückgeworfen wurden, wobei die Luft unerträglich trocken war. Diese weiten Ebenen haben den Krater des Vulkans gebildet. Basaltblöcke und Feldspathkrystalle, die bei den früheren gewaltigen Ausbrüchen umhergeschleudert wurden, unterbrechen allein die Einförmigkeit der Obsidianfelder. Mehrere dieser Blöcke haben an zwanzig Fuß Durchmesser. Hier hat alle Vegetation aufgehört; nur hie und da kommen noch zerstreute Wolkenpfriemen vor. Vögel und Insekten fehlen ebenfalls. Alles umher hat einen traurig ernsten Anstrich. Von der Mitte der Cañadas aus gewahrten wir die ungeheure Kuppel des Piks. An den Seiten desselben sind riesenmäßige Basaltblöcke aufgeschichtet, und da sie dicht über unseren Köpfen hingen, so entzogen sie uns oft den Anblick des Kegels, an dessen Fuße wir nach drei und einer halben Stunde ankamen. Wir begannen sogleich rüstig seine Besteigung; aber ein steiler Hügel, der aus einem Haufen von gelblichem Obsidian und Bimssteinen bestand, machte das Fortkommen für die Maulthiere und ihre Führer außerordentlich beschwerlich, und erst nach drei Viertelstunden sahen wir uns auf der Gebirgsplatte des Rastortes der Engländer (Estancia de los Ingleses), wo man gewöhnlich übernachtet. Ueberhängende Basaltblöcke bilden hier einen natürlichen Zufluchtsort; auch giebt es Wolkenpfriemen

genug, um das Feuer zu unterhalten, das man nothwendig anzünden muß. Der Nordwind fing bereits an kalt zu wehen, und wir nahmen sogleich von einem dieser Schutzwinkel Besitz. Getrennt von der ganzen übrigen Welt, befanden wir uns auf einer Höhe von fast 10,000 Fuß in einer wahren Wüste. Die tieferen Wolkenschichten verdeckten uns einen großen Theil der Insel, und nur von Zeit zu Zeit tauchten einige Gipfel über den uns umgebenden Gürtel von Kratern auf. Während die Führer ihre Vorkehrungen für's Nachtquartier trafen, benutzten wir die beiden noch übrigen Tagesstunden, um den Berg bis zur Station Alta vista auf unsere eigene Faust zu erklimmen. Hier nahmen wir den Pik in Augenschein, dessen Gipfel uns fast zu berühren schien, obschon er noch weit entfernt war. Das Herabsteigen war weit schwieriger; denn da wir von Fels zu Fels springen mußten, liefen wir oft Gefahr, den Hals zu brechen. Kurz vor sieben Uhr trafen wir wieder auf der Estancia ein, wo uns das Abendessen und ein gutes Feuer erwartete. Es schmeckte uns vortrefflich, und die hoch lodernde Flamme des Pfriemengesträuches verbreitete eine wohlthuende, Alles belebende Helle. Nach dem Abendessen suchte sich Jeder ein Plätzchen am Feuer, bereitete sich, so gut es ging, ein Bett von Kieselsteinen, nahm seinen Reisesack als Kopfkissen und hüllte sich in einen Mantel oder eine Decke. Eine kleine zwei Fuß hohe Steinmauer trennte uns von unseren Führern, die ihrerseits ein gleich lustiges Feuer unterhielten. Der Felsen diente uns zur Schutzwand gegen den Nordwind, der die ganze Nacht hindurch blies. Als Jeder die ihm bequemste Stelle gefunden hatte, gaben wir uns Mühe, durch den Schlaf ein wenig Stärkung für die Strapazen des folgenden Tages zu gewinnen; es war aber Alles vergeblich. Durch das Gezänk der Führer unter sich und mit ihren Thieren, durch das Geräusch des mit Unterhaltung des Feuers beauftragten Mannes, so wie durch die empfindliche Kälte, welche von der einen Seite durch unsere Mäntel drang, während wir auf der anderen Seite gebraten wurden, blieben wir wach. Auch fühlten wir bald, daß wir mit dem grausamsten Feinde des Schlafes kämpfen sollten, indem bei der sanften Hitze unseres Feuers gewisse, hier angesiedelte springfüßige Thierchen munter

wurden und in heißer Blutgier unaufhörliche Angriffe gegen uns unternahmen, ohne daß wir ihnen durch Entfernung vom Feuer ausweichen konnten. Daher erhoben wir uns noch in der Nacht, ohne geschlafen zu haben, und standen plaudernd um das Feuer bis halb fünf Uhr, wo wir uns mit unserem Führer und zwei Maulthieren in Bewegung setzten. Die letzteren trugen die Instrumente und Lebensmittel nebst einer Pastete, die auf dem Gipfel des Kraters feierlich verzehrt werden sollte.

Ein eisiger Nordwind blies uns ins Gesicht. Die Luft war so trocken, daß uns die Lippen bereits aufgesprungen waren, und schon so dünn, daß man bei der Erklimmung des steilen Abhanges fast erstickte; in den Ohren fühlte man einen eben so großen Schmerz, als wenn man in eine bedeutende Tiefe untertaucht. Die Sterne funkelten mit besonders hellem Glanze über unsern Häuptern, auch bemerkten wir eine leichtere Fortpflanzung des Schalles. Auf Alta vista verweilten wir nicht länger als nöthig ist, um Athem zu holen. Der Tag graute, und nach einem halbstündigen Marsche oder vielmehr einem halsbrecherischen Springen über Trachyt- und Basaltblöcke kamen wir zu der Schneehöhle, wo das Wasser das ganze Jahr hindurch gefroren bleibt und von wo man während des Sommers das Eis für Orotava holt. Hier waren wir Zeugen des prachtvollsten Schauspieles, das man auf Bergen von solcher Höhe genießen kann: die Sonne stieg mit ihrer außerordentlich vergrößerten Scheibe strahlend aus der Dunstmasse empor, die den Ocean verschleierte. In erhabener Majestät stieg vor uns der sogenannte Zuckerhut in der Mitte der den Berg krönenden Platte empor. Wir brauchten beinah eine Stunde, um diese Art Kuppel zu erreichen. Der Fuß und die Seiten des Zuckerhutes sind mit einer Masse beweglichen Obsidians bedeckt, in welche wir fast bis an die Kniee einsanken, und die so sehr unter unseren Füßen wich, daß wir von drei Schritten kaum einen vorwärts brachten. Fast jeden Augenblick mußten wir stehen bleiben, um Athem zu holen, und wir fühlten Alle mehr oder weniger einen von der großen Dünne der Luft herrührenden unangenehmen Druck, der bei Einigen von Nasenbluten begleitet war. Oft mußten wir uns mit Händen und Füßen zugleich

forthelfen, und so waren wir endlich nach drei Viertelstunden am Gipfel des Kegels angelangt. Vor uns lag nun der Krater als eine hohle, schwefelreiche, mit Trümmern von Bimssteinen und andern vulkanischen Erzeugnissen bedeckte, etwa 1270 Fuß breite und 320 Fuß tiefe Halbkugel, deren zusammenhängende und leicht geneigte Wände sich in ungleicher Höhe erheben. Der Grund des Kraters schien völlig erloschen. An den Rändern und in der Tiefe gewahrt man eine Menge Rauchlöcher, aus denen von Zeit zu Zeit unter hörbaren Verpuffungen ziemlich starke Dünste hervordringen, welche den umher lagernden Schwefel absetzen. An den Rauchlöchern selbst sieht man schöne Schwefelkrystalle und Alaun-Ansätze. Die Hitze des Bodens ist so bedeutend, daß man an manchen Stellen den Fuß kaum einige Augenblicke festhalten kann. Wir gingen um den weiten Trichter herum, indem wir uns, so viel wir konnten, auf die vom Dampf gebleichten, wild umher geworfenen Basaltblöcke stützten. Die Bestimmung dieses Kraters ist wahrscheinlich, einmal einzusinken, um einen neuen Ausbruch durchzulassen, der dann einen neuen Kegel hervorbringen wird, wie denn der, welchen er krönt, sich über einen alten Krater erhoben zu haben scheint, und die große Kuppel selbst stieg wiederum in Zeiten, wo die vulkanische Kraft noch mit einer Alles überwältigenden Macht wirkte, aus den Cañadas empor. Der Wind blies mäßig aus Nordost, und gegen zehn Uhr fing die Hitze an uns lästig zu werden. Mehrere von uns verspürten ein ziemlich starkes Kopfweh. Der Himmel war rein, wolkenlos und dunkelblau. Nachdem wir den Krater nach allen Richtungen durchkreuzt hatten, warfen wir unsere Blicke auf den Pik, der über dem Wolkengürtel thronte. Die Wogen des Dunstmeeres unter uns waren in einem beständigen Spiele des Wechsels begriffen. Manchmal zerstreuten sich die Dünste zum Theil, und dann wurden uns einige Spitzen der langen Kette von Kratern, die sich bis zur Küste hinabzieht, so wie der grenzenlose Ocean sichtbar. In einem dieser lichten Augenblicke entdeckten wir auch mehrere der benachbarten Inseln, welche als eben so viele auf dem weit ausgedehnten Wasserspiegel hingestreute Punkte erschienen. Nachdem wir unser Mittagsmahl auf dem höchsten Gipfel des Höllenberges mit großem Behagen

eingenommen, begannen wir die ungleich schnellere Rückreise und kamen am andern Mittag zu Santa Cruz zwar sehr müde, aber mit unserm Ausfluge auch sehr zufrieden an."

So weit der Bericht über die Besteigung des Piks. Da ich schon im Jahre 1826 einen ähnlichen Ausflug gemacht hatte, so war ich zurückgeblieben. Meine Gegenwart auf dem Schiffe war inzwischen nicht unnöthig gewesen. Ich hatte den vierten Theil von der Mannschaft beider Schiffe ans Land gehen lassen. In blinder Unbesonnenheit waren die Matrosen über den starken Inselwein hergefallen, und hatten ihn größtentheils in so reichlichem Maße zu sich genommen, daß sie die ihnen von der Natur zugetheilte geringe Gabe Vernunft völlig verloren. Da gab's denn Streit mit den Einwohnern der Stadt. Die Wache kam herzu und brachte einige in Haft, aus der man sie wieder befreien mußte. Andere vergaßen am Bord die Vorschriften der Mannszucht. Die Folge davon war mein Befehl, daß die Matrosen das Schiff nicht mehr verlassen sollten. Nachdem Alles wieder an Bord versammelt und nebst den nöthigen Erfrischungen in Ordnung gebracht war, gab ich sogleich die Ordre zur Abreise. Am 7. October Abends um sieben Uhr lichteten wir die Anker und befanden uns eine halbe Stunde später auf dem Wege nach Südwest, indem ein frischer Nordostwind die Segel blähte.

Zweites Kapitel.

Nach zwei Tagen fanden wir die regelmäßig von Nordosten wehenden Passatwinde *). Am 14. October Morgens zehn Uhr glaubte ich durch den Nebel das Land der capoverdischen Insel St. Antonio zu erkennen; doch trat kein Punkt bestimmt

*) Die Passatwinde wehen in Folge der Umdrehung der Erde in einer derselben entgegengesetzten Richtung, etwa 28 Grad auf jeder Seite des Aequators. Dieselbe Ursache haben die Meeres-Strömungen, welche unaufhörlich von Osten nach Westen gehen.

hervor. Ich schloß daraus, daß die Strömung mich nach der hohen See hin geführt haben müsse, und die Mittagsbeobachtung bewies in der That, daß die Strömung nach Westen in vier und zwanzig Stunden acht Meilen betrug. Die Nähe des Landes brachte uns zahlreiche Tölpel mit Sammetflügeln (Cormorane), Truppe von Flederfischen und schöne Knurrhähne *) mit lasurblauen Flossen, welche aus dem Wasser aufsprangen. Am 15. October verloren wir die Passatwinde, das Wetter wurde sehr unbeständig und brachte reichliche Regengüsse. Erst am 26. bekamen wir die Passatwinde wieder, und am 28. passirten wir die Linie unter 23° 30′ westlicher Länge**). Die Ceremonie der Taufe oder des Untertauchens der Neulinge unter der Linie wurde nach altem Brauch vorgenommen, und es wurde dabei nach löblicher Gewohnheit weidlich getrunken. — Am 11. November sahen wir des Morgens die Küste von Brasilien in einer Entfernung von 15 bis 18 Meilen und ich steuerte gerade auf das Cap Frio zu. Mit Hülfe eines guten Nordostwindes liefen wir in einer Entfernung von 4 bis 5 Meilen längs der Küste hin. Die Wasserfläche war so glatt und ruhig, wie in einem vollständig geschlossenen Becken, und zeigte eine sehr deutliche blaßgrüne Färbung. Bei Sonnenuntergang waren

---

*) Die Flederfische (Exocoetus) sind fast vierschrötige Fische mit ungewöhnlich großen Brustflossen, fast so lang als der Leib. Sie finden sich in den wärmeren Meeren truppweise beisammen und werden sonst wohl auch unter dem Namen der fliegenden Häringe angeführt. Sie fliegen nicht selten, sei es zur Luft oder um den sie verfolgenden Raubfischen zu entgehen, aus dem Meere einige hundert Schritt weit fort und erheben sich manchmal so hoch, daß sie auf die Schiffe fallen, wo sie den Schiffern eine angenehme Speise sind. — Die Knurrhähne (Trigla) sind pyramidenförmig mit einem vierschrötigen Kopf und mehreren freien Strahlen vor den Brustflossen. Sie werden selten zwei Fuß lang, können wegen ihrer großen Flossen schnell schwimmen und manche sogar eine kurze Strecke fliegen. Während der Nacht geben sie einen phosphorartigen Schimmer von sich, wie funkelnde Sterne. Zieht man sie aus dem Wasser, so lassen sie einen knurrenden Laut hören.

**) Eine Verschiedenheit der Längenbestimmung besteht darin, daß man von der ersten durch Ferro gehenden Mittagslinie entweder nach Osten oder nach Westen zählt.

wir nicht mehr als vier oder fünf Meilen von dem Ankerplatz von Rio Janeiro entfernt, als plötzlich der Wind flau wurde. Wir mußten mannigfach manövriren, um uns nicht vom Eingange der Bai zu entfernen, und am andern Morgen, als am 13. November, gelang es uns trotz des strömenden Regens die Anker zwischen den Inseln Raza und Paya fallen zu lassen. Den ganzen Tag über regnete es fort, ohne eine Minute aufzuhören, und nur in wenigen kurzen lichten Zwischenräumen konnte man einige Linien des Landes dunkel erkennen. Es wurden nur die Leute ausgeschifft, welche Aufträge in Rio Janeiro zu besorgen hatten, die übrigen mußten am Bord bleiben, um das Ausreißen des einen oder des andern Matrosen zu verhindern, was man in dieser Stadt, die von Nichtsthuern und eigends für dies schändliche Geschäft besoldeten Werbern wimmelt, sehr zu befürchten hat. Am folgenden Tage hörte der Regen endlich auf; aber der Nebel dauerte fort, und die Küste war nur von Zeit zu Zeit stückweise sichtbar. Gegen Abend kehrten unsere Leute mit den eingekauften Vorräthen zurück. Alles war sehr theuer, und man hatte ohne Zweifel ihre Eile benutzt, um sie zu betrügen.



Nachdem alle Angelegenheiten, die mich nach Rio Janeiro geführt, erledigt waren, gingen die beiden Corvetten am 14. November wieder unter Segel. Der Himmel war wieder heiter geworden und der Wind günstig. Mit dem schönen Wetter erschienen auch wieder alle Arten von Seethieren um uns. Schafgänse, Sturmvögel und Captauben tummelten sich auf dem Wasserspiegel, während unzählbare Truppe von Thunnen*) auf

*) Die Schafgänse (Diomedea) sind sehr große Vögel auf der südlichen Erdhälfte, welche wegen ihres weißen Gefieders Albatros heißen. Man hat zwei Arten. Die wandernden (D. exulans) sind größer als ein Schwan. Sie leben immer in Gesellschaften und schreien fast wie Esel. Man trifft sie häufig am Cap, wo sie, am Strande sitzend, wie Schafheerden aussehen, und daher Cap-Schafe heißen. Die gelbschnäbeligen (D. chlororhynchos) sind kleiner und kaum drei Fuß lang. Man trifft sie besonders vom Cap Frio an bis zum Feuerland. — Die Thunne (Scomber) zerfallen in verschiedene Arten. Es gehört dazu der atlantische Bonit (Sc. pelamys), welcher sich nur zwischen den Wendekreisen

Augenblicke das Meer mit solchem Ungestüm und in so bedeutendem Umfange bewegten, daß man wirkliche Brandungen vor sich zu sehen glaubte. Auch einige Wallfische wurden sichtbar, die sich aber ruhiger bewegten und ihre Gegenwart nur durch einige Wasserstrahlen, begleitet von einem dumpfen eintönigen Geräusch, verkündeten. Einer unserer Matrosen Namens Surin, ein gewandter Harpunirer, brachte ein paar prächtige Doraden*) an Bord, deren Fleisch uns sehr angenehm war. Eben so harpunirte er später zwei ungewöhnlich große und schöne Braunfische (von der Gattung Delphinus cruciger), von denen jeder ungefähr einen Centner wog. Das mit einer starkgewürzten Sauce zubereitete Fleisch wurde von der Mannschaft als Leckerbissen verschlungen, obgleich es Andern wegen seiner Härte, seiner schwarzen Farbe und seines stark öligen Geschmackes wohl nicht gemundet hätte. Die Leber aß ich mit Vergnügen. Unter dem 36° südlicher Breite schwammen wir auf einem wunderbar glatten Meere mit schwachen Windstößen von Norden her, und es erschienen nun nach und nach die Vögel der südlichen Gegenden, nämlich Captauben, Riesen-Sturmvögel (Procellaria gigantea, größer als eine Gans) und Schrappvögel (Puffinus), sowohl schwarze, als auch weiß- und schwarzfarbige, ferner ein paar Steißfüße (Podicipes). — Gegen Ende des November wurde die Witterung sehr veränderlich. Es kamen Nebel und die Winde wechselten. Am 27., als wir uns dem Cap Corrientes (südlich vom Ausflusse des La Plata) gegenüber befanden, blies ein Nordwest mit großer Heftigkeit. Am 29. hatten wir

---

findet. Dieser Fisch wird 2 Fuß lang, sieht ganz nackt und silberglänzend aus und hat oben 8, unten 7 Flossen. Er verfolgt besonders die fliegenden Fische.

*) Der gemeine Stutzkopf (Coryphaena hippurus, Dorado), mit großem abschüssigen Kopf, ist goldglänzend, oben bläulich grau, an den Seiten grünlich, unten hochgelb, überall mit blauen Flecken; die Rückenflosse ist blau mit gelben Strahlen, die andern Flossen gelb. Dieser 2 bis 4 Fuß lange Fisch ist allen Schiffern unter dem Namen Dorado oder Goldfisch bekannt, aber auch als arger Raubfisch. Er folgt den Schiffen, um den Auswurf aufzuschnappen. Er schwimmt sehr rasch und schnellt den fliegenden Fischen oft eine Klafter hoch aus dem Wasser nach.

völlige Windstille, und am Abend des 2. December war ein so dichter Nebel, daß man kaum die Signallaterne der Zelée unterscheiden konnte, obschon man die Stimme der Wache hörte. Meeresströmungen trieben uns einige Tage lang in nordwestlicher Richtung fort, obgleich der Wind von Norden her wehete. Dann ging die Fahrt wieder besser von statten. Am 10. December befanden wir uns in der Gegend der Falklandsinseln, und ich faßte den Entschluß, einen Ankerplatz in Patagonien zu suchen. Am 12. December Morgens sahen wir vor uns das Jungfrauen-Cap und waren im Begriff, in die Magellansstraße einzulaufen. Ehe dies aber geschieht, wollen wir einen Blick auf die früher dahin unternommenen wichtigeren Fahrten werfen.

Ueber die Entdeckung der Magellansstraße berichtet Pigafetta, der Gefährte Magellans, unter Anderm Folgendes: „Am Tage der heiligen Ursula (21. October 1520) sah man, nachdem man ein Vorgebirge, das den Namen Jungfrauen-Cap erhielt, umsegelt hatte, das Meer sich zwischen zwei einander ziemlich nahe liegenden Küsten, von denen die eine nach Süden, die andere nach Norden gerichtet war, in das Land hineindrängen. Das ganze Geschwader lief in diese Mündung ein, welche sich in einer zwischen zwei und zehn Meilen wechselnden Breite immer nach Westen hin fortsetzte. Als der Admiral nach Verlauf einiger Tage mehreren Canälen begegnete, schickte er drei Schiffe nach verschiedenen Seiten auf Entdeckungen aus. Von den drei Schiffen wurde das erste durch Strömungen nach dem Nordmeer zurückgetrieben, wo die Mannschaft den Capitain, einen Enkel Magellans, in Ketten legte und ihn auf der Folter zwang, eine Erklärung zu unterzeichnen, daß die Meerenge nur eine von seinem Oheim und ihm erfundene Fabel sei, um die Spanier zu verderben. Darauf schlugen sie den Weg nach Europa ein und nahmen einen jener riesigen Patagonier mit sich, der aber, als er das heiße Klima fühlte, starb. Das zweite Fahrzeug fand im Südosten nur ein seichtes Meer voll Klippen und steiler Felsen; ein drittes aber, welches nach Südwesten gegangen war, brachte die Nachricht zurück, daß es einen schönen mit Sardellen angefüllten Fluß, den man Sardellenfluß nannte, entdeckt, daß es nach einer drei- bis viertägigen Fahrt bei einem stets grund-



losen Meere noch keinen Ausgang wahrgenommen und daß es sich durch Beobachtungen großer Strömungen, die von einem hohen Meere herzukommen schienen, bewogen gefunden, die Schaluppe vorauszuschicken, welche auch endlich ein in einen neuen Ocean vorspringendes Cap erreicht habe. Bei dieser Nachricht erhob die ganze Mannschaft ein Jubelgeschrei; die meisten unserer Leute weinten vor Freude. Unser Admiral legte dem Cap den Namen »ersehntes Cap« bei und wir nannten die Meerenge »Magellansstraße«. Wir segelten nun weiter und hatten zur Rechten das Festland, welches Patagonien genannt wird, zur Linken ein anderes, welchem wir den Namen »Feuerland« beilegten, weil man eine Menge Feuer an den Küsten sah. Die ganze Straße schien mir ungefähr hundert Meilen lang zu sein. Man findet darin Holz, süßes Wasser, schönes Grün, Goldfische, Thunne, Bonite und fliegende Fische, welche vortrefflich schmecken, im Ueberfluß. Das Land selbst aber war kalt, rauh und wenig angebaut. Bei der Ungeduld, den neuen Ocean zu sehen, stiegen wir nur einmal, eine Meile vor dem Ausgang der Straße, ans Land, und fanden daselbst eine schlechte Hütte und mehr als 200 Gräber. Die zahlreichen Skelette von Wallfischen, die durch Stürme an die Küsten geworfen waren, ließen uns vermuthen, daß das Meer in dieser Straße sehr wild sein müsse. An den Küsten derselben sieht man übrigens auf einer Strecke von 50 Meilen die herrlichsten Baien. Die übrigen Küstentheile bilden schneebedeckte Berge; doch bemerkt man auch einige dichte Wälder mit hohen Bäumen, deren Holz, wenn es brennt, einen guten, die Lebensgeister erregenden Geruch verbreitet. Am 28. Nov., dem zwei und zwanzigsten Tage unserer Einfahrt in die Straße, erblickten wir endlich den so sehr ersehnten Ocean, der sich seiner Ruhe und Schönheit wegen von uns den Namen des stillen Meeres verdiente." — Im Anfang des Jahres 1526 segelte eine spanische Flotte unter Loyaso durch die Magellansstraße. Viceadmiral war Sebastian Cano, welcher nach Magellans Tode dessen Schiff in die Heimath geführt hatte. Stürme warfen die Schiffe von der Meerenge zurück, und erst am 8. April konnte man in dieselbe einlaufen. Am 25. Mai segelte die Flotte in das Südmeer. „An einigen

schmalen Stellen", sagt der Bericht, „sind die Berge der beiden Ufer so hoch, daß sie den Himmel zu berühren scheinen. Die Kälte ist an diesen Orten, wohin die Sonne nur selten und oft nur auf Augenblicke dringt, ungewöhnlich heftig, was man schon daraus beurtheilen kann, daß zur Winterszeit (d. i. während unseres Sommers) die Nächte 17 Stunden lang sind. Trotz dem findet man hier schöne grüne Bäume, gute Fische (Sardellen, Anschovis, Stockfische, Hammerfische ꝛc.) und Ziegen von einer großen Art, so wie auch gute Häfen. Die Fluthen der beiden Meere steigen in der Straße 50 Meilen weit hinauf und vereinigen sich in der Mitte derselben, wo Ebbe und Fluth sehr stark sind." — Am 20. August 1578 ging Franz Drake in die Magellansstraße. Am 24. stieß man auf drei Inseln, wo sich eine Menge von Fettgänsen (Pinguine) aufhält. Man tödtete an einem Tage deren an 3000 zur Verproviantirung der Flotte und legte den Inseln die Namen St. Georg, St. Barthelemy und St. Elisabeth bei. Weiterhin ankerte man bei einer Insel, von wo aus der Admiral einen sich gegen Norden hin erstreckenden Canal untersuchen ließ. Man fand an ihm Wilde von mittlerer Größe, wohlgeformten Gliedern und roth bemalten Gesichtern, welche sich von Miesmuscheln und dem Fleische der Seewölfe nährten. — Unmittelbar nach Drake kam der von dem Vicekönig von Peru abgesandte Pedro Sarmiento. Dieser gab ungeachtet aller seiner Uebertreibungen über die Straße und die anstoßenden Küsten genauere und umfassendere Angaben als alle seine Vorgänger; doch hatte er wiederholt mit den Eingebornen, die er als Riesen schildert, blutige Kämpfe zu bestehen. Nachdem er seine Untersuchung der Straße beendigt hatte, ging er nach Spanien und bewog durch seine glanzvollen Erzählungen und Dichtungen den König Philipp II., eine Festung in der Straße zu erbauen, um den Seefahrern anderer Völker den Eingang zu verwehren. Es wurde demnach im Jahre 1581 eine Flotte von 23 Fahrzeugen abgeschickt, welche 3500 Leute an Bord hatte, zur Gründung einer neuen Colonie, deren Statthalter Sarmiento sein sollte. Florez de Valdes war Admiral der Flotte, auf welcher sich außerdem noch 500 Mann alter Truppen für Chili befanden. Aber Stürme zerstreuten und

vernichteten die meisten Schiffe, so daß Sarmiento, als er endlich in die Straße gelangte, nur noch 400 Mann, 30 Frauen und Lebensmittel für acht Monate übrig hatte. Von drei ihm gebliebenen Schiffen scheiterte hier noch eins, eins schickte er zur Beschaffung neuer Hülfsmittel nach Spanien, das dritte behielt er für sich zurück. Darauf baute er am Eingange der Straße ein Fort, welches er Nombre de Jesus nannte, ließ darin eine Besatzung von 150 Mann zurück und ging mit der übrigen Mannschaft zu Lande bis zur Mitte der Straße, wo er den Ort Philippstadt gründete und mit hinreichendem Geschütz versah. Er kam sodann mit 25 Matrosen nach Nombre de Jesus zurück und segelte nach Brasilien, um dort Unterstützung zu erhalten, wurde aber später von den Engländern gefangen. Noch unglücklicher ging es den ohne alle Hülfsmittel zurückgelassenen Colonisten. Vom Hunger, von dem kalten Klima, von den Wilden und von reißenden Thieren geplagt, erduldeten sie alle möglichen Uebel. Von den gesäeten Pflanzen wollte keine einzige gedeihen, und als die mitgebrachten Vorräthe aufgezehrt waren, starben die meisten vor Hunger. Die Uebrigen irrten aufs Gerathewohl an den Küsten der Straße umher und suchten ihr Leben durch Jagd und Fischfang zu fristen. Nachdem sie sich so ein ganzes Jahr hindurch mit Blättern, Früchten, Wurzeln und erhaschten Vögeln genährt hatten, waren nur noch 21 Männer und 2 Frauen am Leben. Alle, mit Ausnahme eines Einzigen, der Hernando hieß und von Candish aufgenommen wurde, entschlossen sich zu Lande nach Rio de la Plata zu wandern und verschollen. — Am 21. Juli 1586 lief der Engländer Thomas Candish aus, um gegen die Spanier zu kreuzen. Am 3. Januar 1587 lief er in die Straße ein, nahm am 7. an der Küste den unglücklichen Hernando auf und ankerte zwei Tage später vor Philippstadt, dessen Ruinen er noch fand. Nach seinem Berichte liegt dieser Ort sehr angenehm und vortheilhaft, nahe an Gehölz und gutem Wasser und an der besten Stelle der ganzen Magellansstraße. Er erhielt von dieser Zeit an den Namen Hungerhafen, um dadurch das Schicksal der spanischen Ansiedler zu verewigen. Zwei Meilen hinter der Elisabethbai ging Candish in seinem Boote einen angenehmen Fluß drei Meilen

hinauf und fand daselbst ein ebenes, fruchtbares und von grimmigen Menschenfressern bewohntes Land. Die große Menge von zerbrochenen Schwertern und Messern, mit denen ihre Pfeile versehen waren, überzeugte ihn, daß er die Vertilger der Spanier in Philippstadt vor sich habe. Die Wilden, erzählt ein Berichterstatter, gaben sich alle mögliche Mühe, die Engländer an sich zu locken; statt aller Antwort aber ließ Candish eine Kanone auf sie abfeuern und tödtete mehrere. Nach einer Fahrt von 52 Tagen gelangte man ins stille Meer. Am 6. August 1591 verließ Candish zum zweiten Male Plymouth und ankerte am 8. April des folgenden Jahres im Hungerhafen. Hier sahen sie eines Tages mehr als tausend nackte Wilde herankommen. Sie waren aber höchst mißtrauisch, und man durfte ihnen nicht näher kommen, als auf die Entfernung einer langen Stange, welche zur Ueberreichung der Tauschartikel diente. Die Kälte war so ungewöhnlich stark, daß manchmal des Tages acht bis neun Leute erfroren. Widrige Winde hielten die Schiffe zurück, und an einem Orte verlor Candish neun Leute. Diese wurden wahrscheinlich von den Patagoniern, die man immer als eine Art grimmiger Riesen schildert, gefressen. — Die folgenden Untersuchungen liefen fast alle mehr oder weniger unglücklich ab, indem man mit Hunger, Kälte und Stürmen oder den rohen Kannibalen des Landes zu kämpfen hatte. Die für die schwerfälligen und schlechtsegelnden Schiffe jener Zeit weit leichtere und gefahrlosere Fahrt durch die von Le Maire und Schouten entdeckte neue Straße, welche um das Cap Horn führt, gab Veranlassung, daß der Weg durch die Magellansstraße nur selten eingeschlagen wurde. Am 21. December 1764 ankerte der englische Commodore Byron mit zwei Schiffen nicht weit vom Jungfrauen-Cap, wo er mit einem zahlreichen Patagonierstamme in freundschaftlichen Verkehr trat. Nach seiner Angabe hatten alle Männer eine mittlere Größe von 6 und manche von 7 englischen Fuß; auch sah man einige Frauen von fast eben so hohem Wuchse. Ihre Schulternbreite und ihre Glieder standen mit dieser Größe im Verhältnisse. Am 27. erreichte man den Hungerhafen, wo Byron keine Spur der alten spanischen Colonie auffinden konnte. Unmittelbar nach Byron kam

der französische Schiffscapitain Bougainville, nachdem er eine neue Colonie auf den Falklandsinseln gelandet hatte, und nahm aus einer kleinen nach ihm benannten Bucht eine Ladung Bauholz und mehr als 2000 Baumpflanzen ein, worauf er, vom Wetter ausgezeichnet begünstigt, wieder nach der Colonie zurückkehrte. Endlich entschied sich die englische Regierung, Magellansland genauer untersuchen zu lassen. Der Capitain King begann diese Arbeit 1826 und widmete ihr mehrere Jahre. Nach ihm setzte sie Capitain Fitz-Roy fort und beendigte sie 1834. Diesen Bemühungen verdanken wir jetzt die genauesten Karten über alle Inseln und Canäle, in welche die Südspitze Amerika's zerschnitten ist; doch waren die Karten des Capitains Fitz-Roy bei unserer Abfahrt von Europa noch nicht fertig. —

Am 12. December kamen wir an der niedrigen Dungeneß-Spitze vorüber, auf der ich dicke schwärzliche Massen bemerkte. Anfangs hielt ich sie für Gesteine; bei längerer Betrachtung aber unterschied ich deutlich eine Heerde großer Robben, welche uns in dummer Gleichgültigkeit vorübersegeln sahen und deren Geheul der Wind bis zu unsern Ohren trug. Zahlreiche Truppe von Albatros und Sturmvögeln flatterten oder saßen ganz in ihrer Nähe und sogar in ihrer Mitte, so wie auch Truppe von ernsten regungslosen Pinguinen. Als wir das Cap umsegelt hatten, gingen wir bei einem frischen Nordwind an der nördlichen, mäßig hohen, dürren und nackten Küste hin, passirten das Cap Possession und liefen in die erste Engfahrt ein. Als wir beinah das Ende dieses Canals erreicht hatten, trat die Fluth so schnell zurück, daß wir alle Mühe hatten, uns auf der Stelle, wo wir uns befanden, zu halten. Gegen fünf Uhr Nachmittags gelang es mir aus der Engfahrt herauszukommen, und ich befand mich jetzt in dem weiten, zwischen zwei Engfahrten liegenden Becken, welches St. Philippsbai heißt. Noch ein Mal warf uns die Fluth zurück, und als sie gegen sieben Uhr wieder zu steigen anfing, kamen wir bei widrigem, von Regenschauern begleitetem Winde nur durch Laviren vorwärts. Das Wetter wurde jedoch fortwährend schlechter, die Windstöße vermehrten sich, und es war bald schwarze Nacht. Ich gab deshalb nach neun Uhr Befehl zu ankern und ließ alle Segel einnehmen. Durch einen

Unfall blieb aber der Steuerbordanker schwebend hängen und drückte sich durch die Strömung so fest an den vorderen Backen des Schiffes, daß man ihn unmöglich frei machen konnte. Mit dem Backbordanker wiederholte sich der Unfall, und bis derselbe zum Fallen kam, wurde unsere Lage dadurch äußerst mißlich, daß der Capitain der Zelée bereits vor Anker gegangen war, während der Astrolabe fortwährend auf die Zelée lostrieb und sich derselben auf eine kurze Strecke näherte. Beide Corvetten, von dem Winde und der Strömung zugleich auf einem sehr schwer gehenden Meere hin und her geschleudert, machten nun so furchtbare Sprünge gegen einander, daß sie oft in einer Entfernung von kaum dreißig Schritt an einander vorüber kamen. Das Meer blieb so unruhig, daß die Wellen, obgleich sie sehr kurz waren, doch manchmal über das Verdeck schlugen. Unter solchen Umständen hätte ein Anstoß ohne Zweifel schreckliche Folgen gehabt. Man konnte hier aber nichts Anderes thun, als geduldig warten. Nach einer zweistündigen sehr ängstlichen Spannung verloren um Mitternacht Wind und Strömung viel von ihrer Heftigkeit, und der übrige Theil der Nacht verlief ruhig.

Als ich am andern Morgen um sechs Uhr auf die Hütte stieg, hatte ich den Genuß eines wunderbar heiteren Himmels. Das Meer war gänzlich ruhig, und unsere beiden Corvetten schaukelten sich sanft auf der Mitte eines schönen Beckens, das rundum mit Land umgeben schien; denn man unterschied kaum die Eingänge der beiden Engfahrten. Die wenig erhabenen Ufer waren angenehm geformt, aber fast ganz von Grün entblößt. Gegen acht Uhr gingen wir mit einem schwachen Südwest unter Segel. — Von früh ab verriethen große auf beiden Ufern der St. Philippsbai brennende Feuer die Anwesenheit der Patagonier auf der nördlichen und der Pescheräh's auf der südlichen Küste. In der Engfahrt selbst sahen wir Guanacos*) auf der Küste des Feuerlandes. Wir hielten sie anfangs in der Entfernung für Wilde zu Pferde, welche bald stille hielten,

*) Das Guanaco oder peruanische Schaf (Camelus Lama) ist so groß wie ein Hirsch und hat zottiges hellbraunes Haar; das gezähmte heißt Lama.

bald längs des Strandes hinsprengten. Um sechs Uhr Nachmittags sahen wir auf einmal am Cap St. Vincent ein großes Feuer aufflackern. Mit Hülfe der Ferngläser unterschieden wir bald fünf Personen, welche mit lebhaften Geberden einhergingen und uns Zeichen gaben. Fast alle Officiere, und ich zuerst, gewannen bald die Ueberzeugung, daß diese Leute nicht wie Wilde gekleidet wären. Einige wollten sogar die Beschaffenheit ihres Anzuges erkennen. Wir konnten uns demnach des Gedankens nicht erwehren, daß unglückliche Schiffbrüchige, welche sich an diese Küste gerettet, uns um Hülfe anriefen, und segelten also gerade auf das Cap los. Als wir aber näher kamen, konnte sich Jeder leicht überzeugen, daß die Leute, welche unser Mitleid so lebhaft erregt hatten, friedliche, in ihre Fellmäntel gehüllte Pescheräh's waren, die sich ruhig an ihrem Feuer wärmten und nur von Zeit zu Zeit aufstanden, um uns in Augenschein zu nehmen. Die Felle hatten eine rothe Farbe, die der des Guanaco glich, und die Mäntel hingen ohne irgend einen Zuschnitt über die Schultern. So getäuscht, steuerten wir wieder nach SW., um in die Elisabethbai zu gelangen. In demselben Augenblicke zeigte sich auf dieser Küste ein anderes Feuer. Bald aber ward unsere Aufmerksamkeit durch ein großartigeres, prächtigeres Schauspiel gefesselt. Ich meine den um halb zehn Uhr Abends stattfindenden Untergang der Sonne, welche gerade vor uns langsam hinter den Bergen Patagoniens verschwand. Die Wolken, welche sie durchbrach, ahmten durch ihre verschiedenen Farben, durch glühend rothen Purpur, grelles Grün und orangegelbe Strahlen, vollkommen den Widerschein einer ungeheuern Feuersbrunst oder den Ausbruch eines gewaltigen Vulkans nach. Diese Erscheinung hatte etwas schreckbar Ueberraschendes, und ich betrachtete lange dieses wahrhaft zauberhafte Bild mit Begeisterung, als meine Betrachtungen plötzlich von dem Gedanken durchkreuzt wurden, daß ein solches Aussehen des Himmels in diesen Gegenden nothwendig schlechtes Wetter andeuten müßte. Ich erwartete also einen der in dieser Straße gewöhnlichen Stürme und entschloß mich trotz der Dunkelheit, Wind und Fluth, die noch günstig waren, zu benutzen, um so weit als möglich in dem Canal voranzukommen. So gewann ich hinter dem Cap

Purpoise ein breites freies Fahrwasser, wo ich ohne Unruhe einem Windstoße entgegensehen konnte. Es war bereits Mitternacht. Ich schickte die Leute, die nicht zur Wache gehörten, schlafen und begab mich selbst zur Ruhe, deren ich nach den Anstrengungen dieses Tages sehr bedurfte; denn den ganzen Tag hindurch von drei Uhr des Morgens bis zehn Uhr des Abends kam ich nicht von der Hütte, indem ich selbst alle Arbeiten überwachte, und diese ununterbrochene Wachsamkeit setzte ich während der ganzen Reise fort, sobald ich mich nicht auf dem hohen Meere befand. — Als wir am 14. Dec. am Cap Negro vorüber waren, sprang der Wind plötzlich in SO. um und blies sehr stark mit heftigen, von Regengüssen begleiteten Stößen. Wir mußten beilegen und zwischen dem Cap Negro und dem Feuerlande kurze Gänge machen. Nachmittags fing der Wind an ganz unbeständig zu werden und sprang allmälig in S., in SW. und gegen Sonnenuntergang sogar in W. um. Der Horizont hellte sich ein wenig, und die Schneeberge Patagoniens zeigten ihre gezackten Firsten. Am 15. Dec. war der Himmel heiter geworden. Bei einem angenehmen WNW.-Winde und einem sehr glatten Meere setzte ich alle Segel bei. Die beiden Küsten zeigten mehrere Berggruppen, von denen einige sehr hoch und mit Schnee bedeckt waren; die Westküste war mit einem prachtvollen Grün bekleidet. So umsegelten wir die St. Anna-Spitze und erreichten des Nachmittags um vier Uhr den Hungerhafen.

Sobald die Boote ins Wasser gelassen waren, beeilten wir uns, ans Land zu steigen und die Umgegend näher in Augenschein zu nehmen. Ich selbst bestieg mit dem Schiffslieutenant de Roquemaurel, dem zweiten Befehlshaber des Astrolabe, meine kleine Schaluppe, um die zur Einnahme des Wassers und Holzes bequemsten Stellen zu suchen. Gerade vor unseren Schiffen fließt eine schöne Quelle, und was das Holz betrifft, so findet man am Strande abgebrochene völlig dürre Stämme; wir zogen es aber vor, in dem nahen Walde Bäume fällen zu lassen. Die Gesteine der Küste sind buchstäblich bedeckt mit Miesmuscheln, Schlüssel- und Schlitzschnecken, Krullhörnern rc., welche bald nachher als köstliche Speisen die Backen unserer Mannschaft

füllten. Auch bemerkte ich mit Vergnügen die in großer Anzahl am Strande wachsenden Selleriebüschel. Nach Beendigung dieser Untersuchung nahm ich, mühsam durch dichtes Gesträuch kletternd, meinen Weg nach zwei auf dem höchsten Punkte der Halbinsel aufgestellten Pfählen. Auf dem größten las ich eine Inschrift des Capitain King zum Andenken seines Masters Ainsworth und zweier Matrosen, welche beim Umschlagen eines Bootes ertrunken waren; der andere trug die Anzeige, daß der Capitain Dugué aus Havre 1834 hier vorüberkam. Auf einigen Baumstämmen konnte man noch die Namen anderer Schiffe lesen. Der Führer meiner Schaluppe brachte mir eine kleine Büchse, welche am Strande an einem Baum, neben welchem ein Pfahl mit der Inschrift »Postoffice« stand, aufgehängt war. Sie enthielt Papiere. Es waren Bemerkungen verschiedener Schiffscapitaine über die näheren Umstände ihrer Fahrt, so wie Briefe für Europa und die vereinigten Staaten. Ein amerikanischer Capitain hatte zuerst 1833 einfach eine Flasche an einem Baum aufgehängt, ein anderer amerikanischer fügte den Pfahl mit der Inschrift hinzu. Ein englischer Capitain, der sechszehn Tage vor uns hier war, ersetzte die Flasche durch eine Büchse. Damit ich nun auch mein Scherflein zu dieser Postanstalt unter freiem Himmel beitrüge, ließ ich an den Pfahl die Inschrift „Briefpost" mit so großen Buchstaben heften, daß sie nothwendig die Aufmerksamkeit aller vorübersegelnden Seefahrer auf sich ziehen mußte. Vor unserer Abreise vertrauten wir einem von uns hergerichteten Kasten dieser Briefpost mehrere Briefe nach Frankreich, die auch, kurz nachdem wir die Straße verlassen hatten, von einem amerikanischen Schiffscapitain mitgenommen wurden und im Juni des folgenden Jahres an ihre Adressen gelangten.

Am andern Tage hatten wir schönes Wetter, und die Todtenstille der Hungerbai war nun auf einmal dem lärmenden und fröhlichen Geschrei der Seeleute, den fast unaufhörlichen Schüssen der Jäger und den Axtschlägen im nahen Walde gewichen. Da ich alle Arbeiten gut im Gange sah, so machte ich mit dem Chirurgen Hombron einen Spaziergang an den Ufern des Sedgerflusses. Seine Mündung ist bei der Ebbe von fast trocken liegenden Sandbänken verstopft. Achtzig Ruthen davor

bietet die Ebene einen sumpfigen, mit dicken Baumstämmen überlagerten Raum von mehreren Morgen dar. Diese nackten, ihrer Aeste beraubten Stämme gewähren einen sehr sonderbaren Anblick. Man möchte sie für riesiges, von der Zeit gebleichtes Knochenwerk halten. Sie sind ohne Zweifel aus dem benachbarten Walde durch den von Regengüssen angeschwollenen Fluß fortgerissen und hergeschwemmt. Durch die Sandbank an der Mündung des Flusses zurückgehalten, werfen sie sich auf seine Ufer und bleiben hier nach dem Zurücktreten des Wassers trocken liegen. Ganze Flotten könnten sich in diesem natürlichen Holzhofe mit ihrem Bedarfe versehen. Ein großer Wald umsäumt den Fluß. Er ist zwar nicht dicht, aber wegen der stachelichten Gesträuche kann man doch nur mit Mühe eindringen. Die südliche Buche (fagus antarctica) bildet wohl den Hauptbestandtheil dieser Wälder. Sie ist ein schöner Baum, dessen zartgrünes Laubwerk durch seine Farbe und die Stellung der Aeste einen sehr angenehmen Eindruck macht. Außerdem sieht man noch zwei andere weniger zahlreiche Bäume, nämlich den Wintersrindenbaum (Winteria aromatica), dessen Rinde lange Zeit als Gewürz und als Stellvertreterin des Zimmets gepriesen wurde, und eine Art Sauerdorn (Cerberis), dessen Holz sehr fest ist. Das Bett des Sedger kann hier 90 bis 120 Fuß breit sein, weiter hinauf verengt es sich bis auf ungefähr 60 Fuß. Auf dem Rückwege schoß ich hintereinander zwei Gänse, die über unseren Häuptern hinflogen; sie gehörten zu einer wohlschmeckenden Art. Diese Gänse nebst den kleinen mit der Angel gefangenen Groppen, den dicken Miesmuscheln und dem Selleriesalat erlaubten mir, eine Prälatentafel zu führen, und oft dachte ich in der Folge mit Wehmuth an den Ueberfluß des Hungerhafens zurück. — Nachher fuhr ich den Sedgerfluß in einem Boote hinauf. Er macht große Biegungen, und seine Ufer gewähren einen durchaus malerischen Anblick. Die südliche Buche streckt ihre Aeste wie ungeheure Schirme wagerecht über die Gewässer des Flusses aus, und man fährt so fortwährend unter einer grünen Decke. Von den beiden dicksten Buchenstämmen maß der eine 14, der andere 15 Fuß im Umfang; die Höhe eines jeden schätzte ich auf 160 Fuß, während die gewöhnliche Höhe

60 bis 90 Fuß beträgt. Der Wintersrindenbaum ist nicht über einen Fuß dick, dabei sehr schlank und kann eine Höhe von 55 bis 62 Fuß erreichen. Der Sauerdorn ist seltener und krüppelhafter. Ich bemerkte eine schöne Riemenblume (Loranthus, ein Schmarotzergewächs, wie die Misteln), welche mit ihren scharlachrothen Blüthen den verkrüppelten Stamm eines Sauerdorns ganz und gar einhüllte. Sie gehört zu derselben Art, welche in Chili wächst. Außerdem sahen wir an den Ufern noch ganz frische Spuren des Uebergangs von Guanacos und eines kleinen fleischfressenden Thieres, wahrscheinlich einer Art Jaguar, auch schoß ich einige Papageien und Drosseln. In den höchsten Baumwipfeln dieser Wälder verbirgt sich ein weiß gehäubter Tyrann-Fliegenfänger, der einen klagenden Ton von sich giebt; seltener hört man das laute Geschrei eines schwarzen Spechtes mit einer schönen scharlachrothen Haube auf dem Kopfe. Ein kleiner dunkelgefärbter Zaunschlüpfer (Scytalopus magellanicus) hüpft in versteckter Weise zwischen den verworrenen Massen der gefallenen und mürben Stämme umher. Aber der gemeinste Vogel des Landes ist der Baumläufer (Oxyurus Tupinieri). Er läßt beständig ein harsches Zwitschern hören, indem er von Baum zu Baum flattert, um Insekten zu suchen, und man findet ihn in allen Buchenwäldern, in den Höhen und Tiefen, in den dunkelsten, feuchtesten und undurchdringlichsten Schluchten.

An der Rockybai, wohin ich einen Streifzug machte, bemerkte ich einige verlassene, aus einfachem Astwerk zusammengesetzte und mit dürrem Grase bedeckte Hütten, und im Hintergrunde der Steamerbai bei einer verfallenen Hütte mehrere Pferdeknochen: ein untrüglicher Beweis, daß die Patagonier ihre Züge manchmal bis hieher ausdehnen. Vor allen Dingen aber suchte ich nach Spuren der alten von Sarmiento gegründeten Philippsstadt. Diese konnte an keiner anderen Stelle gelegen haben, als auf einem Hügel von länglicher Gestalt, der sich an dem Ufer der Bai am Hungerhafen und nicht weit von dem Flusse erhebt. Die ihn krönende Fläche und seine glückliche freie Lage, die alle Punkte der Umgebung beherrscht, machten ihn in hohem Grade für die Absichten Sarmiento's geeignet. In Gesellschaft des Herrn Roquemaurel fuhr ich mit einem Boote

nach der Stelle und bestieg dann den Hügel von der dem Meere zugekehrten Seite. Gegen die Mitte der dicht mit Gras, hie und da mit verkrüppeltem Gesträuch bewachsenen Böschung kommt man auf einen schmalen Vorsprung, wo sich drei Pfähle erhoben. Auf dem ersten standen die Namen von drei Matrosen der Adventure, die im Winter 1828 hier starben; der zweite bezeichnet das Grab des 1829 gestorbenen Capitains der Brigg Acteon von Greenwich; auf dem dritten endlich sah man den Raum für eine kupferne Platte, die entwendet worden war. Unsere sorgfältigsten Nachforschungen ließen uns indeß nichts auffinden, was der alten Niederlassung angehört haben konnte. Auf dem Gipfelpunkte des Hügels war ein Brett mit einer Inschrift zum Andenken an den hier 1828 nebst einem Matrosen ertrunkenen Fischermeister des Ketch-Urbridje. Der Seemann lies't solche bescheidene Grabschriften immer mit einiger Wehmuth, weil sie in ihm den Gedanken wecken, daß ihm jeden Tag ein gleiches Loos fallen könne. Auf der Rückfahrt sahen wir viele Fische sich in der Nähe der Flußmündung tummeln. Ich sandte Fischer dahin und man fing reichlich Seebarben, Stinte und Schmerlen.

Während ich mich stets in der Nähe der Schiffe hielt, machten die Officiere der beiden Corvetten weitere Ausflüge nach verschiedenen Richtungen hin. Einige dieser Herren gingen um die St. Annaspitze und entdeckten im Hintergrunde einer schönen Bai eine kreisförmige, ungefähr 10 bis 12 Quadratfuß große, 5 Fuß hohe Hütte, die aus regelmäßig durch Binsenstricke verbundenen Baumästen bestand. Ein niedriger Eingang war ihre einzige Oeffnung, der Herd in der Mitte ein geschwärzter Stein. In dem dahinter liegenden Walde sahen sie Adler und viele Papageien, die ein betäubendes Geschrei unterhielten. Eine andere Gesellschaft hatte sich aufgemacht, um mehrere mit Schnee bedeckte Bergspitzen zu besteigen, die man vom Ankerplatze aus sieht. Den höchsten Pik hatten die Engländer für unzugänglich erklärt, und auch unsere Leute fanden den Weg dahin durch undurchdringliche Wälder und Sümpfe versperrt. Die Höhe des ihm nächsten Berges wurde auf 2124 Fuß bestimmt. Endlich hatten es die Herren Dumoulin, Coupvent nebst dem Chirurgen Hombron und Gourdin, von mehreren Officieren der Zelée be-

gleitet, unternommen, das Tarngebirge zu besteigen. Herr Coupvent stattete darüber folgenden Bericht ab:

„Nachdem wir an dem östlichen Ufer des in die Bocesbai mündenden Flusses ans Land gestiegen waren, mußten wir sogleich in einen dicht mit Gesträuch besetzten Wald vordringen. Einer von uns ging mit dem Compaß an der Spitze der Colonne. Zum Glück verminderte sich, so wie wir weiter vorrückten, das Gesträuch, bis es endlich ganz verschwand und wir kein anderes Hinderniß mehr fanden, als gewaltige auf einander geschichtete Baumstämme, über welche wir hinwegklettern mußten. Nach Verlauf einer Stunde gelangten wir auf einen etwa eine Meile breiten freien Raum. Wir hatten aber dadurch wenig gewonnen, denn der nur leicht mit Moos bedeckte Boden war so morastig und so sehr mit Wasser geschwängert, daß wir bis an die Kniee einsanken. Am Rande des aufs Neue beginnenden Waldes machten wir Halt. Nachdem wir in dem Stamme eines abgestorbenen Baumes Feuer angezündet hatten, nahmen wir Einsicht von unseren Vorräthen. Eine Gans, die Frucht unserer Jagd, hing bald, von unseren Händen gerupft und zubereitet, mittels eines Kabelgarns an einem horizontalen, mit beiden Enden auf zwei Spieren ruhenden Stocke, briet herrlich an diesem magellanischen Feuer und wurde darauf mit nicht weniger magellanischer Eßlust verschlungen. Nach diesem Frühstück setzten wir unseren Weg fort, der uns abwechselnd durch Wald und freie Räume führte, wobei wir fortwährend auf das vorkommende Wild Jagd machten. Zu Mittag bereitete einer unserer Matrosen aus gehacktem Wildpret und Speck ein äußerst schmackhaftes Gericht. Mit frischen Kräften fuhren wir fort, aufwärts zu steigen. Der Pflanzenwuchs wurde krüppelhaft, und endlich sahen wir vor uns den kahlen Abhang des Gebirges, dessen Anblick uns bis jetzt hohe Bäume entzogen hatten. Große Wasserpfützen, welche von geschmolzenem Schnee herrührten, Moose und Gesträuche bezeichneten uns die Fläche, auf welcher der letzte Theil des Berges ruht, der zum Kamme führt. Bald befanden wir uns mitten im Schnee; der Abend war aber schon zu weit vorgerückt, als daß wir den Gipfel noch hätten ersteigen können. Wir schlugen unser Quartier also auf einem Schneeplacken auf,

wo einige niedrige Sträuche den einzigen Schutz gewährten. Wir nahmen an dieser Stelle auch unser Essen ein, aber die Schwierigkeit, auf dem feuchten Boden ein Feuer zu unterhalten, die Kälte, der Regen, der Hagel und die Windstöße zwangen uns, wieder einige Meilen tiefer hinabzusteigen, wo wir glücklicherweise in einem Wäldchen von großen Bäumen ein gutes Nachtlager fanden. Da mehrere dieser majestätischen Bäume abgestorben und vor Alter verdorrt waren, so zündeten wir sie am Fuße an. Das Feuer, welches sich anfangs auf den unteren Theil beschränkte, lief allmälig bis zu den höchsten Aesten hinauf und entfaltete sich in breite Feuergarben, deren blutrother Widerschein fernhin die Gebüsche und Bäume gar seltsam erleuchtete. Die von dem Feuer am Fuße durchgefressenen Bäume fielen endlich brennend auf die nächsten Bäume und theilten diesen die Flamme mit. So rasteten wir, von einem Feuergürtel umgeben, ruhig und stumm. — Mit Tagesanbruch machten wir uns auf, um den Gipfel des Gebirges zu ersteigen. Das Wetter war regnerisch, und um uns nicht zu sehr zu beladen, hatten wir den unglücklichen Einfall, Lebensmittel und Flinten auf unserem Rastplatze zurückzulassen, weil wir bis zum Frühstück sicher daselbst wieder einzutreffen gedachten. Wir waren bereits wieder zu der Schneeregion vorgeschritten, als das Wetter mit Regen und Hagel losbrach. Trotzdem fuhren wir fort, einen äußerst steilen Abhang hinanzuklettern, so daß wir oft, um an schlüpfrigen Stellen nicht herabzukollern, uns der ganzen Länge nach hinlegen und uns an den kleinen Unebenheiten des Bodens festhalten mußten. Nach vieler Mühe und Gefahr und nachdem wir noch zuletzt dicht an einem mit Schnee bedeckten Abgrund vorübergegangen waren, erreichten wir endlich den Gipfelpunkt. Der eisige Südwest, begleitet von einem uns ins Gesicht schlagenden Schneegestöber, machte den Aufenthalt hier unerträglich. Dennoch blieben wir eine Stunde, um Beobachtungen anzustellen. Nach Beendigung dieser Arbeit waren unsere Glieder so starr vor Kälte, daß wir sie kaum noch fühlten. Unsere Kürbisflaschen, in denen sich noch etwas Lebenswasser befand, gaben uns neue Kräfte. So traten wir den Rückweg an. Da ein dichter Nebel uns aber kaum hundert Schritte weit sehen ließ, so schlugen

wir eine falsche Richtung ein und überzeugten uns bald, daß wir uns ohne Mundvorrath und ohne Waffen in einer öden, völlig unbekannten Gegend und in einer verzweifelten Lage befanden. Nach langem Suchen und weiten Umwegen waren wir jedoch endlich so glücklich, unser Nachtlager wieder zu erreichen, wo Einige von uns, von Müdigkeit erschöpft, sogleich einschliefen, Andere sich munter über die noch vorhandenen Lebensmittel hermachten. Dann setzten wir unseren Weg bis zur Mündung des Sedger fort, wo wir von dem Boote aufgenommen und zu unseren Schiffen zurückgebracht wurden."

Am 28. December früh um fünf Uhr lichteten wir die Anker. Gegen Mittag sprang ein frischer Wind in Osten auf, und nun hatten wir eine köstliche Fahrt. Die Temperatur war sanft, der Himmel heiter und das Meer so ruhig, daß wir auf dem Gewässer eines schönen Stromes zu schwimmen glaubten. Die Küste war allenthalben mit prachtvollem Grün bedeckt und erhob sich in bühnenartig aufsteigenden, beholzten Stufen bis zu den steilen Schneegipfeln der Gebirge Tarn und Nodales und der Kette, welche das Cap Forward beherrscht. Gegen halb vier Uhr segelten wir an dem Cap Forward vorüber, der äußersten Spitze des amerikanischen Festlandes, wo sich die Gewässer der beiden Oceane vermischen und wo der Wind oft plötzlich umspringt, weshalb dies von jeher ein sehr gefürchteter Punkt ist. Das Cap selbst ist ein schroffer, unten bewaldeter, oben kahler, am Gipfel kegelförmig abgerundeter und aus dem Meere sehr steil bis zu einer erstaunlichen Höhe aufsteigender Berg, der jedoch von scharf zulaufenden, zerklüfteten und mit ewigem Schnee bedeckten Spitzen überragt wird. Auf den ganzen südlichen Küstenstreifen des Feuerlandes wechseln rasch nach einander spitze Pyramiden, abgerundete Kuppeln, Thürme, brustförmige paarweis beisammen stehende Hügel, ferner Stummel mit drei Spitzen, tief ausgeschnittene fortlaufende Zickzacks und sehr tiefe Schluchten. Die Gipfel sind mit dichterem Schnee bedeckt und der mehr verkrüppelte Pflanzenwuchs erhält einen traurigen, gelblichen, der Farbe verwelkter Blätter ähnlichen Anstrich. Jenseits des Cap Forward sieht man auch auf der Küste von Patagonien nicht mehr solche lachende, majestätische Wälder, welche die Umgegend des Hunger-

hafens schmücken. Schnell näherten wir uns der Galantbai; aber leider hörte der Wind um halb neun Uhr plötzlich auf und so wurden unsere Schiffe der Strömung zwischen dem Galanthafen und den Karlsinseln preisgegeben. Dies verursachte uns eine mühevolle Nacht. Trotz der zahlreichen, durch die Ebbe entstandenen Wirbel blieb das Meer indeß still, und wir konnten manövriren. Kurz nach Mitternacht warf uns die Fluth wieder zurück. So kam es, daß wir nach vier Stunden, als der Wind sich plötzlich aus Westen erhob, uns gerade der Bai Fortescue gegenüber befanden, welche dem Galanthafen als äußerer Ankerplatz dient. Ich ging daher in der Bai Fortescue vor Anker. In der Umgegend entdeckte ich eine Gattung der Nadelhölzer, welche dem Ansehen nach ziemlich der Cypresse glich, auch sammelte ich einige Farrenkräuter. Uebrigens giebt es nur sehr wenig Vögel; ich sah nicht ein einziges Insect, und die Muschelfischerei war eben so wenig ergiebig als im Hungerhafen. Ein von Osten her in die Bai mündender Fluß zeigt sich weniger als eine Meile von der Küste in Gestalt eines Wasserfalles, der von einer 50 bis 60 Fuß betragenden Höhe senkrecht herabfällt, was in der Nähe einen herrlichen Anblick gewährt; um aber dahin zu kommen, muß man sich durch einen oft undurchdringlichen Wald hindurcharbeiten. Da der Westwind anhielt, so entschloß ich mich, die hohen Berggegenden umher auszukundschaften. Kaum war ich indeß eine halbe Stunde gegangen, so fiel der Regen in Strömen herab und bald war ich bis auf die Haut durchnäßt. Gern hätte ich ein Feuer angezündet, aber mein Diener Joseph, mein einziger Begleiter, hatte das Feuerzeug vergessen. In der Hoffnung, daß mich ein stärkerer Marsch wieder erwärmen würde, setzte ich meinen Weg fort. Der mit einem dichten Teppich von Zwergpflanzen bedeckte Boden war mit gefährlichen Löchern übersäet. — Auf einer Höhe von sechsbis neuntausend Fuß tödtete ich bei ein paar Wasserlachen mit einem Schusse zwei Kibitze. An Pflanzen machte ich eine reiche Ausbeute. Ein Theil des Gebirges schien mir aus einem feinen weißen Marmor zu bestehen; weiter hinauf kam Sandstein, und die höchsten Theile bildete ein blätteriger Schiefer. Wir kamen jetzt zu dem ersten Gletscher einer langen, mit halbgefrorenem

Schnee gefüllten Schlucht, in welcher man das von der oberen Kruste herabrinnende Thauwasser rauschen hörte. Hier war die Luft schon sehr kalt und das Fortkommen sehr mühsam; ich wollte aber weiter vordringen. Als wir auf die letzte, von dem höchsten Gipfel beherrschte Stufe kamen, wurde der Wind so heftig, daß man sich nur sehr schwer aufrecht erhalten konnte und stets Gefahr lief, gewaltsam zu Boden geworfen zu werden. Die Kälte war unerträglich geworden; meine Hände hatten alle Empfindung verloren, und ich verspürte im ganzen Körper das Gefühl einer allgemeinen Erstarrung und Abspannung: kurz, ich erinnere mich nicht, je eine so furchtbare Kälte ausgehalten zu haben. Da ich nun die Unmöglichkeit erkannte, weiter zu gehen, so entschloß ich mich, den Rückweg anzutreten, obgleich wir nur noch ungefähr 1500 Fuß vom Gipfel entfernt waren. Der Blick von dem Punkte, wo wir standen, zeigte uns links das Becken der St. Miguelsbai, rechts das des Galanthafens. Die am Lande liegenden Boote schienen nicht größer als Nußschalen und unsere beiden Corvetten konnte man höchstens für kleine Schaluppen halten. Bei der Schnelligkeit unseres Rückmarsches verbreitete sich allmälig wieder Lebenswärme in uns und machte uns guter Laune. Als ich wieder an Bord gelangt, kündigte ich dem Capitain der Zelée, Herrn Jacquinot an, daß ich mein Vorhaben, auf der westlichen Seite aus der Meerenge zu gehen, der schon zu weit vorgerückten Jahreszeit wegen aufgegeben habe und daß ich denselben Weg wieder zurücksegeln wolle, dabei aber suchen würde, irgendwo mit den Patagoniern in Verkehr zu treten.

Am 31. December Morgens um sechs Uhr gingen wir unter Segel, schifften wieder am Cap Forward vorüber und konnten, von einem sehr frischen WSW.-Wind getrieben, kurz nach Mittag in der St. Nicolausbai die Anker fallen lassen. Die Nicolausbai, später Franzosenbai genannt, bietet einen sehr lieblichen Anblick dar. Der Strand zeichnet sich in Gestalt eines Bogens, der von herrlich belaubten Bäumen eingeschlossen wird. Ein kleines Eiland und ein Fluß heben noch die Wirkung des anmuthigen Bildes. Auf dem einen Ufer des Flusses liegt das Tarn-Gebirge, auf dem anderen das Nodales-Gebirge. Die

Abhänge des Nodales-Gebirges sind mit Wald, die Gipfel mit Schnee bedeckt. — Am 1. Januar 1838 theilte ich mehrere Expeditionsmedaillen aus, nämlich 18 silberne an die Officiere und 8 kupferne an die Eleven. Des Morgens machte ich mit mehreren Officieren eine Fahrt auf dem Gennesflusse. Derselbe wurde aber bald so niedrig und reißend, daß wir ans Land stiegen und uns in den Wald begaben. Der Boden war frei und fest. Man trifft auch lichte Grasplätze, auf denen hie und da einzelne Bäume stehen. Am Fuße einer dichtbelaubten Buche lag ich einige Zeit ausgestreckt auf einem frischen Moosteppiche. Freundlicher Sonnenschein belebte die wilde, malerische Natur umher; der blendende Schnee der nahen Berggipfel zog sich wie Silberstreifen über diese Masse von Grün hin, und Alles lud zum Nachdenken und zur Betrachtung ein. Unterdessen war die zum gemeinsamen Frühstück bestimmte Stunde gekommen, und wir lagerten uns auf dem Ufersande des Flusses. Hier feierten wir das neue Jahr durch ein fröhliches Mahl, dessen Hauptbestandtheile Wurst und Speck, ein Huhn und eine gebratene Gans nebst einigen Flaschen Weins bildeten.

Am folgenden Morgen fuhren wir weiter. Ein schwacher S.-W.-Wind trieb uns nur langsam bei dem ruhigsten Meere fort, und der 3. Januar war so schön, daß ein Frühlingstag in Frankreich nicht schöner sein kann. So passirten wir den Hungerhafen. Nahe an der Bai Gente-Grande sahen wir ein Feuer, zwei oder drei auf der Elisabeth-Insel und ein drittes, sehr helles in dem Hafen Dazy. Als wir am 4. Jan. früh vor der Einfahrt des Hafens Dazy vorüberkamen, unterschieden wir mit Hülfe der Ferngläser deutlich ein starkes Lager der Patagonier, welches mit seinen Hütten, Pferden, Hunden und sogar einer auf einem nahen Hügel aufgepflanzten amerikanischen Flagge dicht am Gestade stand. Da der Wind uns begünstigte, so ankerte ich im Peckett-Hafen. Nach zehn Uhr erlaubte ich allen Officieren des Astrolabe und der Zelée ans Land zu gehen. Alle waren äußerst begierig zum ersten Male Wilde zu sehen.

Als das große Boot mit den Officieren ans Land kam, war schon eine Menge Patagonier zu Pferd am Stra versammelt, wo sie ihre Gäste sehr freundlich empfingen. J

das Boot sich zur Rückfahrt nach den Schiffen anschickte, sprangen Mehrere von ihnen hinein, um uns einen Besuch abzustatten. Drei erhielten die Erlaubniß, darin zu bleiben. Sie stiegen mit Leichtigkeit an Bord, bewegten sich mit Zuversicht und betrugen sich anständig. Der Eine von ihnen war ein Mann von 45 Jahren, die beiden Anderen in einem Alter von 20 bis 30 Jahren. Sanft, friedlich und gefällig, thaten sie ihr Möglichstes, um auf alle Fragen zu antworten. Sie untersuchten die Gegenstände, welche man ihnen zeigte, ruhig und aufmerksam, ohne große Begierde nach ihrem Besitze zu äußern, und ohne daß man Lust zur Entwendung bei ihnen bemerkte. Mit ihnen war ein bei diesem Stamme wohnender Europäer gekommen, dessen armseliges Aeußere und abgemagertes Gesicht von dem tiefsten Elend zeugte. Er hieß Johann Niederhauser, von Profession ein Uhrmacher aus der Umgegend von Bern. Er war aus der Schweiz nach den vereinigten Staaten Nordamerika's ausgewandert, um dort sein Glück zu suchen, brachte es aber trotz aller Anstrengungen zu nichts. Durch die glänzenden Versprechungen eines Robbenfängers, welcher einfältige Leute zur Bemannung seines Schooners anwarb, ließ er sich endlich verleiten mit nach den wilden Inseln des Feuerlandes zu gehen, wo er nach der üblichen Sitte nebst sieben seiner Gefährten und einigen Lebensmitteln ans Land gesetzt wurde, um Robben zu jagen und ihre Felle zuzubereiten. Drei bis vier Monate später kam der Schooner zurück, nahm die zubereiteten Felle ein und ließ die Jäger auf weitere drei Monate zurück; aber diesmal erschien er nicht wieder. Der Capitain hatte einen nur schlechten Fang gemacht; er ließ die Leute also vielleicht im Stich, um ihnen ihren Antheil an dem Fange zu entziehen, ein Verfahren, das bei diesen Abenteurern nicht selten ist. Wie dem auch sein mag, die Unglücklichen bestiegen, nachdem die Vorräthe aufgezehrt waren, ihr Boot, liefen vom Westen her in die Magellansstraße ein und stießen im Hafen Dazy auf die Wilden. Sechs von ihnen setzten die Fahrt in dem Boote fort; zwei aber, Niederhauser und ein Engländer Birdine, blieben bei den Eingebornen. Diese nahmen ihre Gäste mit dem größten Wohlwollen auf, gaben ihnen Weiber und theilten mit ihnen Alles, was sie hatten. Niederhauser betheuerte,

daß er nie eine üble Behandlung erfahren. Sein Eigenthum, wozu auch ein kleiner Vorrath von Uhrmacherwerkzeugen gehörte, wurde von den Wilden geachtet. Diese spotteten nur manchmal über die Europäer und schalten sie Fresser und Faullenzer, wenn sie sich über die Kost beklagten, die zu Zeiten aus unschmackhaften Wurzeln bestand. Beide waren durch Elend und Entbehrungen in der That ganz entkräftet. Sie waren es, die uns vor drei Wochen vorübersegeln gesehen hatten und das Feuer in der Nähe des Cap St. Vincent anzündeten. Beide baten mich inständig, sie an Bord zu nehmen, und ich willigte ein. — Einer der Patagonier speis'te mit mir, ein anderer mit den Officieren, der dritte mit den Eleven. Mein Gast bat, nachdem er es sich trefflich hatte schmecken lassen, wobei ihm nur die Handhabung von Messer und Gabel etwas beschwerlich gefallen war, um ein noch auf dem Tische liegendes Stück Brot für sein „Pikinini" und steckte es in einen kleinen Sack. Als er mich ein Buch in die Hand nehmen sah, sprach er das Wort „book" (buhk) aus. Alle Drei kauderwälschten übrigens verschiedene spanische und englische Wörter durcheinander. Nachdem sie das Mittagessen eingenommen und Jeder von ihnen ein großes Messer von mir erhalten hatte, zeigten sie Verlangen, nach dem Lande zurückzukehren, begriffen aber vollkommen, daß es des Windes wegen unmöglich sei, und streckten sich ruhig unter einem Zelte aus, das man ihnen in der Schaluppe bereitet hatte. Nach neun Uhr weckte man sie, um sie ans Land zu bringen. Bei der Rückfahrt brachten die Officiere ihren Häuptling mit. Aus dem Berichte derselben theile ich Folgendes mit.

„Kaum waren wir ans Land gestiegen," erzählten sie, „als uns schon eine Menge Patagonier umgaben und einen lebhaften Tauschhandel begannen. Ihre Waaren bestanden in Straußfedern, Fuchs- und Tigerfellen, Sporen, Pfeilen, Schnüren und einigen anderen Gegenständen. Unter den von uns mitgebrachten Waaren gefielen ihnen besonders die langen geraden Messer. Gegen Spielereien aus Glas, Halsketten u. dergl. blieben sie gleichgültig. Ueber Alles ging ihnen jedoch der Zwieback, und für etliche Stücke hätte man einen ihrer schönsten Pelze bekommen können. Ferner fragten sie eifrig nach Rauchtabak, bewun-

derten vorzüglich die Säbel so wie das rothe Tuch und zeigten eine unbändige Begierde nach Branntwein. Nachdem der ganze Stamm versammelt war, schlugen die Weiber an einer geschützten Stelle die Zelte auf, und bald sahen wir ein kleines Dorf, welches ungefähr zwanzig in zwei Reihen geordnete Zelte bildeten, fertig dastehen. Jedes dieser Zelte bestand aus sechs im Kreise aufgestellten Pfählen, welche einen großen aus Fellen zusammengenähten Schirm trugen und so eine Art Hütte bildeten, deren weiter Eingang der Windseite gegenüber angebracht war. An einem über dieser Thüre angebrachten Querpfahle hängen die Lebensmittel und das Pferdegeschirr. Während der Nacht wird die Thüre durch Felle geschlossen. Die Pferde weiden in der Umgegend auf gut Glück, die Hunde schlafen unter dem Zelte. Sobald die Weiber mit dem Aufschlagen der Zelte fertig waren, gingen sie an die übrigen Haushaltungsgeschäfte, während die trägen Männer sorglos die Hände in den Schooß legten."

„Wir befanden uns jetzt mitten unter jenen vielbesprochenen Patagoniern, die ältere Reisende als ein Riesenvolk schildern. Was uns nach längerer Beobachtung an ihnen auffiel, war auch wirklich nicht allein ihre Größe, die übrigens nie über fünf Fuß zehn Zoll betrug, sondern weit mehr ihre ungewöhnliche Breitschulterigkeit, ihr breiter dicker Kopf und ihre dicken kräftigen Glieder. Sie haben einen kurzen Hals, einen etwas gebogenen Rücken und abgerundete Formen. Ihre Wohlbeleibtheit hindert zwar das Hervortreten der Muskeln, aber sie sind deswegen nicht weniger kräftig. Die Backenknochen stehen vor, und die Breite ihres runden und ein wenig platten Gesichtes läßt den Umfang ihres Schädels kleiner erscheinen; nichtsdestoweniger scheinen sie einen guten Verstand zu besitzen. Ihre Augen stehen etwas schief, wie die der Chinesen, und sind ausdrucksvoll; sie verrathen sanftere Gefühle und Gutmüthigkeit. Die glatten, nicht sehr dicken schwarzen Haare hängen über den Rücken lang herab und werden an der Stirne durch eine Binde festgehalten. Den Bart und sogar einen Theil der Augenbrauen raufen die Männer aus, wodurch sie oft jünger aussehen, als sie wirklich sind. Die Zähne sind auffallend weiß, und ihre Haut hat, wie bei allen Eingeborenen Amerika's, eine braunrothe Farbe. Hände

und Füße sind wohlgebildet; nur ihre Beine scheinen ein wenig schwach, was sich aber daraus, daß sie den größten Theil ihres Lebens liegend oder zu Pferde zubringen, hinreichend erklärt. Alles zusammengenommen sind sie jedenfalls ein schöner kräftiger Menschenschlag. Auffallend war uns die große Aehnlichkeit zwischen allen Zugehörigen des Patagonierstammes, mit dem wir in Berührung kamen. Ihre Kleidung ist ein weiter Mantel aus rein gegerbten und fest zusammengenähten Guanaco-, Fuchs- oder Tigerfellen. Die Innenseite dieser Mäntel ist oft mit kleinen unregelmäßig gestellten Würfeln und anderen niedlich aufgedruckten Mustern gezeichnet. Darüber tragen sie eine Art Schurz, der durch einen Gürtel festgehalten wird. Außerdem haben sie eine Art aus Fellen zusammengenähter Halbstiefel, an denen hölzerne, mit einer eisernen Spitze versehene Sporen befestigt sind; denn der Patagonier besteigt sein Pferd, wenn er auch nur eine Strecke von funfzig Schritten zurückzulegen hat. Ein Patagonier trug unter seinem Mantel einen vollständigen europäischen Anzug: Wamms, Weste, Frack, Hosen, dazu eine Mütze; nur die Fußbekleidung fehlte. Ohne Zweifel hatte er Alles von einem Europäer gegen Felle eingetauscht und schien, wie alle Wilden Oceaniens, auf seine Verkleidung nicht wenig eitel zu sein. Ihr Häuptling, ein großer schöner Mann von ungefähr dreißig Jahren, der indeß keine sehr große Gewalt zu haben schien, ließ uns sein Kriegskleid sehen und zog es in unserer Gegenwart an. Es bestand aus einem sehr dicken, aus Ochsenhaut sehr stark zusammengenähten Kittel mit Aermeln, der fast den ganzen Körper einhüllte, aber nur schwache Stöße und Schläge abwehren konnte. Sein Haupt bedeckte er mit einem großen, runden, mit Kupferplättchen belegten und mit einem dicken Büschel von Straußfedern verzierten Hute. Der Häuptling hieß Konguer. Er trug seine Rüstung mit Anmuth, bewaffnete sich mit einem Speer und schwang diesen, um uns die Art und Weise des Kampfes zu zeigen, mit bewunderungswürdiger Gewandtheit. Seiner ganzen Erscheinung nach hätte man ihn für einen jener homerischen Helden halten können, die dem Feind eben so sehr durch ihre Körperstärke, als durch ihren Muth Schrecken einflößten. Konguer bewies uns bald darauf, als er

eine halbrohe Guanacokeule verschlang, daß er ihnen noch mehr an Eßlust glich."

„Nach Beendigung ihrer Arbeit traten auch die Weiber in die Zelte. Bei dem Schmutz, der ihren ganzen Körper überzieht, sind zwei Reihen blendend weißer Zähne ihre einzige wirkliche Schönheit. Ein Halsband aus Glasperlen und einige Ringe von Kupfer oder Eisenblech ersetzen ihnen die Edelsteine, das Fett und Mark des Guanaco, allein oder mit Kohlen und rothem Oker vermischt, machen Haar und Hautfarbe glänzend. Die Haare, welche sie mit einer Bürste oder einer besenartigen Wurzel kämmen, sind auf dem Scheitel getheilt und fallen auf die Schultern herab, wo Manche sie in Gestalt von Zöpfen befestigen. Das Gesicht ist einförmig mit Roth und Schwarz beschmiert. Bei Mehreren bedeckt dieser Ueberzug nur die Hälfte des Gesichtes bis unter die Augen, und bei Einigen laufen regelmäßig angebrachte rothe und schwarze Striche quer über das Gesicht. Männer und Frauen sind übrigens gleich schmutzig und verbringen die meiste Zeit zwischen ihren Pferden und Hunden ausgestreckt mit Nichtsthun. Ihre langen Haare wimmeln von Bewohnern, die sie gern verspeisen. Auf die Bewahrung des äußeren Scheines von Keuschheit halten sie sehr, obgleich das weibliche Geschlecht durch diese Tugend keineswegs hervorzustechen scheint."

„Die Nahrung der Patagonier besteht in Fleisch und Schalthieren, in der rothen Frucht einer kleinen kriechenden Rauschbeere (Empetrum) und in den ihnen statt des Brotes dienenden zuckerhaltigen Wurzeln, einer Azorella-Art mit gelben Blumen, welche dem Gummibaum der Falklandsinseln sehr ähnlich ist. Man sieht Männer, Weiber und Kinder fast beständig essen. Das Land ist reich an Guanaco's, Straußen, Hasen und Füchsen, und die Hauptbeschäftigung der Männer besteht darin, auf ihren schnellen Pferden mit langen Riemen (Lassos), die sie mit großer Sicherheit zu handhaben verstehen, diese Thiere zu fangen und abzuschlachten. Ihre beste und liebste Speise ist das Fleisch des Guanaco, eines Thieres, welches mit unserem Damhirsch einige Aehnlichkeit hat. Sie zerlegen es in dünne Schnitte, klopfen diese zwischen zwei Steinen, um sie mürbe zu machen,

und räuchern sie dann einige Zeit in freier Luft. Nachher wird dies Fleisch auf glühende Asche gelegt und kaum halb gebraten. Als Brot dient ihnen eine Wurzelart von weißer Farbe. Die Sprache der Patagonier wird stark durch die Kehle gesprochen; man glaubt fortwährend das Geräusch eines siedenden fetten Körpers oder eine Art Röcheln zu hören; daher die schwere Verständlichkeit der einzelnen Laute. Sie reden selten mit einander und dann nur mit leiser Stimme. Dabei lächeln sie fast immer und lachen auch zuweilen kräftig aus der Kehle. Was ihre religiösen Begriffe betrifft, so glauben sie an einen Gott, der in Chili auf den Anden wohnt, und halten den sehr gefürchteten Donner für eine Aeußerung seines Zornes. Sobald es donnert, verlassen sie ihre Zelte, bitten ihren Gott um Gnade und versprechen sich zu bessern; ist aber das Gewitter vorüber, so sind auch ihre guten Vorsätze vergessen. Nach den Aussagen der beiden Europäer, die unter ihnen drei bis vier Monate zubrachten, beten sie auch die Sonne und das Feuer an. Die Heilkunde wird bei ihnen von Quacksalbern, Wahrsagern und Sterndeutern ausgeübt; denn abergläubisch sind sie im höchsten Grade, besonders glauben die Frauen an Zauberei. Weder Männer noch Frauen konnten wir dazu bewegen, sich abzeichnen zu lassen, und wir konnten dies nur heimlich thun. Ueberhaupt stehen die Patagonier noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Gesittung. Bis jetzt haben sie noch kein Bedürfniß gefühlt, sich an festen Wohnorten niederzulassen. Mit ihren Pferden und Hunden, worin ihr ganzer Reichthum besteht, leben sie heute da, morgen dort, am liebsten jedoch in Thälern, wo sie Holz und Wasser leicht erhalten können und Aussicht auf eine ergiebige Jagd haben. Bei aller Roheit sind sie aber höchst gutmüthige und friedliche Leute. Selbst der Krieg zwischen den einzelnen Stämmen wird ohne großes Blutvergießen geführt. Hat ein Stamm sich über einen andern zu beklagen, so schickt er ihm eine Herausforderung. Wird diese angenommen, so besteigen beide Stämme die Pferde, und ungefähr hundert Krieger von jedem beginnen den Kampf. Wird von dieser Anzahl auch nur einer getödtet oder verwundet, so ergreifen alle seine Gefährten die Flucht. Schon am folgenden Tage schließen beide Stämme

wieder Frieden, veranstalten ein gemeinschaftliches Fest und beschenken sich wechselseitig. Am Tage nach dem Friedensschlusse brechen beide Stämme zu einer gemeinschaftlichen Jagd auf, deren Beute sie theilen. Ihre Waffen sind der Bogen und der Lasso, der aus drei ledernen, unten mit runden Steinen versehenen Riemen besteht. Ihre Schutzwaffen sind ein dicker Mantel aus Guanacofellen und ein sehr starker, lederner und mit Kupferplättchen belegter Helm. Der Häuptling scheint der oberste Richter zu sein. Aus Streitigkeiten über die Vertheilung der Jagdbeute entstehen häufig auch Zweikämpfe. — Wenn ein junger Mensch sich verheirathen will, so giebt er dem Vater des Mädchens, mit dem er sich geeinigt, ein Pferd, einen Mantel und einige Gegenstände von Kupfer. Dieser legt dann die Rechte seiner Tochter und des Bräutigams in einander, und auf diese Weise ist die Ehe für geschlossen erklärt. Bei solchen Gelegenheiten werden Feste veranstaltet, und dergleichen finden auch für den ganzen Stamm statt. Man verzehrt alsdann ein Pferd, tanzt von früh bis spät und singt ein Lied dazu. Man spielt auch mit Karten und Kugeln um Bälle, Mäntel, Zäume, Kupfergeräthschaften. Die Weiber setzen hauptsächlich Schmucksachen und Fettsalbe ein. Zärtlich ist die Liebe derselben für ihre kleinen Kinder. Jeden Abend werden diese von ihren Müttern gewaschen, abgetrocknet und in ihre aus Zweigen geflochtenen Wiegen gelegt. Vom siebenten oder achten Jahre an werden die Kinder sich ganz selbst überlassen. Sie treiben sich fast ganz nackt zwischen den Zelten umher und scheinen die Kälte nicht zu fühlen; ein kleines, über die Schultern hängendes Fellstück ist ihre einzige Bedeckung. Zu den Pflichten der Frau gehört auch, daß sie Brennholz sucht. Sie setzt sich zu Pferd und sammelt ihren Bedarf. Wenn ein Mann stirbt, so werden alle Personen, die mit ihm in demselben Zelte wohnten, anderswo untergebracht. Unter sie vertheilt dann der Häuptling die nöthigsten Hausgeräthe, als Messer, Säbel und Scheeren. Die Pferde und Hunde werden getödtet und sammt den Fellen, dem Zelte und allem anderen Besitzthum auf dem Grabe des Verstorbenen verbrannt; denn sie meinen, ohne die zur Jagd nöthigen Gegenstände müsse derselbe in der anderen Welt, welches die Anden

in Chili sind, verhungern. Der Leichnam wird in einen Mantel gehüllt und in ein offenes Grab nicht gelegt, sondern gesetzt. Während man ihn mit Erde bedeckt, wird ein wahrhaft höllischer Lärm gemacht. Man betet noch zwei bis drei Tage für den Todten und vergißt ihn dann, während Gras und Stauden jede Spur des Grabes verwischen. Die Frau schneidet zum Zeichen der Wittwenschaft einen Theil der Haare ab, kehrt zum Vater zurück oder heirathet auch schon am folgenden Tage wieder, wenn sie einen Mann findet."

So lautete im Wesentlichen der Bericht der Officiere. Der von ihnen mitgebrachte Häuptling Konguer maß fast sechs Fuß. Sein schöner Mantel bestand aus schwarzen und weißen Fellen von ziemlich feinem Haar. Thee und Branntwein trank er mit großem Behagen und nahm Alles, was man ihm schenkte, mit Dank an. — Als ich Nachmittags das Lager der Patagonier besuchte, zeigte mir Niederhauser auch einige Leute von dem Volke der Pescheräh's, welche das Feuerland bewohnen. Sie waren schwächer, elender und furchtsamer; auch ließ ihr kürzeres, nach der flacheren Stirn zu mehr abgeplattetes Gesicht auf spärlichere Geistesfähigkeiten schließen. Wenn die Patagonier ihre Kinder erhaschen können, so machen sie dieselben zu Sclaven, setzen sie aber, wenn sie erwachsen sind, wieder in Freiheit. Die Pescheräh's besitzen Fahrzeuge (Piroguen) und befassen sich mit dem Fischfange; die Patagonier sind fast immer zu Pferd und leben fast ausschließlich von der Jagd. Die Pescheräh's besuchen auch die Inseln der ihnen gegenüberliegenden Küste, während die Patagonier nie das Festland verlassen, wo sie ihr unstetes Nomadenleben oft auf fünf- bis sechshundert Meilen weit ins Innere ausdehnen. Auf dem Feuerland sah Niederhauser oft an 50 Piroguen und 150 Eingeborene beisammen. Dies sind aber so winzige, schwache und feigherzige Leute, daß er einige Mal mit einem Schlüssel, den er wie eine Pistole anschlug, eine ganze Schaar in die Flucht jagte. Die größte Anzahl von Patagoniern, die er je beisammen sah, betrug ungefähr tausend. Bei Port Desiré wollte er einen wahrhaft kolossalen Eingeborenen von 9 französischen Fuß Höhe gesehen haben. Er konnte einen Daumen des Riesen nicht mit der Hand umfassen.

Dies sei aber, bemerkte er, nur eine Ausnahme, und es gebe hier kein ganzes Volk von solcher Körpergröße. Ich bemerkte einen stattlichen Greis, welcher der Großvater von Konguer's Frau war. Dieser konnte nach Niederhausers Schätzung neunzig bis hundert Jahre alt sein. Ein anderer Greis am Ufer des Port Desiré soll nach seiner Aussage ein Alter von hundert und funfzig Wintern erreicht haben. Einige unserer Officiere stießen am Peckétthafen, der über eine Meile weit ins Land reicht, auf ein Lager der Pescheräh's. Es zählte acht bis zehn aus einem einfachen kreisrunden Schirm bestehende Zelte. In einer Einfassung von verkrüppelten Bäumen, den einzigen dieser Gegend, weideten kleine magere Pferde. Bei den Hütten wurden sie durch das Gebell einer Menge entgegenspringender Hunde angekündigt. Diese Leute schienen viel ärmer, elender und wenigstens eben so unreinlich als die Patagonier zu sein. Die Felle, welche ihre Zelte bedeckten, waren allenthalben durchlöchert und hingen in Fetzen herab. Ihre Mäntel waren alt, abgetragen und schmutzig, und sie nahmen sich kaum Mühe, sich in dieselben zu hüllen. Die Männer waren nicht so groß und hatten weniger regelmäßige Züge, als die des Patagonierstammes; auch fehlte die Adlernase. Die Frauen waren bei weitem kleiner, hatten aufgestülpte Nasen und einen großen Mund, aber schöne Zähne: das Gesicht bemalten sie sich, wie die Patagonierinnen. Mehrere waren nicht größer als 4 Fuß 6 bis 8 Zoll. Alle, selbst die, welche Kinder stillten, schienen wenig oder gar keine Brust zu haben. Die Kinder trinken bis zu drei oder vier Jahren an der Brust. In den Zelten gab es keinen anderen Vorrath an Lebensmitteln, als ein kleines Stück Straußenfleisch. Mehrere aßen am Feuer geröstete Miesmuscheln und Schüsselschnecken*). Sie hatten Alle einen Vorrath von Pfeilen und

*) Der Engländer Darwin nennt als Hauptnahrungsmitel für die Eingeborenen einen kugeligen hellgelben Schwamm von der Größe eines kleinen Apfels, der vielfach an der Rinde der Buchen hängt und der Morchel verwandt ist. Das Innere besteht aus einer weißen fleischigen Substanz. Man ißt diesen Schwamm ungekocht, und wenn er wohl gekaut wird, so hat er einen schleimigen und etwas süßen Geschmack mit einem matten Geruch, wie ein Champignon.

schienen sehr viel auf ihre Bogen zu halten. Auch Schleudern hingen an ihrem Halse.

Die Umgegend des Peckethafens bietet eine unabsehbare, wellenförmige Ebene mit Grasplätzen. Nirgends wird das Auge durch den Anblick eines Baumes erfreut. Man bemerkt in diesen traurigen Steppen nur Binsen, Gräser, einige stachelichte Pflanzen, eine Art wilder Johannisbeerstaude und einen anderen zahlreich wachsenden Strauch mit aschfarbigen Blättern. Der aus Torf bestehende Boden ist gleich einem Siebe von einer Menge Höhlen durchlöchert, die fast unseren Maulwurfswohnungen gleichen. Legionen von Ratten und Wieseln hausen in diesen unterirdischen Räumen. Die zur größten Art gehörenden Ratten haben einen ziemlich schönen, auf dem Rücken schwarzen und auf dem Bauche weißen Pelz, aus dem die Patagonier zuweilen Mäntel verfertigen. Auf den Grasflächen sieht man Strauße mit apfelgrauem Gefieder laufen, welche kleiner sind als die afrikanischen, auch nicht das sammetartige Gefieder derselben haben. Die Guanacos halten sich am liebsten auf den Spitzen der Hügel auf, wo sie in großer Ferne die anrückenden patagonischen Jäger wahrnehmen können. Stets auf das leiseste Geräusch aufmerksam, haben diese furchtsamen Thiere keine andere Schutzwehr gegen ihre Feinde, als die sorgsamste Wachsamkeit und eine Schnelligkeit, welche nur von der guter Pferde übertroffen wird. Die Vertiefungen des Bodens schließen ziemlich große See'n ein, die durch unzählige Flüge von Gänsen und Enten belebt sind. Die sumpfigen Stellen dienen den Seeschnepfen als Schlupfwinkel; auch bemerkte man große schwarze Regenpfeifer, viele Lerchen, Wasserläufer und Seelerchen. Die am Eingange des Hafens liegende Platte-Insel ist fast durchaus von Möven bedeckt, die den fremden Ankömmling mit schrecklichem Geschrei umkreisen. Unter den Pflanzen nenne ich hier nur eine kleine schöne Pantoffelblume (Calceolaria) mit gelben Blüthen, einen kriechenden Bohnenbaum (Cytisus) mit seidenartigen Blättern, eine kleine Bibernell (Pimpinella) mit gelben Blumen, ein Pfriemengras (Stipa), ein herrliches Ruhrkraut (Gnaphalium), so wie eine Trespe (Bromus) mit aufgedunsenen Spelzen. Als Meeresproduct verdient noch Erwähnung der

Kelp (Fucus giganteus). Diese schwimmende Pflanze wächst auf jedem Felsen bis zu einer großen Tiefe, und dient so als Warnungszeichen für die Schiffer. Sie wächst und gedeiht mitten in den Brandungen des Oceans. Der Stamm ist rund, schleimig, glatt und hat selten einen Zoll im Durchmesser. Einige zusammen sind hinreichend stark, um das Gewicht großer loser Steine zu tragen, an welche sie sich in den innern Meerescanälen anheften.

Am 8. Januar gingen wir wieder unter Segel und gegen Mitternacht befanden wir uns bei günstigem Winde am Ausgange der Magellansstraße, nachdem wir innerhalb 27 Tagen zwei Drittheile ihres Umfangs besucht und die Lage dieser Küstenstrecke genau aufgenommen hatten. Die Nacht war schön, und ein lustiger Westwind wehte anhaltend. Man sah das Land um drei Uhr des Morgens steuerbordwärts und nahm dann eine südöstliche Richtung. Wir liefen fortwährend mit einer Schnelligkeit von sechs bis sieben Knoten in einer Entfernung von sechs Meilen an der Küste hin. Nachmittags um zwei Uhr kamen wir an dem Cap Peñas vorüber, welches von gefährlichen Felsen umgeben und deshalb merkwürdig ist, weil die bis hierher dürre und kahle Küste des Feuerlandes nun beginnt sich mit Holz zu bedecken. — Am anderen Tage sahen wir am Cap Diego schöne Wälder, welche mit lichten Weiden abwechselten. Durch das Fernglas gewahrten wir leicht die schlanken und blassen Stämme der südlichen Buche. Das Ufer scheint sich hier zu kleinen, lachenden und sicheren Baien zu gestalten, wo der Mensch einen angenehmen Aufenthalt finden könnte. Wir bemerkten jedoch nirgends eine Spur von Bevölkerung. Im Inneren erheben sich hier und da schroffe Berggipfel, von denen mehrere mit Gletschern bedeckt sind. Der Berg, welcher gewöhnlich „die Glocke" genannt wird, unterscheidet sich durch seine Vereinzelung, durch seine Rundung und besonders durch seine Höhe. Er bildet den Gipfelpunkt von diesem ganzen südöstlichen Theile des Feuerlandes. Bald darauf öffnete die verrufene Le-Maire-Straße sich vor uns und zeigte uns ihr scheinbar stilles und ruhiges Gewässer. Da der Wind uns jedoch nicht günstig war, so steuerte ich nach NO. Gegen Abend konnten wir bei heiterem Himmel mit

Muße die so wunderlich ausgezackte Küste der Staaten-Insel in Augenschein nehmen. — Wir schalten hier einige Nachrichten des Engländers Darwin über die Feuerländer der Südküste ein.

„Am 17. December 1832 kurz nach Mittag passirten wir das Cap St. Diego und fuhren in die Straße Le Maire ein. Am Nachmittag ankerten wir in der Bucht „Guter Erfolg" (Good success). Der Hafen besteht aus einer schönen Wasserfläche, die halb von niedrigen abgerundeten Thonschiefer-Bergen umgeben ist, welche bis zum Rande des Wassers mit einem dichten dunklen Walde bedeckt sind. Eine Gruppe von Feuerländern saß auf einer wilden über die See hängenden Felsspitze. Als wir vorüberkamen, sprangen sie auf und riefen uns mit lauter, wohlklingender Stimme zu, indem sie ihre zerrissenen Mäntel in der Luft schwangen. Sie folgten dem Schiffe, und ehe es dunkel wurde, sahen wir ihre Feuer und hörten abermals ihr wildes Geschrei. Am andern Morgen schickte der Capitain ein Boot aus, um mit ihnen zu verkehren. Als wir nahe kamen, sprang einer von den vier Eingeborenen, die gegenwärtig waren, hervor und fing an aufs lauteste zu rufen, um uns zu sagen, wo wir landen sollten. Nachdem wir das Ufer erreicht hatten, sahen sie etwas bestürzt aus, fuhren aber fort, mit großer Schnelligkeit zu sprechen und Zeichen zu machen. Der vorzüglichste Sprecher war alt und schien das Haupt der Familie zu sein; die drei anderen waren kräftige junge Männer, ungefähr sechs Fuß hoch. Die Weiber und Kinder waren weggeschickt worden. Diese Feuerländer scheinen den Patagoniern verwandt. Ihr einziges Kleid besteht aus einem Guanaco-Mantel mit der Wolle nach außen. Diesen tragen sie über die Schultern geworfen, wobei ihr Körper eben so oft nackt, als bedeckt ist. Ihre Haut ist schmutzig kupferroth. Der alte Mann hatte ein Netz von weißen Federn um seinen Kopf gebunden, welches sein schwarzes, grobes und verworrenes Haar theilweis zusammenhielt. Sein Gesicht war mit zwei breiten Querbalken bezeichnet, ein rothgemalter reichte von einem Ohr zum andern und schloß die Oberlippe ein; der andere war weiß wie Kreide und lief parallel mit dem ersten, so daß selbst seine Augenlieder auf diese Weise gefärbt waren. Einige der anderen Männer waren

mit Streifen von schwarzem Kohlenpulver bemalt. Die Gesellschaft glich ganz den Teufeln, wie sie im Freischütz auf die Bühne kommen. Ihre Stellung war anfangs zaghaft, ihre Mienen mißtrauisch und bestürzt. Nachdem wir ihnen jedoch etwas Scharlachtuch gegeben, das sie augenblicklich um den Hals banden, wurden sie zutraulicher. Der Alte machte dies bemerklich, indem er uns auf die Brust klopfte und ein gluckerndes Geräusch hören ließ, wie wenn Jemand Hühner füttert. Ich ging mit ihm, und seine Freundschaftszeichen wurden mehrmals wiederholt und mit drei harten, gleichzeitig auf die Brust und den Rücken gegebenen Schlägen beschlossen. Dann entblößte er seine Brust, damit ich ihm den Gruß wiedergeben sollte, und es schien ihm wohl zu gefallen, als dies geschah. Die Sprache dieser Leute besteht in rauhen, abgebrochenen Kehltönen, die man kaum articulirt nennen kann. Dem größten unter ihnen schien es augenscheinlich Freude zu verursachen, daß man seine Höhe bemerkte. Als man ihn mit dem Größten unter der Bootsmannschaft Rücken an Rücken stellte, so versuchte er Alles, um höher zu erscheinen, indem er sich auf die Zehen stellte. Er öffnete seinen Mund und zeigte seine Zähne; dann drehte er sein Gesicht, um uns eine Seitenansicht zu geben, und alles dies geschah mit solchem Frohsinn, daß er sich gewiß für den schönsten Mann des ganzen Landes hielt. Als Einer von uns seinen Arm entblößte, drückten die Wilden ihre lebhafte Bewunderung über seine weiße Farbe aus. Es schien uns, als hielten sie zwei oder drei von unseren Officieren, die etwas kleiner und weißer als die übrigen waren, obgleich sie wie wir große Bärte hatten, für die Damen der Gesellschaft. Sie selbst haben nämlich nur wenige dünne Barthaare, so daß der Unterschied der Geschlechter dadurch weniger markirt wird. Obgleich sie wenig an Europäer gewöhnt schienen, so kannten sie doch und fürchteten unsere Feuergewehre; nichts vermochte Einen von ihnen, ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Sie baten um Messer, die sie mit dem spanischen Worte „Cuchilla“ nannten. Sie erläuterten auch, was sie wollten, indem sie thaten, als hätten sie ein Stück Speck im Munde und wollten es zerschneiden, statt es zu zerreißen. Mit Erstaunen sahen sie unserem Tanzen zu; aber Einer von ihnen schlug einen

kleinen Walzer nicht ab. Als einer der Unsrigen einen Gesang anfing, waren sie außer sich. Ausgezeichnet sind sie jedoch in der Kunst der Nachahmung. So oft wir husteten oder gähnten oder sonst eine linkische Bewegung machten, wiederholten Alle augenblicklich das Husten, das Gähnen und die Bewegung. Einige von unseren Leuten fingen an zu schielen und Gesichter zu schneiden; aber einer der jungen Feuerländer, dessen ganzes Gesicht, mit Ausnahme eines weißen Streifens durch die Augen, schwarz bemalt war, schnitt, gleich einem Affen, weit häßlichere Grimassen. Mit vollkommener Richtigkeit wiederholten sie jedes Wort eines an sie gerichteten Redesatzes und erinnerten sich dieser Worte eine Zeit lang."

Hören wir nun weiter Einiges von dem, was der Amerikaner Wilkes von den Feuerländern in den Gegenden des Cap Horn(oh) berichtet. „Beim Umschiffen des Cap Horn", sagte er, „hatten wir herrliches Wetter. Wir fuhren zwei Meilen von dem gefürchteten Vorgebirge hin und mußten diese zerrissenen Abhänge anstaunen, die den Seeleuten so viel Schrecken einflößen. Dann fuhren wir zwischen den Eremiten-Inseln und dem falschen Cap Horn hindurch und erreichten so den Orange-Hafen (Orange-Harbour), den sichersten Hafen an dieser Küste. Die Berge erheben sich auf beiden Seiten in kegelförmige Gipfel, das nackte, zerrissene, aber durchaus nicht vulkanische Gestein starrt allenthalben empor, und Alles hat ein bleiches winterliches Ansehn. Dennoch ist der Anblick nicht unangenehm. Die Berge sind mit dichten Wäldern von Buchen, Birken, Weiden und Wintereichen bedeckt, wovon die ersten durch die herrschenden Südwestwinde sämmtlich gegen Nordost gebeugt sind. Ehe wir den Orange-Hafen verließen, kam ein aus Rinde gefertigtes Canoe mit einem Pescheräh, seiner Frau und vier Kindern in die Nähe des Schiffes. Sie waren ganz nackt mit Ausnahme eines Stückes Seehundsfell, das gewöhnlich nach der Windseite hin getragen wird. Die Leute waren nicht über fünf Fuß hoch und von heller Kupferfarbe, die aber durch Ruß und Schmutz fast verdeckt wird, namentlich auf den Gesichtern, die sie vertical (also in der Richtung der Nase) mit Holzkohle bezeichnen. Sie haben kurze, zusammengedrückte Gesichter, schmale Stirnen und hohe Backen-

knochen; die Augen sind klein und gewöhnlich schwarz, ihre Nase ist breit und flach, die Nasenlöcher weit ausgedehnt, der Mund groß, die Zähne weiß, groß und regelmäßig. Das lange, straffe, schwarze Haar hängt über das Gesicht herab und ist mit weißer Asche bedeckt, was ihnen ein abscheuliches Ansehn giebt. Ihre Körper sind bemerkenswerth durch die starke Entwickelung der Brust, der Schultern und der Wirbelsäule; ihre Arme sind unverhältnißmäßig lang, ihre Beine dünn und schlecht gebaut. Bei Einigen scheinen die Beinmuskeln fast ganz zu fehlen und sie haben wenig Stärke darin. Dies kommt von dem beständigen Sitzen in ihren Canoes oder in ihren Hütten; denn die Verbindungen zu Lande sind sehr gehemmt, theils durch den eigenthümlich gebirgigen und felsigen Charakter des Landes, das statt der Thäler vorzugsweise Meeresbuchten hat, theils durch die sumpfige Beschaffenheit des Bodens auf den Bergen, in den Ebenen und Thälern, so wie endlich durch die Undurchdringlichkeit der dicht mit dornigen Büschen verwachsenen Wälder. Diese Leute wissen Geberden und Töne ausnehmend gut nachzuahmen und wiederholten jedes Wort unserer Sprache mit ungemein richtigem Ausdruck. Die Nachahmung der Töne geht wirklich ins Erstaunliche. Einer machte nach den Tönen einer Geige die Octave auf- und abwärts vollkommen richtig durch; selbst den Halbtönen konnte er fast ohne Fehler folgen. Obgleich man sie zuweilen ganz laut schreien hört, konnten sie doch keinen Lärm ertragen. So oft die Trommel gerührt oder ein Gewehr abgefeuert wurde, steckten sie stets die Finger in die Ohren; unter einander sprechen sie immer nur flüsternd. Ihr vorsichtiges Benehmen zeigte Furchtsamkeit an. Die Männer waren außerordentlich eifersüchtig auf ihre Weiber, die sie nie auf die Schiffe steigen ließen. Diese sieht man in den Hütten stets sitzend, so daß die Kniee das Kinn berühren. Ihre Hände und Füße sind klein und gut geformt, so daß sie keine Gewöhnung an harte Arbeit verrathen. Ihre Kinder scheinen sie sehr zu lieben, obgleich sie dieselben öfter zum Verkauf anboten. Ihre Gesichter waren, vielleicht absichtlich von den eifersüchtigen Männern, ganz mit Ruß beschmiert. In den Canoes unterhalten die Pescherähs immer Feuer, so gefährlich es auch manchmal ist. Wahrscheinlich

geschieht dies, um alsbald Feuer machen zu können, was für sie sehr schwierig sein muß. Ihre Speisen, die aus Schalthieren, Fischen, Robben, Beeren und wildem Sellerie bestehen, kochen sie wenig; die Schalthiere lösen sie durch Hitze von der Schale ab, die Fische braten sie zum Theil in ihrer Haut, ohne sie auszunehmen. Wein und geistige Getränke wiesen sie zurück, nahmen aber gern Zuckerwasser; Salzspeisen schmeckten ihnen nicht, dagegen verschlangen sie gierig Reis und Pudding. In ihren aus Rinde gebauten und mit Fischbein, Seehundsfellen und Baumzweigen fester gemachten Canoes wagen sie sich kaum über die Untiefen hinaus, wo noch Seegras wächst. Ihre Hütten sind gewöhnlich hart am Ufer im Hintergrund einer kleinen Bai, gebaut aus Zweigen und kleinen in die Erde gestoßenen Bäumen, die man oben zusammenbiegt, mit Rinde, Binsen und Zweigen durchflicht und bedeckt, so daß sie warm und dem Wind und Schnee, wenn auch nicht ganz dem Regen undurchdringlich sind. Ihre Höhe beträgt vier bis fünf Fuß, und man kriecht durch ein ovales Loch hinein. Ein Haufen Muscheln, fast so groß wie die Hütte selbst, pflegt dabei zu sein."

Nördlich vom Cap Horn liegt die Wollaston-Insel, wo Darwing die Pescherähs der untersten Stufe kennen lernte. „Während wir nach dem Lande ruderten," sagt er, „stießen wir auf ein Canoe mit sechs Feuerländern. Dies waren die jämmerlichsten und elendesten Geschöpfe, die ich je gesehen und die wohl auf der ganzen Erde nicht ihres Gleichen haben. Sie waren ganz nackt. Es regnete heftig und das frische Wasser, mit dem Spritzen des Meeres vermischt, träufelte an ihrem Körper herunter. In einem anderen Hafen kam eines Tags ein Weib, das ein neugebornes Kind säugte, an die Seite unseres Schiffes und blieb dort, während die Schlossen auf ihren nackten Busen und auf die Haut ihres nackten Kindes fielen und dort schmolzen. Im Ponsonby-Sund*) setzte sich einst eine kleine Familie von

*) Der große Beagle-Canal durchschneidet den Süden des Feuerlandes von O. nach W.; in seiner Mitte verbindet sich mit ihm nach S. in einem rechten Winkel ein unregelmäßiger Canal, der Ponsonby-Sund heißt.

Feuerländern während der Nacht ganz harmlos zu uns um ein brennendes Feuer. Wir waren warm bekleidet und obgleich wir nahe am Feuer saßen, war es uns doch keineswegs zu warm; die nackten Leute indeß, die weiter entfernt saßen, zerflossen in Schweiß. In Goeree Rhede sah ich einen Platz, wo einer von diesen nackten Menschen geschlafen hatte, der nicht mehr Schutz darbot, als das Lager eines Hasen. So viel thut die Abhärtung, aber auch die Verthierung. Diese armen Geschöpfe waren in ihrem Wachsthum zurückgeblieben, ihre häßlichen Gesichter hatten sie mit weißer Farbe beschmiert, ihre Haut war fettig und schmutzig, ihr Haar verworren, ihre Stimme mißtönend, ihr Mienenspiel heftig und ohne Würde. Wenn man solche Menschen sieht, glaubt man kaum, daß sie Mitmenschen und Bewohner derselben Erde sind. In der Nacht schlafen fünf oder sechs nackte menschliche Wesen, die kaum vor dem Wind und Regen geschützt sind, auf dem nassen Grunde wie Thiere zusammengerollt. Wenn es Ebbe ist, so müssen sie aufstehen und Schalthiere suchen; die Weiber tauchen entweder nach See-Igeln, oder sitzen geduldig in ihren Kähnen und fangen mit einer Angel kleine Fische. Wird ein Seehund getödtet oder entdecken sie den schwimmenden Leichnam eines Wallfisches, so ist dies ein Festtag. Zu solch elender Nahrung kommen geschmacklose Schwämme und Beeren. Oft leiden sie auch Hungersnoth und in Folge davon herrscht Menschenfresserei und Elternmord. Diese Stämme haben keine Regierung oder Oberhaupt. Ihr Land ist eine zerrissene Masse wilder Felsen, hoher Hügel, nutzloser Wälder, und diese erblickt man nur in Nebeln und endlosen Stürmen. Ihre Geschicklichkeit kann in einiger Beziehung mit dem Instincte der Thiere verglichen werden, denn keine Erfahrung verbessert sie: ihr Kahn ist ihr künstlichstes Werk, aber armselig wie er ist, blieb er in den letzten 250 Jahren derselbe. Als wir im Ponsonby-Sund unter einer Klippe herkamen, erschienen vier oder fünf Männer plötzlich über unseren Köpfen, eine der wildesten Gruppen, die man sehen konnte. Vollkommen nackt, mit langwehendem Haare und mit rohen Stäben in den Händen sprangen sie vom Boden auf, schwangen die Arme über ihre Köpfe und gaben die häßlichsten Töne von sich. Nachdem wir gelandet, behielten sie ihre

Schleuder in den Händen. Wir erfreuten sie aber bald durch kleine Geschenke, indem wir ihnen z. B. eine rothe Schnur um ihre Köpfe banden. Nun hielt es aber schwer, sie zufrieden zu stellen. Jung und Alt, Männer und Kinder wiederholten ohne Unterlaß das Wort „Jammerschkuner", das „Gieb mir" bedeutet. Der Europäer ist sehr übel daran mit diesen Wilden, sofern sie keine Vorstellung von der Gewalt der Feuergewehre haben. Viele dieser Wilden haben gewiß Gegenstände mit der Flinte treffen oder Thiere tödten sehen, ohne im Geringsten die Tödtlichkeit des Werkzeuges zu ahnen, wovon sie nur durch die eigene Verwundung überzeugt werden können. Capitain Fitzroy feuerte einst seine Pistole zwei Mal an der Seite eines Eingeborenen ab, um einen Trupp zurückzuscheuchen. Der Mann sah erstaunt aus, rieb sich sorgfältig und schnell an seinem Kopfe, als ob der Schall ihm Etwas daran verletzt hätte; dann plauderte er mit seinen Begleitern fort, aber dachte nicht ans Weglaufen. Von gewissen Dingen, z. B. von einem Boote, dessen Nutzen ihnen doch eingeleuchtet haben muß, nahmen sie wenig Notiz. Dagegen erregte die weiße Farbe unserer Haut, die Schönheit von Scharlachtuch oder blauen Perlen, die Abwesenheit von Weibern, die Sorgfalt, mit der wir uns wuschen, ihre Bewunderung in einem viel höheren Grade, als irgend ein großer Gegenstand, wie z. B. ein Schiff." —

Wir kehren zu unseren Corvetten zurück. Am 11. Januar kamen wir zur Mittagszeit an dem Cap St. Johann, der östlichsten Spitze des Staatenlandes, vorüber. Dies ist ein mittelmäßig hoher, nackter und von einigen dürren Felsen gekrönter Hügel. Dann steuerten wir nach OSO., und alle unsere Anstrengungen waren von jetzt an darauf gerichtet, die Polargegenden zu erreichen.

Drittes Kapitel.

Am Morgen des 13. Januar hüllte uns ein so dichter Nebel ein, daß wir die Zelée, welche höchstens drei Schiffslängen

von uns entfernt war, kaum zu erkennen vermochten. Des Abends zerstreute sich der Nebel, um einer von einem ununterbrochenen Regen begleiteten Windstille Platz zu machen, und die beiden Schiffe befanden sich, ohne steuern zu können, einige Zeit so nahe an einander, daß ein Zusammenstoßen fast unvermeidlich schien. Der Regen hörte erst am folgenden Tage des Vormittags um neun Uhr auf. Die Sonne erschien wieder, und mit ihr kamen auch die verschwundenen Vögel zurück, nämlich Albatrosse, Sturmvögel, Eisvögel und kleine Taucher. Die Temperatur fing an rasch zu sinken, und die sehr frischen Dünste, welche trotz des klaren Himmels den Horizont verdunkelten, verkündeten die Nähe des Eises.

Den 15. Januar hatten wir Vormittags wieder ziemlich dichten Nebel; um zwei Uhr verlor er sich indessen plötzlich, und wir genossen nun bei herrlichem Wetter eines genau begrenzten Horizontes. Ein kleiner Wallfisch von dreißig Fuß Länge, mit braunem Rücken, weißlichem Bauche, dicker stumpfer und kurzer Rückenflosse, belustigte sich ungefähr zwanzig Minuten damit, daß er zwischen den beiden Schiffen hin und her schwamm; dann tauchte er unter und verschwand. Um fünf Uhr wurde der Nebel noch dichter als früher; der Wind blies sehr frisch von Norden her; die See fing an höher zu gehen, und Alles schien einen nahen Windstoß anzudeuten. Gegen acht Uhr glaubte die Wache auf dem Vordertheile des Schiffes Anzeichen von Brandung wahrzunehmen. Ich überzeugte mich jedoch bald, daß es nur Eisstücke waren, an welchen die See sich hin und wieder brach. Diese Eisstücke sind nur Trümmer von 9 bis 12 Fuß Höhe und von der Größe einer Schaluppe, die zuweilen einen matten bleichen Schimmer verbreiten. Die Matrosen schienen bei dem ungewohnten Anblicke derselben eine gewisse Gemüthsunruhe zu fühlen, und sie waren auch in der That der Vortrab eines furchtbaren Feindes, den sie zu bekämpfen hatten. Zwanzig Minuten später wurde die allgemeine Aufmerksamkeit plötzlich von diesen unbedeutenden Bruchstücken auf eine hundert Mal größere, ungefähr drei Meilen entfernte Masse hingezogen. Es war ein ungeheurer auf den Wogen schwimmender Eisblock in Gestalt eines dreieckigen Prisma. Er verbreitete, je nachdem die vor

dem Winde fliehenden Nebelwolken seine Seiten entschleierten oder verhüllten, mehr oder weniger Schimmer; meistens stellte er sich aber als ein leichter, flüchtiger Schatten dar. Er war wirklich bedeutend und konnte ungefähr 130 Fuß Höhe und 190 Fuß Länge haben. Wir befanden uns jetzt unter 59° 30′ S. B. und ungefähr 57° 30′ W. L. Der Wind blies sehr frisch von Norden her und war von Regen und geschmolzenem Schnee begleitet; das Meer ging hohl. — Als die Sonne sich am 16. Januar zum Untergange neigte, gingen ihrem Verschwinden Wolken von sehr sonderbarem Ansehen voran. Besonders auffallend war eine derselben, welche die Form eines alterthümlichen, schlanken, auf einem hohen Fußgestell ruhenden Bechers nachahmte und beinahe zehn Minuten in südlicher Richtung feststand. Die auf einem fleckenlosen himmelblauen Grunde gezeichneten Umrisse waren so scharf und hervorspringend, daß man das Ganze für einen zur Hälfte sanft erleuchteten, zur Hälfte im Schatten stehenden Marmor- oder Granitblock hätte halten können. Das Bild erhob sich in einer vollkommen senkrecht auf dem Horizont stehenden Stellung, und seine Höhe konnte einen Raum von ungefähr funfzehn Graden am Himmelsbogen ausfüllen. — In den folgenden Tagen hatten wir viel mit dichtem Nebel zu kämpfen; dazwischen kam Regen, der von geschmolzenem Schnee begleitet war, was man Schlickerschlacker-Wetter nennt. Am 18. Nachmittags gingen wir in der Entfernung von ungefähr zwei Kabellängen an einer Eisinsel vorüber. Sie bot den Anblick einer im Inneren durch die Fluthen ausgehöhlten Masse und glich einem alten in Ruinen liegenden Thurme mit vollkommen senkrechten Seiten. Ein Theil ihrer äußeren Oberfläche hatte ganz den Glanz des Schnees, während das matte schmutzige Weiß des ganzen übrigen Umfangs ihr von fern das Ansehen eines Felsens gab. Das Innere dagegen zeigte leichte azurblaue Farben, deren Widerschein beim Einfallen der Sonnenstrahlen blendete. Ein dickes in einer der Seiten steckendes Felsstück bewies hinlänglich, daß diese Masse von der Küste irgend eines Landes losgerissen und hierher getrieben worden war. Nach einer angestellten Berechnung betrug die Länge ungefähr 600 Fuß, die Breite 475 Fuß, die Höhe am südlichen Theile 125,

am nördlichen Theile 95 Fuß. Diese Eismasse schien so gänzlich unbeweglich, daß die hohle See sich längs ihrer Seiten tobend brach. Sie neigte sich schon auf die eine Seite und durch das fortdauernde Anstürmen der Wogen wird sie endlich umgeschlagen sein. Bald nachher ließen sich andere Eisberge sehen und einige nöthigten uns dagegen zu manövriren, um ihnen auszuweichen. Die Gipfel derselben waren mit Captauben und Sturmvögeln bedeckt und an ihren Seiten standen ernste Pinguine senkrecht auf ihren Füßen mit hochgehaltenem Kopfe und fest an den Seiten anliegenden Flügeln, gleich Rekruten. Von Zeit zu Zeit begrüßten sie uns mit heiserem Geschrei, stürzten sich in's Wasser und tummelten sich um die Corvetten. Die ältesten Seefahrer haben diese Vögel mit Kindern verglichen, die eine weiße Schürze anhaben. Mir kamen sie vor wie Stiftsherren, welche auf den Chorstühlen der Kathedrale sitzen und mit einem vorn weißen, hinten schwarzen Talar bekleidet sind.

Am 19. fiel ein sehr dichter Schnee, und am Tage darauf kamen wir an einer Eisinsel vorüber, die nicht weniger als 6500 Fuß im Umfange und 210 Fuß Höhe hatte. Sie war eine der höchsten, welche wir auf dieser Reise maßen. In einer Entfernung von fünf Meilen schien diese lange einförmige Tafel mit senkrechten, von oben bis unten durchfurchten Seiten dem Lande, wie es sich unter gewissen Lichtbrechungen darstellt, täuschend ähnlich, und wir konnten jetzt leicht begreifen, wie verschiedene Seefahrer sich irre machen lassen und Eisinseln als festes Land ankündigen konnten. Außerdem gingen noch eine Menge Eisblöcke an uns vorüber. Die meisten waren mit Schnee bedeckt. Die Kanten der nicht beschneieten Massen warfen oft, gleich Edelsteinen, die glänzendsten Abstufungen von Blau, Roth und Veilchenblau zurück. Die weißen Sturmvögel wurden häufiger, und wir bemerkten eine große Anzahl der Finnfische oder Wallfische mit Rückenflosse. — Wir haben jetzt keine wirkliche Nacht mehr, sondern nur Dämmerung von 11 bis 1 Uhr Morgens, wodurch wir einigermaßen für die Trübsale des Nebels entschädigt werden. Bei klarem Horizont, was freilich nur selten der Fall ist, kann man die hohen Eismassen in einer Entfernung von zwölf bis funfzehn Meilen wahrnehmen. Ein Dutzend Eis-

blöcke bleibt uns regelmäßig im Gesicht. Das immer neue Scenen darbietende Schauspiel derselben bringt einige Abwechselung in unsere einförmige Fahrt. Ein Theil der Oberfläche eines Blockes, an welchen die Wogen schlagen, strahlt wunderbare Farben des schönsten Ultramarinblau zurück; die ganze übrige Masse ist schneeweiß und hat breite Spalten. Auf einer der Wände sieht man herrliche Eiskrystalle, die ausgemeißelten Figuren von erhabener Arbeit (Basreliefs) gleichen.

Den 21. Januar nachmittags begünstigen uns die glücklichsten Umstände. Das Meer ist ruhig, das Wetter schön, der Horizont so klar, daß wir das Eis schon in weiter Entfernung gewahren. Jeder wiegt sich in den besten Hoffnungen, und selbst die Bescheidensten möchten sich kaum mit der Erreichung des 80° S. B. zufrieden stellen. Ich selbst theilte den allgemeinen Wahn und schlief, als ich mich nach einem fast achtzehnstündigen Aufenthalte auf der Hütte um zehn Uhr abends zur Ruhe begab, den sanftesten Schlaf. Um Mitternacht ließ ich mir Rechenschaft von dem Stande der Dinge ablegen und vernahm, daß wir immer noch auf einer stillen See drei bis vier Knoten nach SO. machten. Ich schlief also in der Ueberzeugung, daß wir bis zum folgenden Mittag fast den 65° S. B. erreichen würden, wieder ein. Aber um 3 Uhr 45 Minuten wurde ich plötzlich durch das Rufen der Wache erschreckt, welche ankündigte, der Weg sei versperrt. Ich springe sogleich auf das Verdeck und gewahre wirklich, daß eine ungeheure Fläche von zusammenhängenden und auf einander gehäuften Eisblöcken, so weit das Auge reicht, sich im S. von SW. nach NNO. hinzieht. Wir sind bereits bei der undurchdringlichen Eisbank angekommen und nur noch höchstens zwei Meilen davon entfernt. Wir befinden uns unter 65° 45′ S. B. und 47° 25′ W. L. Der Wind ist schwach, das Wetter so hell und schön, daß man sich kaum in den Südpolargegenden zu befinden glaubt. Das Thermometer steigt nach Mittag von 0°,5 bis auf 2°,5. Wahrscheinlich gehört das Eisfeld, auf welches wir stießen, zu einem weiten Eisgürtel, welcher Grahamsland, Trinitätsland und Neu-Grönland (wenn dies von dem Amerikaner Morell gesehene Land wirklich vorhanden ist) umgiebt, indem man mit gutem Grunde annehmen kann, daß die

weit ausgedehnten Eisfelder sich nicht sowohl durch einfache Gefrierung des Meerwassers bilden, als vielmehr an großen Küsten, welche ihnen zur festen Unterlage dienen. — Alsbald thut sich ein Schauspiel voll neuer Wunder vor unseren Augen auf. Ernst und großartig über allen Ausdruck, hebt es die Einbildungskraft, erfüllt aber auch das Herz mit einem Gefühle unwillkürlichen Schreckens. Nirgends kann der Mensch sich lebhafter von seiner Ohnmacht überzeugen. Hätte er das Unglück, sich hier selbst überlassen zu bleiben, so könnte kein Funken von Hoffnung ihm seine letzten Augenblicke erleichtern. Bis zu den Grenzen des Horizontes, nach Osten wie nach Westen hin, erstreckt sich eine unabsehbare Fläche mit Eisblöcken von jeder Gestalt, welche ordnungslos auf einander gehäuft und in einander gekeilt sind. Die meisten derselben übersteigen selten 12 bis 15 Fuß, andere sind 95 bis 125 Fuß hoch. Sie scheinen die großen Gebäude einer aus weißem Marmor oder Alabaster erbauten Stadt zu sein. Die Ränder des Eisfeldes sind im Allgemeinen scharf gezeichnet und gleich einer Mauer senkrecht abgeschnitten. Hier und da sind sie jedoch gebrochen und bilden kleine Canäle. Die nächsten von den Wogen geschaukelten und zerarbeiten Eisstücke sind in beständiger Bewegung. Die gewöhnliche Farbe dieser Eisblöcke ist in Folge des fast ununterbrochenen Nebels graulich. Verschwindet dieser aber und können die Sonnenstrahlen das Gemälde erleuchten, so kommen die außerordentlichsten Wirkungen zum Vorschein. Man glaubt mitten in Reif und Schnee eine große Stadt mit Häusern, Palästen, Befestigungen und Thürmen zu sehen; oft ist es auch ein liebliches Dorf nebst seinen Schlössern, seinen mit Schnee bepuderten Bäumen und lachenden Gebüschen. Einiges Leben bringen nur geräuschlos daherfliegende Eisvögel oder Wallfische, welche mit ihrem dumpfen kläglichen Blasen die Schweigsamkeit dieser todten Welt unterbrechen.

Bei stillem Wetter fuhren wir nun in einer Entfernung von drei bis vier Meilen längs des Eisfeldes hin. In südlicher Richtnng schwebten unseren Blicken oft täuschende Anzeichen von Land vor, die aber jedesmal bald als leere Trugbilder in Nichts verschwanden. Die Temperatur des Seewassers stand auf Null.

Ich legte in ein damit angefülltes Gefäß ein Stück Eis, und nach drei Stunden war es bereits zur Hälfte geschmolzen. Die Luft, deren Wärme bei schönem Sonnenschein bis auf 4° und 5° stieg, wurde durch Nebel wieder empfindlich kalt. In der Nacht des 24. Januar hatte es stark gefroren und die Luft war am Tage schneidend, aber der Himmel klar. Um Mittag hatten wir unter 63° 23′ S. B. und 45° 17′ W. L. bereits den Meridian überschritten, wo Weddell*) im Jahr 1823 den Weg frei fand und den Weg nach Süden einschlug. Um sechs Uhr abends kamen wir an einen offenen Punkt der Eismauer, wo das Eis in Auflösung begriffen zu sein schien. In der Hoffnung, das Meer auf der anderen Seite frei zu finden, ließ ich die Corvetten in die Engfahrt einlaufen. Auf der Backbordseite hatten

*) James Weddell lief am 17. Sept. 1822 mit zwei Schiffen auf den Robbenfang in den Südpolarländern aus. Am 12. Jan. 1823 bekam er die Neusüd-Orkney-Inseln zu Gesicht und segelte dann ohne Schwierigkeit bis zum 65° S. B. Am 27. Jan. segelte er wieder nordwärts, um zwischen den Neusüd-Orkney- und Sandwich-Inseln etwa ein Land zu entdecken. Da er aber keins fand, so segelte er am 1. Februar nach SO. und vom 5. an gerade nach Süden. Er fand so wenig Hindernisse, daß er bereits am 18. unter dem 35° W. L. den 72° 14′ S. B. auf einem mit Sturmvögeln erfüllten Meere erreicht hatte. Am 20. Febr. befand er sich unter 74° 15′ S. B. und 36° 40′ W. L. Das Wetter war angenehm, die Luft ziemlich mild, und man bemerkte vom Mastkorb aus nur vier schwimmende Eismassen. Hier kehrte Weddell wegen der vorgerückten Jahreszeit um. — Ein anderer Robbenfänger, Biscoe, der London am 14. Juli 1830 verließ, konnte am 1. Februar 1831 unter 10° O. L. bis zum 68° 51′ S. B. vordringen. Vom 23. an gewahrte man unter dem 66° 2′ S. B. und 42° O. L. einige Mal Land, dessen Länge 100 bis 150 Meilen betragen mochte. Man legte ihm den Namen Enderby bei. Es wird als hoch und bergig bezeichnet; die allein von Schnee entblößten Gipfel hatten ein schwärzliches Ansehn. Am 15. Febr. 1832 entdeckte er unter 67° S. B. und 74° 18′ W. L. eine sehr hohe Insel, die er Adelaide nannte und nachher als die vorgeschobene Spitze einer von ONO. nach WSW. hinziehenden Inselkette erkannte. Er nannte sie Grahamsland. Am 21. Febr. lief er in eine zwischen zwei hohen Bergen gelegene Bai ein. Dann segelte er nach den Neusüdschetland-Inseln und von da nach England. Dumont d'Urville sollte nun besonders Weddells Curs näher untersuchen, während die englische Regierung Biscoe's Entdeckungen durch Capitain James Roß prüfen lassen wollte.

wir ungefähr hundert Inseln jeder Größe, und die Schafte unserer Fahrzeuge zermalmten eine Menge auf unserem Wege zerstreuter Eisstücke. Als wir uns durch diesen schwierigen Paß hindurchgearbeitet hatten, machten wir ungefähr sechs Meilen auf einem verhältnißmäßig freieren Raume; aber gegen acht Uhr zeigten sich die Inseln zahlreicher und vervielfältigten sich bald bis zu Tausenden. Jeden Augenblick mußten wir manövriren, um einigen dieser gefährlichen Blöcke auszuweichen. Endlich schlossen sich dieselben ganz fest aneinander, und nachdem wir eine Strecke von fast sechs Meilen in diesem gefährlichen Labyrinthe zurückgelegt hatten, sahen wir auf einmal eine unübersteigbare Schranke vor uns. Alle Hoffnung, weiter vorzudringen, war verschwunden. Augenblicklich wandte ich das Schiff, um denselben Weg wieder zurückzusteuern. Aber es war beinahe zehn Uhr abends, und die Mannschaft bis zum Umfallen müde. Ich benutzte demnach eine Stelle, wo drei mächtige Eisblöcke, die ungefähr 1600 Fuß von einander entfernt waren, einen dreieckigen Zwischenraum bildeten. In der Mitte dieses Beckens ließ ich die beiden Corvetten aufbraffen*) und empfahl den wachhabenden Officieren, so zu manövriren, daß sie so viel als möglich auf demselben Flecke blieben. Alles ging gut, und am folgenden Morgen gelang es uns, bei einem frischen OSO. uns aus unserem traurigen Gefängnisse glücklich herauszuwinden, so daß wir nun wieder längs des zusammenhängenden Eisfeldes hinsteuerten. Beim Aufgang der Sonne genossen wir ein prachtvolles Schauspiel. Die erstaunliche Menge der uns umgebenden Eisblöcke gewährte den Anblick einer ungeheuren Stadt von weißem Marmor mit ihren zum Theil in Ruinen liegenden Palästen, Domen, Thurmspitzen, Säulenhallen und Brücken. Wenn die Strahlen gerade unter einem entsprechenden Winkel auf die blinkenden Wände der Krystallblöcke fielen, glaubte man das Sonnenfeuer sich in den Fenstern von hundert Palästen spiegeln

*) Braffen sind Taue, welche an beiden Enden der Raaen oder Segelstangen befestigt sind, um die Segel zu stellen. Aufbraffen heißt, die Segel so stellen, daß sie eine einander entgegengesetzte und sich aufhebende Wirkung haben, wodurch das Schiff seinen Standort einigermaßen behauptet.

zu sehen. Um Mittag war die hohe See fast ganz frei und der Himmel rein. Die Sonne gewährte eine so sanfte Wärme, daß ich, auf der Hütte hingestreckt und in meinen Mantel gehüllt, einen Augenblick schlief. In unserer Umgebung sahen wir zahlreiche Wallfische von 22 bis 25 Fuß Länge mit langen sichelförmigen Rückenflossen und weißen Flecken an den Seiten des Körpers und des Kopfes, ferner Schneesturmvögel nebst schwarzen und weißen Sturmvögeln, welche zu Tausenden auf der über die Eismassen ausgebreiteten Schneedecke sitzen. Auf unserer Fahrt längs des Eisfeldes bemerkten wir, daß der Saum desselben auf ungefähr 300 Fuß Breite in der Auflösung begriffen zu sein schien. Auch hörten wir zwei Mal einen starken Knall, der offenbar von dem Einsturze der Eisinseln herrührte. — Wir steuerten jetzt fortwährend nach Norden, um uns den Neusüdorkney-Inseln zu nähern, von denen wir kaum noch zwanzig Meilen entfernt waren, und mir ist jetzt klar, daß das Eisfeld bis zu den Küsten dieser Inseln fortläuft und daß wir in den letzten drei Tagen mühsam dem Rande eines weiten, nur nach NW. hin offenen Eisbusens auf einer Strecke von ungefähr 200 Meilen folgten. Ich setzte trotz des Nebels und Schneegestöbers während des Abends und selbst in der Nacht meinen Weg langsam fort, nicht ohne hin und wieder Gefahr zu laufen, von Eisfeldern eingeschlossen zu werden. Zu meiner großen Freude unterschied ich früh um fünf Uhr durch eine nebelige Luft deutlich die steilen Bergspitzen der Orkney-Inseln in einer Entfernung von dreißig Meilen.

Als wir dem Lande schon ganz nahe waren, beobachteten wir mehrere durch ihre Gestalt und ihren Umfang wirklich Staunen erregende Blöcke. Einer derselben, den wir ungefähr eine Meile leewärts*) ließen, glich einem mächtigen Kirchthurme von 240 Fuß Höhe. Ein anderer, an dem wir kaum eine halbe Meile vorüberkamen, hatte zuerst das Ansehen einer ausgedehnten runden Festung mit vollkommen senkrechten, spiegelglatten Seiten;

*) Leeseite ist die Windseite des Schiffes; leewärts Alles, was dahin liegt, wo der Wind herkommt; luvwärts Alles, was auf der entgegenstehenden Seite liegt.

bei Betrachtung von einem besseren Standpunkt aus zeigte er sich aber durch eine Lücke seiner Wände im Innern völlig hohl und glich einem mit Sitzen versehenen Amphitheater von 125 Fuß Höhe und mehr als 950 Fuß Durchmesser so täuschend, daß er an das riesige Colisseum Roms erinnerte. Diese Massen hatten sich gewiß erst seit Kurzem von den Neusüdorkney-Inseln, abgelös't, welche sich als hohe, steile, oft zuckerhutförmige, vom Fuß bis zum Gipfel fast ganz mit Eis und Schnee bedeckte Berge darstellen. Die abschreckende schwarze Farbe der entblößten Stellen unterbricht allein die weiße Einförmigkeit der Küsten. Das Ganze giebt einen äußerst traurigen, trostlosen Anblick. Ich hielt mich behufs Aufnahme der Küsten an der Nordkante der Inseln; die Südkante ist gefährlicher und nur selten zugänglich. Das Wetter war indeß sehr ungünstig. Der Wind blies immer stärker aus ONO.; das Meer erhob sich in kurzen Stoßwogen, und zu dem herabfallenden geschmolzenen Schnee gesellte sich dichter Nebel. Dazu kamen heftige Strömungen. Alle diese Unannehmlichkeiten, verbunden mit den letzten Mühseligkeiten, verursachten mir eine Art eisiger Erkältung und einen beschwerlichen Fieberschauer, wodurch ich in einen Zustand schmerzhafter Mattigkeit versetzt wurde. Wir brachten die Zeit mit Laviren hin, wobei jedoch die Eisblöcke unseren Weg oft durchkreuzten. Einer derselben, an dem wir auf etwa dreihundert Fuß vorüber kamen, zeigte auf der einen Seite das schönste durchsichtige Amethystblau, auf der andern war er von grünen kupfervitriolähnlichen Streifen durchädert. Eine andere in der Nähe des Blockes schwimmende Masse von 70 bis 100 Fuß Höhe, 250 bis 300 Fuß Länge lief oben in eine ebene glatte Fläche aus, die einer ungeheuren weißen mit blauen Schattirungen durchäderten Marmortafel glich. Am Fuße war ihre Mauer sehr ebenmäßig durch vier offene Schwibbogen durchbrochen, die ihr das Ansehen einer ziemlich regelmäßigen Brücke gaben. Als wir diesen riesenmäßigen Block aufmerksam betrachteten, sahen wir, wie er sich auf einmal aus seiner fast horizontalen Lage auf die Seite neigte, bis er einen Winkel von ungefähr 15° bis 20° mit dem Horizont bildete. Wir erwarteten jeden Augenblick seinen völligen Umsturz, als er nach einem Stillstand von einigen

Minuten ruhig seine erste Lage wieder einnahm. Diese schaukelnde Bewegung dauerte so lange fort, bis er uns aus dem Gesichte entschwand. — Am 29. Jan. ergötzte uns bei schönem Wetter der Anblick mehrerer Wallfische mit Höckern (Pflockfische), so wie zahlreicher Trupps von Captauben und Pinguinen. Besonders unterhielten uns die letzteren durch die ungemeine Schnelligkeit ihrer Bewegungen. Ist ihr Gang auf dem Lande schwerfällig und unbeholfen, so entwickeln sie im Wasser eine desto größere Gewandtheit. In der Kunst unter dem Wasser zu schwimmen übertreffen sie gewiß alle Vögel. Pfeilschnell, gleich Boniten, durchschnitten sie die Wogen. Nichts war drolliger zu sehen, als wenn sie nach einem kürzeren oder längeren Wege unter dem Wasser plötzlich auf der Oberfläche erschienen, ihre Köpfe schüttelten, uns dann mit staunender Miene betrachteten und ihr wunderliches Geschrei ausstießen. Unsere Matrosen ahmten es nach, und die guten Pinguine hatten Gefallen daran, die Unterhaltung fortzusetzen, bis sie die Lust anwandelte, wieder unterzutauchen. Nachdem wir unseren Weg an der nördlichen Kante der Orkney-Inseln in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen fortgesetzt, näherten wir uns um acht Uhr Abends bei leichtem Schneegestöber dem westlichen Endpunkte derselben. — Den 30. hatten wir Sturm aus SSO., der noch die ganze folgende Nacht fortdauerte. Mit unserer Entfernung vom Lande wurde der Weg vor uns glücklicherweise von Eisblöcken immer mehr rein; auch blieb die Zelée in unserer Nähe, und ich freute mich sehr, daß uns dieselbe trotz des Unwetters und des dichten Schneegestöbers, das uns oft kaum 150 Fuß zu sehen erlaubte, stets hatte im Auge behalten können. Denn in solchen Augenblicken sind selbst Kanonenschüsse, das gewöhnliche Auskunftsmittel, unnütz, da das Toben des Windes und das Brausen der Wogen den Kanonendonner dann selbst in geringer Entfernung unhörbar macht.

Nachmittags den 2. Februar wurde es bei schönem Wetter und sehr glattem Meer fast gänzlich windstill, und ich fühlte mich wieder wohl genug, um neue Anstrengungen nach Süden zu machen. Bei günstigem Winde segelten wir schnell vorwärts; aber je weiter wir südlich kamen, desto zahlreicher wurden die

Eisblöcke. Dann verminderten sich dieselben wieder, und Jeder schmeichelte sich schon mit den schönsten Hoffnungen. „Wir befinden uns auf dem rechten Wege; wir haben den Curs Weddells gefunden und segeln geradezu nach dem Pole", wiederholen Officiere und Matrosen um die Wette. Die Fröhlichkeit ist allgemein. Nur ich theile die glänzenden Aussichten nicht, denn ich kann nicht glauben, daß eine so ungeheure Schranke, wie die, welcher wir lange folgten, uns so leicht eine Durchfahrt gestatten werde. In der ganzen Nacht auf den 4. Febr. wird bei fortwährender Schnelligkeit des Segelns nicht ein einziger Eisblock signalisirt. Beim Sonnenaufgang zeigen sich immer noch keine, aber um neun Uhr werden neun derselben sichtbar, die freilich wenig bedeuten wollen und auch keineswegs die Hoffnung der Mannschaft erschüttern. Ich selbst stand in ängstlicher Spannung auf der Hütte und beobachtete bis zur geringsten Kleinigkeit den Himmel, das Meer, die Eisblöcke, und besonders die Färbung des Horizontes im Süden. Bis um halb zehn Uhr hatte ich nichts Beunruhigendes bemerkt und die dicken Eisblöcke waren sogar wieder im Abnehmen begriffen, als auf einmal mehrere kleine Spitzen, die wie die Grenzsteine einer Heerstraße in einer Reihe standen, alle meine Befürchtungen wieder weckten. Und alsbald ertönte in der That vom Mastkorb aus der verhängnißvolle Ruf: „Eisfeld!" und beengte jedes Herz. Da wir mit vollen Segeln heranrückten, so kamen wir bald näher. Die kleinen, zuerst vereinzelten und kaum sichtbaren Spitzen werden immer größer und höher und bilden endlich eine anfangs unvollkommene und unterbrochene, dann aber feste und zusammenhängende Schranke. Es ist kein Zweifel mehr; ihre Breite, ihre Richtung und noch mehr ihre kaum 15 bis 20 Meilen betragende Entfernung von der Eismauer, welche am 26. Januar nach Osten hin aus unserem Gesichte verschwand: Alles vereinigt sich, um mich zu überzeugen, daß wir uns an der Fortsetzung derselben befinden. Fest entschlossen, Alles zu wagen, um eine Durchfahrt zu suchen, steuerte ich nach SO. und selbst nach OSO., um dem Eisfelde so nahe als möglich zu folgen und in die erste Oeffnung, die sich mir darbieten würde, einzudringen.

Auf der Backbordseite gewahrten wir zwar nur lange nach NW. und SO. hinziehende Meeresstreifen, die mit kleinen zertrümmerten Eisstücken bedeckt waren; diese wurden aber alsbald immer dichter, bis sie neue Eisfelder bildeten. Als ich daher gleich nach Mittag in dem Eisfelde leewärts von uns einen Schein von Oeffnung entdeckte, drang ich ganz aufs Gerathewohl dahin vor: gewiß ein sehr gewagtes Unternehmen, das aber fast unvermeidlich geworden war, weil das Eisfeld luvwärts sich immer mehr dem anderen näherte, um sich mit demselben zu vereinigen und uns folglich von allen Seiten einzusperren. Nebel und Schneegestöber machten unsere Fahrt noch schwieriger. Die Eisstücke wurden so zahlreich, daß wir nur den großen ausweichen konnten, die übrigen zermalmte unser Vorsteven. So siegten unsere stark gebauten Corvetten über alle Hindernisse, und wir kamen mit den Stößen davon, die übrigens so heftig waren, daß der Kiel der Schiffe in allen seinen Theilen davon erzitterte. Die an unserem Scheg (Vordertheil) angebrachte Säge hielt sich anfangs sehr tapfer; aber wiederholte Stöße lockerten allmälig die Nägel, womit sie befestigt war, und ein vor allen mächtiger Stoß riß sie gänzlich los. — Wir sahen hier zum ersten Male Robben von der Gattung Stenorynchus. Diese stumpfsinnigen Thiere lagen meistens lang ausgestreckt auf der glatten Oberfläche der Eismassen und glichen so ungeheuren Blutigeln. Gewöhnlich ließen sie uns ganz dicht an sich vorbeifahren, ohne uns einer Bewegung zu würdigen, oder sie begnügten sich, schläfrig ihren Kopf nach den Schiffen zu wenden und sie mit theilnahmlosen, gleichgültigen Augen zu betrachten. Unsere Matrosen brannten vor Begierde, sich mit diesen wunderlichen Thieren in einen Kampf einzulassen; aber es war nicht der Augenblick daran zu denken. Wir befanden uns jetzt in einer Art kleinen inneren Beckens, das kaum zwei Meilen breit und mit Ausnahme der Oeffnung, welche uns die Einfahrt verstattet hatte, allenthalben von Eismauern eingeschlossen war. Als ich nun um acht Uhr abends in den oberen Theil des Beckens gelangt war, ersah ich mir den Eisblock, der mir die festeste Lage zu haben schien, steuerte gerade darauf los und ließ durch ein Boot ein Tau daran befestigen. Sämmtliche Segel wurden nun eingenom-

men, und der Astrolabe lag so fest vor diesem Blocke, wie auf der Rhede von Toulon. Die Zelée ahmte unser Manöver nach, welches bei unseren Seeleuten große Heiterkeit erregte und zu manchen drolligen Bemerkungen Anlaß gab. Auch die Officiere waren guter Dinge und freuten sich bei einer Bowle Punsch über unser Wagniß, zu dem sich noch kein Seefahrer vor uns verstanden hatte. Ich bewunderte ihren Muth und ihre Sorglosigkeit; denn die Tollkühnheit dieses Versuches schwebte klar vor meinen Augen, und es war leicht einzusehen, daß wir uns in Folge unseres Vordringens in einer Art Kerker befanden, aus dem kein anderer Ausweg möglich war, als die Engfahrt, durch welche wir hereingekommen waren. Daran war aber gar nicht zu denken, wenn uns nicht der Wind gerade in die Segel fiel und selbst dann mußten wir befürchten, daß er uns den Rückweg durch Zusammenrücken des Eises gänzlich abschnitt. Diese Vermuthungen beunruhigten mich, nachdem ich mich zu Bette gelegt, noch sehr lange, bis ich endlich in einen sehr tiefen Schlaf versank.

Um elf Uhr wurde ich plötzlich durch ein fremdartiges und ganz neues Geräusch geweckt. Bald waren es ungestüme und heftige, von starken Erschütterungen begleitete Stöße und Schläge, wie an einen großen Kasten; bald war es ein länger andauerndes und scheinbar so außerordentliches Zittern, daß man hätte glauben sollen, eine gewaltige Kraft risse alle Planken mit sich fort und zerbröckle sie. Ich sah alsbald ein, daß der Astrolabe quer über das Becken mußte abgetrieben und dann an das Eis gerathen sein. Als ich auf das Verdeck stieg, überzeugte ich mich bald von der Richtigkeit meiner Vermuthungen. Der Wind war in NW. umgesprungen und hatte diesen Stand der Dinge veranlaßt. Die von dem Ostwinde in den unteren Theil des Beckens getriebenen Eismassen mußten übrigens von dem Nordwestwinde wieder in den oberen Theil geführt werden und uns umzingeln. Ich erkannte demnach sogleich, daß dieselbe Ursache mir die Einfahrt gänzlich verschlossen haben könne, und meine Besorgnisse wurden lebhafter als je. Da übrigens jetzt durchaus nichts dagegen zu thun war, so begab ich mich wieder zur Ruhe. — Um zwei Uhr morgens (am 5. Febr.) erhob ich mich. Das

Wetter war nebelig und der anbrechende Tag erlaubte uns erst eine halbe Stunde später unsere Lage zu erkennen. In einer Entfernung von weniger als einer halben Meile sahen wir die Zelée, eben so wie den Astrolabe, von dicken Eisblöcken umgeben und ganz mit Schnee bedeckt. Aber selbst von der Höhe der Masten aus entdeckte das Auge keine Oeffnung in der Mitte der uns einschließenden Eisfelder. Nur im Norden schien an den Grenzen des Horizontes ein winziger bläulich schwarzer Streifen ein freies Meer ahnen zú lassen. Nach dieser Seite hin konnten wir auch am ehesten hoffen es zu erreichen. Wir nahmen also das Tau von unserem Eisblocke und machten dabei die Bemerkung, daß derselbe während der Nacht durch das Anstoßen der anderen Massen um drei Viertheile seines Umfangs vermindert worden war. Auf einem Meere, das mit langen, platten, frisch beschneieten Eisschollen besäet war, steuerten wir nach Norden. Ein dichter Nebel, der uns die Zelée ganz aus dem Gesicht entzog, verschwand gegen sieben Uhr, und in diesem Augenblicke näherten wir uns einem fest scheinenden, ungefähr eine Meile breiten Eisgürtel, jenseits dessen wir aber einen weiten Golf entdeckten, wo das blaue Meer nur einige zerstreute Blöcke darbot. Bei diesem Anblicke waren unsere Gefühle dieselben, die ein gefangener Vogel fühlen muß, wenn er auf einmal durch die Gitterstangen seines Käfigs das Freie entdeckt. Nach allen anderen Richtungen hin sah man nur Eiswände und allein auf dieser Seite leuchtete die Hoffnung. Da mir kein anderes Mittel blieb, so entschloß ich mich, die Schranke mit dem Schiffskiel gewaltsam zu durchbrechen. Ich spähte nach einer kleinen Oeffnung im Eise und ließ die Corvette mit aller Schnelligkeit, die ich ihr geben konnte, hineinlaufen. Der Astrolabe drang, gleich einem Sturmbocke, mit seinem Scheg das Eis spaltend, noch zwei bis drei Mal so weit, als er lang war, vor und stand dann unbeweglich still. Wir mußten nun zu allen möglichen Hülfsmitteln greifen. Ein Theil der Leute stieg auf das Eis und befestigte an den dicken Blöcken Taue, an welchen die an Bord befindliche Mannschaft das Schiff mühsam voranzog, während Andere mit Haken und Brechstangen die Eisstücke, welche sich am Schafte festsetzten, zu entfernen suchten; gewiß eine sehr schwie-

rige, ermüdende Arbeit. Unsere Matrosen verrichteten sie aber mit einem Eifer und einer Fröhlichkeit, die des größten Lobes würdig sind. Die Zelée war unserem Beispiele gefolgt. Doch siehe da, auf dem Eise dicht bei uns zeigen sich Robben. Alle wollen über sie her und man hat große Mühe, die Mannschaft an ihrer Arbeit zu halten. Endlich erlaubte ich fünf bis sechs Leuten mit Officieren an der Spitze, einige dieser Thiere zum Vortheile der Naturgeschichte zu tödten. Trotz meiner Warnung ließen sie aber die Corvette in der Hitze des Kampfes zu weit vorangehen und ich hatte Mühe, sie durch ein kleines Boot wieder an Bord zu bringen. In demselben Augenblicke kehrte ein mit fünf Leuten bemanntes und mit fünf Robben beladenes Boot auch nach der Zelée zurück. Diese war inzwischen in das Eisfeld eingedrungen, durch welches sich das Boot nicht durcharbeiten konnte. Die in ihm befindlichen Leute hätten ihr Schiff leicht zu Fuß auf dem Eise erreichen können; aber sie wollten weder ihr Boot, noch die Robben im Stiche lassen. Sie zogen es also mit Anstrengung aller Kräfte eine Strecke von 150 bis 200 Ruthen über das rauhe, unebene Eis und erreichten erst nach drei Stunden, von Müdigkeit völlig erschöpft und mit blutigen Händen das Schiff. Bis zu diesem Augenblicke stand ich wie auf glühenden Kohlen. Wenn mittlerweile ein frischer Nordwind eingetroffen wäre, so hätte ich alle Segel beigesetzt, auf diese Weise die Schranke leicht durchbrochen und das freie Meer erreicht. In diesem Falle waren fünf Leute dem fürchterlichsten Tode preisgegeben. Der gute Wind kam aber nicht, sondern es trat im Gegentheil eine Windstille ein, und um Mittag, als wir noch eine Strecke von etwa tausend Fuß zu durchbrechen hatten, erhob sich ein NNW-Wind, so daß wir mit den größten Anstrengungen nur noch wenige Fuß vorwärts kamen. Außerdem erregte das Umspringen des Windes, der frisch zu werden drohte, mir ernstliche Besorgnisse. Die hohle See machte sich uns bereits fühlbar und brach sich mit ziemlicher Stärke am Rande des Eisfeldes, so daß unsere Schiffe daselbst leicht hätten zerschellt werden können. Unter solchen mißlichen Umständen entschlossen wir uns zur Umkehr. Wir hatten große Mühe, die Corvette in dem sie einschließenden Eise zu wenden; sobald ihr aber einmal die Nase

nach Süden stand, brauchte sie nicht viel Zeit, um auf dem gebahnten Wege das innere Becken wieder zu gewinnen. Wir steuerten darauf nach Westen, um in dieser Richtung einen Ausweg zu finden.

Der Wind blies sehr frisch und die Eismassen waren einander zu nahe, um alle vermeiden zu können. Bei einem solchen Anstoße war die Erschütterung so stark und unvermuthet, daß ich häuptlings von der Hütte auf das Verdeck gestürzt wäre, wenn nicht der Schiffslieutenant Demas Geistesgegenwart genug gehabt hätte, mich an dem Aermel meines Ueberrockes zu fassen. So durchliefen unsere Corvetten ohne Erfolg eine Strecke von zwölf bis funfzehn Meilen, zwei Hirschen ähnlich, welche durch ein von Pfählen eingeschlossenes Gehölz von Jagdhunden verfolgt werden und vergebens einen Ausweg zu ihrer Rettung suchen. Zuletzt fanden wir uns auf allen Seiten von breiten Eisplatten umgeben, die mit dem seit drei Stunden sehr reichlich gefallenen Schnee dick bedeckt waren. Als gegen Abend der Schnee in dichten Flocken fiel, die See schon ziemlich hohl ging und ich mich von der Erfolglosigkeit unserer Anstrengungen überzeugt hatte, ließ ich die Corvette abermals durch ein Tau an einem großen Eisblock befestigen; die Zelée that dasselbe, und wir überließen uns der Willkür der Elemente. Alsbald beginnt wieder die traurige Musik der letzten Nacht. Das Stoßen, Reiben und Schütteln ist so heftig und unausgesetzt, daß die Corvette nicht bis zum Tagesanbruch ausdauern zu können scheint. Ich fange an, lebhafte Besorgnisse über unser Loos zu fühlen. Ich selbst fürchte mich wenig vor dem Tode, mich martert nur die traurige Aussicht, daß die meiner Sorgfalt anvertraute Mannschaft auf den uns umgebenden Eismassen eine unsichere Zuflucht suchen und unter allen Schrecken der Verzweiflung ihr jämmerliches Ende erwarten muß. Glücklicherweise scheinen fast Alle in Folge ihrer Zuversicht oder Unwissenheit über ihre Lage völlig unbekümmert zu sein und schlafen den sanftesten Schlaf. Mir war es unmöglich, auch nur eine Minute die Augen zu schließen, und ich stieg während der Nacht einigemal auf das Verdeck, um den Himmel und den Zustand des Eises zu betrachten. Die Nacht war aber dunkel, und ich konnte nichts deutlich sehen.

Um sieben Uhr morgens (den 6. Febr.) ließ ich die Anker lichten und nachdem ich mit dem Capitain der Zelée, Herrn Jacquinot, eine Berathung gepflogen, gingen wir bei SW. in nördlicher Richtung unter Segel. Die Eisschollen waren sehr dicht, wichen aber leicht dem Andrange unserer Schiffe, und mit Hülfe eines guten Windes und eines zwar nebeligen, aber doch ziemlich schönen Wetters gewannen wir eine Strecke von drei bis vier Meilen. Um zehn Uhr aber stießen wir auf den Rand eines drittehalb Meilen breiten Eisfeldes, das uns von dem offenen Meere trennte. Die beiden Corvetten standen plötzlich still, und wir mußten wieder unsere Zuflucht zu der gestrigen Arbeit nehmen. Die Mannschaft sprang lustig auf das Eis, reckte Taue aus, zerbrach und entfernte die Eisschollen vor uns, während man an Bord kräftig voranzog und so die Schiffe, freilich sehr langsam, aber doch beharrlich dem hohen Meere zuschleppte. Während wir mit dieser schweren Arbeit beschäftigt waren, nahm ein Eisblock, auf welchem wir breite Blutflecken, einen Stock und einige Stücke Zwieback wahrnahmen, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir erschöpften uns darüber in Vermuthungen, bis wir endlich erfuhren, daß diese Gegenstände von einem Matrosen der Zelée, der gestern an dem Robbenfange Theil genommen und sie auf dem Eisblocke vergessen hatte, wieder erkannt worden waren. Alle unsere Hin- und Herfahrten hatten uns also in einer Art Becken herum und nach vierundzwanzig Stunden genau wieder auf dieselbe Stelle zurück geführt. — Während des ganzen Nachmittags war das Wetter schön und sogar ziemlich mild. Die mühseligen Arbeiten störten die Fröhlichkeit unserer Seeleute nicht, welche von Eisscholle zu Eisscholle sprangen und über ihr häufiges Hinstürzen laut auflachten. Selbst die Officiere vertrieben sich, wenn sie einen freien Augenblick hatten, gleich der Jugend, auf dem Eise die Zeit und jagten Robben oder Riesensturmvögel. Dieser Vogel (Procellaria gigantea) erscheint in der dunstigen Atmosphäre der Südsee im Fluge ungeheuer groß und weit größer, als er wirklich ist. Seine Flugweite beträgt allerdings über vierzehn Fuß. — Nach zehnstündiger unausgesetzter Arbeit war es uns gelungen, ungefähr eine Meile weit in dem Eise vorzurücken. Dies war wenig, aber

doch immer so viel, daß wir hoffen durften, in vier oder fünf Tagen frei zu werden.

Um acht Uhr abends waren wir noch ungefähr 300 Fuß von einem breiten, tafelförmigen Eisstücke entfernt, welches auf mehreren aufrecht stehenden Eisblöcken lag, wodurch das Ganze einem Dolmen*) glich. Die hohle See, welche aus den darunter befindlichen Oeffnungen auf Augenblicke mit furchtbarem Toben hervorstürzte, warnte uns vor der Annäherung. Ich ließ demnach den Astrolabe in ziemlicher Entfernung halten und mit zwei Tauen befestigen. Von Müdigkeit überwältigt, ging ich um neun Uhr zu Bett und lag im tiefsten Schlafe, als ich um halb elf Uhr mit der Anzeige geweckt wurde, daß wir augenscheinlich nach dem Dolmen hin getrieben würden. In aller Eile sprang ich auf das Verdeck und sah wirklich, daß wir rasch der verhängnißvollen Masse näher kamen und nur etwa hundert Fuß davon entfernt waren. Ich konnte mir dies nicht erklären, aber als meine Blicke auf die Umgebung des Schiffes fielen, gewahrte ich mit eben so großer Ueberraschung als Freude, daß das Meer frei war. Die Eismassen, über welche unsere Matrosen gestern gegangen waren, hatten sich vollständig getrennt. Ein schwacher OSO. hatte vielleicht in Verbindung mit einer neuen Richtung der Strömungen diese Veränderung bewirkt. Ich wollte sogleich die günstige Gelegenheit benutzen und augenblicklich unter Segel gehen, fand aber damit bei dem wachthabenden Officier und dem zweiten Befehlshaber Roquemaurel eine sehr kalte Aufnahme. Beide schienen eine nächtliche Fahrt durch das Eis so sehr zu fürchten, daß ich mich entschloß, mein Vorhaben bis zum anderen Tage zu verschieben. — Um drei Uhr kündigte mir der von dem Officier geschickte Steuermann an, daß es Tag sei. Auf meine hastige Frage: „Wie steht es mit dem Eise?" erwiederte er: „Wie gestern Abend." Ich lasse ihn diese Antwort wiederholen und befehle ihm dann zornig, mir den Steuermeister zu schicken. Dieser bestätigt die Aussage des Steuermanns. Nun eile ich auf das Verdeck und überzeuge mich zu meinem größten Aerger, daß wir aufs Neue von festen Eismassen eingeschlossen

*) Eigentlich Dolmin, d. i. ein altheidnischer Opferaltar.

sind. Auf meine Erkundigung erfahre ich, daß der kurz nach Mitternacht wieder in Norden umgesprungene Wind die Eismassen dicht zusammengeschoben und festgestellt habe. Die Corvette stand ganz unbeweglich. So blieb mir nichts weiter übrig, als mich in Geduld zu fassen. Ein Versuch, die Corvette vorwärts zu bringen, blieb erfolglos. Der Wind blies immer frischer aus Norden und führte einen Regen von geschmolzenem Schnee mit sich. Das Brüllen der an dem Rande des Eisfeldes sich brechenden Wogen tönte ohne Aufhören zu uns herüber, und die See ging bereits so hohl, daß sie eine sehr merkbare schwingende Bewegung in der ganzen Eisfläche hervorbrachte. Man hätte sie für ein schneebedecktes Thal halten können, in welchem sich gerade die Wirkungen eines Erdbebens zeigten. Nachdem wir noch alle möglichen Vorsichtsmaßregeln angewandt, um das Schiff und das Steuerruder gegen das Anprallen der jetzt stärker auf uns geschleuderten Eisblöcke zu sichern, ging die folgende Nacht ohne Unfall vorüber.

Alle Leute an Bord, selbst die gleichmüthigsten, fingen jetzt an, ernste Betrachtungen über unsere Lage anzustellen. Blieben wir eingeschlossen, so reichten unsere Lebensmittel wohl bis zum Januar des nächsten Jahres aus; aber für die Gesundheit der Mannschaft war Alles zu fürchten. Und mußte uns nicht der unaufhörliche Schnee zuletzt verschütten? Wie sollten wir uns endlich mitten im Eise helfen, wenn das Thauwetter bei heftig wehendem Winde eintrat? — Ich gab mir alle Mühe, dergleichen traurige Gedanken zu verbannen, und hoffte fortwährend, daß uns bald ein glücklicher Zufall befreien werde. Der Gesundheitszustand der Mannschaft war, einige Augenentzündungen abgerechnet, ziemlich befriedigend. Um den Matrosen ein Reizmittel gegen Kälte und Nässe zu geben, ließ ich morgens und abends, so lange wir in dem Eisfelde eingeschlossen waren, einen Punsch austheilen. Robbenfleisch, obschon es schwarz, ölig und ledern ist, ließ sich die Mannschaft trefflich schmecken; ich selbst esse nur die Leber dieses Thieres gern, welche ähnlich wie Schweinsleber schmeckt. Inzwischen dauerte Wind, Regen und Schnee fort. Das Brüllen der gegen die Wand des Eisfeldes anstürmenden hohlen See bezeugte, daß auf dem offenen Meere ein sehr schlim-

mes Wetter sein müsse. Doch bemerkte ich, daß die Eisfläche mit der Zeit etwas schwächer wurde.

So verharrten wir bis zum 9. Februar, wo bei Tagesanbruch der Wind in SO. umsprang und alsbald so frisch wurde, daß wir um zehn Uhr unter Segel gehen konnten. Nach einigem Zögern drang die Corvette ungestüm vorwärts, legte bei dem ersten Anlauf eine bis zwei Kabellängen zurück, wobei sie die auf ihrer Bahn befindlichen Eisschollen zertrümmerte, und stand dann plötzlich vor einem umfangreicheren Blocke fest. Wir mußten nun unsere Zuflucht zu Tauen und der Gangwelle nehmen, um an dem Hinderniß vorüber zu kommen. Auf diese Weise legten wir die ganze Strecke von ungefähr drei Meilen, welche sich zwischen uns und dem Rande des Eisfeldes befand, zurück. Der ungleiche und ruckweise Gang des Schiffes bot ein wahrhaft sonderbares Schauspiel dar. Sehr häufig bei einem seiner Anläufe durch allzu festes Eis aufgehalten, sah man es, gleich einem verständigen Thiere, einige Secunden stampfen und gieren (d. h. bald rechts, bald links vorwärts gehen) und dann, sobald es eine freie Stelle gefunden hatte, mit erneuter Kraft durch diese Oeffnung stürmen. Manchmal legte sich auch das Schiff, wenn es keinen Ausweg finden konnte, in schreckenerregender Weise auf eine Seite, als wolle es unter dem Druck des Segelwerkes zu Grunde gehen; denn der Wind war immer stärker geworden, und das Mastwerk drohte einigemal insgesammt auf das Verdeck herabfallen zu wollen.

Um 3 Uhr 45 Minuten hatten wir den ganzen Streifen fester Eisschollen durchbrochen und sahen vor uns in einer Entfernung von weniger als 300 Klafter das gänzlich freie Meer wogen. Man denke sich unsere Gefühle bei diesem Anblick! — Die Eisschollen hingen jetzt nicht mehr zusammen und der Astrolabe konnte sich vollkommen bewegen. Ich hatte eben den Befehl „Alle an Bord" gegeben, und Alle hatten es gewandt erreicht; nur der Kalfaterer Aude, der nebst Anderen außerhalb des Schiffes beschäftigt gewesen war, blieb, von den jetzt zwischen den Eisschollen befindlichen Lücken sehr häufig aufgehalten, zurück. Er lief und sprang, was er konnte, aber oft nöthigten ihn allzu breite Zwischenräume, große Umwege zu machen, und während

dieser Zeit ging die Corvette trotz aller meiner Gegenbemühungen vorwärts. Einen Augenblick fürchtete ich, diesen armen Menschen auf dem Eise zurücklassen zu müssen; denn war die Corvette einmal aus dem Eisfelde, so konnte man an ein Zurückkehren nicht mehr denken und eben so wenig ein Boot zu seiner Rettung abschicken. Zu meiner großen Freude erreichte er endlich das Schiff, in welches man ihn mehr todt als lebendig hißte. Nachdem wir uns von den letzten Blöcken des Eisfeldes losgemacht hatten, liefen wir in die hohe See, wo unsere Corvetten sich nach allen Richtungen hin bewegen konnten, frei und leicht, wie die Fische eines Sees, wenn sie aus den Binsen und dem Rohre, worin sie lange gefangen gehalten waren, hervorkommen. „Jetzt sind wir endlich gerettet! Wir befinden uns wieder auf dem Wasser!" riefen unsere Matrosen mit einstimmiger Freude. Die Zelée war fünf Minuten früher als wir frei geworden. Man begreift leicht, daß ich selbst mich jetzt von einer schrecklichen Last befreit fühlte. Ich war nun wieder Herr meiner Bewegungen und meiner Unternehmungen, ähnlich einem entthronten Monarchen, den das Schicksal unerwartet wieder auf den Gipfel seiner verlorenen Macht hebt. Die Folgen dieses Wagnisses mahnten mich, in Zukunft klüger zu sein und vor den mir begegnenden Eisfeldern mehr Achtung zu haben.

Unsere Fahrzeuge haben bis dahin wenig gelitten. Die Zelée hat in diesen und den folgenden Tagen nur einen einzigen Kranken; wir haben deren zehn, darunter drei Aerzte. Wir steuerten nach ONO. Ein heftiger Wind brachte strenge Kälte mit sich und bei dem häufig fallenden Schnee waren die beiden Corvetten bald an allen ihren Theilen mit Glatteis, Eiszapfen und Eis bedeckt. Dadurch wurde auch das geringste Manöver für die Matrosen äußerst mühsam. Nichtsdestoweniger schätzten wir uns glücklich, unserer Haft entronnen zu sein; denn bei dieser Kälte wären wir jetzt vielleicht hoffnungslos darin eingeschlossen. — Am 14. Februar zeigte sich das Eisfeld in der Richtung von SSO. nach ONO. wiederum in seiner ganzen Herrlichkeit, ganz so fest, ganz so unzugänglich, wie gewöhnlich, und in Zwischenräumen mit ziemlich hohen Gipfeln besetzt. Des Mittags befanden wir uns unter 62° 3′ S. B. und 33° 11′ W. L., also

gerade auf dem Wege, auf welchem Weddell 1823 ungehindert nach dem Pole hin segelte. Weit entfernt, dasselbe thun zu können, finden wir an demselben Punkte undurchdringliche Eismassen, so daß es mir damals schwer begreiflich wurde, wie eine so feste Mauer, an welcher wir hinfuhren, je den Schiffen eine Durchfahrt hätte gestatten können; indeß haben die von dem englischen Capitain James Roß in jüngster Zeit errungenen Erfolge mich in meiner Meinung etwas wankend gemacht. Mag dem sein, wie ihm wolle, ich betrachtete damals meinen Versuch nach dem Südpole hin als abgethan. Ich gedachte anfangs der Eisbank noch bis zu den Sandwichinseln zu folgen; da mir der Wind aber nicht günstig war, so steuerte ich nach Westen hin, um die Neusüdorkneyinseln noch einmal zu sehen und die Clarence-, Elephanten- und Bridgemansinsel, vielleicht die Insel Hope zu untersuchen.

Unter Nebel, Schnee- und Hagelschauern setzten wir unsere Fahrt fort. Der Wind wehte meistentheils heftig aus NO. und ONO. mit starken Stößen und hohler See. Am 19. Februar erreichten die Wogen eine Höhe von 25 Fuß, das Wetter war düster und das Meer mit Eisblöcken übersäet. Durch den Nebel entdeckte ich einen Eisblock von unglaublichem Umfange, und wir waren lange ungewiß, ob nicht wirklich Land vor uns liege. Als wir aber näher kamen, konnten wir uns während eines Blinkens überzeugen, daß wir einen Block vor uns hatten, dessen Seiten einem langen senkrechten Ufer glichen und dessen vollkommen flacher tafelförmiger Gipfel mit blendend weißem Schnee bedeckt war. Er hatte eine Länge von mehr als elf Meilen und eine Höhe von 115 Fuß. Wehe dem Fahrzeuge, das der Wind oder eine Stille unvermuthet einer solche Masse auf seiner dem Winde ausgesetzten Seite nahe brächte! Sein Untergang würde schnell und unvermeidlich sein; die Widersee würde es alsbald in Stücke zerschmettert haben.

Am 20. Febr. segelten wir zum zweiten Male nördlich an den bergigen Neusüdorkneyinseln vorüber. Wir sahen hier eine Schaar von funfzehn bis zwanzig jener schönen großen Delphine, die man Bläser (Souffleur, Delphinus tursio) nennt. Wir konnten genau ihre stumpfe Schnauze, ihre scharfen geraden, zwei bis

drei Fuß langen Rückenflossen, so wie die vier gelben Flecken, welche auf der gleichmäßig grauen Färbung ihres Körpers hervorstechen, beobachten. Wir bemerkten auch, daß ihre Bewegung ruhig und der Oberfläche parallel ist, nicht aber springend und purzelnd, wie die der kleinen Tummler. Sie blasen nicht springbrunnenartig, wie der Wallfisch, sondern so, wie wenn man das Wasser aus der ganzen Breite des Mundes ausspeit. — Um Mittag des 21. Febr. hatten wir bereits die unzugänglichen Inseln im Gesicht. Alle Seethiere schienen sich in diesen Strichen vereinigt zu haben. Sturmvögel aller Arten durchschneiden die Luft, so wie auch einige Albatrosse. Auf der Wasserfläche sehe ich bei schönem Wetter Päcke von Tang schwimmen. Die Wallfische verschiedener Arten sind sehr häufig. Unzählige Schaaren von Pinguinen umkreisen uns im Wasser oder betrachten uns von den Eisblöcken herab, auf denen sie ernst sitzen. Nichts ist spaßhafter, als sie in dem Augenblick zu beobachten, wo sie aus dem Wasser auf einen Eisblock klettern wollen, um Luft zu schöpfen. Sie nähern sich demselben und suchen sich daran mit Hülfe des Schnabels, der Füße und ihrer Flügelstummeln fest zu klammern. Aber selten gelingt ihnen ihr Vorhaben sogleich. Häufig purzeln sie einigemal von der glatten Böschung herab, bis sie endlich, von einer günstigen Woge unterstützt, sich an der ersehnten Stelle festsetzen. Um wieder ins Wasser zu kommen, lassen sie sich nur herabgleiten, und oft stürzen sie sich häuptlings herab, ohne sich nur im Geringsten über ihren Fall zu beunruhigen. — Um sieben Uhr abends befanden wir uns etwa sechs Meilen nördlich von der nördlichsten der unzugänglichen Inseln. Diese besteht aus drei steilen nackten schwärzlichen Felsen, welche einen Raum von fünf bis sechs Meilen einnehmen. Nicht weit davon zeigten sich mehrere Eisinseln. Zwei derselben glichen Obelisken oder an der Spitze abgebrochenen Pyramiden. Eine hatte das Ansehen eines Triumphbogens von weißem Marmor.

Am 25. Febr. nachmittags befanden wir uns vor dem südlichen Theile der Insel Clarence, einem äußerst hohen, steilen und fast ganz mit Schnee bedeckten Lande. Darauf steuerten wir nach der Elephanten-Insel, die sich ebenfalls sehr hoch darstellt mit zahlreichen Bergspitzen, deren schwarze Farbe aus Schnee-

und Eisebenen merkwürdig hervorsticht. Unter mehreren kleineren Eilanden machte sich Aspland durch einen sehr spitzen, zuckerhutförmigen Gipfel bemerkbar. O'brien ist ein ungeheurer Klumpen, der in drei bis vier Spitzen ausläuft. Alle diese Inseln und das Meer umher sind fast ganz frei von Eis. Am folgenden Morgen zeigte sich die Bridgeman-Insel in der Gestalt eines einzeln stehenden hohen Gipfels. So wie wir näher kamen, sahen wir die Rauchsäulen ihres kleinen Vulkans an den Seiten aufsteigen. Die Insel hat 500 Fuß Höhe und etwa 2000 Fuß im Umfang. Von allen Seiten steil, bietet sie nur an ihrem südlichen Theile eine kleine zugänglichere Spitze, welche Tausenden von Pinguinen als Zufluchtsort dient. Der Boden hat im Allgemeinen eine röthliche Farbe, gleich der von gebrannten Ziegelsteinen. Aus den Oeffnungen der nördlichen und westlichen Kante kommen nur Rauchwolken zum Vorschein; ein eigentlicher Krater fehlt.

Mit Benutzung eines schwachen zwischen WNW. und WSW. veränderlichen Windes wandten wir uns nach Süden und entdeckten am 27. Februar nachmittags während einer Blinke eine ununterbrochene Küstenstrecke, die sich in unbestimmter Ausdehnung nach SW. hinzog. Ich legte ihr den Namen Louis-Philipps-Land bei. Sie war von kleinen Eilanden begrenzt, deren schwarze Farbe gegen den mit Schnee und Eis bedeckten Strand abstach. Die Berge im Innern schienen sehr hoch. Vor uns lag ein Berg mit blendend weißem Gipfel, den wir Bransfieldberg nannten. Als der Himmel am nächsten Morgen hell geworden war, unterschieden wir deutlich alle Einzelheiten des Louis-Philipps-Landes. Südlich von Bransfieldberg ist das Land hoch, ziemlich einförmig und bildet einen ungeheuren Gletscher; dann erhebt es sich in Gestalt eines schönen Gipfels, des Jacquinotberges, und zieht sich als Bergkette fort. Im SW. endigt es mit einem Berge, den d'Urville-Berg, der noch höher ist, als die übrigen. In Folge der Wirkungen des Schnees und Eises, so wie bei dem Mangel irgend eines Vergleichungspunktes erschienen uns diese Berge anfangs riesenhaft und wenigstens den Alpen und den Pyrenäen vergleichbar. Die angestellten Messungen aber ergaben nur mäßige Höhen. Der Bransfieldberg hatte nur 2010, der Jacquinots-Berg 2061 und der d'Urville-

Berg 2912 Fuß. Rund um uns wimmelte das Meer von Pinguinen; die Wellen braus'ten weithin auf unter den Schlägen der Wallfische, und wenn sie uns oft von allen Seiten umgaben, so betäubte ihr fortwährendes Blasen unser Ohr. — Am 2. März trat aus dem verschwindenden Morgennebel eine dem Louis-Philipps-Land vorliegende hohe Insel von acht bis neun Meilen Umfang hervor, welche wir Astrolabe nannten. Die Temperatur war äußerst mild, und um Mittag zeigte das Thermometer sogar im Schatten 5°. Gerade vor uns erhob sich der große Gipfel des d'Urville-Berges, welchen die Wirkungen des Schnees und Nebels wahrhaft kolossal erscheinen ließen, indem sie auf ganz eigene Weise seine Entfernung vergrößerten, die doch nicht über drei bis vier Meilen betrug. Die ungeheuren Gletscher, welche die Hälfte unseres Horizontes bildeten, endigten sich am Meere fast immer mit hohen, unzugänglichen Eisabhängen, und ihre einförmige Weiße war nur durch die schwarze Farbe einiger steilen von Schnee entblößten Vorgebirge unterbrochen. Fast alle Eilande waren ebenfalls schneefrei und die meisten hatten eine kegelförmige Gestalt. — Von Zeit zu Zeit vernahmen wir ein andauerndes dumpfes Getöse, wie von dem fernen Donner starker Artilleriesalven. Dies schrieben wir dem durch das Thauwetter verursachten Sturz großer Eislavinen zu. Bis zu einer Entfernung von 30 bis 36 Meilen glaubten wir nach WSW. Land zu sehen, und dort mußte dasselbe dem auf den Charten angegebenen Trinitylande sehr nahe liegen. — Auf unserer nach Süden fortgesetzten Fahrt unterschieden wir deutlich eine Straße, die Orleans-Straße, welche das Louis-Philipps-Land von dem Trinitylande trennt. Aber meistentheils entziehen uns dichte Nebel den Anblick des Landes oder anhaltender Regen hüllt Alles in einen düsteren Schleier; auch die Nächte sind finster und schon sehr lang. Unsere Beobachtungen gaben 63° 17′ S. B. und 61° 18′ W. Länge. Am 5. März gewahren wir in einer Entfernung von vier bis fünf Meilen Trinityland. Es ist hoch, bergig und mit Ausnahme einiger Küstenhügel in seiner ganzen Ausdehnung mit Schnee bedeckt. Bald nachher erkennen wir auch die Gipfel der Insel Livingston. — In der Nacht vom 6. auf den 7. März stürmte ein starker SO. mit einzelnen Stößen,

Schneeschauern und einem sehr ungestümen Meere. Dann sprang der Wind in SW. um, behielt aber seine frühere Heftigkeit. Des Morgens um elf Uhr kündigte man mir an, daß sich vor uns Land zeige. Da ich wußte, daß wir die Inseln Snow und Smith vor uns hatten, so gab ich Befehl, so viel wie möglich in der Mitte des Canals zu steuern. Hier waren wir in der augenscheinlichsten Gefahr, an fürchterlichen Felsen, die uns von beiden Seiten drohten, zu scheitern; aber ein geschicktes Manöver, welches ich im entscheidenden Augenblicke anordnete und das von der Mannschaft mit wunderbarer Schnelligkeit ausgeführt wurde, rettete uns. Die Zelée hatte den gefährlichen Punkt vorsichtiger vermieden, und der Capitain Jacquinot sagte mir nachher, daß er den Astrolabe fast als verloren betrachtet habe. Als wir der Zertrümmerung glücklich entgangen waren, richteten wir unsere Blicke wieder auf das im Gesicht liegende Land. Die Insel Smith ist ein ungeheurer schneebedeckter Klumpen, der sich aus dem Schooße des Meeres bis zu einer bedeutenden Höhe erhebt. Snow dagegen ist eine niedrige, einförmige, mit einer Kette schwarzer spitzer Felsen umgebene, höchst traurig aussehende Insel. Die Felsen selbst schienen von Brandungen umgürtet zu sein. Jenseits Snow folgt die Insel Rugged, ein unförmlicher Haufen gezackter Bergspitzen.

Wir stehen jetzt auf dem Punkte, den trübseligen Meeresgegenden, die beinah zwei Monate hindurch der Schauplatz unserer Arbeiten und Leiden waren, ein letztes Lebewohl zu sagen, und fügen hier nur noch einige Bemerkungen über die zahlreichen Wale hinzu, auf welche die französischen, englischen und amerikanischen Wallfischjäger jetzt ihre Aufmerksamkeit gerichtet haben. Die Wallfischjäger unterscheiden im Südmeere drei Wallfischarten, nämlich den gemeinen Wal (Balaena mysticetus), den Pflockfisch und den Finnfisch. Vor allen suchen sie den gemeinen Wal, der keine Rückenflosse hat und mit einer dicken Speckschicht bedeckt ist. Jagd und Fang desselben sind leicht und selten mit Gefahr verbunden. Sie sind in der Regel 50 bis 60 Fuß lang; die größten erreichen eine Länge von 80 Fuß. Ein Wal von 60 Fuß giebt ungefähr 100 Tönnchen Oel, und es sind also nur wenige Wallfische zur gewöhnlichen Ladung eines Wallfischfängers

(300 Tonnen) nöthig. Der von den Naturforschern noch nicht beschriebene Pflockfisch hat einen faltigen Bauch und ist merkwürdig durch seine ziemlich entfaltete Rückenfinne, durch die Farbe seines oben schwarzen und unten weißen Körpers, so wie durch seine ungeheuren weißen Finnen, deren Länge beinah die Hälfte seiner ganzen Größe erreicht. Dieser Wal hat eine Fettschicht von mäßiger Dicke. Die Jagd desselben ist ziemlich schwierig, und von der Harpune getroffen, versinkt er oft bis zu einer bedeutenden Tiefe, ohne wieder zum Vorschein zu kommen; man muß alsdann das Tau, woran die Harpune hängt, kappen. Die Wallfischfänger machen daher auf diesen Wal nur Jagd, wenn die gemeinen Wale sich wenig blicken lassen. Die seltenste Gattung ist der Finnfisch, der 80 bis 90 Fuß lang, aber nicht so breit wird wie der gemeine Wal. Er hat eine gelblich braune Farbe und ist häufig mit dunkleren Flecken bedeckt. Die Wallfischfänger greifen ihn nie an, nicht nur, weil er mit einer dünnen Speckschicht bedeckt ist, sondern auch deshalb, weil er sich so schnell und ungestüm bewegt, daß er die Harpunir-Boote in die größte Gefahr bringen würde; denn sobald er sich getroffen fühlt, geberdet er sich ganz wüthend, peitscht das Meer mit seinem furchtbaren Schwanze, taucht unter oder entflieht mit einer staunenerregenden Geschwindigkeit. Das geübte Auge des Wallfischfängers erkennt diese verschiedenen Arten sogleich an ihrem Blasen oder Spritzen. Der Strahl, welchen der gemeine Wal ausspritzt, ist dick und kurz und erreicht nur eine geringe Höhe. Der des Pflockfisches steigt höher und ist gewöhnlich von einem Getöse begleitet, das einem fernen Kanonendonner gleicht. Der Strahl des Finnfisches erhebt sich mit großer Kraft zu einer bedeutenden Höhe und gleicht in der Ferne einer dichten Rauchsäule, in der Nähe aber einer ungeheuren Wasserkunst. Wir waren oft ganz von Finnfischen umgeben, welche, wie es schien, zu ihrem Vergnügen um das Schiff schwammen und auf der einen Seite untertauchten, um auf der anderen wieder zum Vorschein zu kommen. Manchmal erhob sich ihr brausender Strahl ganz in der Nähe des Schiffes, und wir konnten uns alsdann Alle genau überzeugen, daß derselbe aus kräftig in die Höhe getriebenem Wasser bestand, und nicht aus verdichtetem Athem, wie einige

Naturforscher angeben. Die Ursache, warum sich die Wale in großer Anzahl an derselben Stelle zusammenfinden, hat man in dem Vorhandensein von Myriaden kleiner Krabben zu suchen, welche fast ausschließlich ihre Nahrung ausmachen und von den Fischern Wal-Atzung genannt werden. Stoßen die Fischer auf eine Bank, deren bedeutender Umfang dem Meere eine röthliche Färbung giebt, so kreuzen sie in der Umgegend, wo sie hoffen können, einige Walen zu treffen. Man kann ihnen mit der Harpune am leichtesten nahe kommen, wenn sie damit beschäftigt sind, mittelst der Haare ihrer Barten Tausende dieser kleinen Thiere einzusammeln. Nichts ist unterhaltender, als von der Höhe des Mastes auf einem ruhigen glatten Meere den Wal in der Mitte der Krabben zu beobachten; er liegt unbeweglich und entfaltet nur den wunderbar großen Vorrath seiner Barten, mit deren unzähligen Haaren er die Massen dieser kleinen Wesen wie mit einem Netze einsammelt und in seinen weiten Magen vergräbt.

Die ausgestandenen Mühseligkeiten, die lange Entbehrung frischer Lebensmittel und die in dem ganzen Schiffe herrschende Feuchtigkeit hatten trotz der Sorgfalt des Arztes, Hrn. Hombron's, einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Mannschaft. Es war am 16. März, als mir derselbe berichtete, daß der Scharbock sich an Bord zu zeigen angefangen habe und daß bereits bei drei Leuten die unzweideutigen Zufälle desselben eingetreten seien. Ich gab deshalb sogleich Befehl, auf beiden Schiffen den außergewöhnlichen Punsch fortzureichen. Nachdem der Zelée dies mitgetheilt war, kündigte sie uns durch Zeichen an, daß sie vierzehn bettlägerige und noch funfzehn andere nicht bettlägerige Kranke habe. Auf meine Frage: „Welches ist das herrschende Uebel?" antwortete man: „Der Scharbock". Bei diesem unglückseligen Worte stand ich wie zerschmettert. Dieses schreckliche, von den alten Seefahrern so sehr gefürchtete Uebel, gegen welches alle Hülfsmittel der Kunst fast sämmtlich unwirksam waren, fing also an, unter unseren Leuten zu wüthen und hatte hauptsächlich die Mannschaft der Zelée ergriffen. Es kam jetzt Alles darauf an, sobald als möglich einen Rastplatz zu erreichen, wo unsere Kranken Hülfe und besonders die Erfrischungen, die

sie allein zu retten vermochten, finden konnten. Ich war bald darüber mit mir einig und beschloß, sie nach Talcahuano in Chili zu führen, weil ich aus Erfahrung wußte, wie sicher und ruhig dieser Hafen der Stadt Conception für die Schiffe ist und wie reichlich und billig die Lebensmittel daselbst zu haben sind. Uebrigens verbarg ich den Matrosen sorgfältig die vernommene traurige Nachricht; unsere Kranken kannten also noch nicht die wahre Beschaffenheit ihres Uebels und diese Unwissenheit hatte ohne Zweifel gute Wirkung, obgleich der Scharbock schon in den nächsten Tagen immer mehr um sich griff, so daß wir selbst bald zwanzig Kranke und darunter zwei bettlägerige zählten. Auch mehrere Officiere und ich selbst fühlten bereits einige Vorzeichen des allgemeinen Uebels.

Vom 1. bis zum 4. April hatten wir einen heftigen Sturm aus WSW. auszustehen, der von Windstößen, Regen und hohem Meere begleitet war. Als der Wind am Abend des 4. etwas nachließ, ließ ich die Höhe der Wogen messen. Es ergaben sich 36½ Fuß für die senkrechte Höhe: die Entfernung vom Gipfel einer jeden Woge bis zu ihrem tiefsten Punkte schätzten wir auf 190 Fuß, die Länge einer einzigen Woge auf 380 Fuß. Dennoch hielten diese Wogen in keiner Beziehung einen Vergleich aus mit denen, die ich am 30. August 1826 in der Nähe des Cap an den Kanten der Nadelbank beobachtete. An diesem Tage nämlich war das Meer so ungestüm, daß die Wogen nach meiner Schätzung die erstaunliche Höhe von 80 bis 100 (franz.) Fuß erreichten*). Dazu stimmen auch die Ausdrücke anderer Seefahrer und selbst Cooks, welcher bei Beschreibung von Windstößen sagt: „Die Wogen hatten sich zu wahren Bergen aufgethürmt und waren höher als unsere Masten.“ In der Regel kommen die Wogen beim Sturm aber nicht höher, als etwa 18 bis 24 Fuß. Dies gilt namentlich im mittelländischen Meer, obwohl auch in diesem so sehr beschränkten Becken die Wogen sich unter gewissen Umständen bei weitem höher erheben können. So versichern erfah-

*) Danach sind also jene übertriebenen Angaben zu berichtigen, denen zufolge die Meereswogen zuweilen die Höhe unserer höchsten Kirchthürme erreichen könnten.

rene und glaubwürdige Officiere, welche Zeugen des Windstoßes waren, der das Geschwader des Admirals Hugon zu Anfang des Jahres 1841 so fürchterlich mitnahm, daß sie einigemal sahen, wie die äußersten Enden der unteren Raaen (Segelstangen) eines Schiffes von 90 Kanonen mit der Spitze der Wogen in Berührung kamen, und wie hoch mußten die letzteren sein, um dies möglich zu machen!

Mit Hülfe eines schwachen Mondschimmers ankerten wir am 6. April abends um elf Uhr in der Bai von Talcahuano dicht neben einem großen Schiffe, das wir für eine englische Fregatte hielten.

Viertes Kapitel.

Trotz der anstrengenden Arbeiten der Mannschaft am vorhergehenden Abend, die fast bis Mitternacht gedauert hatten, erschienen doch alle Leute, Officiere und einfache Matrosen, sobald der Tag zu grauen anfing, auf dem Verdeck. Das Wetter war freilich trübe, aber die Luft war still, das Meer ruhig und vor uns entfaltete sich der lange mit Grün bedeckte Küstengürtel der Bai. Welch ein köstlicher Abstich für unsere Augen, die seit drei Monaten durch den ununterbrochenen Anblick des Schnees, Eises und Reifes, wozu sich häufig noch Nebel, Sturm und ungestümes Meer gesellten, ermüdet waren! Ein weites, ruhiges, wohlgeschlossenes Becken, um uns verschiedene Schiffe, deren Mannschaft still ihren Geschäften oblag, am Lande vor uns die bescheidenen aus Holz gebauten Häuser von Talcahuano, deren Bewohner sich ebenfalls zu ihrer Tagesarbeit erhoben, noch mehr aber die lachenden, abwechselnd mit Hainen, Gärten und Baumpartien bedeckten Hügel der Halbinsel, der Gesang der Vögel vereint mit dem mannigfaltigen Geschrei verschiedener Hausthiere — alles dies erregte unsere Bewunderung und erfüllte unsere Herzen mit unbeschreiblichen Gefühlen von Wohlbehagen und Hoffnung. Man hat von jeher behauptet, daß schon der Anblick des Landes allein auf die vom Scharbock ergriffenen Leute einen wohlthuen-

den Einfluß äußere. Davon sah ich nun ein sehr schlagendes Beispiel. Unglückliche, welche von der Krankheit bereits so grausam gemißhandelt waren, daß sie sich kaum bewegen konnten, fühlten schon allein beim Anblick des Landes eine gewisse Stärkung, und ihr Gesicht bekam sogar wieder Etwas von seiner gewöhnlichen Farbe, die es gänzlich verloren hatte.

Es war hohe Zeit, daß wir vor Anker kamen, besonders für die Zelée, die 40 Scharbockkranke hatte, von denen 32 zu Bette lagen; einer derselben war schon gestorben. Die Mannschaft war überhaupt so schwach, daß die Officiere bei den Wendungen des Schiffes Hand anlegen mußten. Ich selbst befand mich seit vierzehn Tagen in einem Zustande allgemeiner mit Schwäche der Glieder verbundener Abspannung, der ein entschiedener Ekel vor jeder Art von Nahrungsmitteln folgte. Herr Jacquinot erklärte mir, daß er sich in einer ähnlichen Verfassung befände, und wir waren nicht wenig überrascht, als wir wechselseitig unsere abgemagerten Gestalten betrachteten. Um sogleich das Uebel an der Wurzel anzugreifen und seine Fortschritte zu hemmen, wurden den Kranken und selbst den noch kräftigen Leuten Zugaben zu den gewöhnlichen Lebensmitteln sowohl an Fleisch, als auch an Obst, Pflanzen- und Milchspeisen gestattet. Zur Aufnahme der am schwersten Erkrankten wurde ein Local am Ufer gemiethet, und die Anderen erhielten öfter Erlaubniß, am Lande Spaziergänge zu machen. Endlich wurden alle Arbeiten so viel wie möglich erleichtert, bis die Mannschaft die nöthigen Kräfte wieder erlangt hätte. Mehrere unserer Matrosen taumelten freilich bald nachher völlig betrunken in den Straßen von Talcahuano umher; ich mußte aber jetzt nachsichtig sein, um sie nicht zu erbittern, und zum Davonlaufen zu veranlassen. Unsere Nachbarin, die englische Fregatte, hieß President und hatte den Contreadmiral James Roß an Bord, der den Befehl über das an der Westküste Amerika's stationirte Geschwader übernehmen sollte. Der Capitain Scott führte die Fregatte unter dem Oberbefehl des Admirals. Nach einem uns köstlich mundenden Frühstücke begab ich mich mit Herrn Jacquinot an Bord der Fregatte, um den genannten Herren die Aufwartung zu machen. Der Capitain Scott, ein Mann von funfzig Jahren, empfing uns

mit herzlicher Höflichkeit und bot uns in ziemlich geläufigem Französisch seine Dienste an. Darauf stellte er uns dem Admiral Roß vor, einem kleinen kugelrunden Männchen, der wenig sprach und kein Wort Französisch verstand. Er lud uns auf den folgenden Tag zur Tafel, was wir aber mit Rücksicht auf unseren Gesundheitszustand ablehnten. Unsere Officiere waren bald mit den englischen auf vertrautem Fuße, und die Engländer erwiesen uns auch im Uebrigen alle möglichen Gefälligkeiten.

Die herrlichen Abhänge Talcahuano's verlockten mich oft zu Spaziergängen. Stundenlang konnte ich da theils im Schatten der Myrten und Lorbeern wandeln, theils auf dem bleich werdenden Rasen hingestreckt liegen. Trotz des schönen Wetters und trotz der gesunden Luft machten sich indeß schon die Vorboten der schlechten Jahreszeit bemerkbar. Das Gesträuch und der Rasen war nicht mehr mit Blumen geschmückt. Das betäubende Getöse der Heuschrecken und Grillen, wie ich es früher im Januar hier gefunden, tönte nicht mehr in die Ohren, und nur hie und da im Gebüsche hörte man einen Vogel; eben so zeigten sich nur noch einige verspätete Schmetterlinge und Mückenvögel. Die schönste Aussicht hat man von dem Gipfel der Wache. Die Wache ist ein abgerundeter, sich sanft abdachender Hügel, welcher die ganze Halbinsel beherrscht. Den Gipfel bildet eine breite Fläche, die zum Theil mit fetten Weiden, zum Theil mit lieblichem Gehölz bedeckt ist. Man sieht von hier aus den Flecken Talcahuano mit seinen bescheidenen Straßen, die Rhede mit einem Walde von Masten, die grünen Weiden mit zahlreichen Heerden, weiterhin die Insel Quiriquina, die Anhöhen des Flusses Biobio, so wie den dahin strömenden Fluß selber, einen Theil der Stadt Conception und endlich die bewachsenen Küsten der Bai und des ganzen Beckens von Conception. Die ganze übrige Seite nach Westen hin ist von den Wogen des stillen Meeres eingefaßt, auf dem man hie und da einige Schiffe mit ihren weißen Segeln dahergleiten sieht. — Wenn man durch Talcahuano geht, so erinnert noch jeder Schritt an die Spuren des schrecklichen Erdbebens vom 20. Februar 1835. Die Straßen waren damals noch mit Trümmern bedeckt und nur wenige Häuser wieder vollständig aufgebaut. — Einige Officiere waren gleich anfangs in

einem spanischen Gasthaus eingekehrt, um dort ihr Mittagsmahl einzunehmen. Die Suppe, welche man ihnen vorsetzte, war eine aus unerrathbaren Dingen zusammengesetzte dicke Masse und so furchtbar gewürzt, daß man Feuer im Munde zu haben glaubte. Die übrigen Speisen paßten ganz zur Suppe und waren ebenfalls fast bis zur Ungenießbarkeit gewürzt. Ich kostete von einer, welche Podrida heißt und eine Art Ragout ist, das aus einer Menge von Bestandtheilen, hauptsächlich aber aus Nelkenpfeffer und anderen Gewürzen zusammengesetzt ist. Das Feuer, welches dadurch in dem Körper angefacht wurde, war kaum zu löschen. Der einheimische Wein (mosto) war ebenfalls nicht sehr angenehm und schmeckte nach der Bockshaut, worin er aufbewahrt wird.

An der Küste war eine etwa eine halbe Meile von Talcahuano am Saume des Strandes sich hinziehende Muschelbank. Sie bildet eine feste, 6 bis 9 Fuß hohe Mauer, deren Fuß sich höchstens 18 bis 20 Zoll über das Hochwasser erhebt, und besteht aus einer durch einen sehr dichten Thonmörtel verbundenen Anhäufung aller Muschelarten, die man in der Bai findet. Man könnte diese Erscheinung aus einer Erhebung des Bodens in der Bai erklären, die man in Folge der vielen Erdbeben beobachtet haben will und die mir von Seeleuten auf etwa 6 Fuß angegeben wurde. Nahe dabei ist das Ufer mit Knochen und besonders mit Wirbelbeinen von Walen besäet. Diese werden durch den Nordwind von Quiriquina her, wo die vielen hier ankernden Wallfischfänger ihre Beute zerlegen, an den Strand geworfen.

Auf einem meiner gewohnten Nachmittagsspaziergänge an den Höhen von Talcahuano, wo ich mit immer neuem Vergnügen die artigen Kolibri bewunderte und den Duft der Riemenblume (Loranthus) einathmete, sammelte ich auch einige Muscheln an den scharfen Blättern der Baumaloe (Agave) und knüpfte mit einem hier wohnenden Bauer, so gut es ging, ein Gespräch an. Er führte mich in seine Hütte, ein Loch von ungefähr 13 Fuß Länge und 6 Fuß Breite, worin beisammen und durcheinander dieser Mann, seine beiden Töchter, seine Ziegen, Truthähne, Enten und Hühner wohnten. Alles verrieth das größte Elend. Eine kleine Umzäunung mit einigem Kraute, Zwiebeln und

anderen Küchengewächsen galt als Garten. Und welchen Wohlstand könnte sich in dieser fruchtbaren Gegend ein thätiger Landmann begründen! Die Trägheit und Sorglosigkeit dieser Leute übersteigt aber jeden Begriff. Während die geringe Arbeit von den Frauen verrichtet wird, rauchen die Männer in bequemer Ruhe ihre Cigarre. — Zwischen den lieblichen Abhängen am rechten Ufer des Biobio liegen lachende Thäler, die sich alle nach dem Flusse hin öffnen und mit artigen Landhäusern besetzt sind. Einige unserer Officiere besuchten im Vorbeigehen einige dieser Landhäuser, und überall wurden sie von den Bewohnern mit vielem Wohlwollen aufgenommen. Man bot ihnen zur Erfrischung Chicha an, ein aus Aepfeln bereitetes herbes Getränk, das nur sehr wenig unserem europäischen Obstweine gleicht, weil man vorzugsweise saure Aepfel dazu verwendet. Die Wohnungen, so wie alle Kelterhäuser auf dem Felde sind aus sehr grob behauenem Holze erbaut. Die senkrechten Balken sind auf beiden Seiten mit Querlatten benagelt und der Raum dazwischen mit gestampfter Erde ausgefüllt, um das Innere gegen Wind und Regen zu schützen. Das Dach besteht aus Binsen und reicht auf der Vorderfront des Hauses bis auf ungefähr fünf Fuß vom Boden herab, um zugleich einen Schoppen zu decken, worin man sich gewöhnlich während des Sommers, der unter diesem schönen Himmel acht Monate dauert, aufhält. Alle diese Gebäude sind nie höher als acht Fuß, und keine Zimmerdecke trennt die Bewohner vom Dache. An beiden Enden desselben sind Verschläge als Fruchtspeicher eingerichtet, zu denen man mittelst stets anliegender Leitern gelangt. Zur Seite des Haupthauses stehen die Nebengebäude, welche eben so einfach aufgeführt und eben deswegen gegen die hier sehr häufigen Erdbeben gesichert sind. Die Nebengebäude dienen zur Aufbewahrung der Lebensmittel und zum Aufenthalte des Geflügels; das große Vieh bleibt Tag und Nacht in den Behältern, welche das Haus umgeben. Auf allen diesen Meiereien scheint Ueberfluß zu herrschen; aber das Hausgeräth ist höchst ärmlich und besteht nur aus einem Tische, einigen schlechten Stühlen und unförmlichen Kisten. Die auf dem Boden in einem Winkel liegenden Betten sind nichts weiter, als dünne Matratzen nebst einer schmutzigen

Decke oder einem Puncho, dem einzigen Kleidungsstücke des gemeinen Volkes, welches sich angekleidet glaubt, wenn es einen Mantel über sein Hemde wirft. Die Karren und Pflüge dieser Meiereien sind höchst einfach. An den Karren bemerkt man auch nicht das kleinste Stück Eisen. An einer dicken hölzernen Achse laufen zwei aus ganzen Holzscheiben gearbeitete Räder mit einem überaus großen Spielraume und kaum von einer hölzernen Lünse festgehalten. Auf diesem kaum 15 bis 18 Zoll vom Boden entfernten Räderwerke ruht das Karrengestell mit einer aus einem rohen Baumstamme bestehenden Deichsel und einigen Brettern an den Seiten, um die Ladung festzuhalten. Man begreift leicht aus den Schwierigkeiten, welche ein so schwer laufender, von Ochsen gezogener Wagen auf den schlechten kothigen Straßen des Landes zu überwinden hat, daß man nur sehr geringe Lasten damit fortbringen kann. Der Pflug ist so beschaffen, daß man damit kaum den Boden aufkratzen kann. Da dieser aber im Ueberflusse vorhanden ist und lange brach liegen kann, man auch ferner vor der Aussaat das ihn bedeckende Holz und Gesträuch verbrennt, so gewinnt man trotz dieser erbärmlichen Bestellung doch hundert Procent.

Alle noch kräftige Leute waren in Bewegung gesetzt worden, um den Astrolabe abzutakeln und die schweren Lasten, als Geschütz, Kugeln und Proviant nach hinten zu bringen, um dadurch so viel als möglich das Vordertheil zu heben und frei zu machen. Die Kalfaterer stellten den vom Eise losgerissenen Kupferbeschlag wieder her. Die Kranken gingen alle rasch ihrer vollständigen Herstellung entgegen; nur ein einziger Matrose starb in Folge seiner übermäßigen Gefräßigkeit. — Mit dem Anfange des Mai waren die Arbeiten größtentheils beendigt, und ich folgte daher einer Einladung des französischen Consuls, des Herrn Bardel, mit ihm nach Conception zu gehen, welches 7 bis 8 Meilen von Talcahuano entfernt ist. Wir erreichten die Stadt auf einem ziemlich guten Wege. Zu beiden Seiten desselben weideten auf ausgedehnten Wiesen eine Menge Pferde und zahlreiches Hornvieh. Hie und da bemerkte man auch einige elende und baufällige Hütten, aus welchen zerlumpte und schmutzige Weiber und Kinder mit nackten Füßen hervorkamen. Diese Leute zeigten sich übrigens

friedlich und gutmüthig; meistens grüßten sie auch. Conception hat 7500 Einwohner. Ich hatte die Stadt schon früher einmal besucht; vergebens suchte ich aber jetzt Anhaltspunkte, um mich wieder zurecht zu finden; ein gräßliches Schauspiel der Zerstörung eröffnete sich vor meinen Blicken, und mit jedem Augenblicke steigerte sich meine Bestürzung. Statt der breiten regelmäßigen Straßen, statt der reinlichen, bequemen und schön gebauten Häuser sahen wir nur Trümmerhaufen: Alles Folgen des oben erwähnten Erdbebens. Die Ruinen der Hauptkirche nahmen einen ungeheuren Raum ein, und man feierte den Gottesdienst in einem langen schmutzigen Schuppen. Die wenigen Häuser, die dem Unheil entgangen waren, hatten so sehr gelitten, daß sie jeden Augenblick einzustürzen drohten, und ich konnte meine Verwunderung über die Sorglosigkeit der Einwohner nicht verbergen, über deren Haupte beständig der Tod schwebte. Wir statteten dem Doctor Vermoulin einen Besuch ab. Er ist ein Belgier aus Brüssel und hatte sich in Chili niedergelassen, um daselbst eine Pulverfabrik zu errichten; da sein Plan aber aus Mangel an Salpeter scheiterte, so legte er eine Bäckerei an, deren Ertrag ihm nebst der Ausübung der Arzneikunde ein anständiges Einkommen sichert. Aus seinen Bemerkungen über das Erdbeben von 1835 theile ich hier Folgendes mit.

„Zur Zeit meiner Ankunft hieselbst im Jahre 1829 hatte man lange kein starkes Erdbeben gehabt. So dauerte es bis zum 24. December 1832. An diesem Tage, der nicht schöner sein konnte, spürte man gegen Abend eine Erderschütterung, die sich bald zu einer solchen Heftigkeit steigerte, daß die Glocken von selbst läuteten und auch die Unerschrockensten auf die Straßen und in die Mitte der Höfe flüchteten. Die Erschütterung, welche in der Richtung von WSW. nach ONO. ging, dauerte ungefähr drei Minuten, war aber zum Glücke wagerecht und verursachte nur einige Mauerrisse. Ist man einmal an solche Erschütterungen gewöhnt, so erkennt man leicht ihre Richtung und spürt sie augenblicklich, wenn sie auch schwach sind. Der Unkundige, der erst ins Land gekommen ist, merkt sie anfangs gar nicht. Während des ganzen Jahres 1833 wiederholten sich die Stöße unaufhörlich und ihre Richtung war unveränderlich dieselbe. Im

Laufe des Jahres 1834 merkte man wenig davon. Nun war's am 20. Februar 1835 morgens um 11 Uhr 20 Minuten. Das Wetter war herrlich und der Wind wehte aus SW. Ich befand mich an dem Hauseingange und rief gerade einem Diener zu, mir Wasser zu bringen, als dieser plötzlich nebst mehreren anderen mit dem Schrei „Erdbeben!" aus der Küche stürzte. Ich fühlte wirklich, daß der Boden zitterte, verließ aber erst auf das inständigste Bitten meiner Leute das Haus, um mich in den Hof zu begeben. Die Erschütterung ward heftiger und hatte bereits ungefähr 40 Secunden gedauert, als ich es für gut fand, mich in einen Theil des Hofes zu begeben, wo keine Gefahr drohte. Mein Gang dahin glich dem eines Betrunkenen, und sobald ich mich auf den Boden gesetzt hatte, kam mir das unangenehme Gefühl, welches bei der Seekrankheit dem Erbrechen vorangeht und welches ich stets empfinde, wenn die Erschütterungen länger dauern. Andere Leute machten dieselbe Erfahrung. Die Heftigkeit des Erdbebens steigerte sich etwa anderthalb Minuten. Während dieser Zeit beobachtete ich, wie zwei gerade vor mir stehende Pappelreihen sich wie Rohre beugten. Die Erschütterung schien darauf in einem Zwischenraum von etwa drei Secunden schwächer zu werden; auf einmal aber verdoppelte sich ihre Heftigkeit und erreichte eine so furchtbare Stärke, daß der Boden dem bewegten Meere glich. Hätte ich mich nicht rückwärts auf die Hände gestützt, so wäre ich kopfüber hingestürzt. In 7 bis 8 Secunden lag das Haus sammt den umgebenden Gebäuden in Trümmern. Ich hörte aber weder Etwas von dem Einsturz, noch von dem Geheul der bei mir sitzenden Diener: Alles übertönte das schreckliche Geprassel des Erdbebens, ein Geprassel, wovon man sich unmöglich eine Vorstellung machen und das man nur mit einem Getöse vergleichen kann, welches in einem engen Hofe 300 Leute durch Trommeln, Pauken und Blasen mit der Kirchenschlange verursachen würden. In dem Augenblicke, wo ich das Haus einstürzen sah, spaltete sich vor meinen Füßen der Boden an zwei Stellen. Der Boden blieb fortwährend in Bewegung, aber alle mich umgebenden Gegenstände entschwanden meinen Augen; denn mich hüllte plötzlich eine so dichte Staubwolke ein, daß ich die Hand, welche ich vor meinen Mund hielt,

nicht zu sehen vermochte. Diese Staubwolke verlor sich erst wieder, nachdem das Erdbeben einige Zeit aufgehört hatte. Es war hohe Zeit; denn wäre ich nur noch eine Minute in dieser unangenehmsten Lage meines Lebens geblieben, so würde ich unfehlbar erstickt sein. Während des Erdbebens war die Hitze unerträglich. — Der zweite Stoß dauerte 72 Secunden. Bis zu dem Augenblicke, wo derselbe eintrat, war die Bewegung des Bodens wagerecht und hatte dieselbe Richtung, wie die seit dem 24. December 1832 beobachteten Erschütterungen. Mit dem zweiten Stoß kam zu der wagerechten noch die senkrechte, welche die gefährlichste ist und in einem Augenblicke Alles umstürzt."

„Erst als sich die Staubwolke zerstreut hatte, bemerkte ich wieder die Diener meines Hauses, welche sich noch nicht von ihrem Schrecken erholt hatten und Leichen ähnlich waren, die eben aus dem Grabe emporgestiegen sind. Um das Schicksal meiner Freunde besorgt, entschloß ich mich, auszugehen, konnte mich aber kaum durch die Trümmer fortarbeiten, die immer noch durch neue, wenn auch nicht so heftige Stöße vermehrt wurden. Fast alle Wohnhäuser waren eingestürzt und die öffentlichen Gebäude fast gänzlich zerstört. Der Schrecken malte sich auf den Gesichtern aller Leute, denen ich begegnete. Vergebens befragte ich sie um das Schicksal unserer gemeinschaftlichen Freunde. Sie antworteten mir entweder gar nicht oder ganz sinnlos. — Nachdem man angefangen hatte, sich von dem Alles betäubenden Schrecken zu erholen, verbreitete sich auf einmal das Gerücht, die Ebene von Talcahuano sei überschwemmt und der Stadt drohe Gefahr, von den Wogen des Meeres und des Flusses verschlungen zu werden. Alsbald sah man fast die ganze Bevölkerung den nahe gelegenen Anhöhen zueilen. Erst gegen drei Uhr legte sich auch diese Besorgniß und die Meisten kehrten nach der Stadt zurück, um die Stellen aufzusuchen, wo früher ihre Wohnungen standen. Glücklicherweise blieb der Himmel bis zum 24. heiter und erst am 25. fiel Regen. Bis zu diesem Tage hatte sich aber bereits Jeder ein Obdach verschafft, und da schon am dritten Tage der Markt reichlich mit Lebensmitteln versorgt war, so hatten die Bewohner ihre angeborene Heiterkeit und Sorglosigkeit wieder erlangt. Als Beweis dafür mag die Bemerkung dienen, daß

meine Nachbaren, eine Künstlerfamilie, einen Theil der Nacht mit Tanzen und Guitarrenbegleitung zubrachten, ohne sich um die noch immer wiederholten Schwingungen des Bodens zu bekümmern. Die Zahl der Verunglückten belief sich auf 81; zehn Leute waren schwer verwundet und über 500 hatten mehr oder weniger starke Verletzungen davon getragen. Die mittägliche Stunde des Erdbebens, die Breite der Straßen und der Umfang der inneren Höfe walteten dabei als günstige Umstände ob. — In den ersten Tagen nach dem Erdbeben sah man allenthalben Risse und Spalten in dem Boden und zwar fast sämmtlich von WSW. Dieser Umstand, verbunden mit der Richtung des unterirdischen Getöses, welches fast allen seitdem fortgesetzten Erschütterungen (ihre Zahl mag sich auf 1200 belaufen) vorangeht oder sie begleitet, läßt mir keinen Zweifel über das Vorhandensein eines unter dem Meere liegenden Vulkans, dessen Ausbruch das Unglück am 20. Febr. herbeiführte. Das Getöse gleicht stets einem in der Ferne abgefeuerten Kanonenschusse. Eine der nachfolgenden Erschütterungen zerstörte am 7. November 1837 die Stadt Valdivia gänzlich. Am 20. Februar litten unter allen Städten von Chili Conception und Chillan am meisten. In Chillan waren nämlich alle Häuser von getrockneten Backsteinen erbaut. Dergleichen lagen auch in Conception nach dem Erdbeben wie platt geschlagen. Die Gebäude von gebrannten Backsteinen hatten weniger gelitten, obschon sie unbewohnbar wurden. Ein zweistöckiges, auf Pfählen gebautes Haus blieb stehen. — Die Erschütterung ging durch die ganze Kette der Andes. Das Meer drang nicht überall zu gleicher Zeit in das Land herein, sondern eine ungeheure Wassersäule streichte zuerst in der Richtung von O. nach W. über die Küste hin, zog sich dann, nachdem sie einen kleinen Wirbel gebildet hatte, zurück und überschwemmte nur das eine bis anderthalb Meilen weiter liegende Ufer. Anders war es jedoch in den Baien, besonders in der von Talcahuano. Hier zog sich das Meer plötzlich zurück und ließ einen großen Raum trocken. Bald darauf sah man von der Insel Quiriquina her eine bedeutende Wassermasse gleich einer Mauer heranrücken, welche in wenigen Augenblicken die Küste erreichte, sich mit furchtbarem Gebrause an derselben brach und mit solcher

Wuth über den Ort hinfuhr, daß kein einziges Haus stehen blieb. Der Grund in der Bai hatte sich nach diesem Ereignisse um 3 bis 4 Fuß und in der Umgebung der Insel Santa Maria um 9 bis 10 Fuß gehoben. Die kleine im Angesichte des Forts St. Augustin liegende Insel, welche bei hoher Fluth sonst ganz bedeckt war, bleibt jetzt trocken. Den 22 Meilen südlich mündenden Fluß Tubul, der für kleine Briggs vom Meere aus 80 Ruthen weit schiffbar war, konnte man nach dem Erdbeben auf dieser ganzen Strecke durchwaten. Die Landbewohner versicherten, daß sich allenthalben das Bett der kleinen Flüsse erhöht habe. Unmittelbar nach der Erschütterung sprangen aus den Bergabhängen eine Menge Quellen, die aber bald wieder versiegten. Viele Thäler wurden vollständig überschwemmt. Auch eine andere Erscheinung erfüllte viele Leute mit Furcht. Der Boden enthält nämlich an vielen Stellen Pyrit (Schwefelkies) und erhält dadurch ein rothes Ansehen. Im Augenblick des stärksten Stoßes stiegen nun aus demselben eine Menge Wassersäulen zu einer bedeutenden Höhe auf, und da das Wasser, wahrscheinlich durch eine Zusammenpressung des Bodens, eine rothe Farbe hatte, so hielt man es für Blut. — Noch beobachtete ich die Wirkung, welche die Erdbeben auf die Thiere äußern. Ist die Erschütterung etwas stark, so bellen die Hunde und bellen auch nachher noch ziemlich lange fort. Die Pferde spitzen die Ohren, rühren sich aber nicht; nur am 20. Februar liefen sie rasch nach allen Richtungen und die angebundenen rissen sich los. Die Hühner retten sich in die Mitte der Höfe und vermeiden so die Gefahr, von den einstürzenden Gebäuden erschlagen zu werden. Die Tauben und Papageien erheben sich eiligst in die Luft."

Ich hatte schon so viel von der Tapferkeit und den Großthaten des Cazikon Penoleo gehört, daß ich mir nicht das Vergnügen versagen wollte, dieses Heldenbild der Araucanos, der wilden Bewohner des Landes, von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Im Hintergrunde eines von Ruinen umgebenen Hofes fanden wir drei bis vier zur Hälfte aus Stroh und Rohr, zur Hälfte aus Backsteinen aufgeführte Hütten, worin der Häuptling mit seiner Familie wohnte. Zuerst sah ich seine beiden Töchter, große Gestalten von 18 bis 20 Jahren und von ganz patago-

nischem Ansehen, nur etwas kleiner und weniger dick. Penoleo selbst lag auf einem armseligen Bett, erhob sich aber, als er den Herrn Bardel erkannte, und sagte uns einige Höflichkeiten. Ich schätzte sein Alter auf 50 bis 55 Jahre. In seiner Jugend mochte er lebhaft und kräftig gewesen sein, jetzt war er träg und fett und sein Gesicht ohne allen Ausdruck. An der Spitze von 500 blutdürstigen und raubgierigen Wilden konnte Penoleo sonst als furchtbarer Krieger gelten, jetzt schien er nichts weniger als ein solcher. Die Regierung bezahlt ihm ein Gnadengehalt von drei- bis vierhundert Piastern unter der Bedingung, daß er zu Conception wohnt und so als Geißel dient, während sein Bruder Colipi ihn an der Spitze seines Stammes ersetzt und eines großen Einflusses genießt. Herr Bardel hatte mir schon früher erzählt, daß er eine Reise zu den Araucanos gemacht habe, um mit ihnen eine Art Vertrag zu schließen, und es möge hier das Wesentliche davon mitgetheilt werden.

„Im Anfang des Jahres 1837 überfiel eine Indianerhorde unvermuthet die chilischen Besitzungen in der Umgegend von Conception und verheerte einen Theil der Provinz. Eine chilische Heeresabtheilung trieb sie zwar zurück und verfolgte sie bis ins Innere; da die Regierung aber damals eine Unternehmung gegen Peru vorbereitete, so wollte man doch auch für die Sicherheit des Landes von der anderen Seite her Sorge tragen. Der Intendant veranlaßte daher die bedeutendsten Häuptlinge der Stämme, die keinen Theil an der feindlichen Bewegung genommen hatten, zu einer Zusammenkunft mit ihm in Arauco, einem 22 Meilen südlich von Conception liegenden Dorfe. Er lud mich und den englischen Consul ein, ihn zu begleiten. Dies nahmen wir gern an, da wir beabsichtigten, mit den Indianern der Küste Verbindungen anzuknüpfen, um unseren Landsleuten nützlich zu werden, die das Unglück haben sollten, in diesen Gegenden Schiffbruch zu leiden. — Am 1. März reis'ten wir nebst einigen Officieren unserer Schiffe ab und gingen um acht Uhr morgens über den Biobio. Betrachtet man die Breite, den Wasserüberfluß und den ruhigen Lauf dieses Flusses, so sollte man glauben, er müsse schiffbar sein, und doch ist er es nicht. So weit die Berge ihn einengen, ist er allerdings tief, aber bei Conception erweitert

er sein Bett bedeutend, und nur ein schmaler Canal würde Schiffen von 60 bis 80 Tonnen die Durchfahrt gestatten. Es befahren ihn nur große Schaluppen mit plattem Kiel, welche die Früchte aus dem Innern nach Conception führen. Man gebraucht dazu auch Flöße aus dicken Baumstämmen, die man als Brenn- und Bauholz verkauft. Jenseit des Flusses kamen wir über eine große Ebene, dann durch mehrere liebliche Gehölze und an einigen anmuthig gelegenen See'n vorüber. Hinter der Ansiedelung Coronal, welche dem General Rivera gehört, überschritten wir auf einer hölzernen Brücke einen Bach mit klarem Wasser und erreichten dann das Gebirge. Längs der Küste mußten wir abwechselnd um den Hintergrund verschiedener Baien gehen und die Vorsprünge hoher Berge passiren. Oft, nachdem wir eine Zeit lang im heißen Sande des Strandes hingetrabt waren, befanden wir uns auf einmal wieder im Schatten wunderbar hoher Bäume, und oft waren die Bergwege von so dicht in einander verwachsenen Bäumen bedeckt, daß wir uns auf das Pferd legen mußten, um hindurch zu kommen. Wenn man jedoch mit Mühe einen Berg erklettert hat, so findet man beim Herabsteigen kleine Thäler und reitet hier durch buntfarbig mit Blumen geschmückte Lauben. Besonders bemerkt man eine Lianenart, deren in dunkelem Scharlach prangende Blüthe der Lilie gleicht. Diese Pflanze schlingt sich an den größten Bäumen hinauf und fällt von dem Gipfel derselben wieder in prächtigen Gewinden bis zum Boden herab. An der kleinen Bai Hatilla, wo eine Niederlassung für den Wallfischfang gegründet ist, sahen wir einen Landmann und zwei Kinder mit Dreschen in der landesüblichen Weise beschäftigt. Man hatte nämlich die Fruchtgarben in einem von Astwerk gebildeten Kreise geschichtet, über die ein kleiner Knabe drei magere Pferde vor sich her trieb. Das Getreide ist hier die Seele des Handels. Colima, wo wir alsbald anlangten, war noch unlängst ein befestigter Ort, den die Spanier und Indianer abwechselnd eroberten und verloren. Jetzt sieht man nur noch Ruinen und einige Hütten. Die Mehrzahl der Einwohner ist in ein Thal am Fuße des Gebirges gewandert, wo ebenfalls eine schöne große Niederlassung gegründet ist. Hier übernachteten wir. Am anderen Tage kamen wir zuerst über einen Berg, wo der

berühmte Statthalter von Chili, Don Pedro de Valdivia, der sich in Italien auszeichnete und Pizarro nach Peru begleitete, der Erbauer von Santiago und Conception, im Jahre 1559 von den Araucanern geschlagen und nebst seinem ganzen Heere aufgerieben wurde. Nachdem wir das Ufer des Carampangue erreicht hatten, ritten wir an demselben beinahe eine Meile aufwärts, um eine Furth zu finden. Dieser Fluß ist an seiner Mündung tief, und man kann ihn mit Schoonern von 40 bis 60 Tonnen bis zwei Meilen aufwärts befahren. Während wir über ihn setzten, bemerkten wir am jenseitigen Ufer im Schatten der Apfelbaumwäldchen, welche diesen lieblichen Fluß begrenzen, hie und da Indianergruppen. Es waren vorgeschobene Posten, welche die Häuptlinge der verschiedenen Stämme aufgestellt hatten, um die Ankunft des Intendanten zu melden. Sobald sie uns erkannten, ritt ein Theil im Galopp davon; die übrigen begrüßten uns nach ihrer Weise und schaarten sich dann hinter uns, um gleichsam unser Gefolge zu bilden. Ungefähr eine halbe Meile von dem Flusse sahen wir die Behörden von Arauco anrücken und eine Strecke hinter diesen die Reiterei der Milizen des Bezirks in Schlachtordnung und mit Indianerspießen aufgestellt. Vor derselben standen in einer einzigen Reihe die Soldaten der Caziken. Nach der Begrüßung schloß sich uns jeder Cazike mit seinem Gefolge an und begleitete uns. Auf diese Weise waren wir bald von nahe an 600 Leuten umgeben, deren buntscheckiges Ansehen etwas Fremdartiges hatte. In der ersten Reihe ritten der Intendant, wir, die Officiere und die Caziken, hinter uns die Indianer und die Milizen in Uniform und mit ungeheuren spitzen Mützen. Von den Caziken trugen einige schlechte, mit Federn und vielfarbigen Bändern verzierte Filzhüte; die meisten hatten aber nur ein Band um den Kopf geschlagen und ließen ihr langes schwarzes Haar im Winde flattern; mehrere waren nackt bis zum Gürtel. Wir stellten mancherlei Fragen an sie und weideten uns an dem Erstaunen, welches ihnen die Brille eines unserer Begleiter verursachte, als ein von allen Seiten ertönendes Indianergeschrei das Zeichen zum Galopp gab, in den wir uns Alle zu gleicher Zeit setzten. Dies war für uns keine Kleinigkeit; denn man mußte jeden Augenblick fürchten, durch einen

Stoß das Gleichgewicht zu verlieren oder mit dem Pferde zu stürzen und übergeritten zu werden. Auf diese Weise erreichten wir bald eine außerhalb der Festungswerke erbaute Scheune, wo die araucanischen Fürsten ihr Hoflager aufgeschlagen haben. Hier lag auch der statthaltende Cazike der Indianer von Arauco in Folge eines Hufschlags in die Seite krank auf einer Matte. Wir waren Alle hierher geleitet worden, um ihn zu begrüßen, was auf folgende Weise geschah. Kaum befanden wir uns dem Eingange dieses Palastes gegenüber, als die Indianer wieder ein Geschrei erhoben. Auf dieses Zeichen wurden wir von Neuem im stärksten Galopp mit fortgerissen und umkreis'ten so in einer dichten Staubwolke unter fortwährendem furchtbaren Geschrei und beim entsetzlichsten Gelärm ihrer Dudelsäcke drei Mal in unordentlicher Verwirrung das Gebäude, wobei sich jedoch kein weiterer Unfall ereignete, als daß ein Indianer vom Pferde fiel, über den dann die übrigen hinwegritten und ihm einige Rippen zerbrachen. Wir setzten darauf mit derselben Begleitung, aber ruhiger, unsern Weg nach der Hauptstadt der Provinz, Arauco, fort. Unter Glockengeläut und Trommelschlag zogen wir ein. Die Thore waren von den Bürgersoldaten bewacht und die Wälle mit männlichen und weiblichen Zuschauern bedeckt. Im Schlosse des Statthalters aßen wir zu Mittag. Nachher besichtigten wir die Festungswälle, welche wir in einem erbärmlichen Zustande fanden. Die ganze Bewaffnung der Bollwerke besteht in einem einzigen Achtpfünder auf einer so schlechten Lafette, daß sie bei dem ersten Schusse zusammenbrechen muß. Das Stadtthor ist in Stücke zerfallen und die Ringmauer von Erde würde sicher von der ersten Kugel niedergeworfen werden. Der Palast des Statthalters ist eine Hütte, die nur etwas größer ist, als die übrigen hundert Hütten, aus denen der ganze Ort besteht."

„Am anderen Morgen begaben wir uns Alle in den Feldpalast der Indianer, wo wir mit einem Lauffeuer von Umhalsungen, Umarmungen und anderen Höflichkeitsbezeigungen empfangen wurden, die wir geduldig ertragen mußten, um nicht in ihren Augen als sehr unhöfliche Leute zu gelten. Nachdem sich der Sturm der Freundschaftsversicherungen ein wenig gelegt hatte, ließ der Intendant durch den Dolmetscher die angesehensten Ca-

ziken von den übrigen trennen, worauf sich dieselben auf dazu hingestellte Bänke setzten. Das Volk schaarte sich hinter ihnen, und man bildete einen Halbzirkel, in dessen Mitte der Intendant, der Regierungsschreiber, der englische Consul und ich, von den Dolmetschern und Officieren umgeben, mit vielem Ernste Platz nahmen. Dann wurde die Berathung (Parlamento) mit vielen Reden und Gegenreden gehalten. Im Allgemeinen sind die Indianer bei solchen Versammlungen sehr bedächtig. Niemand würde es wagen, den Redner zu unterbrechen, und dieser hält es für seine Pflicht, sehr lange und sehr schnell zu sprechen. In dieser Sitzung nahm der Cazike Couroumilla (Schwarzgold), der in seiner Eigenschaft als Haupt der Gesandtschaft die übrigen Caziken zu dieser Zusammenkunft bewogen hatte, drei Mal das Wort und endigte jedesmal mit der Formel: »Habe ich wohl gesprochen, ihr mächtigen Männer?« Die Hauptpunkte seiner drei Reden waren seine Reise nach dem Innern, seine Rückkehr, die Versammlung der Caziken und endlich der Wunsch, den Frieden zu erhalten, und Freundschaftsversicherungen; allein er schmückte diese einfachen Thatsachen so üppig aus, daß er zwei Stunden für sich in Anspruch nahm. Nach ihm trat ein anderer Cazike, Trangoil-Lanca (Tiefschlucht), auf. Seine stolze, zuversichtliche Haltung, sein düsterer Blick und sein langes schwarzes Haar, welches auf seine breiten Schultern mit einem langen Mantel von gleicher Farbe herabfiel, ließ uns fast ahnen, daß er kein Friedensbote sei. Er begann und endete jedoch seine wenigstens anderthalb Stunden dauernde Rede, ohne dem chilischen Volke etwas Beleidigendes zu sagen. Der Intendant antwortete den beiden Rednern nach einander ungefähr dasselbe mit wenig Worten: er sehe mit Vergnügen, daß sie zum Frieden geneigt seien, sie könnten sich auf die Redlichkeit der Regierung verlassen und der Zweck dieser Versammlung sei kein anderer, als sie vor den Schlingen zu warnen, welche gewisse Feinde des Friedens und der Ordnung ihnen legen könnten. Dann befahl er reichliche Fleisch- und Weinportionen unter seine Gäste zu vertheilen und hob die Sitzung auf."

„Diese Indianer sind eingefleischte Freunde von Förmlichkeiten und Höflichkeitsbezeigungen. Bei ihren Reden näseln sie

stark und wiederholen Alles bis zum Ueberdruß. Ehe sie zur Sache selbst kommen, muß man erst hören, wie sie zu Pferde gestiegen sind, wie sie die Zügel in diese oder jene Hand genommen, wo, wie oft und wie lange sie auf dem Wege angehalten, sowohl um ihre Pferde zu füttern oder zu tränken, oder um selbst auszuruhen, welche Leute ihnen begegnet, an welchem Tage und zu welcher Stunde sie hier oder da angekommen sind, und wie das Wetter während dem beschaffen war. Ihre Höflichkeitsbezeigungen richten sich nach einer allgemein angenommenen Form. Nie nähert sich ein Indianer, selbst nicht ein Cazike, einem Höheren, um ihn zu begrüßen, ohne ihn vorher durch einen Aelteren oder Angeseheneren, als er ist, um Erlaubniß zu fragen. Darauf tritt er vor und bittet um die Umhalsung, wovon es mehrere Arten giebt. Zwei Häuptlinge von gleichem Range legen ihre Hüte ab, kreuzen ihre Arme und legen die rechte Hand auf die linke Schulter. Ein Fürst von Geblüt wird sich stets durch die geringere Beugung des steifgestreckten Armes unterscheiden. Das geringere Volk berührt, wenn es einen Höheren begrüßt, die Hand desselben mit den Fingerspitzen, oder der Letztere reicht dem Grüßenden die Mütze hin, welche dieser dann mit der seinigen berührt. Nach der Umhalsung beginnt jedesmal die übliche lange Anrede. Der Ton derselben ist ein feierlich gehobener; er ist eine Art singendes Sprechen. Der Höhere steht unterdessen mit gesenktem Haupte und mit auf den Boden gehefteten Augen, indem er von Zeit zu Zeit die letzten Worte eines Satzes wiederholt und so mit dem Redner ein Duett anstimmt. — Am alten Herkommen halten sie sehr fest, zeigen große Achtung vor den Entscheidungen der Greise und führen häufig die ihnen von ihren Ahnen überlieferten weisen Rathschläge an. Auch ein Erbrecht haben sie. Die Macht geht, so wie alles Eigenthum, vom Vater auf den Sohn über."

„Nachdem man sich an den beiden folgenden Tagen über mehrere streitige Punkte geeinigt, wurde der Beschluß gefaßt, zur Befestigung des Friedens und des guten Einverständnisses ein Kreuz vor dem Versammlungsorte aufzupflanzen, und die Christen sollten am Fuße desselben die gesprochenen Worte vergraben. Darauf zogen wir uns in unsere Wohnung zurück, und

alsbald erschienen die Caziken mit ihrem ganzen Gefolge, um die bei solchen Gelegenheiten üblichen Geschenke vom Intendanten in Empfang zu nehmen. Man vertheilte unter sie Soldatenröcke von blauem Tuche mit rothen Aufschlägen und rothem Kragen, baumwollene Taschentücher, Tabak, Indigo, Halsbänder von Glaswaaren und andere Kleinigkeiten. Endlich erhielt Jeder ein großes Rohr mit silbernem Knopfe. Gierig nahmen sie alle Geschenke an sich. Widerlich war die Gemeinheit, welche sie bewog, die Tracht freier Männer von sich zu werfen und das Kleid der Sclaverei anzulegen. Ich machte mir den Spaß, selbst Einen anzukleiden. Nachdem er seinen Mantel abgelegt, zog ich ihm einen schönen Soldatenrock über die bloße Haut. Er war ein wenig eng. Mit vielen Zeichen machte ich ihm sodann begreiflich, daß er ihn zuknöpfen müsse, und unterzog mich endlich selbst dieser Arbeit, indem ich ihm mit der Faust und dem Knie den Bauch hineindrückte. Nach der glücklichen Beendigung dieser Qual wollte er athmen; aber in demselben Augenblicke sprangen alle Knöpfe auf einmal ab. Der dicke Wilde, von dieser Ausplatzung überrascht, sah mich verblüfft an und schien an unserem gewaltigen Gelächter durchaus keinen Gefallen zu haben. Ein anderes Kleid machte ihn jedoch wieder guter Laune. — Auch wir, der englische Consul und ich, hielten eine Berathung, deren Erfolg war, daß sie uns versprachen, fortan alle unsere Schiffe an der Küste gut aufzunehmen. Sie halten sich aber erst zur Erfüllung eines den Christen gegebenen Versprechens verpflichtet, wenn man ihnen einige Geschenke gereicht hat. Diese gelten ihnen als Beweis, daß man sie nicht betrügen will. Wir übergaben ihnen also die mitgebrachten Düten mit Indigo, worauf sie einen großen Werth legen, Bänder, Schaumünzen, Taschenspiegel und dergleichen."

„Als die Unterhandlungen alle glücklich zum Schluß gebracht waren, kehrten sie in ihre Wohnung zurück, um ihre gewöhnlichen Trinkgelage zu halten, und drei Stunden später waren sie schon in einem Zustande völliger Trunkenheit. Am Abend machten wir ihnen einen Besuch, und ich mischte mich unter sie. Die Verständigeren hatten kleine Gruppen gebildet und erzählten oder sangen vielmehr einander ihre Abenteuer her. Die Frauen

saßen um das Feuer, und mehrere von ihnen hatten auf den Knieen eine steife Puppe. Es war ein eingeschnürtes Kind. Bei diesen Indianern herrscht nämlich die Sitte, die neugeborenen Kinder in ein sehr grobes Wollenzeug einzuwickeln und sie vom Hals bis zu den Füßen auf ein Brett so fest zu binden, daß sie nicht die geringste Bewegung machen können. Sie glauben, daß dies der Gesundheit sehr zuträglich sei, und haben dabei den Vortheil, daß sie die Kinder unterwegs auf dem Pferde bequem fortbringen können. Die Weiber waren sämmtlich damit beschäftigt, Fleischschnitte für diejenigen ihrer Männer zu braten, die noch in dem Zustande waren, Etwas essen zu können. Ein guter Theil dieser Helden, welche sich im Genuß des göttlichen Traubensaftes nicht zu mäßigen vermochten, lag auf dem Fußboden. Als ich eintrat, umgaben mich sogleich mehrere der Lebhaftesten und versicherten mich durch Zeichen und durch sämmtliche spanische Worte, die sie wußten, ihrer Freundschaft. Ich mußte Brüderschaft mit ihnen machen und aus ihren Trinkgefäßen nippen. Dabei behandelten sie mich aber stets mit der größten Hochachtung."

„Unseren Rückweg nahmen wir durch einen anderen Landstrich, der mit den herrlichsten Gegenden der Schweiz zu vergleichen ist. Da sahen wir Berge, die mit riesigen Bäumen bestanden sind, liebliche Thäler, durch welche sich ein schlängelnder Fluß langsam hinwindet, mit Früchten beladene Apfelbaumgehölze, üppige Weiden, auf denen fettes Vieh einhergeht, und an den schönsten Stellen malerisch gelagerte Indianerstämme der Araucaner. Die jetzigen Araucaner haben ein schmutziges Ansehen, sind sehr wohlbeleibt und dem Anscheine nach auch plump. Ihr rundes Gesicht mit eingedrückter Nase und dicken Lippen ist ohne Ausdruck. Man nennt sie zwar tapfer; aber der alte Heldenmuth dieses Volkes ist längst geschwunden. Nur die Art ihrer Kriegführung und die Beschaffenheit ihres Bodens hat sie furchtbar gemacht. Nie lassen sie sich in ein Gefecht ein, wo ihnen nicht die Mehrzahl einigen Erfolg verspricht. Ihre angeborene Schnelligkeit und die waldbedeckten Berge ihres Landes geben ihnen stets Gelegenheit, dem Feinde zu entschlüpfen. Wie der Blitz erscheinen und verschwinden sie auf dem Gebiete der

Republik. Etwas geröstetes Getreide in einem kleinen Sacke ist ihr ganzer Mundvorrath; im Nothfall verzehren sie die Pferde, womit sie stets vorräthig versehen sind. Sie bemächtigen sich stets mehrerer Punkte auf einmal; da sie aber nur darauf ausgehen, Vieh zu stehlen und Familien mit sich fortzuführen, so ziehen sie sich, wenn sie ihre Beute erhascht haben, schnell zurück, ohne sich in einen Kampf einzulassen. Ihre Waffen sind lange, aus einer Art Rohr verfertigte und mit einer eisernen Spitze versehene Spieße; außerdem sogenannte Botas, welche aus metallenen oder steinernen Kugeln bestehen, von denen je zwei und zwei durch Riemen an einander befestigt sind. Bogen und Pfeile kennen sie nicht. Obschon man sie noch immer in vier große Stämme scheidet, nämlich die Araucaner, die Huilliches, die Pecunches und Puelches, so bestehen diese doch nur dem Namen nach, und jeder derselben zerfällt in eine Menge kleiner Abtheilungen, die alle ihre besonderen Häuptlinge haben. Der mächtigste der Caziken kann nicht über zweihundert Lanzen stellen; der kühnste ist der einflußreichste. Soll daher ein Einfall gewagt werden, so müssen sich wenigstens ein Dutzend Caziken vereinigen. Im Allgemeinen sind sie aber weit mehr zum Frieden, als zum Kriege geneigt. Die Bürgerkriege der Chilier haben unter sie eine Anzahl Christen geworfen, welche bei ihnen einige Samenkörner der Sittigung ausgestreut haben. Schon besitzen sie größtentheils Grundeigenthum, Häuser und angebaute Felder und haben Vorliebe zu dem Boden ihrer Geburt. Auch das Christenthum könnte viel zu ihrer Veredelung beitragen; aber die Priester, die man bisher zu Arauco hatte, waren entweder sehr einfältig und dumm, wie der jetzige, oder sie führten selbst einen unsittlichen Lebenswandel. Die Indianer haben keine bestimmte Gottesverehrung; indessen erkennen sie doch ein gutes und ein böses Wesen an. Sie beziehen darauf nach Belieben gewisse Gegenstände, die einen besonderen Eindruck auf ihre Einbildungskraft machen; bald ist es ein Baum oder ein Berg, ein Fluß oder ein Hain. Ihre Verehrung besteht einzig und allein darin, daß sie sich um ihre Gottheit versammeln und ein fürchterliches Geschrei erheben oder auch weinen und dann einen Hammel, eine Kuh oder ein Pferd opfern. Solche Feierlichkeiten werden

von Zauberern oder Zauberinnen geleitet, die sie Machi nennen. Diese Würde ist erblich, und wer sie bekleidet, äußert oft auf die so abergläubischen Menschen einen gefährlichen Einfluß. So wird der Tod eines Indianers, der an einer Krankheit oder durch einen Unglücksfall stirbt, der Einwirkung einer geheimen Macht zugeschrieben, irgend ein Lebender aber als Werkzeug derselben betrachtet. Die Angehörigen verlangen daher von den Machi, daß sie das Werkzeug des Teufels namhaft machen, und jedesmal müssen dann ein oder mehrere Opfer fallen, die von den Machi bezeichnet werden, wobei sie sich häufig von Privatrache leiten lassen. Der angebliche Mörder wird von den Anverwandten des Gestorbenen allenthalben aufgesucht und ohne Gnade gehängt. Niemand würde es wagen, ein solches Opfer in Schutz zu nehmen; seine Familie und seine Freunde beeilen sich vielmehr gerade am meisten, den von den Machi Bezeichneten auszuliefern. — Vielweiberei ist erlaubt; doch wird die Ehe mit bestimmten Förmlichkeiten geschlossen. Will ein Indianer ein Mädchen heirathen, so macht er den Eltern sein Vorhaben bekannt und einigt sich mit ihnen über die Kühe, Schafe oder Pferde, welche er geben muß. Dann erscheint er in Begleitung einiger Freunde, raubt die Braut, setzt sie hinter sich auf das Pferd und rettet sich mit ihr in den Wald, wo er drei Tage versteckt bleibt. Am vierten Tage kehrt er zurück und schlachtet vor der Thüre seines Schwiegervaters eine Stute, worauf die Hochzeitsfeierlichkeiten beginnen. Der Raub ist der bürgerliche Act, wodurch er das Mädchen als seine Frau anerkennt, von der er sich nicht mehr trennen kann. Diese Verpflichtung ist bei ihnen heilig und unverletzlich und der Ehebruch wird als das größte Verbrechen bestraft. Unter mehreren Frauen wird immer die erste als die eigentliche Herrin angesehen und geachtet; sie allein hat das Recht, am Tische des Mannes zu essen, sie hat die Aufsicht über das Haus und die anderen Weiber. Jede derselben führt ihre eigene Haushaltung. Alle aber sind dem Willen des Hausherrn unbedingt unterworfen, da demselben das Recht über Leben und Tod seiner Weiber zusteht; denn nicht selten ermordet er sie bei der geringsten Unzufriedenheit. Uebrigens führen fast alle Indianer christliche Namen, indem sie es sich

zur Ehre anrechnen, die Namen der Eroberer ihres Landes anzunehmen. Alle Männer, welche Juan, und alle Frauen, welche Anna heißen, setzen vor ihre Namen das spanische Don und Donna, und kennen genau den Rang, welchen ihnen dieser Titel giebt." —

Nach der Heimkehr übernachtete ich bei Herrn Bardel. Da ich mit ihm in einem und demselben Gemache schlief, so war ich nicht wenig erstaunt, als ich bemerkte, daß dieser, ehe er sich zu Bette legte, ein brennendes Licht in den Kamin stellte. Es geschah, wie er mir sagte, um leicht die Thüren zu finden, wenn man ein Erdbeben spüre. Die meisten der unter den Ruinen ihrer Häuser Begrabenen hatten ihren Tod der Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregel zuzuschreiben. Unerwartet aufgeschreckt und im Taumel fanden sie ohne Licht in der Finsterniß den Weg nicht und befanden sich noch zwischen den Mauern, als diese bereits über ihrem Haupte zusammenstürzten, während sie mit Licht die Straße erreicht hätten, wo sie sicher waren.

Die Chilier waren damals gerade in einem Kriege mit Peru begriffen, und die Boote einer chilischen Corvette sah ich damit beschäftigt, ihre Rekruten einzuschiffen. Sie gewährten keinen angenehmen Anblick. Die meisten waren barfuß und zerlumpt. Dabei stießen sie von Zeit zu Zeit ein Geheul aus, welches man mir als den Ruf: „Es lebe das Vaterland! Es lebe Chili! (viva la patria! viva el Chili!)" erklärte. Die Officiere waren reich und gesucht, aber geschmacklos aufgeputzt; dabei prahlten sie viel mit ihren Heldenthaten. Da ich indeß im Jahre 1823 Gelegenheit hatte, auch die Vertheidiger Peru's, einen Haufen von Räubern, Landstreichern und Bettlern, zu sehen, so glaube ich gern, daß die Chilier es mit ihnen aufnehmen können. — Wir selbst betrieben jetzt behufs der Fortsetzung unserer Fahrt die Einschiffung der Lebensmittel. Diese sind im Allgemeinen gut und sehr billig. Fische, Schalthiere und Obst sind vorzüglich und kosten fast nichts. Unter den Bäumen bemerkten wir in der Umgegend von Talcahuano bei dem Dorfe Toma auch die wohlschmeckende Frucht der chilischen Fichte (Pinus araucana), deren Zapfen von den Wilden, ehe sie reif sind, herabgeschlagen und dann zum Verkauf gebracht werden. Das im

Innern heerdenweise lebende Rindvieh gewährt eine reichliche, gesunde und wohlfeile Nahrung. Der fruchtbare Boden bringt troß der schlechten Bebauung herrliches Getreide im Ueberflusse hervor. Dies nebst Häuten und Weinen wird ausgeführt. Die letzteren könnten vorzüglich sein, wenn man mehr Sorgfalt auf ihre Bereitung verwendete. Aber die Bevölkerung ist träge und gleichgültig. Man weiß ebensowenig etwas von Berechnungen des Gewerbfleißes, als von wissenschaftlichen Beschäftigungen. Die Männer der wohlhabenden Classen bringen ihre Zeit auf dem Kaffeehaus oder mit Pferderennen und Liebeleien zu; die Frauenzimmer mit Musik, Tanz und Spazierengehen. Allen ist die Leidenschaft für das Kartenspiel und Hahnenkämpfe gemein. Auch dem Trunke sind sie ergeben und suchen ihren Schmerz im Weine zu ertränken. Wir sahen mehrere Leichenzüge, bei denen stets einige Männer Weinflaschen nachtrugen, um den Jammer der Anverwandten und Freunde des Verstorbenen im Augenblicke der Beerdigung zu stillen.

Fünftes Kapitel.

Am Morgen des 23. Mai gingen wir wieder unter Segel. Unsere Fahrt ging, der Meeresströmung folgend, nördlich an der Küste von Chili hinauf, und wir hatten während des ganzen Tages die hohe Kette der Cordilleras mit ihren schneebedeckten Gipfeln vor Augen. Einige der Gletscher waren so ausgedehnt, so blendend und schienen uns bei der Reinheit der Luft so nahe, daß sie uns unwillkürlich an die öden Küsten der Orkneyinseln und des Louis-Philipps-Landes erinnerten. Um Mitternacht waren wir in der Nähe von Valparaiso, und am andern Morgen mußten wir uns bei ungünstigem Winde durch die Boote mehrerer Schiffe nach der Rhede bugsiren lassen. Die Stadt verdankt ihr ganz frisches Aufblühen einzig und allein dem Handel. Die sogenannte große Straße ist allein breit, regelmäßig und mit ziemlich schönen Häusern besetzt. Die übrigen Wohnungen liegen zerstreut auf den Erdstufen, die am Abhange der steilen

Anhöhe angebracht sind, und zu ihnen führen nur enge, düstere und oft sehr schwer zugängliche Winkelgäßchen.

Nach einem kurzen Aufenthalte lichteten wir am 28. Mai Nachmittags die Anker, und nun war endlich der lange von mir ersehnte Augenblick gekommen, wo ich unsere Corvetten mitten durch die Inseln Oceaniens führen konnte. — In der Frühe des 3. Juni entfaltete sich vor uns die Bergkette der Insel Juan-Fernandez, und am Mittag unterschieden wir bereits das schöne Grün, welches einen Theil der Gipfel bedeckte. Wir segelten nahe an der nördlichen Kante hin. Diese ganze Küstenstrecke ist steil und sogar am Rande des Meeres ohne Strand. Die Anhöhen sind entweder mit schönen Baumgruppen oder mit reichen Matten bedeckt. In der Nähe der Bai San Juan-Bautista (Cumberlandshafen) fiel gerade vor uns von einer gegen 50 Fuß hohen Steilwand das Wasser eines Sturzbaches ins Meer. Der oft röthliche Boden der Insel ist offenbar vulkanisch. Die Bai scheint die Stelle eines alten Kraters einzunehmen und das sie umgebende Gebirg ist ohne Zweifel der Rest von den Wänden des Feuerspeiers. Am Ufer der Bai unterscheidet man durch das Fernrohr ein paar aus Holz erbaute Hütten mit Strohdächern und etwas höher einige in die Bergwand gegrabene Höhlen, von denen die eine noch durch eine Thür geschlossen ist. Auf dem höchsten östlichen Gipfel bemerkte ich ein halbes Dutzend Palmen, die stolz ihre schlanken biegsamen Stämme über den andern myrtenartigen Bäumen wiegten. Da widrige Winde uns hinderten in die Bai einzulaufen, so gingen einige Boote von uns ans Land. Capitain Jacquinot von der Zelée berichtete im Wesentlichen Folgendes:

„Etwas rechts von der Bai hat man in einen weniger harten Felsen mehrere geräumige Höhlen gegraben; sie liegen in der Mitte eines Hügels und beherrschen die ganze Bai. Als ich hinaufstieg, um sie zu betrachten, stürzten aus einer derselben fünf bis sechs große gelbe Hunde mir bellend entgegen, worauf sogleich ein Mann aus derselben hervorkam, sie mit einem Worte zum Schweigen brachte und sich grüßend mir näherte. Er war trotz seines Greisenalters noch kräftig und stark. Seine langen weißen Haare hingen ihm um den nackten verbrannten

Hals, und auf seinem Gesichte lag der Ausdruck von Ruhe und Offenherzigkeit. Sein ganzer Anzug bestand in einem Hemde und Beinkleidern von Leinwand. Auf seine herzliche Einladung folgte ich ihm in seine Höhle. Dies war eine so malerische Wohnung, wie man sie sich nur denken kann. Sie war geräumig, hoch und bogenartig gewölbt. Rechts hingen an der Wand Päcke von Ziegenfellen und einige Schnüre geräucherter Fischschnitte. Hinter zwei Tonnen sah man auf dem äußerst reinlichen Boden das bescheidene Lager des Einsiedlers, daneben eine alte Flinte mit langem Laufe und darüber eine Jagdtasche von Robbenfell und eine dickes Büffelhorn. Links befand sich der an einige Steine angelehnte Herd, vor welchem sich ein großer langohriger Jagdhund, der Liebling des Hausherrn, ausstreckte und behaglich die Nase in die Asche wühlte, ohne sich bei unserem Eintritt auch nur zu bewegen. In einiger Entfernung vom Herde lag ein Bündel mit Ruder, Mast und Segel seines Nachens, und ein wenig weiterhin ein Haufen ebenmäßig aufgeschichteter Pelzrobbenfelle. In dem nackten Hintergrunde der Höhle nährte etwas durch die Felsen sickerndes Wasser einige Büschel Krullfarrn von hellem, mattem Grün, und in einer Ecke hing sehr hoch eine kleine mit Leinwand umwundene Tonne, welche wahrscheinlich die kostbare Jagdmunition enthielt. Das Ganze war schwach erleuchtet, da das Licht nur durch die Thür einfiel. An der Thüre hingen zwei große Fische, der Ertrag des letzten Fanges. Auf meine Bitte überließ der Greis mir einen derselben, und er war hocherfreut, als ich ihm meinen Pulvervorrath als Gegengeschenk reichte. Dieser Mann schien mir glücklich; seine Wünsche und Bedürfnisse waren gering und leicht zu befriedigen. In seiner geräumigen und bequemen Wohnung konnte er sich behaglich fühlen; das Meer lieferte ihm Fische im Ueberflusse und die Ziegen auf den Berggipfeln erreichte er leicht mit Hülfe seiner Hunde. Gegen Robben- und Ziegenfelle tauschte er bei den hier vor Anker gehenden Schiffen seine übrigen Bedürfnisse ein. Er erinnerte lebhaft an den englischen Matrosen Alexander Selkirk, der 1705 auf dieser damals unbewohnten Insel zurückgelassen wurde und später die Veranlassung zu den erdichteten Abenteuern des Robinson Crusoe gab.

Wir nahmen von dem ehrwürdigen Einsiedler erst Abschied, als das Zeichen zur Rückkehr an Bord gegeben wurde, ohne die am Strande liegenden Strohhütten zu besichtigen, die von Robbenfischern bewohnt werden. Die Erzeugnisse dieser Insel scheinen denen der Küste Chili's vollkommen zu gleichen. Die Gesteine sind durchaus vulkanischer Art. Ein Menge kleiner Bäche stürzen rauschend von den Bergen herab und sickern durch die Kiesel des Strandes; ihr Wasser ist vortrefflich. Die Umgegend der Küste ist da, wo der Regen mehr Pflanzenerde angeschwemmt hat, fruchtbar und fast allenthalben mit den kräftigen Stengeln einer Art dicker Radieschen bedeckt. Ich schoß zwei Vögel; der eine war ein Colibri (Otiorynchus sephanioides), der andere eine Wasserschnepfe. Robbenfänger, die wir nachher sprachen, versicherten, daß man auf der Insel auch wilde Pferde und Hunde finde, so wie einige Ziegen, die aber so schnell und wild seien, daß man sie nicht erreichen könne. Der Fischfang ist übrigens sehr ergiebig."

Auf unserer fortgesetzten Fahrt steuerten wir nun neun Wochen lang durch die ungeheure Fläche des großen Oceans, ohne kaum etwas Anderes zu sehen, als Himmel und Wasser. Da wird die Geduld des Seemanns auf eine harte Probe gestellt, wenn er Wochen und Monate lang immer denselben Anblick einer endlosen Wasserwüste vor Augen hat. Man fühlt sich vereinsamt, und dies Gefühl bleibt auch noch, wenn man auf eine Inselgruppe stößt, wo die Eilande dem Schiffer aus der Ferne doch nur als bloße, weit auseinander liegende Flecken erscheinen. Die ersten Weltumsegler fuhren von der Magellansstraße drei Monate und zwanzig Tage, ehe sie die Ladronen erreichten. Da sie sich nicht mit Lebensmitteln für eine so lange Fahrt versorgt hatten, so hatten sie unsägliche Leiden auszustehen. Das Wasser wurde faul, der Zwieback war ein stinkender mit Würmern vermischter Staub geworden, und um nicht Hungers zu sterben, weichten sie Stücken Rindsleder ein und rösteten dieselben auf Kohlen; oft mußten selbst Sägespäne den zusammengeschrumpften Magen füllen, und Mäuse waren ein seltener Leckerbissen. — Wir schlachteten erst am 30. Juni das letzte der zu Tacahuano gekauften Schweine und die Mannschaft hatte

bis dahin fortwährend jede Woche regelmäßig zwei Mahlzeiten mit frischem Fleisch erhalten, wodurch alle Spuren des Scharbocks gänzlich verschwunden waren. Den 3. Juli fiel ein Matrose ins Meer und kam nicht wieder zum Vorschein, da er nicht schwimmen konnte. Am Morgen des 22. Juli fingen wir einen Karpfenhäring von mehr als drei Fuß Länge mit schillernden Farben, gleich denen der Goldbrasse; sein Fleisch schmeckt köstlich. Am 31. endlich ließ die Wache des Morgens um halb sieben Uhr den freudigen Ruf „Land!“ vom Mastkorb aus erschallen und zwei Stunden später unterschied ich den Duffberg, der in einer Entfernung von ungefähr vierzig Meilen in W½S. am Horizont auftauchte. Gegen Mittag wurde die Insel Crescent in SO. auf 8 bis 10 Meilen sichtbar. Um sechs Uhr Abends hatten wir uns der östlichen Kante bis auf drei Meilen genähert, und konnten die Kokospalmen wahrnehmen, die sich auf den zerstreuten kleinen Eilanden des Riffgürtels erhoben. In dieser Entfernung hatte der Duffberg und die andern Gipfel der hohen Inseln ein gelbliches, dürres und trauriges Ansehen, und sie erinnerten durchaus nicht an den gewöhnlichen lachenden Anblick dieser Inselwelt. Bei Tagesanbruch bemerkte ich, daß die Strömung uns 4 bis 6 Meilen von Crescent hinweggeführt hatte. Wir setzten alle Segel bei und waren um neun Uhr bereits den Brandungen sehr nahe, als wir ein Boot aus den Riffen hervorkommen und auf uns zusteuern sahen. Wir nahmen sogleich einige Segel ein, um es zu erwarten, und kurz nach zehn Uhr erreichte es uns. Es befanden sich darin drei Europäer und fünf bis sechs Eingeborene. Der eine derselben war ein Franzose aus Paris, der sich den hiesigen Missionairen angeschlossen hatte und sich mit dem Unterrichte der Eingebornen befaßte. Die beiden anderen Europäer waren französische Matrosen, die sich auf den Manga-Rewa-Inseln*) niedergelassen und mit eingebornen Mädchen verheirathet hatten; sie leben von der Perlenfischerei. Die mitgekommenen Eingeborenen waren alle jung,

*) Sonst genannt die Gambier-Inseln. Sie gehören zum Archipel der niedrigen Inseln. Dumont d'Urville hat überall die bei den Eingebornen üblichen Namen gesetzt.

munter und kräftig; alle hatten jedoch eine etwas eingedrückte Nase und breite Naslöcher, eine rußfarbige Haut und schwarze, mandelförmig gespaltene Augen. Sie schienen sehr sanfter und friedlicher Gemüthsart, zeigten sich auch erkenntlich gegen jede Zuvorkommenheit, die man ihnen erwies. Jeden Augenblick wiederholten sie, daß sie Katholiken wären, steckten keinen Bissen in den Mund, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen, und schienen überaus glücklich, wenn einige unserer Leute dasselbe thaten und ihnen Gebete vorsagten. Fast die ganze Bevölkerung ist jetzt zum Christenthume bekehrt und steht unter dem hierher gesandten Bischof von Nilopolis Herrn Rochouse, der den Titel eines apostolischen Vicars von Oceanien führt. Noch im Jahre 1826, als der englische Seefahrer Beechey (Bitschy) diese Inselgruppe besuchte, waren die Bewohner arge Diebe, und man mußte sogar, da sie einen am Lande befindlichen Officier angriffen, auf sie feuern.

Da der Wind nicht günstig war, so gelang es uns erst am 3. August in der Bai der großen Hauptinsel Manga-Rewa vor Anker zu gehen. Die Ueberschreitung des Riffgürtels war nicht ohne mancherlei Fährlichkeit; die Farbe und Bewegung des Wassers sind die einzigen Führer durch solche Untiefen und Korallenbänke. Nach einer höchst langsamen und widerwärtigen Fahrt von 64 Tagen war es uns sehr angenehm, die Landluft einzuathmen und einige jener tropischen Früchte kosten zu können, welche dem durch die Entbehrungen auf der See herabgestimmten Magen so wohlthuend sind. Sobald wir vor Anker lagen, schickte ich das große Boot nach der kleineren Insel Ao-Kena (Elson), wo der Bischof seinen Sitz hat. Nach Verlauf einiger Stunden legte sich an die Seite des Astrolabe ein kleines Boot mit vier Eingeborenen, von denen der eine mit großem Ernste eine an dem Ende eines Stockes befestigte weiße Flagge mit einem blauen Streifen, vier blauen Sternen in den Ecken und einem weißen Sterne in der Mitte trug. Der reinlich gekleidete Mann war von dem König von Manga-Rewa abgesandt und brachte von demselben als Zeichen seines Wohlwollens kleine Geschenke. Diese bestanden in funfzehn Hühnern, Kokosnüssen, Bananen und Brotfrüchten. Dann zog mich der Gesandte mit

geheimnißvoller Miene auf die Seite und zog ein in mehrere Stücke Zeug sorgfältig eingewickeltes kleines Päckchen unter seinem Wamms hervor. Ich fand darin vier bis fünf Perlen, die ihrer Gestalt und ihres Schnittes wegen einigen Werth gehabt hätten, wenn sie von schönem Wasser gewesen wären, aber sie waren aschgrau oder braun. Ohne Zweifel wollte der kluge Mapu-teoa (als erster christlicher König von Manga-Rewa auch Gregor I. genannt), der sie vergebens den Perlenfischern zu verkaufen gesucht hatte, sich auf diese Weise freigebig gegen mich beweisen, ohne seinem Schatze wehe zu thun.

Nachdem ich mehrere Officiere nach verschiedenen Bestimmungen abgesandt, bestieg ich selbst mein Boot und ließ mich in Gesellschaft des Capitain Jacquinot nach Ao-Kena fahren. Es verging wohl eine Stunde, ehe wir uns durch die uns umgebenden Riffe und Brandungen hindurchgearbeitet hatten. Dann sahen wir vor uns ein herrliches Eiland, dessen blendendes Grün dem Auge sehr wohl that. Die am Strand versammelten Eingeborenen empfingen uns mit lautem Jubel. Wir kamen glücklich durch die brandenden Wogen ans Ufer. Unser erstes Boot hatte aus Vorsicht in einiger Entfernung beigelegt, worauf die Eingeborenen ins Wasser wateten und die neuen Ankömmlinge auf ihren Schultern ans Land trugen. Männer und Kinder ließen den fortwährenden Zuruf: „Bon jour, moussi!“ ertönen. Die guten Leute erschöpften ihren ganzen Vorrath erlernter französischer Wörter, als: comme vous portez vous 2c. und sagten uns dann auch in ihrer Sprache Quarana, d. i. guten Tag, und noch viel Schönes, dessen Uebersetzung wir auf ihren lachenden Gesichtern lesen konnten. Dieselben Insulaner, welche die Engländer im Jahre 1826 mit Steinen und Spießen zurücktrieben, empfingen uns als Brüder. Man führte uns zu der in der Mitte eines dichten Gebüsches gelegenen bischöflichen Wohnung. Es war ein kleines ziemlich regelmäßig aus Korallenblöcken erbautes Häuschen, das von zahlreichen Bananen überschattet wurde und über welchem schlanke Kokospalmen friedlich ihre dichtbelaubten Kronen wiegten. Der Bischof begrüßte uns an der Thür seines bescheidenen Palastes auf die herzlichste Weise. Als wir nachher in der Mitte der herrlichen

mit dieser Beleidigung, wollte man sie tödten. Gleich Raubthieren verfolgt und gehetzt, flüchteten sie sich nach dem Duffberg und verbargen sich in den hohen Gräsern, welche die Seiten dieses Berges bedecken. Um sie aus ihrem Schlupfwinkel hervorzutreiben, steckten die Wilden das Rohr in Brand. Aber der Wind, der die Flammen anfachte, erregte auch dichte Rauchwirbel, durch welche die Flüchtlinge den Blicken ihrer Verfolger entzogen wurden. So gelang es ihnen während der Nacht höher an dem Berge emporzusteigen und den Gipfel zu erreichen. Von Zeit zu Zeit konnten sie bei dem Scheine des an den Seiten des Berges emporlodernden Feuers die bewaffneten Haufen der Wilden unterscheiden, welche sie suchten, um sie zu ermorden. Aber dies war nicht Alles, sie wurden auch von Hunger und noch mehr von heftigem Durst gemartert. Während sie sich nun vorbereiteten, die Nacht unter den Trümmern einer schlechten, nahe am Gipfel gelegenen Hütte zuzubringen, wurden sie plötzlich durch ein Rauschen in Furcht gesetzt. Es war ohne Zweifel der sich nahende Feind. Indessen bemerkten sie bald, daß das Rauschen immer von demselben Punkte ausging. Sie horchten aufmerksamer und erkannten endlich das Gemurmel eines kleinen Wasserfalles, der sich an den Felsen brach. Dadurch wurden sie aufs Neue erquickt. Die Wilden, ermüdet durch ihre vergeblichen Nachforschungen, hatten sich bei Tagesanbruch in ihre Wohnungen zurückgezogen. So wagten es die Missionaire, ihren Versteck zu verlassen; mit vieler Vorsicht fanden sie ihr Boot am Strande wieder, und kehrten nach Ao-Kena zurück. Dahin kam nach einiger Zeit der Sohn eines der vornehmsten Häuptlinge von Manga-Rewa und wurde von einer sehr gefährlichen Krankheit befallen. Die Missionaire widmeten ihm alle mögliche Sorgfalt und hatten das Glück ihn zu heilen. Der Ruf dieses wunderbaren Erfolgs verbreitete sich auf Manga-Rewa; Jeder wurde davon ergriffen, und der König Mapu-teoa selbst wünschte sie zu sehen. Sie schifften zum zweiten Male hinüber und diesmal fanden sie vorzüglich bei den höheren Klassen eine günstige Aufnahme. An der Spitze derselben zeichnete sich Matua aus, der Oheim des Königs, Religionsvorsteher und Opferpriester, welcher zum Christenthum

bekehrt wurde und dasselbe mit unerhörtem Eifer umfing. Sein Beispiel wirkte mächtig. Die Taufen fingen an und folgten schnell aufeinander. Noch einmal brachen Verfolgungen aus, noch einmal mußten die Missionaire sich nach Ao-Kena zurückziehen, aber bald darauf geriethen die Eingeborenen wegen der Perlenfischerei in einen Kampf mit einer amerikanischen Goelette. Durch den Gebrauch der Feuerwaffen erschreckt, nahmen sie ihre Zuflucht zu den Missionairen, welche den Frieden alsbald vermittelten. Seit dieser Zeit wurden die bescheiden und einfach in ihrem weißen Ordenskleide einherwandelnden fremden Priester als Wesen höherer Art betrachtet, und allmählig wurden alle Eingebornen Christen. Im Jahre 1836 erschien der Bischof, der bald Aller Herzen zu gewinnen hoffte. Seine würdevolle Haltung und die Pracht der Ceremonien fesselten die Wilden nur noch mehr an der neuen Gottesverehrung. Der Bischof zeigte uns eine neue Kirche, welche er aus Korallenblöcken bauen ließ; weit mehr gefiel uns aber eine bescheidene Hütte aus Bambusrohr, auf der sich ein kleines Kreuz von schwarzem Holze erhob und worin man die erste Messe gelesen hatte. Auf meine Bemerkung, daß mir die Fenster der neuen Kirche nicht weit genug schienen, um die nöthige Luft einzulassen, erhielt ich zur Antwort, daß auf diesen Inseln nie eine unerträgliche Hitze, wohl aber häufig eine empfindliche Kühle herrsche. Als wir den Wunsch äußerten, die Insel näher kennen zu lernen, bekamen wir sogleich einen Eingeborenen und einen Franzosen zu Führern.

Wir folgten der nördlichen Inselkante auf schmalen Pfaden dicht am Meeresufer. Hier begegnete ich mit Vergnügen der Kokospalme, der Banane, den Pandangen, dem Brotbaume, der Obstwippe, der Quastenschube, der Rosenflitte, der Oellorsche, dem Papiermaulbeerbaum und anderen mir wohlbekannten schönen Bäumen, welche gewöhnlich die Hauptbestandtheile der Wälder auf Oceanien bilden. Der reizendste Schmuck der Landschaft ist unstreitig die Kokospalme (Meerkokos, Cocos nucifera). Bald vereinzelt, bald in Gruppen stehen ihre schlanken 40 bis 50 Fuß hohen Säulen mit der wiegenden grünen Blätterkrone in einfach erhabener, königlicher Majestät da, reichen Segen um sich her verbreitend. Nach der Volkssage ist dieser

Baum zu 99 Dingen nutzbar. Der Stamm, der bisweilen 100 Fuß hoch wird und 1 bis 2 Fuß im Durchmesser hat, schwimmt als stolzer Mast auf dem Meere oder dient zu Tragebalken und Latten für die Wohnungen der Menschen. Aus den hohlen Palmstämmen fertigt man Wasserrinnen; aus den Wurzeln flicht man Wannen und Tragkörbe; das Netzgewebe an jeder Blattwurzel wird zu Kinderwiegen und Packleinwand verbraucht. Die Fasern der Rinde und der äußeren Nußschaale geben Stricke und Tauwerk. Das Laub der jungen Kokospalmen ist eine vorzügliche Nahrung der Elephanten. Der süße und schmackhafte Blattkopf giebt den zarten Palmkohl, eine Delicatesse für jede Tafel. Die eigentliche Krone besteht aus einem Dutzend mächtiger Blätter. Jedes einzelne Blatt, 2 bis 3 Fuß breit, 12 bis 14 Fuß lang, gleicht einer großen Feder, und man macht daraus Fächer, Hüte, Sonnenschirme, Dachdecken, Siebe, Körbchen, Flechtwerk, Papier, worauf man mit einem Griffel aus Bambus schreibt; man dreht daraus Fackeln zum Leuchten, verbrennt sie zur Bereitung von Asche und trefflicher Seife. Die durchscheinenden jungen Blätter geben den Bewohnern Ceylons smaragdfarbige Laternen; die starken Blattrippen dienen zu Fischreusen, Stöcken und Besen. Die Aeste stellt man bei Hochzeiten und anderen feierlichen Gelegenheiten zur Zierde und als Zeichen der Freude vor die Thüre, und wenn man Vornehmen ein Geschenk bringt, so sind immer Palmzweige dabei, als Zeichen des Friedens und der Freundschaft. Aus der Mitte des Blattkreises kommen drei bis vier Spannen lange Scheiden, wie um die Kolben des türkischen Weizens; diese platzen, und dann erhebt sich die traubenartige Rispe, oben mit gelblichen wohlriechenden Blüthen, unten mit gleichzeitigen Früchten. Blüthe und Frucht ist als Nahrung und Trank unschätzbar. Der unentfalteten Blüthe zapft man durch Einschnitt den Saft ab, welchen man Palmwein nennt; frischabgezogen ist er kühlend, labend und heilsam; nach kurzer Zeit gährt er und wird berauschend, später wird er sauer und giebt den besten Weinessig; durch Austräufelung und Abdämpfung gewinnt man daraus den besten indischen Arak, durch Einkochen Zucker. Die kopfgroßen, eirunden und dreikantigen Nüsse werden, wenn sie noch grün und

unreif sind, zu den mannigfaltigsten Lieblingsspeisen der indischen Küche zubereitet. Die jungen Früchte, die Anfangs dicht sind, füllen sich allmählig mit herbem, nachher süßem Wasser, das ist die labende Kokosmilch, die aber oft zu kühlend ist und daher leicht schaden kann. Bei der Reife setzt sich aus diesem Wasser ein zartes, bläulich weißes, süßes und schmackhaftes Mark oder Mehl an, welches mittelst eines Löffels herausgenommen und roh gegessen oder mit Essig, Salz und Oel zu Salat gemacht wird. Man kocht aus dem Mark auch Oel, welches man an die Speisen thut oder womit man sich den Leib einschmiert. Der ausgepreßte Kern aber giebt noch das beste Viehfutter und düngt den Acker. Die harte Nußschale wird zu Stockknöpfen, Pfefferbüchsen, Näpfen und Bechern verarbeitet, oft schön geschnitzt, polirt und mit Silber eingefaßt. Die sehr zähe braunrothe Faser der äußeren Nußschale giebt die feinsten und kostbarsten Teppiche und Flechtwerke. Durch Dörren gewinnt man daraus eine Art Hanf, der zu Schnüren, Stricken und wegen seiner elastischen Beschaffenheit besonders zu Ankertauen gebraucht wird. Am fruchtbarsten ist der Baum in salzigem Boden und am Meere, er wird gewöhnlich hundert Jahre alt. Um seiner vielen und großen Segnungen willen steht der Baum, namentlich bei den indischen Völkern, in großer Verehrung. Bei der Geburt eines Kindes auf Ceylon wird eine Kokospalme gepflanzt, und die Ringe, die der Baum beim Wachsen um den Stamm bildet, dienen als lebendiger Kalender zur Anzeichnung der Geburtstage. Im Hafen zu Bombay opfert man nach alter Sitte alljährlich, wenn der günstige Wind (Monsun oder Mousson) zu wehen beginnt, dem Meere zum Zeichen reichen Ertrages und glücklicher Seefahrt eine vergoldete Kokosnuß. — Eine der ausgezeichnetsten Nahrungspflanzen der heißen Zone ist auch der australische Brotbaum (Artocarpus incisa). Unter seinem schattenreichen Laube ist der Lieblingsort der leichten Indianerhütten, und wem sollte es auch nicht unter einem mit großen Früchten beladenen Eichbaum gefallen! Die ganze Form des Brotbaumes ist schön. Er erreicht eine Höhe von 40 bis 50 Fuß, und wird etwa 4 Fuß dick. Die armleuchterartigen Zweige haben am Ende 6 bis 7 Blätter, zwei Spannen lang und fast

eben so breit. Die vorzüglichste Gabe des Brotbaums ist seine große, runde, markige Frucht. Der Kolben ist so groß wie ein Kindskopf, voll vier- oder sechseckiger, diamantenähnlicher Warzen, mit wolligen Fäden bedeckt und 3 bis 4 Pfund schwer. Sie werden abgeschält, dann geröstet oder gekocht und wie Kastanien gegessen. In Scheiben geschnitten und im Ofen gebacken, schmeckt die Frucht wie frische Brotkrume und hält sich zwei Jahre lang. Drei Bäume sind im Stande, einen Menschen acht Monate lang zu ernähren. Auch während der 3 bis 4 Monate, wo der Baum keine Früchte hat, lebt der Bewohner der Südsee von den gesammelten Vorräthen. Man legt die Früchte, ehe sie ganz reif geworden sind, nach Entfernung ihrer Rinde, in eine gepflasterte Grube und bedeckt sie mit Haufen von Blättern und Steinen, bis sie in eine saure Gährung übergegangen sind. Aus diesem Vorrathe nimmt man nun täglich so viel, als man bedarf, macht daraus faustgroße Klumpen, wickelt sie in Blätter und backt sie zwischen heißen Steinen. Auf Manga-Rewa und andern Inseln wird die Brotfrucht gleich von vorn herein geröstet, zermalmt und zu einem Teige geknetet, den man in ausgehöhlten Gruben mit Bananenblättern bedeckt und das Ganze dann luftdicht verschließt. Der durch die Gährung entstandene scharfe Geschmack behagt den Eingeborenen sehr. Jede Hütte hat hier eine oder mehrere solcher Gruben, und das Glück einer Familie besteht darin, sie alle füllen zu können. — Die Bananen zeichnen sich durch die ungewöhnliche Größe und das schöne saftige Colorit ihrer seidenartig glänzenden Blätter, so wie durch den prächtigen Farbenschmelz ihrer Blumen aus. Auf feuchten Wiesen und am Rande der Gewässer bilden sie leuchtend grüne Gruppen von fröhlichem Anblick. Der Gestalt nach Bäume, sind es eigentlich nur riesige Krautgewächse. Dazu gehört der Pisang (Paradiesfeige, Musa paradisiaca). Der Stamm ist 10 bis 12 Fuß hoch und mannsdick, dauert aber nicht über zwei Jahre. Seine Substanz ist so weich wie das zarteste Kraut, so daß man sie leicht mit Einem Hieb durchhauen oder durchstechen kann; denn er besteht aus lauter um einander gerollten Häuten, zwischen denen eine schwammige Masse liegt. Inwendig ist der Stamm weiß und schleimig, auswendig ist er glatt und

grün. Das ungeheure Blatt ist das größte von allen Krautblättern, 8 bis 10 Fuß lang, 2 Fuß breit, aber so dünn und trocken, daß es wie Papier rauscht. Es dient den Indianern als Tellertuch, das nach jedem Essen weggeworfen wird; auch wickelt man allerlei Sachen, besonders Cigarren hinein. Aus den Herzen der Blätter kommt ein mannslanger, schenkeldicker Kolben, um den etwa ein Dutzend Blüthenhaufen stehen, deren Lippenblätter unten roth und oben gelb, deren Blumenblätter aber nebst den Staubfäden weiß sind. Diese tragen nachher gelblichgrüne gurkenähnliche Früchte von der Länge eines Schuhes, die truppweise über einander stehen. Das innere Mark ist wie hellgelbe Butter oder schimmert weiß, wie bei dem Tafel-Pisang; der Geruch ist süß und der Geschmack so, als wenn man gebratene Aepfel mit Zucker und Butter kostete, am meisten den Feigen ähnlich, daher auch der Name der indischen Feige. Es ist sowohl roh als gebraten eine sehr liebliche Speise, besonders für zarte Kinder, die in den ersten 7 bis 8 Monaten fast nichts Anderes zu essen bekommen, bis sie Reis vertragen können. Die beste Frucht ist von dem Tafel-Pisang, welche süß und so köstlich schmeckt, als wenn Rosenwasser darunter wäre. Die Leichtigkeit, mit welcher die Pflanze aus den Wurzeln emporschießt, giebt ihr einen großen Vorzug, selbst vor dem Brotfruchtbaum, der, wenn er einmal zerstört ist, nur sehr langsam wieder wächst, während die Banane schon wenige Monate, nachdem man sie abgehauen, mit neuen Stämmen und Früchten prangt. — Die gemeine P a n d a n g e (Pandanus odoratissima) ist meistens ein großästiger Strauch und sieht oft wie ein Armleuchter aus. Die Kätzchen bilden eine große hängende Endtraube mit schmalen weißen Scheideblättern, welche ungemein stark und angenehm riechen; man legt sie in die Kleiderschränke, wo sie den Geruch einen ganzen Monat lang behalten. Der untere zartere Theil der Blätter wird als Gemüse gegessen. Der P a p i e r - M a u l b e e r b a u m (Morus papyrifera) ist ebenfalls ein strauchartiger Baum voll Milchsaft, und aus der zähen Rinde der einjährigen Schößse macht man durch Kochen und andere Bereitung das in Japan allgemein gebrauchte Papier. Die O e l l o r c h e (Aleurites moluccana) ist ein mäßiger Baum mit dickem Stamm, weißen

wohlriechenden Blüthen und grünlichen Früchten, größer als Wallnüsse. Die Kerne werden gestoßen, mit Baumwolle zu einem Teig geknetet; dieser wird dann in ein Bambusrohr gesteckt und vom Volke als Licht gebrannt; das ausgepreßte Oel thut man an Speisen. Die Obstwippe (Inocarpus edulis) ist ein Baum mit einem kurzen Stamm und gebogenen Aesten; die hängende Frucht ist mondförmig und etwas zusammengedrückt, wie eine Bohne. Die Kerne werden gekocht oder in heißer Asche geröstet, wodurch sie süß werden und an manchen Orten fast täglich auf den Tisch kommen. Die Strand-Quastenschube (Barringtonia littorea, speciosa) ist ein großer Baum mit schöner Krone, wächst am Strande und hängt mit dem dicken, krummen Stamm gewöhnlich so weit über, daß man kaum darunter durchkriechen kann und die Krone vom Wasser bespült wird. Die ungemein großen, unter dem meergrünen Laube schneeweiß durchscheinenden, wohlriechenden Blumen stehen zu 5 bis 20 beisammen und sind mit einigen hundert geraden Staubfäden gefüllt, die wie eine rothe Quaste hervorstehen. Die Blumen öffnen sich bei Nacht und verblühen schon bei Sonnenuntergang. Von den abfallenden zahllosen Staubfäden wird der Grund unter dem Baume ganz roth. Die mächtigen Blätter dienen zu Schüsseln, worin man alle Arten von Speisen, besonders Fische, herumträgt. Die Rosenflitte (Hibiscus) ist ein strauchartiges Ziergewächs, welches man auch bei uns in Treibhäusern zieht. Unter den vielen Arten der Rosenflitten ist am bekanntesten die Stundenblume, ein etwa mannshoher Strauch, der das ganze Jahr hindurch blüht. Die Blüthenknospe sitzt einzeln auf einem Stiel in den Blattachseln, öffnet sich dann und wird wie ein Teller groß, ist aber geruchlos. Sie bekommt an Einem Tage verschiedene Farben; anfangs ist sie milchweiß, dann mischt sich bald Rothes bei und gegen Abend wird sie ganz purpurroth; sie dauert nur einen Tag; in Europa aber zwei bis drei Tage. Der ganze Strauch ist mit diesen großen Rosen bedeckt, und zwar von allen Farben: weiß, feuerroth, purpurroth und schäckig, wie die vier Jahreszeiten. Andere Arten haben weiße oder gelbe, roth geschäckte oder scharlachrothe Blumen. —

Der beschattete und anbaufähige Boden von Ao-Kena bildet

nur einen schmalen Streifen; denn schon in geringer Entfernung vom Ufer beginnt ein ziemlich steiler vulkanischer Berg, der nur mit hohem Rohr und zuckerrohrartigen Pflanzen bedeckt ist, deren scharfränderige Blätter die Finger des Wanderers zerreißen, während ihn eine glühende Sonne verzehrt. In einer halben Stunde kamen wir zu einer Naturmerkwürdigkeit. Es war dies ein aus Basaltlava bestehender Damm, der mit Grün geschmückt ist. Ein Einsturz hat in dieser vulkanischen Mauer einen schönen Bogen gebildet, durch welchen man den äußeren Riffgürtel und das hohe Meer sehen kann. Diese malerische Stelle ist ein heiliger Ort der Eingeborenen. Man sieht noch jetzt einen kleinen geebneten Platz, wo die Priester ihre manchmal mit Menschenopfern verbundenen Feste feierten. Das Menschenfleisch war überhaupt in früherer Zeit diesen Insulanern keine unangenehme Speise. Oft entstand, wenn die Brotfruchternte schlecht ausfiel, Hungersnoth; dann überwältigten die Stärkeren die Schwächeren, oder der Eine lauerte dem Anderen auf, um ihn unvermuthet zu überfallen und sich an seinem Fleische zu sättigen. — Auf der Südseite der Insel trafen wir eine Gruppe von Eingeborenen, die mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt waren. Auf ein Zeichen von uns erkletterten sie wetteifernd die Gipfel einiger Kokospalmen und brachen uns Früchte ab, deren frischer Saft uns wie Nektar mundete. Unter diesen Leuten bemerkten wir einen Greis von 60 bis 70 Jahren, welcher bei einer Größe von 5 Fuß 7 Zoll noch eine gerade majestätische Haltung zeigte. Sein prächtiger, gleich den Hauptsaaren weißer Bart, sein sanftes wohlwollendes und zugleich munteres Antlitz und besonders sein schöner Kopf erweckten in mir das Bild jener ehrwürdigen Patriarchen, welche uns die heilige Schrift schildert.

Einige Officiere, die nach Manga-Rewa geschickt waren, um eine günstige Stelle zum Einnehmen des Wassers aufzusuchen, statteten nach ihrer Rückkunft folgenden Bericht ab. „Die ganze Küste ist grün und von dichten Bäumen beschattet. Wir kamen zuvörderst an einem kleinen, ebenfalls dicht bewachsenen Eiland vorüber. Dies war früher der Sammelplatz der Leichname, die man ans Meeresufer legte, ohne ihnen ein Grabmal zu errichten, oder sich darum zu kümmern, wenn sie von

den hohen Fluthen mit fortgerissen wurden. Dann erblickten wir den Hauptort der ganzen Inselgruppe, die Stadt Manga-Rewa, welche aus einigen am Ufer zerstreuten Hütten besteht. Wir landeten an einem aufgemauerten Kai, dessen Seiten ein Becken von ungefähr 40 Schritten einschlossen, das zur Mästung der für die Tafel des Königs bestimmten Schildkröten dient. Nachdem wir die Freundschaftsbezeigungen der Einwohner nach besten Kräften erwiedert hatten, näherten wir uns dem Thore der königlichen Residenz. Den engen Eingang bilden zwei dicke sich wölbende Aeste eines Pandang. Die Wohnung des Königs lehnt sich an dieses Thor und stößt mit der Vorderseite an einen regelmäßigen, von Bäumen umgebenen Platz. Der Palast unterscheidet sich von den übrigen Hütten nur durch seinen größeren Umfang. Er besteht aus künstlich verbundenen Pandangblättern und hat eine hölzerne Thür, vielleicht die einzige im ganzen Lande. Nicht weit davon liegt die von den Weibern und Kindern des Königs bewohnte Hütte. Der Anzug der Frauen war sehr sittsam; denn ein Kittel hüllte sie vom Kopf bis zu den Füßen ein. Ihr Kopfputz bestand einzig und allein aus ihren schwarzen, glatten, auf die Schultern herabfallenden Haaren. Das Aeußere dieser Frauen hatte nichts Anmuthiges, und ihre wenig ausdrucksvollen groben Züge erheiterten sich nur bei der Begrüßung durch ein flüchtiges Lächeln. Der König war ein dicker Mann von etwa dreißig Jahren und breitem Gesicht. Er trug einen alten blauen Ueberrock ohne Knöpfe, ein Hemde und Beinkleider, die kaum bis auf die Waden reichten; Schuhe fehlten ihm. In der Hand hielt er einen großen Strohhut und reichte uns, wie allen Uebrigen, die Hand. Wir suchten hier vergebens nach reichlich fließendem süßen Wasser. An einem winzigen Bächlein fanden wir eine vornehme Dame, die Muhme des Königs, knieend mit Waschungen beschäftigt. Bei unserer Annäherung raffte sie ihren Haarschmuck von Perlen zusammen und entfernte sich schwerfälligen Schrittes, nachdem sie einen dummen Blick auf uns geworfen. Bald darauf begegneten wir ihrem Manne Matua, dem früheren Oberpriester, einem wahren Riesen von sechs Fuß. Sein Gang war langsam und seine Füße schienen sich unter dem Gewichte seines massenhaften Körpers zu beugen.

Ein Strohhut, ein farbiges Wamms und baumwollene Beinkleider bildeten seinen Anzug; Füße und Arme waren mit einer schwarzen Tättowirung bedeckt. Sein von Spuren des Alters durchfurchtes Gesicht war mit einem dicken grauen Barte bewachsen. Das Benehmen des Greises war würdevoll und artig. Am Fuße einer Anhöhe, die sich auf der südwestlichen Spitze der Insel erhebt, fanden wir endlich eine ziemlich reiche Quelle. Wir hatten kaum die Schläuche ins Wasser geworfen, als die Eingeborenen, jung und alt, herbeieilten und sie durch die Korallen nach unserem Ankerplatze hinzogen. Am eifrigsten zeigten sich die Kinder von acht bis zehn Jahren. Sie stürzten sich mit den Fässern ohne Bedenken in die Brandung, in welche sich unsere Matrosen nicht wagten. An der Quelle selbst riß man die zum Reinigen bestimmte Wäsche den Schiffsjungen aus den Händen und verrichtete dies Geschäft mit Eifer, ohne daß ein einziges Stück entwendet wurde. Die Matrosen beschenkten die gefälligen Leute mit Angelhaken, schlechten Messern, alten Kleidungsstücken und anderen Kleinigkeiten. — Die Insel Manga-Rewa wird von dem Duffberg beherrscht. Wir bestiegen denselben unter Anführung des Ingenieurs Dumoulin. Nachdem wir die prächtigen Wäldchen von Kokospalmen und Brotbäumen, die den Fuß des Berges umgeben, verlassen hatten, kamen wir zu den mit Binsen bewachsenen Lavablöcken. An einer hervorsprudelnden Quelle des Abhanges nahmen wir unser Frühstück ein. Einer der Eingeborenen, welcher einen Tropfen Branntwein kostete, schnitt abscheuliche Gesichter und kaute mehrere Pandangblätter, um sich den üblen Geschmack zu vertreiben. Das Innere dieser Blätter ist weiß, wohlschmeckend und sehr zart. Der Pandang und einige Eichen sind die einzigen Bäume auf dieser Höhe; aber Binsen und Farrenkräuter bedecken noch den Boden. Hier, ungefähr acht Ruthen von dem Gipfel, zeigte man uns die Reste von der alten Wohnung des Königs. Hier mußte er, bei Strafe seine Krone zu verlieren, bis zu dem Alter von zwölf Jahren, fern von allem Umgang mit den Menschen bleiben. Seine Herabkunft an den Ort war ein Fest. Sobald er sich aber in der Mitte seines Volkes befand, lebte er wieder einsam und hatte nur mit den Leuten seines Hauses Umgang. Von

dieser Stelle an steigt der Berg in einem so schmalen Kamme empor, daß wir auf Händen und Füßen fortkriechen mußten, um nicht durch einen Fehltritt unser Leben auf's Spiel zu setzen. Auf dem Gipfel überschaut man die ganze Inselgruppe, welche mit dem sie umgebenden, nur an drei Stellen offenen Gürtel einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Das innere Meer gleicht einer, je nach der Tiefe des Wassers, blau oder weiß geäderten Fläche und ist nach allen Richtungen von Korallenbänken durchschnitten. Die Hauptinsel bildet eine lange Kette und obgleich der erloschene Krater nicht mehr sichtbar ist, so kann man doch die Lavastreifen unmöglich verkennen. Auf der entgegengesetzten Seite des Berges liegt noch ein Dorf von ungefähr 600 Seelen. Während des Herabsteigens bemerkten wir eine quer durch die bewohnte Ebene angelegte Straße. Hier und da waren kleine Plätze angebracht, auf denen sich das Volk mit Ballspielen und Laufen belustigte."

Da am folgenden Tage das Wetter ziemlich schön war, so schiffte ich mich selbst nach Manga=Rewa ein. Als wir aus den Booten stiegen, nahm uns der König, sein Oheim, der frühere Oberpriester, und die beiden Missionaire sogleich in Empfang, und wir wurden nun im feierlichen Zuge nach der königlichen Wohnung geführt. Vor derselben ließ man mich auf einen Stuhl niedersitzen, der mit einem großen Stück weißen Zeuges behangen war. Der König und seine Begleiter nahmen neben mir auf hölzernen Bänken Platz, während fast die ganze Bevölkerung der Insel umher versammelt war. Ich hielt darauf eine Rede, worin ich von der Freude aller Franzosen über ihre Bekehrung zum Christenthum sprach und damit schloß, daß ich beauftragt sei, Mapu=teoa einige Geschenke zu überreichen. Ich ließ darauf die Kiste mit den Geschenken herbeibringen und übergab ihm zuerst in meinem eigenen Namen einen vollständigen Anzug, nämlich ein blaues Oberkleid, eine Weste, ein paar Hosen und zwei Hemden, sodann im Namen der Franzosen Spiegel, Scheeren, einen Halsschmuck von Glasperlen, verschiedene Messer und Stoffe, einen Rest Scharlach und endlich eine schöne Doppelflinte nebst fünf Päckchen Pulver. Mapu=teoa und seine Oheime waren von diesen Gaben ganz bezaubert. Ich bemerkte, daß die

beiden Oheime alle diese verschiedenen Gegenstände, so wie ich sie auflegte, augenblicklich einrafften, als hätten sie gefürchtet, sie länger den Blicken der Menge ausgesetzt zu sehen. Maputeoa zeigte mir ungefähr hundert Hühner, so wie einen Haufen Kokosnüsse, Bananen und Kürbisse, die er mir bestimmte. Darauf entfernte ich mich mit den beiden Missionairen, um das Dorf und seine Umgebungen zu besuchen. Man zeigte mir zuerst die jetzige Kirche, einen starkgebauten Schuppen mit einem Dache von Pandangblättern. — Dann führte man mich zu dem alten Tempel, einem geräumigen Schuppen von fester Bauart. Die Götzen hatte man den Flammen überliefert, und das Innere war mit schönen Korallenblöcken angefüllt, welche man für den Bau eines neuen Tempels bestimmt hatte. Dann besichtigte ich die oben erwähnte breite Straße, welche das ganze Thal längs des Meerufers durchschneidet. Sie ist auf beiden Seiten von wohlunterhaltenen Tarrofeldern*), Kokospalmen und Bananen begrenzt. Die Straße war auf Betrieb der Missionaire angelegt und in weniger als zwei Jahren beendigt. Die Eingeborenen nahmen sich der Sache mit so rastlosem Eifer an, daß die Missionaire sie ermahnen mußten, den Ackerbau darüber nicht zu vernachlässigen. Man hat besonders auch reiche Pflanzungen von süßen Bataten**), Kohl und Möhren; auch baut man ziemlich

---

*) Tarrofelder heißen die Felder, welche besonders auf den Südsee-Inseln mit Arten von Zehrwurz (Arum) bebaut werden. Die großen Wurzelstöcke und Knollen dieser Pflanze geben, wie bei uns die Erdäpfel, ein vortreffliches Nahrungsmittel, wovon sich ganze Völkerschaften erhalten können. Hier ist die großwurzelige Zehrwurz gemeint (Arum macrorrhizon). Der liegende, schwarzbraune, inwendig weiße Stock ist der eßbare Theil. Er wird gereinigt, in Scheiben geschnitten, gekocht und wie Kohlstrünke gegessen, auch gebraten.

**) Die Batate (Camote) oder Knollenwinde (Convolvulus batatas), ein kriechendes Kraut, wird in den südlichen Ländern allgemein, gleich den Erdäpfeln, angepflanzt; sie schmeckt aber süßer als diese. Es ist ein sehr gesundes, kräftiges Nahrungsmittel, und in manchen Ländern von Amerika essen die Sclaven fast das ganze Jahr nichts als Bataten und Mais. Die Knollen gleichen einer Wurst und sind bald roth, bald weiß oder schäckig. Das Inwendige ist bei allen weiß, weich und mehlartig, doch fester als unsere Rüben; die größten ein Pfund schwer. Gewöhnlich werden sie in der Asche geröstet, geschält und in Scheiben

schönes Zuckerrohr und Baumwolle. Ich gewahrte oft mit Vergnügen unter den uns folgenden Eingeborenen erwachsene Mädchen von gesundem Aussehen und ehrlichem Gesicht, welche fleißig ihre Baumwollenspindel in Bewegung erhielten und unschuldig lächelten, wenn ich sie betrachtete. Auch folgten uns eine Menge munterer Kinder, die eben so sanft waren und keine Bosheit zu kennen schienen. Ueberhaupt war die ganze Bevölkerung in ihrem jetzigen Zustande eine anziehende Erscheinung und schien alles Glück zu genießen, dessen sie empfänglich war. — An einer Stelle machte man mich auf eine einsame Hütte aufmerksam, worin der einzige Eingeborene lebte, der bis jetzt dem Bekehrungseifer der Missionäre beharrlich widerstand. Er war ein Sechsziger und wollte in dem Glauben seiner Väter sterben. Ich traf ihn vor seiner Hütte sitzend und in ein Gewand von einheimischem Stoffe gehüllt. Sein Aeußeres war ziemlich ehrwürdig; aber trotz der Festigkeit, die er zu zeigen suchte, konnte man leicht an seinen zitternden Gliedern wahrnehmen, wie sehr er innerlich bewegt war. Er betrachtete mich einen Augenblick ängstlich und sprach dann mit stotternder Stimme: „Atua, atua, thue mir nichts zu Leide, diese Hütte, diese Bäume gehören dir", indem er auf seine Hütte mit den Bananen, Brotfruchtbäumen und Kokospalmen deutete. Bald jedoch faßte er Muth und bat mich einigemal um den landesüblichen Gruß, die Berührung der Nase, den ich ihm auch gewährte. Ich blieb noch einige Minuten bei ihm sitzen, worauf wir als sehr gute Freunde schieden.

Nach einigen Tagen empfing ich den König von Manga-Rewa und seinen Oheim Matua am Bord der Corvette. Beide mußten sich mit uns zur Tafel setzen. Sie waren nicht wenig verwundert über unseren europäischen Luxus und über die Anzahl der Gerichte. Bei dieser Gelegenheit konnte sich Matua nicht enthalten, auszurufen: „Wie waren wir doch so einfältig, die Weißen zu beklagen, als wir ihre großen Schiffe vorbei-

---

mit etwas Wein oder Zucker gegessen. — Man darf die Batate nicht verwechseln mit der indischen Patate (Pachyma regium), welche zum Geschlecht der Riesentrüffeln gehört und eine faustgroße Knolle bildet, inwendig weiß, wie Kreide, aber ohne besonderen Geschmack und mehr als Heilmittel gegen Durchfall und Auszehrung gebraucht wird.

fahren sahen, weil wir dachten, sie hätten nichts zu essen, da sie keine Bäume an Bord hätten!" Mapu-teoa konnte sich nicht über die Ausdehnung der zu meinem Gebrauche bestimmten Gemächer beruhigen, und nachdem er sich Alles hatte erklären lassen, sagte er: „Aber wenn dies Alles ihm gehört, was bleibt dann den Anderen?" — Diese Frage hätte man füglich dem König in Bezug auf sein Verhältniß zu den Eingeborenen zurückgeben können; denn es wurde uns versichert, daß, da der König von Manga-Rewa geborener Eigenthümer aller Länder sei, die Eingeborenen ihm auch die Ernte davon schuldig seien. Er bezog daher ein Drittel oder die Hälfte und oft auch das Ganze aller Erzeugnisse, welche er sodann nach Belieben vertheilte.

Am 12. August war ein Sonntag. Diesen Tag hatte ich dazu bestimmt, mit den Generalstäben der beiden Corvetten einer Messe beizuwohnen, welche der Herr Bischof lesen sollte. Um halb zehn Uhr bestieg ich das große Boot nebst sämmtlichen Officieren, alle in großer Uniform gleich mir; von der Mannschaft begleiteten uns 40 Mann, von denen 20 bewaffnet in einer Schaluppe folgten. Dasselbe Manöver fand auf der Zelée statt. Mit aufgehißten Flaggen richtete diese kleine Flotte ihren Lauf nach Manga-Rewa, während auch die beiden Corvetten von oben bis unten geflaggt hatten. Bei unserer Landung wurden wir von dem König mit abgefeuerten Flintenschüssen empfangen. Die Eingeborenen betrachteten nicht ohne eine mit Furcht gemischte Freude unsere glänzenden Uniformen und die blinkenden Gewehre des bewaffneten Detaschements. Der Altar, wo die Messe gelesen werden sollte, war unter freiem Himmel vor der Capelle errichtet und mit den Flaggen der beiden Corvetten geschmückt worden. Die Officiere der beiden Corvetten nahmen ihren Platz zur Rechten, der König und seine Oheime zur Linken. Dann kamen alle Eingeborenen, nämlich die Männer auf der einen und die Frauen auf der anderen Seite. Die Matrosen ohne Waffen nahmen in zwei Gliedern den Zwischenraum ein; die bewaffnete Mannschaft war ganz im Hintergrunde aufgestellt. Der Bischof las darauf die Messe, und von Zeit zu Zeit sangen die Eingeborenen in ihren Reihen einzelne Verse einer von den

Missionairen componirten Hymne. Diese einfachen und friedlichen Gesänge, welche stets in vollkommener Harmonie ausgeführt wurden, brachten eine ergreifende Wirkung hervor. Im Augenblick der Anbetung erfolgte ein allgemeines Abschießen der Gewehre, was einen lebhaften Eindruck auf alle Eingeborenen machte; die Frauen und Kinder stießen einige Schreckenslaute aus, die aber bald unterdrückt wurden. Nach beendigter Messe hielt der Bischof noch eine Rede an uns und darauf in der Landessprache an die Eingeborenen, welche ihm in tiefer Stille zuhörten. Ehe die Mannschaft sich auf den Heimweg begab, ließ ich die Soldaten noch einige Exercitien durchmachen. Die Eingeborenen waren entzückt von diesem Schauspiel und schrieen vor Freude und Bewunderung.

Im Allgemeinen scheint es den Bewohnern von Manga-Rewa nicht an einer gewissen Gutmüthigkeit zu fehlen. Sie besitzen einen geordneten Staat, einen unumschränkten König gute und schlechte Gesetze, Vertheilung der Länder und des Eigenthums. Auch hatten sie schon vor ihrer Bekehrung zum Christenthum eine Vorstellung von Unsterblichkeit. Alle diese Bewohner glaubten, daß die Seele, von der sie meinten, daß sie ihren Sitz im Bauche habe, nach dem Tode in ein neues Leben trete, wo ein Aufenthaltsort für die Guten und ein anderer für die Schlechten sei. Bei ihren Festen opferten sie die im Kampfe gefallenen Feinde; oft aber schlachteten sie zu diesem Zwecke Kinder, die aus der Mitte des Volkes genommen wurden. Auch hatten die Kinder, wenn sie einen Ofen von Erde zurecht machen sahen und ihnen kein Opfer bekannt war, was darin braten sollte, die Gewohnheit, in die Gebüsche der Berge zu fliehen, von wo sie erst nach beendigtem Opfermahl zurückkamen. Das Tabu*) herrschte in seiner ganzen Kraft mit allen seinen Beschränkungen und Verboten. Das Tabu ist für alle Völker Oceaniens charakteristisch. Es ist der Ausspruch der Unverletzlichkeit, geweiht durch religiöses Vorurtheil. Jedes lebende oder leblose Wesen wird dadurch nach dem Glauben dieser Völker

*) Tabu bedeutet eigentlich heilig; das Tabu ist also so viel als Heiligsprechung.

unter den unmittelbaren Einfluß der Gottheit gestellt und jeder unheiligen Berührung entzogen. Der ursprüngliche Zweck des Tabu war, den Zorn der Gottheit oder des Atua zu besänftigen und dieselbe günstig zu stimmen. Darum unterzog man sich einer freiwilligen Entbehrung. Wer sich persönlich unter der Wirkung dieses religiösen Bannes befindet, ist dadurch, wie durch einen geheimnißvollen Zauber, von allem Verkehr mit seinen Landsleuten ausgeschlossen; er darf sich nicht seiner Hände bedienen, um Nahrung zu sich zu nehmen. Ist er aus der Classe der Edlen, so werden ihm einer oder mehrere Diener zur Bedienung beigegeben, um an seiner Abgeschiedenheit Theil zu nehmen. Ist er ein gemeiner Mann, so muß er, wie die Thiere des Feldes, seine Nahrung mittelst des Mundes erfassen. Erzeugt das Wort eines Priesters, ein Traum oder sonst ein inneres Vorgefühl in einem Eingeborenen den Gedanken, daß sein Gott zürne, so verhängt er alsbald das Tabu über sein Haus, seine Felder, seinen Nachen, d. h. er beraubt sich des Gebrauches aller dieser Gegenstände, wenn er dadurch auch in die größte Noth kommt. Der Mann aus dem Volke kann nur sich selbst und sein Eigenthum mit dem Tabu belegen; der Vornehmere kann alle seine Untergebenen mit hineinziehen, und ein Häuptling kann über den ganzen, ihm unterworfenen Volksstamm das Tabu aussprechen. Je höher Personen stehen, um so feierlicher ist ihr Tabu. Es ist bei dem Mangel an bestimmten Gesetzen die einzige Versiegelung ihrer Macht. Fürchtet ein Häuptling, es möchte wegen unbesonnenen Verbrauchs Mangel an Schweinen, Fischen oder Muscheln eintreten, so verhängt er auf gewisse Zeit das Tabu darüber. Will er sich den Alleinhandel mit gewissen Gegenständen sichern oder will er aus gewissen Ursachen dem Capitain eines fremden Schiffes keine Erfrischungen zukommen lassen, so entfernt er alle Leute seines Stammes davon durch ein Tabu. Auf solche Weise wird dieser religiöse Bannblitz leicht zu einem furchtbaren Werkzeug in der Hand der Gewalthaber, die sich natürlich mit den Arikis oder Priestern immer so zu verständigen wissen, daß den Tabus die ganze Kraft ihrer Unverletzlichkeit bleibt. Das Tabu kann aber auch höchst wohlthätig wirken. Dadurch werden die Felder während der Saat- und Erntezeit

vor Beraubungen geschützt; dadurch können die Priester den Gräueln eines Krieges und der Gewalt des Stärkeren Einhalt thun. Wer mit frevelnder Hand einen tabuirten Gegenstand antasten wollte, würde den Grimm des Atua auf sich laden. Gewöhnlich beeilen sich die Einwohner, den Wirkungen des himmlischen Zornes zuvorzukommen, indem sie den Schuldigen streng bestrafen. Ein Vornehmer kann dadurch seines Vermögens und seines Ranges beraubt werden; bei einem gemeinen Manne oder einem Sclaven kann das Verbrechen oft nur durch den Tod gesühnt werden. In der Regel ist das Tabu nur vorübergehend. Gewisse Worte und Formen bestimmen und hemmen seine Wirksamkeit. Es kommt dann darauf an, daß man die vorher weit ausgedehnte geheime Kraft auf einen einzelnen Gegenstand, einen Stein, eine Batate oder ein Stück Holz überträgt und diesen an einen verborgenen Ort bringt. Manche Dinge sind auch an sich tabu oder geheiligt: so die leibliche Hülle der Verstorbenen; an dem Menschen ist es in hohem Grade der Kopf und folglich auch das Haar am Kopf. Eine geschorene Person bleibt mehrere Tage tabuirt und darf ihre Speisen nicht mit den Händen anrühren. Dasselbe gilt von Jemandem, der tättowirt worden ist. — Die Tättowirung, d. h. die seltsamen Zeichnungen auf dem Gesicht und verschiedenen anderen Körpertheilen, ist bei diesen Völkern gebräuchlich, um in Ermangelung der Kleider den edleren Rang und die Familie zu bezeichnen, vielleicht auch um das Andenken an ruhmreiche Thaten und merkwürdige Ereignisse zu bewahren. Dieser sonderbare Schmuck durchfurcht die Haut in breiten schwarzen Streifen, deren Gestaltung sehr verschieden ist. Folgende Tättowirung scheint indeß die allgemeinste zu sein. Der Körper, von vorn gesehen, zeigt auf jeder Schulter eine schwarze, runde, von einem Andreaskreuz durchschnittene Stelle. Eine Reihe feiner Ringe vereinigt diese beiden größeren Kreise und bildet rings um den Körper eine Art Halsband. Quer über die Brust und die Seiten gehen breite Streifen, welche durch eine Mittellinie der nackten Haut in zwei Theile getheilt wird. Breite oder schmale Streifen, oft auch feine Netze, umschlingen Arme und Schenkel. Die Beine sind meistentheils mit einer Art von Kamaschen versehen. Die Tättowirung der Rückseite entspricht

der auf der Vorderseite; nur daß die Lenden gewöhnlich zwei oder vier breite Schilde haben. Selten tättowiren die Eingebo= renen ihr Gesicht, welches seine dunkle, braungelbliche Färbung behält. Die Frauen scheinen von dieser Operation ausgenommen zu sein, welche in Folge der erforderlichen unzähligen Stiche ziemlich schmerzhaft sein muß.

Am 15. August lichteten wir die Anker und verließen Manga= Rewa. Bald waren wir außerhalb der Riffe und steuerten nun in nördlicher Richtung an den niedrigen Inseln vorüber, und am 24. August begrüßten wir die Marquesas=Inseln, welche zur Gruppe des Mendanas=Archipels gehören. Das Wetter war heiter, und der Horizont von bewunderungswürdiger Klar= heit. Wohlbewaldete Piks tauchten aus dem Meeresspiegel auf. Hie und da blitzten Wasserfälle im Sonnenglanz und bildeten silberne Fäden, deren Färbung sich auf dem grünen Grund scharf hervorhob. Als wir uns in geringer Entfernung von der Insel Hiwa=Hoa oder Domenica befanden, gelang es einigen von der Küste abgefahrenen Piroguen, uns zu erreichen. Diese Piroguen bestanden zum Theil nur aus einem ausgehöhlten Baumstamm mit ein paar seitwärts eingefügten Planken. Man brachte uns Kokosnüsse und Fische, die schnell ihre Käufer fanden. Einer unserer Besucher, ein Mann von etwa vierzig Jahren, hübsch und gut gewachsen, kam auf der Stelle an Bord und fragte nach dem Capitain. Dann ging er, ohne Einen der An= deren anzusehen, gerade auf mich zu und reichte mir, wie einer alten Bekanntschaft, die Hand, die ich annahm. Als er sah, daß ich ihn gut aufnahm, fing er an, in einem aus Englisch, Spa= nisch und seiner Landessprache zusammengesetzten Gemisch uns anzukündigen, daß er viel mit Engländern und Amerikanern ge= reis't sei und selbst England besucht habe, auch englisch spräche. Dann richtete er sich in die Höhe und gab sich eine sehr wichtige Miene. Er nannte sich Moë und gab sich für einen Häuptling und Freund des Königs von Hiwa=Hoa aus. Er erzählte, daß daselbst ein Weißer, ein Amerikaner, herrsche und daß die Be= wohner dieser Insel mit denen einer benachbarten beständig in Krieg lebten und sich gegenseitig bei jeder Gelegenheit Flinten= schüsse und Lanzenstiche beibrächten. Ich machte hierbei lächelnd

die Bemerkung, daß sie sich gegenseitig herzhaft verzehren möchten. Mit ernster Miene erwiederte er darauf, daß dies früher Gebrauch gewesen sei, aber gegenwärtig würden die Todten begraben. Ich bezweifle indeß sehr, daß sie so weit gekommen sind, sich dieses Schmauses ganz und gar zu enthalten, wenn gleich sie diese scheußliche Sitte den Europäern gegenüber verleugnen. Nachdem mir Moë noch mancherlei Auskunft gegeben hatte, nahm er mich mit geheimnißvoller Miene bei Seite und stellte mir auf die einschmeichelndste Weise vor, daß ich ein großer Häuptling sei; aber auch er sei ein großer Häuptling, und da er eben so reich sei als ich, so sei es in der Ordnung, daß ich ihm Kanonen und Flinten (Bubu und Buhi) schenke. Die Miene und der Ton, den er dabei annahm, waren so komisch, daß ich große Mühe hatte, mich des Lachens zu enthalten; indessen antwortete ich ihm mit Entschiedenheit, daß diese Gegenstände tabu seien und daß sie dem großen Häuptling von Frankreich gehörten, der mich strafen würde, wenn ich über dieselben ohne seinen Befehl verfügte. Darauf bat er mich, ihm wenigstens Pulver zu geben. Ich erwiederte, daß ich ihm dessen sogar viel geben könnte, daß ich aber dagegen Schweine, Bataten und Bananen (Paradiesfeigen) bedürfe, indem meine Leute großen Hunger hätten, so daß, wenn ich ihnen keine Lebensmittel für Pulver verschaffte, sie mir zuletzt böse werden und den Kopf zerschmettern würden. Endlich begnügte er sich, mich um Tabak zu bitten. Diesen hätte ich ihm von Herzen gern gegeben; aber er traf hier meine schwache Seite. Ich stellte ihm daher vor, daß der Tabak für einen großen Häuptling, wie ich, tabu sei, er sei höchstens gut für die Matrosen und die unteren Häuptlinge, und daß ich mich sehr wundere, wie er, Moë, davon Gebrauch machen könne, wenn er wirklich ein Häuptling von Rang sei; übrigens habe er sich deshalb an die Matrosen zu wenden. Nichts war unterhaltender, als Moë's Gesicht. Der brave Wilde betrachtete mich ganz verdutzt; dann wandte er den Kopf gegen die Officiere, deren mehrere die Pfeife oder Cigarre im Munde hatten. Man sah in ihm den Kampf der Eitelkeit mit der Sinnlichkeit. Als endlich Herr Lieutenant Demas ihm ein Packet Tabak anbot, trug die sinnliche Begierde den Sieg davon, und er nahm es,

jedoch mit einer gewissen Gönnermiene, an, gleich als wenn er dem Geber dadurch eine Gunst erwiesen hätte. Diese Wilden trugen als Ohrgehänge kleine Stücke Wallfischgräten oder Schweineknochen, die ziemlich fein gearbeitet und manchmal mit kleinen geschnitzten Menschenköpfen geziert waren. Moë tauschte für sich und einen seiner Begleiter gegen solche Ohrgehänge zwei Rasirmesser ein, wobei er jedoch seinem Gefährten durch einen bewunderungswürdig schnellen Handgriff das schlechtere Messer zuspielte, welches er zuerst für sich erhandelt hatte. Dergleichen Taschenspielereien hatte er sicher von den Matrosen gelernt, unter denen er lange Zeit gelebt. Bei alledem drückte er sich bei sehr abgeschliffenen Manieren mit großer Artigkeit aus und führte niemals Flüche im Munde. Herr Demas, der spanisch mit ihm sprach, bediente sich scherzend des Wortes caraxo (caracho, ein spanischer Fluch), worauf Moë ihm sehr fein bemerkte, daß dies ein häßliches Wort sei. Ich ließ ihm ein Glas Grog vorsetzen, welches er mit großer Ungezwungenheit auf meine Gesundheit leerte, indem er hinzufügte, daß er sehr wohl den Zucker, Kaffee, Thee, das Bier, Brot &c. kenne. Als er das Rad des Steuerruders mit verständiger Miene untersuchte, fragte ich ihn, ob er im Stande sei, ein Schiff zu steuern, worauf er antwortete, er verstände dies sehr wohl und bot sich an, mir den Beweis davon zu liefern. Uebrigens war seine ganze Haltung edel, ernst, sicher. Seinen Landsleuten gegenüber nahm er den Ton der Ueberlegenheit und Würde an, so wie sie an Bord kamen. Dann trug er Sorge, daß sie sich wieder in See begaben. —

Unter günstigem Winde steuerten wir gerade auf Nuka-Hiwa los. Bald lag die weit ausgedehnte Bai dieser Insel vor uns mit ihren lachenden Ufern, ihren grünen Schluchten und ihrem majestätischen Gürtel von hohen Bergen. Ruhig segelten wir gegen die Tiefe der Bai, wo sich ein dreimastiger Wallfischfänger wiegte, der seine amerikanische Flagge hißte. Als wir auf halbem Wege waren, legte ein Wallfischfängerboot bei uns an. Ein Amerikaner Namens Hutchinson, der sich seit zwei Jahren auf der Insel niedergelassen hatte, bot mir seine Dienste als Lootse an, die ich jedoch nicht nöthig hatte, da ich die Bai sehr gut kannte. Kaum aber war der Anker gefallen, so sahen

wir uns von einer Menge Piroguen der Eingeborenen umringt; auch Weiber kamen unter einem verwirrten Lärm von kreischenden Stimmen durch die Meeresfluthen zu uns herangeschwommen, und ich hatte meine Noth, jeglicher Unordnung zu steuern. Die Piroguen sind aus Stücken von Bäumen gebaut, die unter sich kaum mit Kokosfasern verbunden sind. Die Nähte sind innerlich und äußerlich mit Bambusstreifen und Bast von Kokosnüssen verdeckt, die aber dem Eindringen des Wassers so wenig wehren, daß fortwährend eine oder zwei Personen mit dem Ausschöpfen des Wassers zu thun haben. Um diesen Fahrzeugen mehr Halt zu geben, sind sie mit einem Ausleger versehen, der aus drei mit einander verbundenen Stücken Holz besteht. Das Vorschiff ist manchmal ziemlich roh gearbeitet und mit zwei Planken versehen, die dazu dienen, um die Wellen schneller zu durchschneiden. Die gewöhnlichen kleineren Piroguen sind oft nur ausgehöhlte Baumstämme. Ihr Segel hat die Gestalt eines rechtwinkeligen Dreiecks und steht so, daß die Hypothenuse die untere Seite bildet. Später erfuhren wir, daß die Piroguen für die Weiber tabu waren, und daß die schwimmenden Nymphen deshalb einen so großen Lärm machten, um die in der Bai sehr zahlreichen Haifische dadurch zu vertreiben. Den Eingeborenen konnte man leicht anmerken, daß sich zu ihrer Neugierde etwas Furcht gesellte. Uebrigens trugen nur wenige unter ihnen Waffen, und es hatte fast den Anschein, als habe man uns eine Anzahl junger nur ganz leicht bekleideter Schönheiten an Bord geschickt, um uns versöhnliche und friedliche Gesinnungen einzuflößen. Dabei richteten Männer und Frauen an uns mit unruhiger Miene alle Augenblicke die Frage: „Muana? Muana?" Dies blieb uns einige Zeit räthselhaft; bald bekamen wir jedoch den Schlüssel. Im Jahre 1829 hatte sich nämlich der englische Missionair Stewart in der Bai unter dem Schutze des Häuptlings Muana niedergelassen. Aber da die Eingeborenen demselben ihre Ohren hartnäckig verschlossen, so hatte Muana die Bai sammt dem Missionair verlassen und seinen Unterthanen beim Abgange gedroht, daß er mit einem Kriegsschiffe zurückkehren würde, um sie zu tödten oder zu Christen zu machen. Seit zwei oder drei Jahren schwebten nun die Nuka-Hiwaner in beständiger Furcht

vor der Rückkehr ihres Königs. Ich beeilte mich daher, die guten Leute in Betreff unserer nichts weniger als kriegerischen Absichten zu beruhigen.

Im Allgemeinen sind die Männer schöner als die Frauen. Viele von ihnen verrathen Tapferkeit, Stärke und selbst Verstand. Hutchinson sagte uns, daß mehrere Europäer sich unter ihnen niedergelassen hätten und daß keiner derselben je einer Beleidigung oder einer gewaltthätigen Handlung ausgesetzt gewesen sei; doch warnte er uns vor den Diebereien der Eingeborenen. Die fremden Gäste haben ihnen mancherlei Laster und in Folge davon verheerende Krankheiten mitgebracht. Oft sahen wir Unglückliche mit schrecklichen Wunden bedeckt, deren Heilung sie nicht kennen, und in ihren schmerzhaft brennenden Gliedern den Tod nährend, wozu sie den Keim in den Vergnügungen der Sinne empfingen. — Die Schweine waren augenblicklich tabu im Thal von Nuka-Hiwa; aber für Pulver und Flinten standen uns dieselben in den benachbarten Thälern der Tai-Piis feil. Diese Tai-Piis leben beständig in Krieg mit den Eingeborenen unserer Bai. Ein anderer Stamm ist der den letzteren benachbarte der Hapas. Die Bewohner des Südens sollen dem Fressen des Menschenfleisches entsagt haben, während man im Norden noch jene gräßlichen Mahle feiert.

Nach dem Essen stieg ich nebst einigen Officieren ans Land, und wir machten unter Hutchinson's Führung einen Spaziergang. Das in einem Thalgrunde gelegene Dorf besteht aus malerisch zerstreuten, von mannigfaltigen Baumgruppen beschatteten Hütten. Vor fast allen Wohnungen sieht man kleine, von Mauern umschlossene Obstgärten, in denen süße Bataten, Taro und selbst Kartoffeln gezogen werden. Obgleich klein, sind die Häuser doch ziemlich dauerhaft gebaut und stehen meistens zur Sicherung gegen die wilde Wuth der von den Bergen niederstürzenden Regenbäche auf Erderhöhungen. Kleine Treppen oder zuweilen auch einfache Leitern führen hinauf. Im Innern bemerkt man einige auf dem Boden ausgebreitete Matten. Zwei Balken, von denen der eine als Kopfkissen, der andere als Stütze für die Füße dient, bilden das Bett der ganzen Familie. An der Decke und an den Wänden sind Körbe, Säcke, Geschirre von Kokosnuß

und Matten aufgehängt; außerdem findet man Kistchen, hölzerne Mulden und Kürbisflaschen. Die Wilden, an den häufigen Besuch von Europäern gewöhnt, zeigten wenig Neugierde bei unserem Anblick und suchten nur hie und da durch Tausch einige Kleinigkeiten von den Officieren zu erlangen. In allen Hütten, in die wir hineinblickten, sahen wir die Männer nachlässig auf dem Boden ausgestreckt, als wenn ihnen keine andere Beschäftigung als die des Schlafens bekannt wäre. Die Frauen sind mit allen Sorgen der Haushaltung beladen. Sie haben die Gewohnheit, sich in Matten zu hüllen, die mit dem Staub der Curcuma-Wurzel bestrichen sind. Dadurch bekommt der Körper eine pomeranzengelbe Farbe. Nach der Mitte des Dorfes zu und am Rande eines Baches bewunderten wir einen ungeheuren Feigenbaum, dessen dicht belaubte Krone einen übermäßig großen Raum einnahm. Ich maß ihn später und fand, daß er auf 6 Fuß von der Erde 77 Fuß Umfang hatte. Der Stamm bestand aus verschlungenen Stielen und behält fast dieselbe Dicke bis auf etwa 40 Fuß Höhe; dann theilt er sich und bildet etwa vierzehn dicke Aeste, von denen jeder 6 bis 9 Fuß Umfang hat. Diese letzteren breiten sich wagerecht aus, so daß sie einen Kreisraum von mehr als 300 Fuß Durchmesser beschatten. — Während eines großen Theils der Nacht wurden die Gewässer der Bai durch eine herrliche Beleuchtung erhellt, indem die Eingeborenen in ihren Piroguen mittelst angezündeter Feuerbrände kleine Fische fingen, die sich hier in zahlreichen Trupps aufhalten. Die Fackeln mit ihren weithin ausgegossenen Lichtstrahlen gewährten ein sehr belebtes Schauspiel von seltsamer Wirkung.

Am anderen Tage fand ich am Rande eines Batatenfeldes einen Menschen von schlechtem Ansehen, den ich sicherlich für einen Wilden gehalten haben würde, wenn er mir nicht fortwährend auf englisch geantwortet hätte. Er sagte, er sei aus den vereinigten Staaten und habe sich seit einigen Jahren auf der Insel niedergelassen. Er wiederholte mir die Versicherung, daß die Eingeborenen den Europäern kein Leid zufügten, obgleich sie sich kein Gewissen daraus machten, alle ihnen in die Hände fallenden Tai-Piis zu verzehren. Bei seiner Ankunft hätten sie freilich nicht Anstand genommen, einen Amerikaner zu ermorden,

der sich erst kürzlich hier niedergelassen und einem mächtigen Häuptling Bataten gestohlen hatte. Für den Augenblick begnügten sich die Cannibalen das rechte Auge ihres Opfers zu essen und den Leichnam zu vergraben, nach zwei Tagen gruben sie ihn aber wieder aus und verzehrten ihn ganz. Ein amerikanisches Kriegsschiff, welches einige Zeit nach diesem Ereigniß vorbei kam, entsandte bewaffnete Soldaten, um sich des Häuptlings, der die That angestiftet, zu bemächtigen; diesem gelang es jedoch, sich in die Berge zu retten. — Nachdem ich an Bord der Corvette zurückgekehrt war, erzählte mir mein Hausmeister Joseph eine kleine Geschichte, die dazu beitragen kann, den Geist dieser Wilden noch besser zu schildern. In der Hoffnung, sich einige Vorräthe für meinen Tisch zu verschaffen, war Joseph nämlich nach dem Thalgrunde gegangen. Er trug in einem Korbe verschiedene Tauschartikel, und ein Eingeborener, welcher von dem kostbaren Inhalte des Korbes Notiz genommen hatte, beeilte sich, dem Europäer seine Dienste als Bote anzubieten. Mein Hausmeister faßt bald zu seinem Gefährten so viel Vertrauen, daß er ihn seinen Korb tragen läßt. Dieser nimmt die Last mit Vergnügen auf sich, und Alles geht eine Zeit lang gut. Aber allmählig entfernt sich der Wilde von dem Herrn des Korbes, und urplötzlich begiebt er sich mit aller Schnelligkeit seiner Beine auf die Flucht, alles ihm Anvertraute mit sich nehmend. Joseph hatte kurz vorher dem Ausreißer seine Uhr gezeigt und ans Ohr gehalten. Die Bewegung derselben hatte ihn erschreckt. Dieser Umstand fährt meinem Hausmeister, als er den Dieb davon laufen sieht, durch den Kopf. Er zieht also seine Uhr aus der Tasche und richtet sie mit drohender Miene nach dem Deserteur, indem er ihm auf der anderen Seite die Corvetten zeigt, die sich an ihren Ankern wiegen. Bei dieser Geberde bleibt der Wilde zuerst ganz bestürzt stehen, dann nähert er sich allmählig demjenigen, den er bestehlen wollte, auf Umwegen, wie ein Hund sie macht, wenn ihn sein Herr zurückruft, um ihn zu züchtigen. Endlich setzt der Insulaner den Korb vor den Füßen Josephs nieder, aber zu gleicher Zeit ergreift er ein Rasirmesser und läuft abermals so schnell als möglich davon. Doch Jener hat noch das furchtbare Instrument in Händen

und wiederholt seine Drohungen. Auf der Stelle bringt der Wilde auch das Rasirmesser zurück und scheint am ganzen Leibe zu zittern. Endlich bittet er um ein Stück Zwieback von dem Europäer, was ihm gewährt wird. Hierauf drückt er die Hand des milden Gebers und geht sofort nach dem nahe gelegenen Bache, um sich zu baden. Ohne Zweifel hatte unser nukahiwaischer Dieb geglaubt, in der Uhr wohne ein Geist oder ein Gott, dessen Macht dem Besitzer des Instrumentes dienstbar sei.

Ich hatte den Schiffsfähndrich Herrn von Montravel nach der benachbarten Bai Tai-Hoa ausgesandt, um den Plan der Bai aufzunehmen. Nach Vollendung dieser Arbeit kehrte er zurück und brachte in seinem Boote acht Schweine mit, die er sich gegen Pulver und Beile verschafft. Einige mitgeschickte Ausschußflinten, die als Tauschgegenstände dienen sollten, wurden von den Eingeborenen beharrlich verworfen, da sie dieselben nicht dauerhaft genug fanden. Unsere Leute wurden im Uebrigen freundschaftlich aufgenommen. Nur ein einziges Zerwürfniß kam vor. Einer unserer Jäger schoß nämlich nach einem auf einem Baume sitzenden Huhn. Im Augenblick erschallte der Ruf: „tabu, tabu!“ von allen Seiten, und der Häuptling selbst erschien im heftigen Zorn, indem er das Wort „tabu“ wiederholte. Indeß beruhigte er sich bald, wie denn überhaupt bei der Verletzung des Tabu immer mehr oder weniger Rücksicht auf Fremdlinge genommen wird.

In der Nähe des oben erwähnten Feigenbaumes erhebt sich ein Begräbnißort für Todte, Moral genannt. Bei dem Trauergerüst, auf dem der Leichnam eines kürzlich verstorbenen Mannes niedergelegt ist, sind aufrecht und in Reihen mehrere Bündel Zweige aufgestellt, an deren Ende lange Wimpel flattern. Gleich am zweiten Tage unserer Anwesenheit sahen wir ungefähr hundert Schritte von da auf der Plattform einer ansehnlichen Hütte etwa zwölf Personen, welche ein Klagelied zu Ehren des Verstorbenen sangen. Vier oder fünf Greise leierten dazwischen mit kläglicher Miene nach Art eines Recitativs halb singend, halb declamirend einige Strophen, während ein kräftiger hochgewachsener Eingeborener mit Macht auf zwei große Tam-Tams oder Trommeln schlug. Endlich paukte noch ein Anderer mit

schnellen Schlägen auf eine kleine Trommel, die er zwischen den Beinen hielt. Die Tracht dieser Leute hatte weiter nichts Bemerkenswerthes mit Ausnahme einer Art Mütze oder Helm. Diese Kopfbedeckung wird von langen Kokosblättern gemacht und ist ziemlich malerisch. Opfergaben an Früchten und Kuchen waren, mit Blättern bedeckt, auf der Plattform ausgestellt und schienen zu dem Mahle bestimmt, welches die Feierlichkeiten beschließen sollte. Dies fand am Tage nachher statt. Geleitet durch den Lärm der rohen Musikanten, näherte ich mich und sah Folgendes. Man zieht zuerst vier schöne nach Art der Wilden im Ofen gebratene Schweine hervor. Dies sind die Zurüstungen des pflichtmäßigen Essens, von dem jede nukahiwaische Feierlichkeit begleitet sein muß. Mehrere der Anwesenden besteigen nach einander die Erhöhung, um auf die Tam-Tams zu schlagen und einige Worte mit lauter Stimme herzusagen, während fünf oder sechs auf der Plattform niedergekauerte Greise sehr beschäftigt sind, ihre Finger in den Popoi zu tauchen, um sie dann abzulecken. Dieser Popoi wird aus Brotfrüchten bereitet, die leicht gegohren in der Form eines weißen Teiges in großen hölzernen Gefäßen aufbewahrt werden. Bald sehen wir einen Eingeborenen, der auf seinem Kopfe einen Helm oder ein Diadem mit Hahnenfedern von wenigstens sechs Fuß Umfang trägt. Er ist in ein langes weißes, fast bis an die Fersen reichendes Tuch gehüllt. Aus einer benachbarten hochgelegenen Hütte heraustretend, nähert er sich ernst und mit majestätischer Miene dem Ort der Feier, besteigt die Plattform und beginnt auf die Tam-Tam zu schlagen. Er schien ein Häuptling oder ein Priester zu sein. Hierauf werden die Schweine zerlegt und unter die wichtigsten Personen vertheilt. Hutchinson sagte mir nachher, daß diese Feierlichkeiten durch die Wiedererhebung der Gebeine eines nahen Häuptlings veranlaßt worden seien. Diese seltsame Sitte findet hier wie auf Neu-Seeland nach Verlauf von zwei, drei oder vier Jahren, je nach dem Wunsche der Anverwandten, statt. Festessen von Menschenfleisch kommen nur noch bei der Todtenfeier eines Häuptlings von Auszeichnung vor. Auf dem Heimwege entdeckte ich einen verlassenen Moraï. Unter einem Schirmdach lag auf einem von Stützen getragenen Gerüst der

mit Kräutern und Tapa (ein im Lande gemachter Stoff von Papyrus) umwickelte Leichnam, von dem nur die Finger und Zehen sichtbar waren. Ringsherum hatte man Gewinde von Pandanusfrüchten, einige Fische, eine Schweinekinnlade und Rollen Tapa aufgehängt.

Der in diesem Thale ansässigen Weißen sind sieben. Vier sind Amerikaner, zwei Spanier und einer ein Engländer. Jeder von ihnen hat sich unter den Schutz eines Häuptlings niederlassen müssen, von dem er am Ende nur erster Diener ist. Fast alle sind von ihren Schiffen desertirt oder haben gar noch Schlimmeres verschuldet, weshalb sie in der That schlechte Führer für die armen blinden Heiden sind. Einen der Amerikaner, der sich mit Eifer dem Ackerbau widmete, besuchte ich. Inmitten einer schönen Palissadirung seines Landes hatte er Bataten und Kokosnußbäume gepflanzt. Er sagte mir, daß er von seinem Schiffe wegen Krankheit auf der Insel zurückgelassen sei. Der Häuptling Vavai-Nui hatte ihn gut aufgenommen, ihn mit einer seiner Verwandten verheirathet und ihm seine Grundstücke gegeben. Seine Frau hatte ein ziemlich angenehmes Aeußeres. Sie schien von sehr sanfter Gemüthsart und erwies sich sehr zärtlich gegen ihr kleines Kind. Der Amerikaner lobte sie sehr und versicherte, daß im Allgemeinen die während ihrer Jugend so leichten und freien eingeborenen Mädchen, einmal verheirathet, treuergebene und selbst arbeitsame Frauen würden, wenn man ihnen Anhänglichkeit zeige und sie mit sanfter Schonung behandle. Vavai-Nui soll der mächtigste Häuptling der Bai sein. Den Abend vorher hatten sich zwei- bis dreihundert mit Lanzen, Flinten und Keulen bewaffnete Krieger bei der Wohnung dieses Häuptlings versammelt, um seinen angenommenen Sohn Mote-Omo zu vertheidigen. Dieser hatte nämlich von einer unserer Corvetten heimlich eine Doppelflinte entwendet und darauf die Krieger versammelt, weil er fürchtete, daß die Franzosen Soldaten schicken würden, um sich seiner Person zu bemächtigen.

Ich war um halb fünf Uhr an Bord zurückgekehrt und hatte mich eben zu Tische gesetzt, als mehrere Officiere nach einander ganz bewegt ins Zimmer traten und mir anzeigten, daß der Chirurg Le Gouillou und sein Führer, der Amerikaner

Hamilton, von den Hapas in den Bergen ermordet worden seien. Ich wußte wohl, mit welcher Schnelligkeit sich oft die unwahrscheinlichsten Nachrichten unter den Wilden verbreiten; aber da jeder Nachfolgende die Aussagen seines Vorgängers bestätigte, so fing ich an ernstlich besorgt zu werden. Alle Officiere sind überzeugt. Viele von ihnen wollen die Feindseligkeiten sogleich beginnen. Ich mache Gegenvorstellungen, da es thöricht sein würde, die zahlreichen und kriegerischen Hapas ohne Weiteres anzugreifen, und mache diesen Herren bemerklich, daß ich mich wenigstens, bevor ich handle, von der Wahrheit der Thatsache vollständig überzeugen muß. Darauf lasse ich den Hapas sagen, daß ich sofort die beiden Körper der Schlachtopfer todt oder lebendig ausgeliefert haben müsse, widrigenfalls ich Alles mit Feuer und Schwert verwüsten würde. Diese Erklärung scheint die Mannschaft zu entzücken, deren Einbildungskraft durch die Aussicht auf einen Krieg mit den Wilden mächtig angeregt wird. In Kurzem gewinnt Alles an Bord einen kriegerischen Anstrich; man rüstet sich und Jeder hält seine Waffen bereit. Auch alle Bewohner des Thales sind in Bewegung; überall sieht man Gruppen bewaffneter, heftig gesticulirender Wilden erscheinen. Mehrere wenden sich nach dem Thale der Hapas, und bald ist der Gipfel des Berges, welcher den Bewohnern beider Baien als Grenze dient, von Eingeborenen bedeckt, die auf Entdeckungen ausgehen. — Die untergehende Sonne verschwand eben hinter den Anhöhen der Insel und meine Unruhe hatte den höchsten Grad erreicht, als plötzlich auf dem Gipfel des Berges eine Gruppe, fröhlicher und lebhafter als die anderen, sich zeigt, und inmitten der Wilden, aus denen sie bestand, erkenne ich mit meinem scharfen Auge ganz deutlich den Chirurg Le Gouillou, den Gegenstand unserer Besorgnisse. An seiner weißen wollenen Bekleidung und an seiner wunderlichen Kopfbedeckung, die er auf seinen Spaziergängen zu tragen pflegt, ist er leicht zu unterscheiden. Er scheint gesund und wohl. Sogleich schwinden alle Kriegsrüstungen. Alles kehrt in die gewohnte Ordnung zurück. Weit entfernt, von den Hapas mißhandelt worden zu sein, hatte man Le Gouillou vielmehr freundlich aufgenommen. Die Sache hatte sich ganz

einfach zugetragen; denn sobald sich das Gerücht verbreitete, Le Gouillou sei zu den Taipiis gegangen, hatte man gedacht, er müsse dort nothwendiger Weise ermordet worden sein.

Der Arzt Jacquinot hatte ebenfalls einen größeren Ausflug gemacht und berichtet darüber Folgendes: „Als wir die Grenze der Wohnungen überschritten hatten, traten wir in schöne Laubgänge. Auf dem Boden wucherte ein Wald von Stauden und riesenhaften Pflanzen. Die Zwergpalmen, die breiten Blätter der Zehrwurzen (Aron), die Cujava-Bäume*) verschlangen sich mit den unentwirrbaren Netzen der Schlingsträucher (Lianen), die sich windend bis zu den Gipfeln der höchsten Berge aufsteigen. In der Mitte dieses heitern Grüns bewegt eine herrliche Hülsenfrucht ihre Samenkronen mit Hülsen, die, aufgesprungen, prächtig rothe Körner mit schwarzem Keime zeigen. Hübsche Fliegenschnäpper fliegen hie und da herum, indem sie bei unserer Ankunft aufschreien, fliehen und dann wieder ohne Furcht zurückkommen, um sich einige Schritte vor uns niederzulassen. Das Weibchen sieht fahl aus, das Männchen dunkelschwarz, und, wenn es alt ist, blendend weiß. — Bald gelangten wir unter ein dichtes Gehölz von Kokosnußbäumen, auf deren Gipfel das scharfe Auge unserer jungen Führer uns ganz kleine Papageien zeigte, welche den Honig der Blumen sogen. Es waren herrliche, sperlingsgroße Vögel; auf dem Rücken schön blau, unten grünlich saphirblau, Schnabel und Klauen korallenroth. Ihre Zunge läuft in eine Art Pinsel aus, um den Honig aus den Blumen des Kokosnußbaumes, ihrer einzigen Nahrung, aussaugen zu können. Der Ort, wo wir uns befanden, bot eine köstliche Frische. Ein kleiner Bach murmelte zu unseren Füßen, und wir machten daselbst Halt, um zu frühstücken. Unsere Wilden zeigten mit dem

*) Die gemeine Cujave (Psidium pyriferum) schießt gewöhnlich mit drei krummen Stämmen auf und ist ziemlich wie ein Apfelbaum. Die Blüthen sind weiß und etwas größer als Apfelbüthen. Die strohgelben Früchte gleichen einer mäßigen Birne; das Fleisch ist weiß und saftig, wie bei den Quitten, das Uebrige ein Klumpen harter Körner, süß und schmackhaft. Eine kleinere Abart davon ist die wilde Cujave (Psidium pomiferum).

Finger nach dem Wipfel eines großen Banianenbaums*), indem sie wiederholentlich „Manu" sagten. Ich entdeckte endlich und schoß sogleich eine hübsche Turteltaube von lebhafter, mattgrüner Farbe, unten gelb, mit rothen Flecken auf der Brust; der Kopf oben mit einer Kappe vom schönsten Karmin bedeckt. Außer den erwähnten Vögeln sahen wir nur die sehr gewöhnlichen kleinen schwarzen Schwalben, wie denn überhaupt die Inseln der Südsee arm sind an Gattungen der Thiere und Pflanzen."

Was die Gesittung betrifft, so ist Nuka-Hiwa und die ganze Gruppe der Marquesas-Inseln noch weit entfernt von der großen Umgestaltung, die bereits auf Taiti, den Sandwich- und vielen anderen Inseln Oceaniens stattgefunden hat. Durch den Handel und den Umgang der Bewohner mit Europäern, die ihnen nur neue Laster und oft unheilbare Krankheiten gebracht, sind ihre ursprünglichen Sitten ausgeartet, so daß dieser kräftige Menschenschlag allmählig dahinwelkt und zerstört wird. Die wohlthätigen Einflüsse des Christenthums und einer Gesetzgebung, welche dem krebsartig um sich fressenden Verderben steuert, sind hier noch unbekannt geblieben. — Der Götze des Nuka-Hiwaers ist eine kleine, sehr roh geschnitzte Figur von Holz oder Knochen. Damit schmückt er den Griff seines Fächers, seine Waffen oder das Vordertheil seiner Piroguen, vertauscht ihn aber auch gegen die erste beste Kleinigkeit, die ihm gefällt. Das Tabu findet hier auf eine Menge Sachen Anwendung. Wenn ein Mann für eine Frau tabu ist, so kann sie ihre Hand nicht auf seinen Kopf legen, noch mit ihm oder in seiner Gegenwart essen. Wenn die Weiber sich mit Curcumawurzel und Kokosnußöl gelb gefärbt haben, so scheinen sie tabu zu sein, bis sie sich im Fluß- oder Meerwasser gewaschen haben. Seit einem sehr großen Feste, bei welchem die Zahl der geschlachteten Schweine sehr groß war, hat man das geheiligte Tabu über sie ausgesprochen, damit ihre Vermehrung nicht gestört werde. Gewisse Vögel, Pflanzen und

*) Der Banianenbaum (Ficus banyana) gehört zu den Feigenbäumen. Der Stamm ist so dick, daß ihn kaum drei Männer umspannen können. Von den Aesten fallen viele Wurzeln zur Erde. Die Rinde ist voll Milch, welche in der Luft roth wird.

Fische sind ebenfalls tabu und die Eingeborenen rühren sie nicht an; ihre Hauptnahrung bilden übrigens Fische und die Brotfrucht. Die Klasse der Tabu-Männer, deren Amt es ist, den Gottheiten Opfer darzubringen, steht den Häuptlingen am nächsten. Außerdem hat man eine Klasse der Aerzte, der Zauberer und Beschwörer, so wie eine Klasse von Menschen, welche nach ihrem Tode Gottheiten werden. Diese empfangen von den abgeschiedenen Geistern ihrer Vorgänger einen göttlichen Hauch, so daß sie ein drohendes Mißgeschick oder die Ursachen gegenwärtiger Uebel angeben können. Die Klasse der Baumeister, welche nach unveränderlichen Vorschriften ihrer Kunst Piroguen für den Krieg und zum Privatgebrauch bauen, ist ebenfalls sehr angesehen. Andere weniger angesehene Klassen sind die der Fischer, der umherreisenden Handelsleute, der wandernden Sänger. Die niedrigste Klasse bildet das gemeine Volk. Die Klassen sind zum Theil kastenartig von einander geschieden, so daß der Sohn immer wieder des Vaters Beschäftigung wählen muß. — Das Jahr theilen die Nuka-Hiwaer in dreizehn Monate von 27 bis 30 Tagen, und jeder Tag eines Monates hat seinen bestimmten Namen. Die Heirathen werden unter Bewilligung der Eltern geschlossen. Manchmal entführt der abgewiesene Liebhaber seine Geliebte, und ein solcher Raub veranlaßt leicht Krieg zwischen zwei Stämmen. Oft schonen die Krieger das Leben der Besiegten, die dann Sclaven werden und ihre feindlichen Gesinnungen abschwören. Ein so verschonter Mann nimmt die Gebräuche des Stammes an, der ihn gefangen genommen, und kämpft für denselben sogar gegen seinen Stamm und seine Verwandten. Der kriegerische Charakter dieser Insulaner, ihre Neigung zum Diebstahl und ihre fleischlichen Laster vertragen schwer die Fesseln der Religion. Die hierher gesandten Missionaire hatten viel zu leiden; namentlich waren die Verheiratheten unter ihnen wegen ihrer Frauen den fortwährenden Belästigungen der Wilden ausgesetzt, weshalb nur Ein noch unverheiratheter Missionair hier zurückblieb. Dem Herrn Rodgerson, den ich nachher auf Taiti kennen lernte, wurde das Haus eingeäschert, und er mußte oft die mangelnden Brotfrüchte von den benachbarten Stämmen erbitten. Seine Bücher wurden ihm gestohlen, um Patronen

daraus zu fertigen, seine Möbeln, die Kleidungsstücke seiner Frau, kurz Alles, was die Wilden in Versuchung führen konnte, wurde nach und nach geraubt. Der Madam Rodgerson war es gelungen, eine gewisse Anzahl junger Mädchen zu versammeln, welche anfingen zu lesen und zu schreiben; aber niemals hatten sich die Männer dazu verstehen wollen. Diese forderten statt der Bücher vielmehr Pulver, um in den Kampf zu ziehen.

Ehe wir Nuka-Hiwa verließen, nahmen wir noch einige Uebungen mit den Geschützen vor. In einer Entfernung von 600 Fuß war ein viereckiges Stück Bekleidung auf einem Felsen der Küste ausgespannt. Mehrere Kugeln trafen das Ziel; andere rissen mit großem Getöse Stücke des nebenstehenden Felsen ab. Dieses Schauspiel hatte eine große Menge Eingeborener auf das Ufer herbeigelockt. Sie waren alle voller Bewunderung und bezeigten diese durch Freudengeschrei und kriegerische Bewegungen. — Am 2. September lichteten wir die Anker. Auf einer sehr günstigen Fahrt flogen wir alsbald an dem Pomotu-Archipel vorüber. Es sind lauter niedrige waldbedeckte Inseln, deren Mitte gewöhnlich ein See einnimmt. Gegenwärtig wird dieser Archipel von den Perlen- und Perlenmutterfischern ausgebeutet. Am 8. September Morgens um neun Uhr erscheint am Horizont ein langer schwarzer von Wolken überragter Streifen: es ist Taïti*), die Königin von Oceanien. Allmählig tritt sie aus dem Nebelschleier hervor und zeigt uns ihr lachendes Antlitz, das mit wilden Zacken gekrönt ist. Die Landspitze Venus, die ihre Gruppen von Kokospalmen weit hinaus in die See streckt, und auf welcher die Taïtische Flagge, roth mit weißem Stern in der Mitte, wehet, zeigt mir den Ort an, wo ich den Anker fallen lassen soll. Als wir ungefähr drei Meilen von der Landspitze entfernt sind, legt eine mit Eingeborenen bemannte Pirogue an unseren Schiffen an. Der, welcher die erste Person auf diesem Fahrzeuge zu sein schien, trug europäische Kleidung. Er sagte mir, daß er Pewe-we hieße und

---

*) Wir schreiben Taïti und nicht Otahaiti; denn das vorgesetzte O bedeutet „das ist". Auf die Frage der ersten Seefahrer nach dem Namen der Insel, antworteten die Bewohner: O Taïti, „das ist Taïti."

einer der Häuptlinge sei. Als er auf das Verdeck stieg, schien er über den Anblick unserer Kanonen und die große Zahl unserer Mannschaft betroffen. Für einen Korb voll Orangen forderte er einen sehr hohen Preis und verkaufte ihn auch ziemlich theuer. Er machte mir verständlich, daß hier jetzt auch ein Schiff mit Kanonen vor Anker liege, und wir erblickten gleich darauf eine große amerikanische Kriegsfregatte mit der Commandoflagge in der westlichen Bai bei Papelti. Dies ist jetzt der Ort der bedeutendsten Niederlassungen auf der Insel und sein Ankerplatz weit sicherer, als der von Matavai bei der Venusspitze; da es uns indeß darauf ankam, unsere Zeitmesser mit Sicherheit zu reguliren und die Landspitze Venus*) mit Recht als derjenige Punkt angesehen wird, dessen Länge von ganz Oceanien am besten bestimmt ist, so gingen wir daselbst in der Bai, dem Flecken Matavai gegenüber, vor Anker.

Sechstes Kapitel.

Taiti, die größte der Gesellschaftsinseln, wurde im Jahre 1767 von dem englischen Capitain Wallis entdeckt. Er nannte sie „König Georgs des Dritten Insel". Acht Monate nach ihm besuchte sie der französische Capitain Bougainville und hörte von den Eingeborenen, daß sie Taiti heiße. Diesen Namen hat sie seitdem behalten. Die Insel ist eine durch unterirdisches Feuer aus dem Meer emporgehobene Felsenmasse, die sich nach und nach mit Erde bedeckt hat. Sie besteht aus zwei Halbinseln, die durch eine schmale niedrige Landenge mit einander verbunden sind und ungefähr dreißig deutsche Meilen in Umfang haben. In der Mitte einer jeden starrt Felsengebirge gen Himmel mit wild durch einander geworfenen Massen und tiefen Schluchten. Dunkelgrüner Mantel des Waldes hüllt Alles bis zu den höch-

*) Hier wurde der letzte Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe am 3. Juni 1769 auf dem von Cook befehligten Schiffe beobachtet, daher der Name.

sten Spitzen ein und von oben herab strömen zahlreiche krystallhelle Wasser mit malerischen Fällen nach allen Richtungen dem Meere zu. Das hohe Gebirg ist unbewohnt; nur in den Thälern findet man Ansiedelung. Vorzüglich ist das niedere Land bewohnt, welches die Berge bis zum flachen Meeresufer umgiebt und mit den Reizen der üppigsten Pflanzenwelt prangt. Obgleich der Aequator nur siebenzehn Grad entfernt ist, so wird die Hitze doch durch die Nähe des Meeres gemildert. Die Luft ist sehr heilsam. Kranke, die vom Schiffe ans Land gebracht werden, genesen schnell. Mosquitos oder andere Plagegeister der Tropenländer finden sich nicht. Hier haus't kein Raubthier; hier giebt es kein schädliches Gewürm, keine Schlange, und selbst der Scorpion, von dem man eine kleine Art antrifft, hat hier sein Gift verloren. Die einzige Landesplage sind Ratten, die oft vielen Schaden auf den Feldern anrichten. In den Bergen leben Kaninchen und wilde Ziegen; Heerden von Schweinen bevölkern die Ebenen. Bei jeder Hütte sieht man einen Hund, Hähne und Hühner, oft zwei oder drei Schweine. Das Meer liefert Fische, Krebse, Schildkröten und Wasservögel; doch schwimmen auch zwischen Korallenriffen gefährliche Wasserschlangen mit tödtlichem Gifte, und bisweilen erscheinen an den Ufern große Haie. In einem der ersten Thäler von Oparre findet man einen prächtigen Baum, Baringtonia; die Eingeborenen nennen ihn Abdu. Seine Blüthen sind breiter als Lilien und durchaus weiß, bis auf die karmoisinroth gefärbten Spitzen der zahlreichen Staubfäden; die Frucht ist eine große Nuß. Wenn man diese zerschlägt und, mit dem Fleisch von Schalthieren vermengt, auf das Meer hinstreut, so sollen die Fische davon eine Zeit lang bezaubert und betäubt werden, so daß sie auf die Oberfläche des Wassers kommen und sich mit der Hand fangen lassen. Die Kokospalmen des Landes heben sich stolz über die anderen Bäume; die Bananen entwickeln ihr breites Blätterdach, und aus dem düsterem Grün anderer Bäume schauen goldene Aepfel hervor, deren Saft und Geschmack der Ananas gleicht. Dazwischen bemerkt man die Gruppen der Brotfruchtbäume mit runden Wipfeln und zackigen Blättern, so wie den kleinen strauchartigen Papiermaulbeerbaum. Die im Schatten der Bäume zerstreut

liegenden Hütten sind mit wohlriechendem Gesträuch umgeben. Säulen von Brotbaumholz tragen die mit langen Pandang- oder Palmblättern gedeckten Dächer. Da bei dem milden Klima ein einfaches Schirmdach genügt, die Bewohner gegen Regen und Nachtthau zu schützen, so sind die gewöhnlichen Häuser an den Seiten offen. Vor jedem Hause sind Felder eingezäunt, auf denen die Besitzer ihre Yams*), süßen Pataten und eine Menge anderer gesunder und wohlschmeckender Wurzeln ziehen. Die angepflanzten Wäldchen der Fruchtbäume sind so dicht verwachsen, daß der vor der Sonnengluth geschützte Boden das frischeste Grün zeigt. Durch diese Lustwäldchen führen die anmuthigsten, sorgfältig unterhaltenen Fußpfade fast immer im kühlen Schatten von einer Wohnung zur andern.

Die Eingeborenen bestehen aus zwei verschiedenen Menschenarten, die aber in Sprache und Sitten übereinstimmen. Die eine, welche die zahlreichere ist, erzeugt die stärksten und wohlgebildetsten Leute von sechs Fuß und darüber. Ihre Gesichtszüge gleichen denen der Europäer, und wenn sie sich weniger der Luft und dem Brand der Sonnenstrahlen aussetzten, so würden sie vielleicht eben so weiß sein, wie wir. Ihr Haar ist gewöhnlich schwarz. Die andere Race ist von mittelmäßiger Größe, hat krauses, hartes Haar und weicht in Farbe und Gesichtsbildung wenig von den Mulatten ab. Die weißeren, Jeris genannt, bilden die wahrscheinlich später eingewanderte herrschende Klasse der Vornehmen und besitzen ausschließlich alles

---

*) Die Yams-Wurzel (Dioscorea alata) wird in den heißen Ländern so häufig gebaut, wie bei uns die Kartoffeln. An einem glatten Stiel trägt die Pflanze ihre herzförmigen, graugrünen, seidenartigen Blätter mit Glockenblumen. Die Blätter dienen als Teller. Die Wurzel ist meist beutelförmig; bei einigen Arten wie eine dicke Wurst, bei anderen wie ein gerupftes Hühnchen, auswendig fahl, inwendig weiß; auf Taïti 4 bis 6 Fuß lang, auf manchen Inseln so groß wie ein Ochsenkopf, in Surinam 40 Pfund schwer. Die rohe Wurzel ist unschmackhaft. Sie wird geschält und durch Auspressen des beißenden Saftes gewinnt man daraus ein nahrhaftes Mehl; oder man kocht sie und ißt sie statt Reis und Sago zu Fischen und anderen Speisen; auch wird sie geröstet und mit Butter bestrichen oder als Kloß bereitet.

Grundeigenthum, welches sie von dem dunkler gefärbten gemeinen Volke für einen gewissen Lohn an Früchten bearbeiten lassen. Die Frauen sind ausgezeichnet durch Schönheit des Körpers. Sie haben eine feine Gesichtsbildung; die Zartheit der ins Kupferfarbene spielenden olivenbräunlichen Haut läßt das Erröthen durchblicken; in den Augen ist Feuer des Lebens; den Mund zieren zwei weiße Perlenreihen der Zähne, und ein holdseliges Lächeln schwebt auf den Wangen. Bei Allen herrscht die größte Reinlichkeit. Sie baden sich unaufhörlich, essen oder trinken nie, ohne sich vorher und nachher zu waschen. Die Gemüthsart der Taitier ist im Allgemeinen sanft, wohlwollend, offen, heiter und friedfertig, obwohl sie im Kriege auch sehr tapfer sein können. Während die übrigen Inselvölker Oceaniens die Fremden meistentheils voll Haß und Mißtrauen von sich stießen, kamen die Bewohner dieses Archipels den Europäern stets mit Freundlichkeit und Vertrauen entgegen. So ungerecht und hart Cook sie oftmals behandelte, so waren sie doch alsbald wieder versöhnt. Sie zeigten sich ganz wie Kinder, bei denen Freude und Schmerz, Lachen und Weinen schnell wechseln mit unstätem, flüchtigem Geist, so daß es ebensowenig möglich war, ihre Aufmerksamkeit auf längere Zeit zu fesseln, als Quecksilber zum Stehen zu bringen. Bei der Ueberfülle herrlicher Früchte, womit die Natur des Landes sie beschenkt, scheint weder körperliche noch geistige Anstrengung ihre Sache zu sein. Statt dessen geben sie sich lieber dem süßen Nichtsthun hin und Genüssen aller Art. Doch wir müssen das Sonst und das Jetzt unterscheiden, und werfen daher einen Blick auf den früheren Zustand dieser Insulaner.

Ehedem ging die Jugend beider Geschlechter ganz nackt. Männer und Frauen der Jeris hüllten sich in ein großes Stück weißen Zeuges, das, wie es noch jetzt der Fall ist, aus der faserigen Rinde des Papiermaulbeerbaums bereitet wurde und bis auf die Kniee herabfiel. Sie schmückten sich mit Federn, Blumen, Muscheln und Perlen, welche sie in die durchbohrten Ohrläppchen steckten. Die Frauen färbten den unteren Theil ihres Körpers dunkelblau; die Männer tättowirten sich und ließen den unteren Theil des Bartes wachsen, rasirten ihn aber auf der Oberlippe und den Backen. Ihre Waffen waren Bogen

und Pfeile, Lanzen, Wurfspieße, Keulen, Schleudern und Steine, welche sie mit der Hand oder dem Fuße warfen. Friedenszeichen war ihnen ein in der Hand bewegtes großes grünes Blatt oder ein Bananenzweig. Beim Ausbruch eines Krieges mußte jeder Häuptling mit seiner Mannschaft sich unter den Befehl des Königs stellen. Jede der beiden Halbinseln wurde von einem solchen beherrscht. Die Königswürde war erblich und konnte auch auf die Frauen übergehen. Ein seltsamer Gebrauch war es, daß der König bei der Geburt seines ersten Kindes abdanken mußte. Der Vater selbst erklärte seine Abdankung und ließ das königliche Banner mit dem Wappen seines Erben auf der Insel umhertragen. Seitdem regierte der Vater im Namen seines Sohnes, bis derselbe mit dem achtzehnten Jahre gekrönt wurde. Die Auszeichnung der Königswürde war ein eng anschließender Gürtel mit rothen Federn, welche von den Götterbildern genommen wurden. So lange man mit der Verfertigung dieses Gürtels beschäftigt war, bluteten Menschenopfer. Die Federn sollten göttliche Eigenschaften auf den jungen Fürsten übertragen. In der Hofsprache fanden sich alle Uebertreibungen des Morgenlandes. So nannte man die Wohnungen des Königs Wolken des Himmels, seine Pirogue Regenbogen; seine Stimme war der Donner, die Lichter seines Palastes Blitze; statt des Reisens brauchte man für ihn den Ausdruck „fliegen". König und Königin gingen niemals, da Alles, was sie mit ihrem Körper berührten, zu ihrem Eigenthume wurde. Sie hatten Träger, auf deren Schultern sie saßen, und die meistentheils im Trabe gingen. Das höchste Zeichen der Ehrfurcht vor ihnen war, daß man die Kleider ablegte. Auf den Ruf: „Der König kommt!" mußten sich Hohe und Niedere in einen Zustand völliger Nacktheit versetzen, bis der Herrscher vorüber war. Ungeachtet der König Alleinherrscher war, so unterschied er sich doch in seiner gewöhnlichen Tracht durch Nichts von den übrigen Insulanern. Er erschien sogar in seinem Benehmen einfacher, als irgend ein Großer seines Reiches. Dem Könige zunächst stand der Adel, dann folgten die vornehmsten Grundeigenthümer und die Gewerbetreibenden, endlich das gemeine Volk. Die unterste Stufe dieser dritten Classe bildeten die Titi's oder Sclaven. Die Titi's waren Kriegsgefangene,

und ein Theil dieser Unglücklichen wurde zum Schlachten bei Opfern bestimmt. Die mittlere Classe, Raatira's genannt, zu denen auch die Krieger und die Priester gehörten, machten den eigentlichen Kern der Bevölkerung aus. Durch Thätigkeit und Kunstfertigkeiten überragten sie den Adel, und daher sagten sie: „Taïti ist ein Schiff, der König ist der Mast, die Raatira's sind das Takelwerk". Die Taïtier besaßen mannigfache Kenntnisse. Sie konnten mit bewunderungswürdigem Scharfsinn den Wind und damit zugleich das Wetter vorherbestimmen. Auf ihren größeren Reisen richteten sie sich des Tags nach der Sonne, bei Nacht nach den Sternen, indem sie recht gut Planeten und Fixsterne von einander zu unterscheiden, auch ihren Stand in den verschiedenen Jahreszeiten richtig anzugeben wußten. Die Zeit theilten sie in 13 Monde zu 29 Tagen, deren einer jedoch behufs der Ausgleichung mit dem Sonnenjahr weniger Tage hatte. Der Tag wurde in 12 Theile getheilt. Bei ihren Zahlen hatten sie das Decimalsystem. Münzen kannten sie nicht; und es gab also auf der Insel keinen eigentlichen Reichthum. Ihre wundärztlichen Kenntnisse waren nicht unbedeutend. So kam ein Fall vor, wo ein englischer Matrose an einem eingestochenen Splitter im Fuß große Schmerzen litt. Ein alter Taïtier untersuchte den Fuß, ging ans Ufer, suchte eine Muschel, welche er mit den Zähnen zerbrach. Mittelst derselben öffnete er die Wunde und zog den Splitter heraus. Dann legte er ein Stück Gummi auf die Wunde, verband sie, und in zwei Tagen war der Matrose vollkommen geheilt. Auch Aderlässe wandte man an, indem ein niederer Priester, der zugleich Arzt war, mit einem schneidenden Holz auf den Schädel des Kranken schlug. Dadurch öffnete er die Pfeilader, und nachher ward die Wunde durch eine Binde um den Kopf wieder geschlossen. Beweise ihrer Kunstfertigkeit gaben die feinen Zeuge, ein weiches Papier aus Baumrinde, die von Schilf geflochtenen Matten, die Fischernetze und Angelschnüre aus den Fasern der Kokosnuß, die Angeln aus Muschelschalen und vorzüglich die Boote und Kriegsfahrzeuge. Die letzteren sind doppelte Piroguen von 40 bis 50 Fuß Länge. Die dazu erforderlichen Bretter hatte man mit Kokosstricken zusammengenähet und mit Anwendung einer Art Gummi wohl kalfatert.

Unsägliche Mühe kostete es, mittelst einfacher Steinbeile und Meißel mächtige Bäume zu fällen, zu zimmern und zu glätten. Flaggen und Wimpel schmückten die Piroguen, deren man 330 hatte. Jedes Fahrzeug faßte 40 Mann, so daß die Bemannung ungefähr 7760 Krieger betrug, und der Anblick einer solchen Flotte mag uns keinen geringen Begriff von der Macht und dem Reichthum der Insel geben. Die Tracht der Krieger bestand aus drei über einander gezogenen Kleidern; das unterste und längste war weiß, das zweite roth, das oberste und kleinste braun. Ihre Schilde und Panzer waren Weidengeflechte, ihre Helme cylindrische Mützen von Weiden, oft bis fünf Fuß hoch und geziert mit blauen und grünen Federn; ringsum bildeten die langen schwarzen und weißen Schwanzfedern des Tropikvogels *) eine Strahlenkrone. Die Anführer trugen runde Schweife von langen grünen und gelben Federn. Der Admiral trug fünf solcher Schweife, an deren Spitze Trobdeln von Kokoswolle und rothen Federn hingen; der Schmuck seines Hauptes war statt des Helmes ein Turban. Zuweilen führten auch die Könige der beiden Halbinseln mit einander Krieg. Im Handgemenge zeigte man eine große Gewandtheit und parirte auf das Geschickteste die Streiche der Gegner. Die Sieger bewahrten als Trophäen die Kinnbacken der erschlagenen Feinde. In der Kriegskunst übte man sich durch festliche Kämpfe, die auf einem freien, von Bambuspalissaden eingeschlossenen Platze statt fanden. Zur Seite des hoch sitzenden Häuptlings standen die Kampfrichter. Auf ein gegebenes Zeichen traten 10 bis 12 Kämpfer auf. Die Hauptsache war, den Gegner bei einem Schenkel, bei den Armen oder dem Gürtel zu fassen und zu Boden zu werfen. Nach Beendigung des Kampfes belobten die Greise den Sieger mit einigen Worten, welche von der ganzen Versammlung im Chor singend wiederholt wurden. Ein großes Gastmahl machte den Schluß. Auch in Tänzen und Gesängen wetteiferte man. Diese Tänze und Gesänge, die bei den Taïtiern so beliebt sind, wurden in Begleitung von verschiedenen aus hohlen Baumstämmen gefertigten Trommeln, Seetrompeten und dem Thara, einer Art Pauke, ausgeführt. Endlich

*) Phaëton aethereus, zur Gattung der Pelicane gehörig.

hatte man auch eine durch die Nase geblasene dreilöcherige Bambusflöte, mit deren dumpfen, aber doch ganz melodischen Tönen man gewöhnlich die Götter- und Helden-Balladen begleitete. Die Tänze waren sehr mannigfaltig und stellten fast immer Liebes- und Kampfscenen vor. Die Frauen erschienen dabei gewöhnlich in einem weißschimmernden Gewande mit Scharlach-Besatz; ihr Haarputz bestand in Flechten oder Gewinden von Blüthen, den Busen zierten Muscheln und Federnbüschel. Eine anmuthige Landschaft gab mit Bergen, Felsen und Bäumen die natürlichen Decorationen zu ihren theatralischen Vorstellungen. Diese waren theils ernsten, theils komischen Inhaltes, und selbst Glieder aus der königlichen Familie übernahmen es, Rollen zu spielen.

Die Religion der Taitier war ein Chaos verworrener Vorstellungen, denen wirkliche Geschichte und überlieferte Dichtkunst zu Grunde lag. Die ganze Welt wimmelte ihnen von Gottheiten, welche in den Lüften rauschten, in den Blättern der Haine grünten und auf den Riffen schäumten oder als Genien die Menschen umschwebten. Es gab Götter für die Spiele, die Aerzte, die Arbeiter, für den Feldbau und jedes Handwerk. Die Götter der Luft zeichnen sich durch leichte, zierliche Gestalt aus. Zu den Gottheiten des Meeres gehören unter Anderen auch die Haifischgötter, auf deren Wink diese Seeungeheuer den Einzelnen verzehren oder verschonen, ja den frommen Priester selbst auf ihrem Rücken durch die Wellen tragen. Der Gott des Oceans war Hiro, eigentlich ein großer Reisender, der weder die Abgründe des Meeres, noch die wüthendsten Stürme scheuete. Er durchzog das Meer in allen Richtungen, bald auf der Oberfläche, bald in den Tiefen, um sich mit den Seeungeheuern zu unterhalten. Einst war er in einer Höhle eingeschlafen, während seine Freunde auf einem Schiff mit einem Orkan zu kämpfen hatten. Fast hätten sie ihren Untergang gefunden; allein man weckte den großen Beruhiger der Wogen, der sich zornig erhob und die Freunde rettete. Dem Gott der Erdbeben, Mauve, brachte man beim Beginne der Mahlzeit gewisse Speisen dar. Tano war der Gott, an den sie sich am meisten mit ihren Gebeten wandten, weil dieser sich nach ihrer Meinung besonders mit den

menschlichen Angelegenheiten beschäftigte. Dem Kriegsgott Oro opferte man Gefangene. Ihr höchster Gott war Atua, Schöpfer und Beherrscher der Welt und aller übrigen Gottheiten. Seine Gemahlin nannten sie Tepapa, d. i. Fels. Nachdem Atua die Göttin des Mondes, die Götter der Sterne und der Sonne geschaffen hatte, ergriff er seine Gemahlin, den gewaltigen Fels, und führte sie von Westen nach Osten über das Meer, wobei sich Stücke von ihr ablös'ten, aus denen die Inseln wurden. Man sieht, die Gemahlin ist eigentlich die Erde mit ihrem granitenen Kern. Die ersten göttlichen Wesen waren Kinder der Nacht. Die aufgeklärten Taïtier glaubten an eine Unsterblichkeit. Wenn die Seele des Menschen im Begriff sei, sich von dem Körper zu trennen, sagten sie, so hüpfe sie um die Lippen des Sterbenden und fliege darauf in den Busen eines Gottes, der sie eine Zeit lang mit seinem eigenen Wesen vereinige, bis er sie endlich an den Ort gehen lasse, wo sich Alles sammele, was gelebt habe. Die Ewigkeit dachten sie sich als fortwährende Dämmerung, weil dies in den tropischen Ländern die angenehmste Periode des Tages ist. Den Schiffern, welche der Ocean verschlungen hatte, wies man in den Tiefen des Abgrundes Korallenpaläste an, reich versehen mit den lieblichsten Landschaften und den herrlichsten Gaben der Natur. Die Seelen Derjenigen, welche in diesem Leben Feinde im Kriege gewesen, werden auch in jenem Leben zum Kampf gegen einander ausziehen (wie bei den alten Skandinaviern); zwei Gatten aber, die sich hier zärtlich geliebt, werden sich auch drüben wiederfinden und Seligkeit genießen. Die Morals oder diejenigen Oerter, wo man den Todten eine religiöse Verehrung erwies, hatten die Gestalt eines länglichen Vierecks. Man unterschied mehrere Arten von Moral's. Diejenigen, welche man für die ganze Insel oder doch einen größeren District bestimmt hatte, dienten zugleich als Tempel zu religiösen Versammlungen. Sie waren auf zwei Seiten von hohen Steinmauern eingeschlossen. Der niedrigen Vorderseite gegenüber erhob sich ein massives pyramidalisches Bauwerk, auf welches die Götzenbilder gestellt wurden. Im großen Moral von Ata-Huru war diese Pyramide unten nicht weniger als 250 Fuß lang und 50 Fuß hoch. Die Grundfläche war 90 Fuß breit.

Nach oben hin verjüngte sich die Ausdehnung, so daß die obere Fläche noch 170 Fuß lang und 6 Fuß breit war. Große Stufen führten auf den Gipfel. Man verwandte dazu besonders viel weiße Korallenblöcke. Rings um die Moraïs standen Altäre, auf denen man gewisse Speisen als Opfergaben für die Götter niederlegte. Die in der Nähe wachsenden Bäume hielt man heilig. Andere kleinere Moraïs gehörten den einzelnen Familien und bestanden in einem Schuppen. Gleich nach dem Tode wurde der Leichnam mit Kokosöl und wohlriechenden Pflanzen einbalsamirt, auch später noch oft mit Meereswasser gewaschen, so daß er nach Entfernung aller Eingeweide der Fäulniß lange widerstehen konnte. Dann hüllte man den Verstorbenen in Matten und weißes Zeug, legte ihn auf eine Bahre und brachte ihn unter den Moraï, der an seine Wohnung stieß und auf vier Säulen ruhte. Daneben legte man eine hölzerne Keule; am Hauptende des Schuppens pflegte man viele in Kränze gereihete Kokosnüsse aufzuhängen und außen pflanzte man eine Platane, an deren Gipfel eine mit süßem Wasser gefüllte Kokosnuß hing, und eben so hing an einer der Säulen ein Sack mit gerösteter Brotfrucht. Außerdem schmückte man die Schuppen mit grobgehauenen Bildnissen von Männern, Frauen, Schweinen und Hunden. War der Leichnam in Verwesung übergegangen, so wurden die Gebeine in der Nähe beerdigt, die Schädel aber in den Hütten aufgehängt. Die Trauernden zeigten ihren Schmerz nicht blos durch Thränen, sondern auch durch Blut, indem sie sich mit einem Haifischzahn ritzten. Die Trauerkleider bestanden aus einem seltsamen Anzug. Ein langes Gewand fiel bis auf die Füße herab. Den Kopf bedeckte ein Turban von braunen und gelben Stoffen. Eine lang herabfallende Binde mit braunen, gelben und weißen Streifen verhüllte den Kopf. Ein mit großen bläulichen Federn verzierter Netzmantel bedeckte den Rücken. Das werthvollste Stück aber war ein Brett in Form eines Halbmondes, dessen eingetiefter (concaver) Rand nach oben gerichtet war. Perlen und graublaue Taubenfedern zierten den Halbmond, die langen weißen Schwanzfedern des Tropikvogels bildeten einen Strahlenkranz umher, und von dem erhabenen (convexen) Rande desselben fiel ein aus kleinen Stücken Perlmutter zusammen-

gesetzter Schurz herab. Zu beiden Seiten des Schurzes hingen eichelförmige Troddeln von grünen und gelben Federn. Dieser ganze Schmuck hing an einer dicken Schnur um den Hals des Leidtragenden. Das Brett bedeckte Hals und Schultern, der Schurz Brust und Bauch, Muscheln das Gesicht. Gewöhnlich trug der nächste Verwandte des Verstorbenen diese seltsame Kleidung. In der einen Hand hielt er zwei große Perlmuscheln, womit er einen einförmigen Schall hervorbrachte, in der andern einen mit Haifisch-Zähnen besetzten Stock, womit er Alle schlug, die ihm zu nahe kamen. — Die Religion der Taïtier forderte bisweilen auch Menschenopfer. Gewöhnlich nahm man dazu Verbrecher oder arme Menschen aus der untersten Classe. Die Unglücklichen erfuhren ihr Loos fast immer erst in dem Augenblicke, wo sie den Todesstreich empfingen. Der Häuptling oder Priester bezeichnete einigen seiner vertrauten Diener das Schlachtopfer, und diese fielen dann plötzlich über den Menschen her und tödteten ihn mit Keulenschlägen oder Steinen. Zuerst schnitt man ihm einige Haare ab, riß das linke Auge aus, wickelte beides in ein grünes Blatt und reichte es dem Könige. Dies geschah unter langen Gebeten der Priester, deren jeder ein Büschel rother Federn in der Hand hielt. In den öffentlichen Moraïs wurden die Schädel aller Geopferten ausgestellt. In Taïti opferte man immer nur Einen Menschen; auf den Tonga- oder Freundschafts-Inseln opferte man einst an Einem Tage zehn Menschen, und mit Schrecken sieht man diesen abscheulichen Gebrauch auf der weiten Fläche des stillen Oceans verbreitet. — Die Würde der Priester war erblich, und sie wurden beinahe eben so hoch geachtet als die Könige. Ihre ganze Wissenschaft bestand darin, daß sie die Namen, den Rang und die Eigenschaften der verschiedenen Götter wußten und sie anrufen konnten. Auch hatten sie tiefere Einsicht in die Schifffahrts- und Sternkunde. Die Tättowirung ist eine ihnen verständliche Zeichensprache, aus der sie die Einweihungen ersehen, zu welchen der Tättowirte zugelassen wurde. Das Tabu war vielleicht nirgends ausgedehnter und tyrannischer als auf Taïti. Von der Geburt bis zum Tode bestand für diese Insulaner eine ängstliche Sonderung erlaubter und unerlaubter Nahrungsmittel. Die Diener der Religion wur-

den als geheiligt betrachtet und konnten als solche von allen den Göttern dargebrachten Speisen essen, während die gemeinen Frauen bei Todesstrafe keine derselben anrühren durften. Das Feuer der Männer durfte nicht zur Bereitung von Speisen für die abgesondert essenden Frauen verwendet werden; eben so wurde es mit Körben und Küchengeräthen gehalten. Diese Verachtung des schwächeren Geschlechts und diese mannigfachen Beschränkungen für Alle waren wohl nicht die letzten Beweggründe, welche die Einführung des Christenthums erleichterten.

Es war im März des Jahres 1797, als die ersten vier englischen Missionaire, so wie ein Arzt und dreizehn Handwerker nebst fünf Frauen und zwei Kindern auf Taïti landeten. Man hegte die schönsten Hoffnungen, die so gutmüthigen, sanften und liebenswürdigen Insulaner mit Leichtigkeit der Religion der Liebe zuzuführen. Aber man fand sich bitter getäuscht. Es kostete im Gegentheil harte Kämpfe. Manche der Glaubensboten, die an dem Gelingen ihres Werkes verzweifelten, zogen muthlos wieder von dannen, und erst nach eilf Jahren begann die Saat des Evangeliums freudig ans Licht zu treten. Diese Erscheinung erklärt sich aus der tiefinnerlichen Verderbtheit des Volkes. Der liebliche Schein einer paradiesischen Unschuld hatte die ersten Seefahrer geblendet, so daß sie alle ihre Schilderungen in die Farben der Rosen und Lilien tauchten. Dies um so mehr, da die Fremdlinge hier ungehindert in verbotener Liebeslust schwelgen durften. Die Väter und Brüder der Taïtierinnen führten diese selbst herbei, indem sie die bezaubernden Reize der Schönen als einträglichen Handelsartikel betrachteten. Diesem Laster zur Seite stand das Avatrinken. Das Getränk wurde aus den Wurzeln eines pfefferartigen Strauches bereitet, und ein einziges Glas davon genügte, einen Menschen in einen bewußtlosen Taumelschlaf zu versetzen. Die eigentlichen Avatrinker verrathen sich gewöhnlich durch einen weißen, dem Aussatz ähnlichen Hautausschlag und entzündete Augen. Der Sucht zu stehlen waren Alle mehr oder weniger ergeben. Auch schienen sie keine Ahnung davon zu haben, daß ihre Götter über irgend eine Sünde zürnen könnten; vielmehr glaubten sie, die Gunst derselben lediglich durch Schmeicheleien und Geschenke zu gewinnen. Die grausame Be-

handlung der gefangenen Feinde ist etwas unter den Wilden Gewöhnliches; aber erbarmungslos wurden von den Siegern auch alle Weiber und Kinder der Gegenpartei umgebracht. Schrecklicher noch war die Barbarei gegen alte Eltern oder kranke Verwandte. Zog sich die Krankheit in die Länge, so pflegte man dem Leidenden eine kleine Hütte zu bauen. Anfangs reichte man ihm noch die nothwendige Nahrung, bald aber wurde der Unglückliche dem qualvollen Hungertode preisgegeben. Zuweilen warfen die Bekannten und Freunde des Hauses ihre Speere nach dem Kranken oder sie tödteten ihn durch Steinwürfe. Schaudern erregt es, wenn wir endlich hören, wie sogar Mütter alles menschliche Gefühl so weit verleugneten, daß sie ihre neugeborenen Kinder mit kaltem Blute morden konnten. Missionair Williams schreibt darüber unter Anderem Folgendes: „Auf den Gesellschaftsinseln traf ich fast mit keinem einzigen Weibe zusammen, welches nicht einige ihrer Kinder und öfters fünf bis zehn umgebracht hätte. Bei dem Besuche der Herren Bennet und Tyermann besprach ich mich einst mit ersterem in meinem Hause über diesen Gegenstand, während drei eingeborene christliche Weiber unter der Leitung meiner Frau im nämlichen Zimmer mit Verfertigung von europäischen Kleidern beschäftigt waren. Herrn Bennets Fragen beantwortend, bemerkte ich ihm, ich zweifle nicht daran, daß jedes dieser Weiber früher Kinder gemordet habe. »Unmöglich,« sagte jener, indem er mich mit einem zweifelnden Blick ansah, »unmöglich, daß so achtbare mütterlich aussehende*) Frauen je Kindesmörderinnen gewesen sein sollten.« »Nun,« erwiederte ich, »wir wollen sie selbst fragen.« »Freundin,« sagte ich zu der ersten, »erzähle uns einmal, wie viel Kinder du umgebracht hast.« Durch meine Frage erschüttert, warf sie mir anfangs Hartherzigkeit vor, daß ich ihre Gefühle durch die Erinnerung an ihre gemordeten Kleinen foltere; als sie aber die Veranlassung vernahm, sagte sie mit bebender Stimme: »Ich habe neun getödtet.« Die zweite fügte unter Thränen hinzu: »Ich habe sieben umgebracht,« und

*) Es ist eine merkwürdige Thatsache, wie durch die Bekehrung zum Christenthume auch das stiere, scheue Auge der Wilden einen milden und ausdrucksvollen Blick erhält.

die dritte sagt: »fünf.« Diese Mütter waren jedoch gegenwärtig aufrichtige und achtungswerthe Glieder meiner Gemeine." — Den Schlüssel zu solchen Abscheulichkeiten finden wir vielleicht in der Secte der Arreoy's, die fast auf allen Südsee-Inseln bestand. Die Mitglieder dieser Secte hatten das Vorrecht, nach Belieben zu stehlen und zu rauben; die Frauen waren ihnen unter einander Gemeingut, und wenn eine Frau Mutter wurde, so mußte das unschuldige Kindlein gleich nach der Geburt erstickt werden. Diese schändliche Secte bildete eine mächtige Verbindung und stand in allgemeinem Ansehn, so daß ihre Mitglieder das Land mit ihren Erpressungen und zügellosen Ausschweifungen ungestraft heimsuchen durften. — Somit zerrinnt das Traumbild von der Sanftmuth, Gutmüthigkeit und kindlichen Liebenswürdigkeit der heidnischen Taïtier. Darum haben wir wohl Ursache, die Segnungen des Christenthums zu preisen, welches seit 30 bis 40 Jahren eine gänzliche Umwandlung auf den Gesellschafts-Inseln hervorgebracht hat. König Pomare II. von Taïti wurde glücklicher Weise der Beschützer der über's Meer gekommenen Glaubensboten. Er selbst hat auf Palmblätter das erste Wörterbuch seiner Muttersprache und einen Theil der Bibel geschrieben. Seit dem Jahre 1824 ist Pomare Vahiné als Königin anerkannt.

Wie groß der Fanatismus noch immer ist, zeigt das Abenteuer eines englischen Reisenden, der vor nicht geraumer Zeit auf Taïti verweilte. Als dieser einst in einem Walde schlief, wurde er durch ein nicht sehr entferntes Geschrei und Getöse vieler Stimmen erweckt. Er lauschte, konnte aber nicht unterscheiden, ob es eine Streitigkeit oder ein Gefecht sei. Wohl kannte er die sehr gereizte Stimmung, die zwischen den heidnischen und christlichen Bewohnern obwaltete, hatte aber doch nichts von dem Ausbruche eines Kriegs gehört. Nach einiger Zeit erhob er sich, bahnte sich einen Weg durch Haidekraut und dicht verwachsenes Gebüsch, und sah nun vor sich auf den entgegengesetzten Seiten eines Thales wenigstens 2000 Eingeborene, wovon mehrere in vollster Aufregung redeten und heftig gesticulirten. Jeder Mann hatte sein Kriegskleid, und die Turbane waren mit Federn geschmückt, deren mannichfache Farben in den Strahlen der Sonne spielten. Der hohe und kräftige Wuchs

der stattlichen Krieger gewährte einen prächtigen Anblick. Hinter der Linie der Männer standen Gruppen von Weibern, welche in Geschrei und Geberden mit den Kriegern wetteiferten. Der Engländer blieb in peinlicher Ueberraschung stehen. Die beiden Heere waren nur noch einige Schritte von einander entfernt und überhäuften sich gegenseitig mit Vorwürfen und Beleidigungen, während sie durch das Schwenken ihrer Lanzen und Schleudern sich immer mehr zu ermuthigen suchten. Die Linien waren in verschiedene Gruppen von 20 bis 100 Mann getheilt, indem jeder Häuptling seine Anhänger um sich hatte, und in gewissen Entfernungen hatten sich an den Stellen, wo man sie am besten sehen konnte, die Raati oder Kriegsredner aufgestellt, welche alle ihre Beredtsamkeit erschöpften, um ihre Freunde anzufeuern. Diese Männer zeichneten sich durch hohen Wuchs aus und waren bis auf einen Gürtel von breiten Ti-Blättern gänzlich nackt. Der Engländer kannte den wilden und blutdürstigen Sinn dieser sonst als friedlich und mild gepriesenen Insulaner; allein er wußte auch, daß die weißen Männer immer einigen Einfluß auf sie ausüben und hielt daher eine Aussöhnung für möglich. Er näherte sich daher unbemerkt bis auf ungefähr 40 Schritt einer Gruppe von Kriegern und erkannte in ihrer Mitte Tomati, einen sehr angesehenen Häuptling und hartnäckigen Anhänger der alten Religion. Dieser hatte ihn wegen vieler Dienstleistungen oft seinen besten Freund genannt. Allein kaum erblickt ihn Tomati, als er ein durchdringendes Geschrei ausstieß, sich wüthend auf ihn stürzte und ihn mit seiner Lanze durchbohren wollte. Vor Ueberraschung und Zorn blieb der Engländer einen Augenblick regungslos stehen und rief: „Ich bin dein Freund!“ Als er aber Tomati die Lanze von neuem aufheben sah, sprang er auf die Seite, faßte dieselbe und suchte sie ihm zu entreißen. Da der Taïtier indeß viel stärker war, so wäre er in diesem Kampfe sicher alsbald erlegen, wenn nicht Anato, ein Häuptling der Gegenpartei, ihm schnell mit seiner Truppe zu Hülfe geeilt wäre, und ihn befreit hätte. Damit entspann sich die Schlacht. Es ist ein blutiger, gräßlicher, wüthender Kampf: Mann gegen Mann, Keule gegen Keule. Geschrei und Geheul zerreißt die Luft, beide Parteien schwanken je nach dem Schicksal

des Gefechtes hin und her, und während die Männer sich einander unbarmherzig niedermetzeln, springen die Weiber wie wahnsinnig um die Kämpfer herum und verstümmeln mit hyänenartiger Grausamkeit die verwundeten oder sterbenden Feinde. Da fortwährend Viele todt zu Boden sanken, so hatte der Engländer bald Waffen bekommen; aber sobald er sich aus dem Handgemenge losmachen konnte, beschränkte er sich auf seine Vertheidigung. Er stellte sich neben einen der Raatis, welcher in der einen Hand einen Ti-Zweig, in der andern einen Wurfspieß hielt. Dieser verschwendet einen Strom der bewunderungswürdigsten Beredtsamkeit, deren Bilder in ihrer ganzen Kraft und Erhabenheit aus einer vom Anblick eines wüthenden Kampfes entflammten Seele hervorbrechen. Bald wendet er sich an die Masse der Kämpfer, bald ruft er einen jeden Krieger bei seinem Namen auf; je nach den Wechselfällen des Kampfes wechselt seine Stimme, indem sie sich bald triumphirend erhebt, bald in Wehklagen sich Luft macht, oder Verwünschungen gegen den Mörder ausstößt.

Die Schlacht hatte länger als eine Stunde mit immer steigender Erbitterung und Wuth fortgedauert, als es nicht mehr zweifelhaft blieb, daß die Partei, welche den Fremdling beschützte, unterliegen werde. Sie mußte zurückweichen, obgleich sie sich mit größter Tapferkeit schlug. In diesem Augenblicke erscheinen neue feindliche Schaaren auf dem Wahlplatz und umzingeln die Schaar der Christen von allen Seiten. Der Engländer springt in ein Gebüsch, und vielleicht wäre er dort verborgen geblieben, wenn er sich nicht selbst dadurch verrathen hätte, daß er hervortrat, um dem Häuptling Anato zu Hülfe zu eilen, der, mit Wunden bedeckt, einem Trupp Weiber in die Hände gefallen war, unter deren grausamen Mißhandlungen er seinen Geist bald aufgab. Der Fremde wurde nun sogleich ergriffen und unter Triumph- und Rachegeschrei fortgeschleppt. Mehr als Eine Keule erhebt sich, um ihm den Schädel zu zerschmettern; mehr als Eine Lanze wird ihm auf die Brust gesetzt: aber es wartet seiner ein gräßlicheres Schicksal. Man hat ihn zu einem Opfer für den Kriegsgott Oro bestimmt. Der arme Reisende würde den Tod jetzt als eine Wohlthat betrachtet haben. Man

schlug ihn und trieb mit ihm das barbarische Spiel, ihm nur leichte, aber nicht tödtliche Wunden beizubringen. Mit Seilen aus Kokosrinde festgebunden, wurde er durch eine Gegend geschleppt, die er an demselben Morgen durchwandert hatte, und sie war ihm als ein wahres Eden erschienen. Nun standen alle Hütten in Flammen; die unter dem Einflusse der Missionaire entstandenen Pflanzungen europäischer Fruchtbäume und die mit englischer Regelmäßigkeit angelegten niedlichen Gärtchen waren verwüstet; Weiber und Kinder hatten sich in die nahen Wälder und Felsen geflüchtet. Der Marsch dauerte bis zu Sonnenuntergang. Dann bekommt man den großen Nationaltempel zu Gesicht. Der Moraï steigt auf einem schönen Vorgebirge zwischen großen Baumgruppen empor, deren Zweige sich mit reichem Blätterwerk in einander schieben und diesem Ort einen düster-melancholischen Anblick verleihen, besonders für einen bewachten und gefesselten Unglücklichen, der die hier gewöhnlichen blutigen Gebräuche wohl kannte. Nie, sagte er, habe er eine solche Muthlosigkeit empfunden, als bei dem Eintritt in den Vorhof des Tempels. Es ist ein riesenmäßiges Gebäude, errichtet aus rohen Felsstücken. Nachdem die Krieger ihn den Priestern übergeben haben, eilen sie zu neuen Mordscenen fort. Er selbst wird darauf in einen offenen Raum im Innern des Tempels gebracht. Inmitten steht eine hohe Säule. An diese wird er vermittelst eines langen Seiles gebunden, dessen zahlreiche Windungen ihn vom Halse bis zu den Knöcheln dicht umschließen; auch die Arme hat man so fest angezogen, daß es eine wahre Folter für ihn wird. Kein Theil seines Körpers, mit Ausnahme des Kopfes, ist frei, und Muskeln und Adern werden so stark zusammengepreßt, daß er jeden Augenblick glaubt, sie würden zerspringen.

Inzwischen ist die Nacht herangekommen, und die Priester, welche beim Scheine von Fackeln umherwandeln, haben ganz das Aussehen von Dämonen. Dann entfernen sie sich und lassen den Gefangenen allein. Die Spannung des Seiles scheint noch immer zuzunehmen. Die Muskeln schwellen, der Schmerz wird fürchterlich, und er ruft im Krampf mit dem Zucken und Röcheln eines Sterbenden den Tod an. „Ich weiß nicht," sagt er, „wie lange ich in diesem Zustande der Raserei verharrte.

Zuletzt wurde die Stärke des Druckes eine Erleichterung für mich; denn meine eingeschlafenen Glieder hatten jedes Gefühl verloren. Aber gerade dieses Gefühl war furchtbar niederschlagend, und indem ich vergebens meine gefolterten Glieder zu bewegen suchte, hätte ich gern für einen Augenblick der Erlösung einige Jahre von meinem Leben gegeben." Endlich sammelt er seine Sinne und sucht zu denken. Die Nacht ist entzückend schön. Wenn er den Kopf erhebt, fühlt er den frischen Wind, der ihm die Schläfen umspielt, und sein sanfter Hauch facht die erloschenen Lebensgeister wieder an. Er betrachtet die Pracht des südlichen Himmels. Alle Gestirne strahlen in einem wunderbar hellen Glanz und gießen neue Hoffnungsschimmer in die Seele unseres einsamen, grausam gequälten Gefangenen. Er empfindet die ganze Macht des Gebets. Er kann sich nicht auf die Kniee werfen; aber sein Geist schwingt sich in feierlichster Andacht zu dem Allmächtigen empor. Jetzt blickt er um sich. Der Mond steht seitwärts über einem waldigen Berge, und die höchsten Baumgipfel haben sich mit silbernem Licht gefärbt; alles Andere ist in Schatten begraben. Sanftes Windeswehen flüstert leise durch die Blätter, während das ferne Brausen des Meeres wie eine Melodie in bald höheren, bald tieferen Tönen klingt, und er überredet sich, darin Stimmen des Mitleides und tröstliche Zusagen der Rettung zu hören. Nach kurzer Zeit sinkt ihm jedoch wieder der Muth vor der grausen Wirklichkeit seiner Lage. Er schreit laut um Hülfe und stößt Verwünschungen gegen die Urheber seiner Pein aus. Dumpf hinstarrend betrachtet er die mild leuchtende Nacht mit dem friedlichen Glanze der Sterne, und scheint sich zu wundern, daß der Lauf der Natur ungestört bleibt, während er, ein Mensch, sich als armes Insekt in Banden abarbeiten muß, und sein verwirrter Sinn schafft sich innere Qualen, welche die Leiden des Körpers übertäuben. Indem seine Augen von einer Seite zur andern irren, fesselt eine Art Ungeheuer, das einige Schritte vor ihm in der Dunkelheit auftaucht, seine Aufmerksamkeit. Da er nicht weiß, unter welcher Gestalt und um welche Stunde seine Henker ihn angreifen werden, so stößt er ein klägliches Geheul aus, als er diesen entsetzlichen Gegenstand sich allmählig im Schatten abzeichnen sieht.

Jeder seiner Züge wird nach und nach sichtbar, bis er sich endlich in scharf ausgeprägter Form als ein greulicher riesenmäßiger Kopf darstellt. Die erhitzte, geängstigte Einbildungskraft des Gefangenen bekleidet ihn mit tausend gräßlichen Abzeichen. Er redet ihn mit äußerster Heftigkeit an; aber die scheußliche Gestalt bleibt unbeweglich im hellen Mondschein, gleichgültig gegen Gebete sowohl als Flüche. Er beginnt seine vergeblichen Anstrengungen wieder, und aus einem Anfall rasender, durch die Schmerzen gesteigerter Wuth verfällt er in eine tiefe Ohnmacht.

Als er wieder zur Besinnung kommt, zeigt sich der Purpur des Morgens am Horizont. Der Mond ist erbleicht, die Sterne sind verschwunden, die Vögel lassen ihre Stimmen tönen. In völliger Kraft- und Muthlosigkeit blickt er um sich, und so wie er sich allmählig die Ereignisse der Nacht ins Gedächtniß zurückruft, ergreift ihn neue Verzweiflung. Jetzt wird er gewahr, daß der Gegenstand, der ihn so mit Schaudern und Entsetzen erfüllt hat, ein riesenmäßiges, grob ausgehauenes Götzenbild ist. Umher stehen noch mehrere kleinere, aber sämmtlich von abscheulichen Formen. — Nachdem er noch einige Stunden in diesem Zustande, erschöpft von brennendem Schmerz und Pein des Hungers, ausgeharrt, kommen die Priester und binden ihn los. Er ist außer Stand, sich zu bewegen, und sie müssen ihn in das Innere des Tempels tragen oder vielmehr schleifen. Man bringt ihm Nahrung; aber kaum hat er einige Bissen zu sich genommen, als er einen wahrhaft vernichtenden Ekel empfindet, sich auf den Boden wirft und um den Tod fleht. Allein diese Gnade wird ihm nicht zu Theil, und eben soll er das ganze Maß der Martern eines fanatischen Götzendienstes schmecken, als ein Geschrei, das seine Henker fortruft, und einige Anstrengungen ihn befreien. Langsam schleppt er sich ans Ufer. Hier findet er eine Pirogue und rudert nach Huahine, wo er glücklich anlangt.

Unser Aufenthalt auf Taiti war nur kurz. Die beiden katholischen Missionaire Laval und Carret hatten sich vor nicht geraumer Zeit von Manga-Rewa hieher bringen lassen, um

den Eingeborenen, die bereits Christen geworden, den römisch-katholischen Glauben zu predigen. Dadurch war die Brandfackel der Zwietracht unter die Bekenner des Evangeliums selbst geworfen. Der Einfluß des ersten Missionairs und englischen Consuls Pritchard veranlaßte die Königin, so wie die Häuptlinge der Insel, sich gegen die französischen Missionaire zu erklären. Diese bewohnten eine Hütte, welche der amerikanische Consul und Perlenfischer Moerenhout, ein Belgier, ihnen eingeräumt hatte. Hier wurde ihnen angekündigt, daß sie die Insel auf der Stelle verlassen sollten. Sie weigerten sich dessen nicht; aber sie verlangten Zeit, um den Abgang eines Schiffes nach Manga-Rewa abzuwarten. Doch Pritchard war viel zu ungeduldig. Es wurden Polizeiofficianten abgeschickt, und damit man diesen nicht vorwerfen könne, das Haus eines Consuls verletzt zu haben, so mußten sie durch das eingestoßene Dach des Hauses eindringen. Durch diese Oeffnung zogen sie die beiden Missionaire mit Gewalt, brachten sie ans Ufer und warfen sie in eine kleine Barke; ihr ganzes Eigenthum wurde bei dieser Gelegenheit geraubt, und ihr Verlust auf 10,000 Francs geschätzt. Die Barke traf übrigens bald ein amerikanisches Schiff, welches die beiden Priester nach Manga-Rewa heimführte. Dies geschah im November 1836. Auf Herrn Moerenhout nebst seiner Gemahlin hatte man bald nachher einen geheimen Mordanfall gemacht. Um für die offenbare Verletzung des Völkerrechts Genugthuung zu fordern, war ich ausdrücklich von meinem ursprünglich im Sinne gehabten Curs abgewichen. Kurz nach meiner Ankunft vor Matavai erfuhr ich indeß, daß die französische Fregatte Venus schon einige Tage vor uns bei Papeïti vor Anker gegangen, und daß der Befehlshaber derselben, Du Petit-Thouars, im Auftrage seiner Regierung die ganze Angelegenheit bereits geschlichtet habe. Als Entschädigung für die beeinträchtigten Personen waren 2000 Piaster gezahlt worden: die französische Flagge war an der Thür des neu ernannten französischen Consuls Moerenhout aufgehißt und mit 21 Kanonenschüssen begrüßt worden; auch soll künftig jeder französische Bürger als Unterthan einer befreundeten Nation empfangen werden.

Durch Herrn Moerenhout ließ ich fragen, ob die Königin zu Hause und entschlossen sei, uns zu empfangen, was sie bejahte. Seit Erscheinung der noch nicht abgesegelten Fregatte Venus hatte sie ihren hübschen Sommeraufenthalt Mutu-Uta auf der Rhede von Papeïti verlassen, um sich in eine elende Wohnung des Dorfes, funfzig Schritt vom Ufer entfernt, zurückzuziehen. Dahin machten wir uns auf den Weg. In der Mitte eines kleinen Cujava-Wäldchens unter einem bescheidenen Schirmdache fand sich der taïtische Hof versammelt. Nachlässig dasitzende Senatoren waren mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt, und eine schwache Barriere trennte sie von dem übrigen Volke. Unter ihrem Zelte trafen wir die Königin Pomare-Vahinė, mit einer Art weißem Pudermantel einfach bekleidet und ihr Kind in den Armen haltend. Sie saß auf einem Teppich, daneben ihr Gemahl, ihre Tante, ihre Schwester und ihre Cousinen, recht anmuthige junge Mädchen, endlich der Redner der Königin, eine ernste Person von gutem Aussehn, deren Amt es nach der National-Etikette ist, stets das Wort für ihre Majestät zu führen. Mir wurde ein kleiner Schemel von der Königin angeboten; unser Consul nahm in der Nähe Platz; Capitain Du Petit-Thouars streckte sich auf eine Matte und Capitain Jacquinot machte es eben so. Nachdem ich die Königin begrüßt und sie einen Augenblick schweigend betrachtet hatte, sprach ich mich mit etwas ernster Miene über die üble Behandlung der französischen Missionaire aus. Man erwiederte mir, daß der Zustand des Landes und die Anwesenheit einiger Unruhstifter jene Maßregel nothwendig gemacht habe. Als ich darauf einige scharfe Worte fallen ließ, traten der Königin Thränen des Zornes in die Augen. Zu gleicher Zeit suchte der Capitain Du Petit-Thouars den Eindruck meiner Rede dadurch zu mildern, daß er Pomare einige freundliche Liebkosungen erwies, indem er sanft ihr Haar strich und leicht über ihre Wangen fuhr, auch mit schmeichelndem Tone hinzufügte, daß sie unrecht thue, sich so zu betrüben. Als ich mich darauf zurückzog, fielen meine Augen unwillkürlich auf einen Haufen Früchte jeder Gattung, die neben einigen Schweinen und Hühnern auf dem Boden des Hofes ausgebreitet waren. Ein von der Königin mir nach-

gesandter Häuptling sagte mir, daß dieselbe Befehl gegeben, alle diese für mich bestimmten Geschenke auf meine Schiffe zu bringen. Ich ließ Pomare sagen, ich würde diese Geschenke gern unter der Bedingung annehmen, daß sie uns einen Besuch an Bord der französischen Fregatte abstatte, indem ich sie erst dann für vollständig ausgesöhnt mit dem französischen Volke betrachten könne. Sie ließ mir sogleich erwiedern, daß sie künftighin die Freundin der Franzosen sei, aber daß sie die Fregatte nicht besuchen könne, weil sie ein kleines Kind stille, was alle ihre Zeit und Sorge in Anspruch nehme. — Ich ließ mich darauf zu Herrn Pritchard führen. Das Haus desselben erscheint groß und bequem; die brittische Flagge weht majestätisch an der Spitze einer ungeheueren Stange, und alle Umgebungen lassen erkennen, daß es der Wohnsitz des wirklichen Beherrschers dieser Inseln ist. Herr Pritchard ist ein Mann von ungefähr 45 Jahren; mager, trocken und gallig, zeigt er in seinem äußeren Wesen jenen Stolz und jene zurückhaltende, kalte Würde, welche den Engländern natürlich ist. — Nachdem die unangenehmen Erörterungen auch mit diesem Manne beendigt waren, unternahmen wir mehrere Spaziergänge in der Umgegend von Papeïti und am Strande von Matavaï.

Das des Anbaues fähige Land ist kaum mehr als ein Saum von niedrigem Boden, der um den Fuß der Berge angeschwemmt wurde und vor den Wellen des Meeres durch ein rings um die Küste laufendes Korallenriff beschützt wird. Das Riff ist an mehreren Stellen unterbrochen, so daß Schiffe durchkommen können, und die ruhige spiegelglatte See innerhalb desselben gewährt einen sicheren Hafen für die Kähne der Eingeborenen. Sie bauen Yams, süße Kartoffeln, Zuckerrohr und Ananas. In dem Ausdrucke ihres Gesichtes liegt eine Milde, die augenblicklich den Gedanken an einen Wilden entfernt, und ein Verstand, der beweist, daß sie vorwärts schreiten. Ihre Kleidung ist bis jetzt noch geschmacklos, aber durchaus nicht so lächerlich, wie man sie hin und wieder beschrieben hat. Wer es thun kann, trägt ein weißes Hemd und bisweilen eine Jacke mit einem farbigen Stück Zeug um die Hüften, das einen kurzen Unterrock bildet. Dieser Anzug ist bei den Häuptlingen so

allgemein, daß er wahrscheinlich neuere Landestracht werden wird, nachdem die alte abgeschafft wurde. Uebrigens verstehen die Taïtier jetzt vollkommen den Werth des Geldes und geben ihm vor alten Kleidern und anderen Artikeln den Vorzug. Niemand, selbst die Königin nicht, trägt Schuhe oder Strümpfe, und nur die Häuptlinge tragen einen Strohhut. Die Sitte der Weiber, eine Blume auf dem Hinterkopfe oder in einem kleinen Loche eines jeden Ohres zu tragen, macht sich sehr zierlich; die Blume ist gewöhnlich weiß oder scharlach. Auch tragen sie eine Art Krone von geflochtenen Kokosblättern, um ihre Augen zu beschatten. Das Volk hat beim Arbeiten die oberen Theile des Körpers unbedeckt. Dieser ist sehr groß, breitschulterig, muskelkräftig und mit wohlproportionirten Gliedern. Wenn man einen weißen Mann mit einem Taïtier zusammen baden sieht, so gleicht er einer von der Kunst des Gärtners gebleichten Pflanze, der letztere aber einer im freien Felde gewachsenen. Die meisten Männer sind tättowirt, und die Linien folgen sehr anmuthig der Biegung des Körpers. Eine gewöhnliche Figur verästelt sich, wie ein Büschel von Palmblättern, den Rücken hinab und kräuselt sich nach jeder Seite hin. Der Körper eines so geschmückten Mannes sieht aus wie der Stamm eines edlen Baumes, der von einer zarten Schlingpflanze umwunden wird. Die Weiber haben ebenfalls Tättowirung, auch statt der Handschuhe an den Fingern. Die Mode ist hier so gut, wie bei uns, Tyrannin. So wird es jetzt allgemeiner Gebrauch, das Haar von dem oberen Theile des Kopfes rund abzurasiren, so daß nur ein äußerer Ring davon stehen bleibt; die Missionaire arbeiteten vergebens dagegen.

Als wir eines Abends zum Boote zurückkehrten, blieben wir stehen, um eine sehr schöne Scene mit anzusehen. Eine Menge von Kindern spielten am Strande und hatten Freudenfeuer angemacht, die einen Lichtschein auf das ruhige Meer und die benachbarten Bäume warfen. Andere saßen in Kreisen zusammen und sangen taïtische Verse. Wir setzten uns auf den Sand und leisteten ihnen Gesellschaft. Es waren Gesänge, die der Augenblick schuf. Ein kleines Mädchen sang vier Strophen, welche die Uebrigen aufnahmen und so einen recht hübschen Chor bildeten.

— Das Taitische ist ein Dialekt der Sprache, die man weit hin über die Inseln der Südsee verbreitet findet und die man deshalb die polynesische nennen kann. Dieser Dialekt zeichnet sich durch seinen Wohlklang aus, indem er keine harten und zischenden Consonanten hat. Was die Aussprache erschwert, sind die vielen Doppellauter, als ao; eo, die nicht getheilt werden. Alle Wörter endigen sich auf einen Vokal, z. B. Taata Mann, Vahiné Frau, Ariki Häuptling, Tanata Mensch, Marama Mond, Ori Sonne, Sabru Erde, Kadu Kopf, Tai Meer und Mutter, Matua Vater, tabu heilig, iti klein*), nui groß. O und E sind Artikel für die meisten Hauptwörter. Ein Wort hat oft sehr verschiedene Bedeutungen, die man nur an der Betonung erkennt. Die Verse sind in regelmäßige Füße abgetheilt und werden gewöhnlich in einer Art Gesangsprache improvisirt. Die besungenen Gegenstände sind fast immer Liebe und Lust. So in folgendem Liedchen, das auf einer kleinen Insel der Südsee gehört wurde:

Da sitz' ich und spiele, spiele
Auf einer Schalmei im Wald.
Ich spiele und warte, warte:
Sag', warum kommst du nicht bald?

Ein anderes Lied aus der Nachbarschaft von Neu-Guinea (Tanna Papua) feiert die beständige Liebe einer Frau:

Brani, o mein theurer Brani,
Bin auf steilen Berg gestiegen,
Bin gefolgt mit meinen Augen
Deinen Pfaden, da du schiedest.
Utara, der Stürme Vater,
Läßt die wilden Winde toben.
Meine Seele ist in Aengsten,
Weiß nicht, ob du bist geborgen.
Täglich brüllt die Meereswoge,
Die die große Ländermutter
Kalamata wälzt herüber,
Und du schiffst, ein kecker Kaufmann,
Weit und weiter von der Heimat,
Wo im Gold der Morgensonne
Tanna Papua's Berge strahlen.

---

*) Taiti heißt also wohl eigentlich „kleine Mutter".

Um die Schultern wallt die Schärpe,
Die du trugest, die du gabest
Mir zum werthen Angedenken.
Süßes Pfand! Geliebter Flüchtling,
Bleib mir treu! Ach, meine Liebe
Schwebt um dich am fernsten Strande.

Eine große Kunststraße führt beinah durch die ganze Insel Taiti. Die Insel hat sehr fruchtbare Thäler, aus welchen zahlreiche Bäche gegen das Meer zu fließen. Die Eingeborenen haben daher mehrere Arten von Schleusen angebracht, um das Wasser höher zu spannen und es in ihre Tarofelder zu leiten. Die ganze Insel kann als eine Gruppe von Bergen betrachtet werden, so daß man nur ins Innere dringen kann, wenn man den Thälern nachgeht. — Zur Ergänzung möge hier der Bericht eines anderen Reisenden folgen.

„Ich erstieg zuvörderst den Abhang des nächsten Berges zu einer Höhe von zwei- bis dreitausend Fuß. Die Gestalt des Landes ist sonderbar. Die Berge bildeten wohl den ursprünglichen Kern, um den sich ein fruchtbarer Bodensatz des Meeres anhäufte. Während nun Lavaströme von den abschüssigen Seiten des Gebirges niederflossen, wurde der Bodensatz von unterirdischem Feuer emporgehoben, und so das Ganze von zahllosen tiefen Schluchten durchschnitten, die alle von einem gemeinsamen Mittelpunkt ausgehen; die dazwischen liegenden Bergrücken sind flach und haben alle dieselbe Neigung. Nachdem ich über den schmalen Gürtel fruchtbaren Landes gekommen war, folgte ich einem dieser Rücken, der auf jeder Seite sehr steile, glattseitige Thäler hatte. Das Pflanzenkleid bestand hier fast durchweg aus zwerghaften Farren, die weiter höher hinauf mit grobem Grase untermischt sind. An dem höchsten Punkte, den ich erreichte, erschien wieder Wald. Baumfarren vertraten die Stelle der Kokospalmen des Seeufers. Der oberste waldige Gürtel verdankt seine Ueppigkeit der Feuchtigkeit des höheren Dunstkreises, der unterste Fruchtgarten tropischer Gewächse zieht seine Nahrung aus der reichen Bewässerung des Bodens, während der mittlere von diesen drei Pflanzengürteln keinen dieser Vortheile genießt und daher unfruchtbar ist. Von dem erreichten Punkte hatte ich

eine Aussicht auf die entfernte Insel Eimeo, die unter derselben Oberherrschaft wie Taïti steht. Auf den Höhen und zerrissenen Gipfeln dieses Eilandes lagen weiße massenhafte Wolken, die eben so vereinzelt im blauen Himmel schwammen wie Eimeo selbst im blauen Ocean. Die Insel ist mit Ausnahme einer kleinen Oeffnung ganz von einem Riff umgeben. Da wo die schäumenden Meereswellen zuerst mit der Korallenmauer zusammentreffen, war in der Ferne nur eine bestimmte Linie von glänzendem Weiß sichtbar. Innerhalb dieser Linie stiegen aus dem sanften Spiegel der Lagune die schroffen Berge, und man konnte das Ganze mit einem eingerahmten Gemälde vergleichen, wo die Brandung den Rahmen darstellt, die Lagune das Papier am Rande, das Eiland selbst die Zeichnung. — Als ich gegen Abend herabstieg, begegnete mir ein Mann, den ich mit einer geringfügigen Gabe erfreut hatte, und brachte mir heiße gebratene Bananen, eine Ananas und Kokosnüsse. Wenn man unter einer brennenden Sonne gewandert ist, so kenne ich nichts Köstlicheres, als die Milch einer Kokosnuß. Ananas sind hier so häufig, daß die Leute sie in derselben verschwenderischen Weise essen, wie wir etwa weiße Rüben."

„Am anderen Morgen kam ich früh ans Ufer und brachte einige Mundvorräthe mit nebst zwei wollenen Decken für mich selbst und meinen Diener. Diese wurden an den Enden einer Stange befestigt, und so von meinen taïtischen Begleitern getragen. Ich hieß meine Führer sich mit Nahrung und Kleidung versehen; sie sagten aber, daß für letztere ihre Haut hinreiche, und der Nahrung sei genug in den Bergen. Wir wollten das Thal Tia-aura hinauf gehen, in welchem der Fluß fließt, der bei der Venusspitze mündet. Dieser ist einer der größten Ströme auf der Insel und entspringt am Fuße der höchsten, 7 bis 8000 Fuß aufsteigenden Bergspitzen. Wir verfolgten zuvörderst einen Fußpfad, wobei wir durch duftende Haine von Cusavabäumen kamen. Jedenfalls ist der Cusavabaum der am meisten verbreitete Baum auf Taïti. Man findet ihn überall. Er ist nicht sehr hoch und bildet kleine Holzschläge. Das Blatt ist dem des Birnbaums ähnlich, die Frucht oval und gelblich, das Innere von einladendem Roth und mit einer Anzahl dicker Kerne

gefällt, welche dem der Pomeranze gleichen. Wir sahen auch prächtige Pomeranzen- und Citronenbäume, deren hoher Wuchs uns überraschte. Der Fußpfad war wirklich reizend und lief durch ein Dickicht von Bäumen, deren verschlungene Zweige oft Hallen und finstere Lauben bildeten. Besonders nöthigte uns die Lindenflitte (Hibiscus tiliaceus) oft beinahe auf allen Vieren unter dem Gitterwerk der Aeste hindurchzukriechen. Es ist ein Baum von erstaunlichem Wuchse. Seine Aeste sind niedrig und senken sich zur Erde, um sich dann zu erheben, und bilden so ein wahres Labyrinth. Das Laub gleicht dem Blatte der Linde und hat eine große gelbe Blume, wie die Malve. Wir waren bald außerhalb der Wohnungen und traten nun in einen Wald, der das oben erwähnte Flußthal auf beiden Seiten begrenzte. Hie und da that sich eine Oeffnung wie ein Fenster auf und gestattete den malerischen Blick auf die hohen inneren Gipfel, mit wallenden Kokospalmen zur Rechten und zur Linken. Hin und wieder flogen hübsche und ziemlich zahme Vögel umher; unter anderen ein kleiner ganz schwarzer Fliegenschnäpper, niedliche azurblaue Papageien, grüne und gelbe Turteltauben, und als wir etwas weiter in das Thal hineingekommen waren, sahen wir Züge von Tropikvögeln, welche auf den Gipfeln der Berge nisten. An den Ufern bemerkt man hier, wie in ganz Oceanien, graue und weiße Reiher, Strandläufer und eine Art Enten. Von Amphibien findet sich die kleine Glanzschleiche (Scincus) mit azurenem Schwanze, unter den Steinen viele anderthalb Zoll lange Scorpionen; diese scheinen aber nicht gefährlich, da uns Kinder deren oft ganze Hände voll brachten. Säugethiere hat Taiti ebensowenig, als die Gambier-Inseln und Nuka-Hiwa. Die einzigen, welche es hier giebt, sind eingeführt worden, nämlich das Schwein, der Hund, die Katze, die Ratte. Die Missionaire haben auch einige Ochsen und Pferde. — Das Thal verengte sich bald, und die Seiten wurden immer höher und steiler. Schlinggewächse hingen in prächtigen Guirlanden von den Bäumen oder warfen auch wohl natürliche beblümte Brücken über einen in den Fluß rollenden Bach. Nachdem wir zwischen drei und vier Stunden gegangen waren, betrug die Breite der Thalschlucht kaum mehr als das Flußbett. Auf beiden Seiten

fielen die mit Moos und riesigen Farrenkräutern bekleideten Mauern fast senkrecht nieder; jeder Vorsprung war wegen der weichen vulkanischen Beschaffenheit mit Bäumen bestanden und mit Grün überwuchert. Diese Abhänge müssen schon einige tausend Fuß hoch sein, und das Ganze bildet die großartigste Bergschlucht, die ich je gesehen. Unter einer in Säulen zertheilten Lavawand und durch einen vorspringenden Fels gegen die Gluth der Sonne geschützt, aßen wir unser Mittagbrot. Meine Führer hatten sich bereits ein Gericht von Fischen und Süßwasserkrebsen verschafft. Sie führten ein kleines Netz an einem Reif mit sich, und wo das tiefere Wasser wirbelte, tauchten sie unter, verfolgten, wie Ottern, mit ihren Augen die Fische in die Löcher und Verstecke und fingen sie. Im Untertauchen und Schwimmen sind die Taïtier überhaupt Meister. Mit Leichtigkeit holen sie Etwas aus bedeutender Tiefe vom Meeresgrunde herauf. Ist ihnen ein Boot auf dem Meere umgeschlagen, so schwimmen Männer und Weiber gleich den Enten so lange um dasselbe herum, bis sie es wieder umgewandt und ausgeschöpft, worauf sie ihre Fahrt fröhlich fortsetzen. Man sah sogar Frauen sich mit ihren Kindern an der Brust in die Wellen stürzen, wenn die Brandung zu stark war, als daß sie das Ufer auf ihren Piroguen erreichen konnten. Als im Jahre 1817 ein Pferd für Pomare gelandet wurde, brach eine Schlinge und es fiel ins Wasser. Augenblicklich sprangen die Eingeborenen über Bord und ertränkten das Thier fast durch ihre vergeblichen Hülfsleistungen. Sobald es aber an den Strand gekommen war, entfloh die ganze Bevölkerung und versuchte sich vor dem menschentragenden Schwein, wie sie das Pferd nannten, zu retten. — Etwas weiter hinauf theilte sich der Fluß in drei kleine Ströme. Die beiden nördlichen konnten wegen einer Reihe von Wasserfällen nicht passirt werden; das Steilufer des dritten war, allem Anscheine nach, ebenfalls nicht zu passiren; aber endlich gelang es auf einem höchst außerordentlichen Wege. Die Seiten des Thales waren hier fast senkrecht; nur kleine Vorsprünge, wie oft bei geschichteten Felsen, standen hervor, die dick mit wilden Bananen und lilienartigen Pflanzen bedeckt waren. Indem die Taïtier nun zwischen diesen Vorsprüngen herumkletterten und Früchte

suchten, entdeckten sie einen Pfad, auf dem der ganze Abhang erstiegen werden konnte. Das erste Ansteigen vom Thale aus war sehr gefährlich; denn es war nöthig, vermittelst mitgebrachter Stricke über den kahlen Felsen zu klettern. Wie Jemand erspähete, daß diese schauerliche Stelle die einzige war, auf der man den Berg zur Seite des Flusses besteigen konnte, bleibt mir unbegreiflich. Wir gingen vorsichtig auf einem der Vorsprünge weiter, bogen um ein paar herrliche, einige hundert Fuß hohe Wasserfälle, die sich in den Hauptstrom ergossen, und erreichten dann, von einem Vorsprung zum andern setzend, abermals eine senkrechte Felsenmauer. Einer der Führer, ein schöner gewandter Mann, stellte einen Baumstamm dagegen, kletterte an ihm hinauf und erklomm mit Hülfe der Lücken den Gipfel. Dort befestigte er den Strick an einer hervorragenden Spitze, ließ ihn herab, zog einen mitgebrachten Hund, endlich unser Gepäck hinauf. Der Abhang unter dem Vorsprung, auf den der Baum gestellt wurde, muß 5 bis 600 Fuß betragen haben, und wenn dieser Abgrund nicht zum Theil durch überhängende Farren und Lilien verdeckt gewesen wäre, so würde mir der Kopf geschwindelt und nichts mich vermocht haben, das Wagestück zu unternehmen. So ging Alles glücklich. Wir fuhren fort, längs der Felsen hinanzusteigen und zuweilen längs scharfen Kanten, wo auf beiden Seiten unermeßlich tiefe Schluchten gähnten. Am Abend erreichten wir eine flache Stelle an den Ufern des oben erwähnten, in einer Reihe von Wasserfällen niederstürzenden Stromes. Hier nahmen wir unser Nachtlager. Mit Hülfe von Bambusstämmen und Baumblättern bauten unsere Taitier in wenigen Minuten ein treffliches Haus. Nun wurde Feuer angemacht, um unser Abendbrot zu kochen. Dies geschah, indem man auf einem Stück trockenen, weichen Holzes ein anderes kleineres scharf zugeschnittenes rieb, bis der in der Vertiefung entstandene Staub nach wenigen Secunden zur Flamme wurde. Sobald der zurecht gelegte Reisig aufloderte, legten die Taïtier eine Anzahl von Steinen darauf. In ungefähr 10 Minuten war das Holz verbrannt und die Steine heiß. Sie hatten vorher Pökelfleisch, Fische, reife und unreife Bananen, so wie die Spitzen von wildem Arum in Blätter eingehüllt, die nun zwischen zwei Schichten von heißen

Steinen gelegt und mit Erde bedeckt wurden, so daß kein Dampf entrinnen konnte. Nach Verlauf einer Viertelstunde war Alles aufs köstlichste zubereitet. Die grünen Päckchen wurden auf ein Tuch von Bananenblättern gelegt, aus einer Kokosschale tranken wir das kühle Wasser des Stromes und erfreuten uns auf diese Weise unseres ländlichen Mahles."

„Ich konnte nicht ohne Bewunderung auf die uns umgebende Pflanzenwelt blicken. Auf jeder Seite waren Wälder von Bananen, deren Früchte in ganzen Haufen auf der Erde verfaulten. Vor uns lag ein großes Gebüsch von wildem Zuckerrohr, und der Strom wurde von dem dunkelgrünen, knotigen Stamme der pfefferartigen Ava beschattet, die sonst wegen ihrer berauschenden Wirkung so gesucht war. Dank sei den Missionairen, daß diese Pflanze, jetzt Jedermann unschädlich, nur noch in diesen feuchten Schluchten wächst. Nahe dabei sah ich das wilde Arum, dessen Wurzeln wohl gebacken gut zu essen und dessen junge Blätter besser als Spinat sind. Auch fand sich hier die wilde Yamwurzel und eine lilienartige Pflanze, Ti genannt, die eine weiche braune stämmige Wurzel hat. Diese diente uns zum Nachtisch; sie war so süß wie Syrup und von einem angenehmen Geschmack. Der kleine Strom bot uns außer seinem kühlen Wasser Aale und Krebse. Als der Abend sich zu Ende neigte, spazierte ich unter dem dunkeln Schatten der Bananen am Strome hinauf. Aber mein Gang wurde bald durch zwei Wasserfälle von zwei- bis dreihundert Fuß Höhe gehemmt. Man ersieht aus allen diesen Wasserfällen die Neigung des Landes. Unser Lagerpunkt, der fast an der Seite des Berges aufgehängt war, gewährte uns hie und da einen Blick in die Tiefen der benachbarten waldgeschmückten Thäler; die hohen Spitzen der innersten himmelwärts strebenden schroffen Berge verhüllten die Hälfte des Firmamentes. Matt glüheten rundum in mannigfachen Tinten die Lichter der Spitzen; aber allmälig stiegen die Finsternisse der Nacht aus den Thälern herauf und bedeckten Alles mit schwarzem Mantel, bis endlich der letzte schwache Schein des höchsten Gipfels verlosch und oben die Kerzen am Baldachin des Himmels sich anzündeten: es war ein erhabenes Schauspiel! — Ehe wir uns zum Schlafe niederlegten, fiel der ältere Taitier auf seine Kniee

und sagte ein einfaches Gebet. Bei den Mahlen wollte keiner dieser Leute essen, ohne vorher gebetet zu haben. Ich wohnte auch dem Gottesdienste am Hafen von Papeïti bei. Die Kirche ist groß und von Holz gebaut; sie war mit einem reinlichen, zierlichen Volke von allen Altern und Geschlechtern angefüllt. Das Singen machte sich sehr wohltönend; die Sprache von der Kanzel war zwar fließend, aber die beständige Wiederholung von Wörtern, wie »tata ta, mata mai« brachte Einförmigkeit hervor. Die Aufmerksamkeit der Zuhörer war nicht gerade besonders, aber vielleicht waren meine Erwartungen zu hoch gespannt. Das stellte sich mir bestimmt heraus, daß die Taïtier keinesweges düstere, gedrückte Menschen geworden, die sich nur aus Furcht vor den Missionairen mit einem Schein von Frömmigkeit umgeben hätten. Auch darf man bei Beurtheilung des sittlichen Zustandes nie vergessen, daß kaum erst zwei bis drei Jahrzehende verflossen sind, seitdem Menschenopfer und die Gewalt der heidnischen Priesterherrschaft, blutige barbarische Kriege, so wie ein geschlossenes System von Ausschweifungen nebst dem damit verbundenen Kindermord auf dieser Insel abgeschafft wurden, während Unehrlichkeit, Ausschweifung und Unenthaltsamkeit durch die Einführung des Christenthums nur beschränkt, aber ebensowenig wie bei uns, im Laufe von Jahrhunderten, gänzlich ausgerottet werden konnten. Ehe man übrigens das Innere des Landes gesehen, versteht man nur schwer zwei Thatsachen: nämlich, daß nach den mörderischen Kriegen früherer Zeiten die überlebende Zahl der Besiegten sich in die Gebirge zurückzogen, wo eine Handvoll Leute einer ganzen Menge Widerstand leistete; zum Andern, daß es nach der Einführung des Christenthums wilde Männer gab, die in den Bergen lebten und deren Zufluchtsstätten dem übrigen Theil der gesitteteren Bewohner unbekannt blieben."

„Bei Tagesanbruch bereiteten mir meine Freunde ein treffliches Frühstück auf dieselbe Weise wie am Abend. Sie selbst genossen eine gehörige Menge davon. Ich sah in der That nie Menschen so viel essen. Solche weite Magen mögen wohl eine Folge davon sein, daß ihre Nahrung meistentheils aus Früchten und Pflanzen besteht, die wenig nährende Bestandtheile enthalten.

Nach dem Frühstücke setzten wir unsere Reise fort. Da ich blos Etwas von dem inneren Lande sehen wollte, so kehrten wir auf einem anderen Pfade zurück, der weiter unten in das Hauptthal mündete. In den weniger abschüssigen Thälern kamen wir durch ausgedehnte Thäler der wilden Banane. Die Taitier mit ihren nackten tättowirten Körpern und ihren blumengeschmückten Köpfen im dunkelen Schatten der Wälder gesehen, würden ein schönes Gemälde des Menschen abgeben, wie er irgend einen Urwald bewohnt. Die Gebirgsrücken, denen wir beim Herabsteigen folgten, waren ausnehmend schmal und oft so steil wie eine Leiter; doch war Alles mit Wachsthum bekleidet. Ich kann nie müde werden, mein Erstaunen über diese Schluchten und Abhänge auszudrücken; die Berge sahen fast aus, als wären sie in Spalten zerrissen. Wenn man das umliegende Land von einem dieser scharfkantigen Gebirgsrücken sieht, so ist die Stelle, auf der man steht, so klein, daß die Wirkung beinahe dieselbe sein muß, wie von einem Luftballon."

Siebentes Kapitel.

Den 16. September sagten wir Taïti Lebewohl und segelten in nordwestlicher Richtung.

Am 18. um Mitternacht ist der Wind frisch und die See geht hoch; die Nacht ist stockfinster. Da benachrichtigt man mich, daß sich Land vor uns zeigt und daß es sehr nahe sein muß. Ich gebe sogleich den Befehl, schleunigst zu wenden. Kaum gelingt es uns, die Richtung mit größter Schnelligkeit zu ändern, als ganz nahe vom Verdeck aus Klippen gesehen werden, welche die Gewässer schäumen machen, sich drohend hinter uns und selbst unter dem Kielwasser unseres Steuerruders zeigen. Nachdem wir glücklich wieder freies Fahrwasser gewonnen, wenden sich meine Befürchtungen der Zelée zu. Hatte sie das Land in der Dunkelheit nicht bemerkt, so war sie ohne Rettung verloren. Bis drei Uhr morgens bin ich in Aengsten, wo wir dann die Wachtfeuer unserer Reisegefährtin auf geringe Entfernung hinter

uns erglänzen sehen. Die Expedition war einer der größten Gefahren entgangen, die sie bis jetzt bedroht hatten. Einige Minuten später, und die beiden Corvetten liefen auf die Riffe, wo sie in einem Augenblick von der gewaltig brandenden See zertrümmert worden wären. Es blieb keine Aussicht zur Rettung, als nur für unsere besten Schwimmer, die das Land vielleicht hätten erreichen können, ohne an den Felsen zermalmt zu werden. Mit Tagesanbruch erblicken wir das Land Maupelia. Es besteht aus drei kleinen wohlbewaldeten Inseln, welche von einem Klippengürtel umgeben sind; ein kleiner See nimmt das Innere ein; übrigens entdecken wir keine Spuren der Bewohnung. Von da laufen wir westlich auf die Insel Scilly und steuern dann mit günstigem Winde den Schiffer-Inseln zu.

Nach Verlauf einiger Tage liegen uns die ersten vorgeschobenen Posten der Schiffer-Inseln oder des Archipels von Samoa im Angesicht, und am 25. September gehen wir bei der Insel Opulu im Hafen von Apia vor Anker. Während wir an den Küsten herunterfahren, können wir nicht aufhören, das bezaubernde Schauspiel zu bewundern, das uns diese Länder darbieten. Ueberall sehen wir hübsche Buchten, schöne Bäume mit lachendem Grün und in ihrem Schatten bevölkerte Dörfer. Vom Ufer nach Innen zu hebt sich der Boden in sanfter Steigung, so daß er durchweg bebaut werden könnte, wenn die Einwohner zur Arbeit fähig wären, und wir stehen nicht an, diesen Inseln in Betreff der Schönheit und Fruchtbarkeit noch den Vorzug vor Taïti zu geben. Die Dörfer sind in der Regel auf den Landspitzen gelegen, und durch das sie umringende Kokosgebüsch schlängeln sich Bäche, deren einige hie und da von den benachbarten Bergen in blitzenden Wasserfällen niederstürzen. Wir bemerken von Zeit zu Zeit große mit Kalk geweißte und mit Fenstern versehene Gebäude; man sagt uns, daß es die unter Leitung der englischen Missionaire neuerbauten Kirchen sind. Durch englische Lootsen erfahren wir auch, daß vor Kurzem in diesem Hafen ein Wallfischfahrer gelegen, von dem nicht weniger als siebenzehn Matrosen und ein Officier desertirt und sich auf der Insel zerstreut hätten. So wird dies herrliche Land von Müßiggängern und Taugenichtsen vergiftet, die häufig die Ersten

sind, welche die Wilden zu tadelnswerthen Handlungen verführen. Die Eingeborenen zeigen sich anfangs in sehr geringer Zahl und scheinen weit zurückhaltender als zu Nuka-Hiwa und Taiti. Nur nach und nach wagen sie, uns einige Tauschgegenstände zu bringen. In Gesellschaft des an Bord gekommenen Häuptlings Pea steigen wir ans Land. Wir besuchen zuerst das Gemeindehaus des Dorfes Apia. Es ist ein großes, mit wirklich bewundernswürdiger Leichtigkeit und Zierlichkeit aufgeführtes Gebäude. Obgleich es ganz von Holz und mit einem einfachen Strohdache gedeckt ist, so ist sein Bau doch in der That ein Meisterstück wilder Gewerbthätigkeit. Das Innere ist außerordentlich sauber gehalten, und der Boden mit kleinen, ausgesucht glatten Kieselsteinen gepflastert. In entsprechender Weise sind die übrigen Häuser des Dorfes gebaut und eingerichtet. Später bemerkten wir noch besonders gut gebaute Piroguen von 40 bis 50 Fuß Länge; auch verfertigt man Matten von ausgezeichnet weißem und feinem Gewebe. Die Märkte bieten uns einen Ueberfluß an Lebensmitteln und Schweinen dar. Von hier begeben wir uns zu dem Missionair Herrn Wills, der eine ziemlich bescheidene Hütte bewohnt; aber die Eingeborenen arbeiten unter seiner Leitung mit unglaublichem Eifer an einem sehr geräumigen Hause für ihn; denn das Hauptgebäude wird doppelt und erhält wenigstens zwölf Fenster und mehrere Thüren. Endlich machen wir einen Spaziergang in den nahen Wald. Nie habe ich so prächtige Bäume gesehen. Man wandelt da wie in einem riesigen Säulenpalast mit grünem Gewölbe, und der Fuß schreitet mit Leichtigkeit vorwärts, da die ungeheure Höhe der Bäume die Sonnenstrahlen abhält bis auf den Boden zu dringen, so daß Schlingpflanzen und Gesträuch nicht üppig wuchern können. Schöne Tauben, große Waldgrasvögel und andere Arten bunter Vögel flattern umher und bringen fröhliches Leben in diese Wälder. Auch entzückt uns das helle Wasser eines Baches, der sich mit starkem Getöse zwischen mächtigen Basaltfelsen niederstürzt. — Man schätzt die Bevölkerung der Schiffer-Inseln auf 80,000 Seelen, wovon auf Sewal und Opulu 25,000 kommen. Die Einwohner sind wenig bekleidet und tragen nur einen schmalen Gürtel um den Leib, der aus den langen, biegsamen Blättern

einer Pflanze gefertigt wird. Die Neubekehrten haben beinahe alle das sonst lange Haar glatt abgeschnitten. Es ist erst drei oder vier Jahre her, daß die Engländer versucht haben, sich auf diesen Inseln niederzulassen. Vorher hatte man hier weder Tempel, noch Gebete, noch sonstige Religionsgebräuche; die Beschneidung war vorgeschrieben, auch hatten sie das Tabu. Auf den Treubruch der verheiratheten Frauen stand Todesstrafe, während den Mädchen keinerlei Beschränkung aufgelegt war. Im Kampfe gebrauchten sie nur Lanzen, Schleudern und Keulen. Alles läßt vermuthen, daß sie nie Menschenfresser gewesen sind. Auf diesen Inseln wurde 1787 der zu Laperouse's Expedition gehörige Capitain Langle und der Naturforscher Lamanon nebst neun Soldaten und Matrosen von der Mannschaft zweier fremden Piroguen erschlagen, welche sich die Sachen der Franzosen aneignen wollten, ohne irgend einen Tausch anzubieten. Laperouse bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Ich bin tausendmal mehr den Philosophen gram, welche diese Wilden in den Himmel erhoben haben, als den Wilden selbst. Noch am Abende vor seinem Tode sagte mir der unglückliche Lamanon, den sie erschlagen haben, daß die Indianer besser seien, als wir." Noch jetzt fanden wir ihre Körper oft mit Wunden und Narben gezeichnet, die schlecht zu ihrem Rufe als friedliche Leute stimmen.

Ein Regen hält mich eines Mittags an Bord zurück, als ich den Eleven Lafond ankommen sehe. Er hat nur noch seine Beinkleider, und sein ganz verstörtes Gesicht zeigt die Merkmale einer heftigen Bewegung. Er erzählt mir, daß er das Opfer einer Hinterlist gewesen. Er wollte nämlich vom Dorfe Sawalelo nach einem andern entfernteren Dorfe gehen und ein Eingeborener, der ihm schon mehrmals als Führer gedient, bot sich von selbst an, ihn zu begleiten. Der Eingeborene wußte ihn darauf in sumpfige Gegenden zu führen, wo Lafond in ein Schlammloch fiel, aus dem sich herauszuziehen ihm sehr schwer wurde. In diesem Augenblicke schwang der Wilde über dem Kopfe seines Opfers einen ungeheuren Prügel, dessen er sich vorher zum Gehen bedient hatte, und bedeutete dem Eleven, daß er Alles, was er besäße, ablegen und ihm geben solle. Widerstand oder Flucht war gleich unmöglich. Er war daher gezwungen, nach

einander seine Weste, seine Halsbinde und zwei Hemden abzulegen; endlich mußte er selbst sein Geld abliefern. Der Wilde ließ ihm jedoch seine Beinkleider, er half ihm sogar höflich aus dem Schlamme, bot ihm die Hand als Zeichen der Versöhnung und zeigte ihm, bevor er ihn verließ, den Weg, den er einzuschlagen habe. Lafond kam wüthend zurück, und da die That nur etwa fünfhundert Schritte vom Schiffe entfernt verübt worden war, so hielt ich eine strenge Ahndung für nöthig. Ich forderte daher von dem Häuptling Sawalelo's entweder Auslieferung des Schuldigen, oder fünfundzwanzig Schweine als Entschädigung, widrigenfalls das Dorf in Flammen gesetzt werden würde. Es ergab sich, daß der Dieb, der schon als schlechter Kerl bekannt war, sich in die Berge geflüchtet hatte. Ich verstand mich unter solchen Umständen zu einer Entschädigung von zehn Schweinen, die nebst allen gestohlenen Sachen einer an Ort und Stelle abgesandten Truppe überliefert wurden. Eine am Schluß abgefeuerte Musketensalve mußte dazu dienen, den Respect vor uns bei den nicht wenig erschreckten Wilden zu erhöhen.

Am 2. October entfalten unsere Corvetten ihre Segel und entfernen sich aus dem Hafen von Apia. Wir besuchen zuerst den nördlichen Theil der Tonga- oder Freundschafts-Inseln, indem wir kurze Zeit auf Vawao und bei der Hapaï-Gruppe verweilen. Die Dörfer haben hier breite, ziemlich regelmäßige Straßen und kleinere mit zierlichem Pfahlwerk von sechs bis neun Fuß Höhe eingefaßte Abtheilungen. Die letzteren bilden Gehäge, welche dazu bestimmt scheinen, alle Glieder einer und derselben Familie zu vereinigen. Die nach Weise des Landes erbaute Kirche erhebt sich in der Mitte des Dorfes. Die Häuschen der Missionaire aber machen sich durch ihre europäische Bauart bemerklich. Mit jedem der Häuschen ist der Genuß eines gut unterhaltenen Gartens verbunden, wo inmitten europäischer Pflanzen, als Kohl, Zwiebeln, Salat, Artischocken, Spargel ꝛc. auch Blumenpartieen einen lieblichen Duft verbreiten. Der Boden scheint jedoch des Wassers zu entbehren. Nach dem Bericht eines der Missionaire ist auf sämmtlichen Freundschaftsinseln kein einziger Fluß und die Bewohner sind

hinsichtlich des Trinkwassers gänzlich auf den Regen angewiesen. Zeitweise tritt anhaltende Dürre ein, der gewöhnlich sehr starker Regen folgt. Die Inseln liegen am Herd eines unterirdischen Feuers, und während der beiden letzten Jahre hatte man hier ungefähr zehn Erdbeben, wovon jedoch nur eins heftig war. Am 8. November 1837 beobachtete man eine auffallende Erscheinung. Ebbe und Fluth wechselten nämlich alle zehn Minuten, und auf einigen Stellen fanden große Ueberschwemmungen statt. Dies dauerte so 36 bis 48 Stunden lang. — Das südlicher gelegene Tofua stellt sich als gänzlich aus Lava gebildet dar. Wie alle durch vulkanische Gewalt emporgehobene Länder ist es einförmig abgerundet und bietet weder Kap noch Bai. Auf der Nordseite dieses Eilandes sehen wir über einem kahlen röthlichen Gipfel eine dichte Rauchsäule aufsteigen, die manchmal eine rothglühende Farbe annimmt. Von hier steure ich westwärts nach den Viti (Fidji)-Inseln. Die letzteren haben schon schwarze Bewohner und wir stehen demnach an der Grenzscheide der reinen kupferfarbigen Race, die östlich von hier zwischen den Wendekreisen ausgebreitet ist. Für die schönsten Insulaner dieser Race müssen wir die Nuka-Hiwaer erklären, welche sich ebensowohl durch Leichtigkeit und Anmuth in den Bewegungen, als durch Ebenmaß und Muskelkräftigkeit ihrer Glieder auszeichnen. Die Taïtier und die Tongaer neigen sich dagegen zur Beleibtheit; auch die Samoer sind sehr fett. Im Allgemeinen bilden die Bewohner des unter dem Aequator gelegenen Oceaniens eine schöne Verzweigung des mongolischen Stammes, und sind den Amerikanern durch Scharfsinn, inneres Leben und verhältnißmäßig bei weitem mehr fortgeschrittene Cultur überlegen. Uebrigens haben die Reisenden viel von der Freundlichkeit der Tongaer gesprochen; aber dies ist bei ihnen nur ein trügerischer Schein, es ist nur eine List, welche auf größere Abgeschliffenheit schließen läßt. Man kann das Wohlwollen nicht unter die Zahl der Eigenschaften von Leuten aufnehmen, die, von Cook mit Wohlthaten überhäuft, ihn in demselben Augenblicke anfallen, in welchem sie ihn mit Verehrung und Dankbarkeit zu umgeben scheinen, und wir kennen mehrere ähnliche Beispiele.

Am 16. October erreichen wir Pao (Pau). Von dem

Ankerplatze aus, wo wir ruhig liegen, erblicken wir im O. jenseits unermeßlicher Klippenreihen die Piks der Insel Nhao, im N. die hohen Gestade von Mutu-Riki und Obalau, im SW. die Berge von Viti-Lebu. Hier erscheint eine vorgeschobene Kette kleiner Eilande, unter denen Piwa uns zunächst liegt. Inmitten von Bäumen jeder Art zeigt sich daselbst ein ziemlich beträchtliches Dorf, welches vom Grunde eines Thales an einem Berge emporsteigt. Es gehorcht dem Häuptling Nakalasse. Dieser war der Anstifter der Wegnahme der französischen Brigg Josephine unter Capitain Bureau im Jahre 1834. Die Brigg hatte einen Schatz von Schildpatt und Perlen an Bord, und behufs einer gründlichen Ausbesserung brachte man die Segel, die Raaen und die Takelage ans Land. Die Mannschaft bestand nur aus sechs Franzosen; fünf Eingeborene arbeiteten im Solde des Capitains als Matrosen. Ein mächtiger König aus der Nachbarschaft kam an Bord und verharrte lange Zeit essend und trinkend bei dem Capitain, dem er große Versprechungen machte. Als diese aber unerfüllt blieben, ließ Bureau seine üble Laune dem lästigen Gast merken. Wüthend ging derselbe ans Land, und von diesem Augenblicke an war dem Capitain und seiner Mannschaft der Tod geschworen. Eines Tages, kurz vor Untergang der Sonne, näherte sich dem Capitain einer der Eingeborenen, der auf dem Schiffe als Matrose arbeitete, und zeigte an, daß eine kleine Goëlette, welche die Brigg begleitete und in einiger Entfernung vor Anker lag, voll Wasser sei, weshalb das Fahrzeug leer gemacht werden müsse. Der Capitain schickte sich an, mit seinem Fernglas den Zustand der Goëlette zu untersuchen. In demselben Moment schlägt ihn der Eingeborene mit einem spitzigen Stocke, und er fällt todt nieder, den Kopf an mehreren Stellen gespalten. Gleichzeitig stürzen sich die anderen Eingeborenen auf die übrige im Vordertheil des Schiffes befindliche Mannschaft; nur der Koch und der Schiffsjunge retten sich in die Wohnung der Matrosen und bitten von dort aus, daß man ihnen das Leben schenke, worauf ihnen die Eingeborenen zurufen, sie könnten heraufkommen, man wolle sie nicht tödten. Sie kamen wirklich herauf, und man fügte ihnen kein Leid zu. Die Brigg wurde nun unter Leitung des genannten Häuptlings

Nakalasse geplündert und später verkauft. Dies der Hergang der Sache. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß Bureau sich vorher in die Streitigkeiten der Viti-Insulaner gemischt und sogar am Bord seines Schiffes ein gräßliches Mahl der Menschenfresser geduldet hatte. Das Ganze erscheint demnach als ein Werk listig durchgeführter Rache. Wir sahen uns jedoch genöthigt, Wiedervergeltung für die Ermordung unseres Capitains auszuüben. Zu dem Ende sende ich Boten und verlange unter Vermittelung des Häuptlings von Pao, Tanoa, die Auslieferung des Nakalasse. Da diese nicht erfolgt, so schicke ich am anderen Morgen einen Trupp Bewaffneter nach Piwa. Nakalasse hat sich bei ihrer Ankunft sammt allen Bewohnern des Dorfes geflüchtet, und die Hütten werden darauf von den Unsrigen in Brand gesteckt. Nachdem dies mit großer Schnelligkeit vollführt worden ist, lasse ich Tanoa melden, daß er sich zu einer Zusammenkunft mit mir bereit halten möge. — Um ein Uhr Nachmittags schiffen sich sämmtliche Officiere der Corvetten und zwei bewaffnete Trupps auf acht Booten ein, um sich nach dem Dorfe Pao zu begeben. Bei der Abfahrt werden die Flaggen und Wimpel der Corvetten aufgehißt und mit dreizehn Kanonenschüssen unter dem tausendfältigen Beifallrufen der zahlreich versammelten Wilden begrüßt. In dem Augenblicke, wo ich den Fuß auf die Insel Pao setze, ist die ganze Bevölkerung am Strande geordnet; niedergekauert und ohne Waffen beobachtet sie eine feierliche Stille. Der Sohn Tanoa's, sehr schwarz und glänzend, steht mit seiner Garde in der ersten Linie. Die Anführer sind leicht an der Zierlichkeit ihres Kopfputzes zu erkennen. Tanoa empfängt und begleitet mich bis zu einem freien Platz, dessen eine Seite mit Stufenbänken versehen ist, auf denen wir alle obersten Häuptlinge, meist Greise mit weißen Häuptern, niedergekauert finden. Tanoa selbst setzt sich an ihre Seite. Er ist ein Greis von ungefähr 70 Jahren. Sein Bart ist weiß und sehr lang, sein Haupt ist mit einer wollenen Matrosenmütze bedeckt und mit einer Blumenguirlande geschmückt. Sein Aeußeres ist ernst, sein Wuchs klein, und er hat statt aller Kleidung nur einen Gürtel um den Leib. Er läßt mich an seiner Seite auf einer Art kleiner steinernen Bank niedersitzen. Die Officiere

sammeln sich um uns, und etwas weiterhin stellt sich das Detachement in Schlachtordnung auf unter großem Beifallrufen der ganzen Menge des aus ein paar tausend Personen jedes Geschlechts und Alters bestehenden Volkes. Das Bild dieser Versammlung hat etwas Großartiges. Von der einen Seite diese Greise mit weißen Häuptern, von der andern dieses zahlreiche still harrende Volk, endlich in der Mitte diese reichen Uniformen, diese glänzenden Waffen, die in prachtvollem Sonnenschein schimmern. Nachdem ich die Hand Tanoa's berührt, lasse ich ihm sagen: „Ich bin zu dem einzigen Zweck nach Piwa gekommen, um glänzende Rache für die von den Leuten von Piwa gegen mein Vaterland zum Schaden eines unglücklichen, schuldlosen Capitains verübte Beleidigung zu nehmen; das Benehmen Nakalasse's in dieser Angelegenheit war nichtswürdig; dies sind die Gründe, warum wir Piwa zerstört haben; dieselbe Strafe wird den treffen, der in Zukunft das Beispiel jenes schuldigen Häuptlings nachzuahmen wagt; ich habe mit Freude erfahren, daß Tanoa das Vergehen Nakalasse's gemißbilligt und daß er bereits Andere, die zur Ermordung des Capitains Bureau beigetragen, getödtet und verzehrt hat, weshalb sein Volk in aller Sicherheit mit unseren Corvetten verkehren kann, so daß Friede und Freundschaft zwischen uns auf keine Weise gestört werden sollen." Durch einen eingeborenen Häuptling der Freundschafts-Inseln, Latschika, der uns als Lootse bis hieher begleitet hatte, wird den Wilden der Inhalt meiner Ansprache mit vielem Feuer verdolmetscht. Seine Rede dauert wenigstens eine gute halbe Stunde, indem er alle einzelnen Umstände der Begebenheit auseinandersetzt. Er spricht mit edler Würde; man bemerkt bei ihm weder Stocken noch übel angebrachte Geberde; seine Beredtsamkeit reißt auf eine bemerkenswerthe Weise hin und würde sicher dem Abgesandten einer großen Nation Ehre gemacht haben. Man hört ihm mit Aufmerksamkeit zu und bezeigt dem Redner zu verschiedenen Malen Beifall durch die Wörter »binaka« oder »saka« (gut, vortrefflich). Als er geschlossen, wird mit großer Mehrzahl applaudirt, jedoch nicht einstimmig, denn es hatten ersichtlich abweichende Ansichten statt. Tanoa scheint indeß sehr zufrieden und wirft mir die liebevollsten Blicke zu. Ich lasse

alsdann zweimal das Exercitium durchmachen und von den beiden Detachements und den Officieren mit Kugeln schießen, was beifälliges Freudengeschrei veranlaßt, besonders wenn die Kugeln, deren Ziel ein Kokosbaum ist, ganze Zweige in Stücken herunterschleudern. Jetzt kommt der Kava. Eine große hölzerne Schüssel, die aus einem Block gebildet ist und auf drei Füßen ruht, wird vor Tanoa hingestellt. Sclaven bringen die Kava-Wurzel. Der König wählt die Stücke und läßt sie von einigen Leuten kauen. Die gekaute Wurzel wird in die Schüssel geworfen; man gießt Wasser zu, Alles wird mit den Händen gehörig durcheinander gemischt, und der Kava ist fertig. Die Vertheilung geschieht mit der strengsten Förmlichkeit, indem der König die Reihefolge angiebt. Ein Mann füllt eine Kokosnuß; ein Herold ruft mit lauter Stimme: „der Kava ist eingeschenkt!" worauf der König antwortet: „Gebt ihn dem N. N." Der erste Becher wird diesmal einem alten Manne gereicht, der als ein sehr hochgeehrter Seher in der Reihe der ersten Häuptlinge saß. Der zweite Becher wird dem König Tanoa geboten, der sich beeilt, ihn mir anzubieten. Man wird indeß meinen Widerwillen gegen das ekelhaft zubereitete Getränk begreifen. Ich vertausche den Kava daher gegen ein Glas Wein, den ich mitgenommen hatte, indem ich dem Tanoa erkläre, dies sei der Kava der Franzosen. Er bittet sich ein Glas davon aus, welches ich ihm eingieße, und das er mit Vergnügen hinunterschluckt. Die Officiere folgen meinem Beispiel, während der Kava kreuz und quer geht. Man bringt jetzt eine große Menge Fische, Taro, Bananen und besonders gebratenes Schweinefleisch in einem großen irdenen Topf. Ich konnte mich von der Vorstellung des gebratenen Menschenfleisches nicht los machen und esse davon mit Widerstreben, obgleich Latschika mir versichert, daß die Eingeborenen besondere Gefäße für den Tangata, das heißt für die Zubereitung der Menschenopfer haben. Hinter uns erhebt sich eine Art Grabhügel von zehn bis zwölf Fuß Höhe, mit ungeheuren Felsstücken versehen, mit Bäumen bepflanzt und ganz mit blauer Winde (convolvulus caeruleus) bewachsen; diesen Ort hat man zu den Menschenopfern bestimmt und mir als tabu bezeichnet. Nach aufgehobener Versammlung

führt mich Tanoa unter seine Hütte. Es ist ein schöner großer Schuppen, ganz und gar mit Matten bekleidet; Waffen und eine große Menge Geräthschaften schmücken die Wände von Bambusrohr. Im Hintergrunde befindet sich eine Art Cabinet, das außer dem König und der Königin Niemand bei Todesstrafe betreten darf. Tanoa hat hundert Weiber, von denen einige ziemlich weiß und von angenehmem Aeußeren sind. Im Nothfall kann er bis tausend Krieger stellen. In Betreff Nakalasse's erfahre ich, daß er sich auch Mumu-matoa nennen läßt, weil ein großer Häuptling, sein Feind, so hieß, den er getödtet und nachher verzehrt hatte. Diese Namensbezeichnung scheint mit dem Aberglauben zusammenzuhängen, daß durch das Verzehren des Feindes dessen Kraft, Muth und Klugheit auf den Verzehrer übergehen. Vor dem Abschiede mache ich Tanoa Geschenke mit weißen Stoffen, gelben Schnupftüchern, großen Segelmachermessern, so wie mit zwei leeren Flaschen, auf deren Besitz er lüstern war.

Am 19. October gehen wir wieder unter Segel und lassen am andern Morgen den Anker in der Bai von Lebuka, auf der bergigen Insel Obalau fallen. Hier verweilen wir, um frisches Wasser einzunehmen. Das Dorf Lebuka besteht nur aus acht Hütten. Die Einwohner scheinen sanft und friedlich; in ihrer Mitte leben etwa zehn Weiße, welche ihnen Gesetze zu geben scheinen. Im Dorfe besuche ich unter Anderm eine Hütte, deren es in allen Ortschaften der Viti-Inseln giebt, und die man mit dem Namen Kine-Balu oder Haus des Geistes bezeichnet. Der Zugang dazu steht Allen frei, und es wird jeden Tag ein Versammlungsplatz für alle Müßigen, die stets zahlreich sind. Die Kine-Balu von Lebuka ist gut gebaut, obgleich klein. Im Inneren befinden sich nur einige auf dem Boden ausgestreckte Matten für die Besucher; die Mauern sind mit Lanzen, Matten und Keulen, als Opfergaben, bekleidet. Ein Winkel des Hauses ist mit einem Vorhang versehen. Es ist eine Art Orakelplatz. Man betrachtet ihn als von dem Gotte oder dem begeisterten Priester bewohnt. Dieser heißt Nambetti. Bei außerordentlichen Veranlassungen ist der Häuptling des Stammes verpflichtet, den Nambetti um Rath zu fragen, der in

seinem Winkel eine Zeit lang verborgen bleibt, bis der angebliche Geist ihm seinen Willen mittheilt. Der Priester kommt in großer Bewegung zum Vorschein; er zittert an allen Gliedern, stößt ein durchdringendes Geschrei aus, wälzt sich auf der Erde, führt oft unzusammenhängende Reden, die von den Anwesenden sorgfältig gesammelt und nachher ausgelegt werden. Der Ausspruch ist allemal entscheidend. — Unter den Gegenständen, welche die Eingeborenen zu Markte bringen, befinden sich auch einige jener so seltenen Porzellan-Aurora-Muscheln, welche die Eingeborenen Bule-Kula nennen. Sie vertauschen sie leicht gegen einige leere Flaschen und Zähne des Kaschelotḥs (Pottwals). Alle diese Muschelthiere sind mit einem Loche durchbohrt und meistentheils zusammengerollt. Sie bedienen sich derselben als Zierde des Halses und scheinen darauf nicht weniger stolz, als unsere Frauen, wenn ihr Kopf von Diamanten erglänzt. Außerdem dienen zu Halsbändern Schweinezähne, Rattenkinnladen, geschnitzte Knochen der besiegten Feinde oder deren auf eine Schnur gereihte Zähne. — Die Bewohner der Viti-Inseln sind im Allgemeinen groß und wohlgewachsen. Ihre Farbe ist schwarz, ihr Haupthaar dick und kraus, und da sie dasselbe beständig kämmen, so lassen sie in ihrem Haar einen langen Kamm mit drei Zähnen stecken, dessen Enden mit Papageienfedern geschmückt sind. Man hat diese Völker als im höchsten Grade treulos und grausam geschildert, und in ihrem Verkehr mit Fremden müßten sie demnach stets Raub und Mord beabsichtigen; aber wir kennen nicht die Beweggründe dieser Leute, denen Rache eine Pflicht ist, und begnügen uns auf die einfache Thatsache hinzuweisen, daß in ihrer Mitte gegenwärtig Europäer leben, die allein und ohne Vertheidigung der Willkür dieser Wilden preisgegeben sind, obgleich diese wohl lüstern sein könnten nach den Waffen und anderen Gegenständen der Industrie, welche die Fremdlinge zu besitzen pflegen; auch geben letztere als nichtsnutzige Abenteurer gewiß mancherlei Anlaß zu Klagen. Das Bedürfniß, Menschenfleisch zu essen, giebt ihnen oft die Waffen in die Hand, und bei Gelegenheit großer Feierlichkeiten fehlt es nicht an gräßlichen Gastmählern, bei denen eine große Menge menschlicher Leichname verzehrt werden. Das

Verzehren der Feinde hängt eng mit ihren Religionsbegriffen zusammen, wie schon daraus erhellt, daß nur Priester dergleichen Mahle zubereiten. Für ihre eigenen Todten beweisen sie große Achtung. Wenn ein Häuptling stirbt, so opfert man stets auf seinem Grabe mehrere seiner Frauen; Männer und Frauen pflegen sich bei solchen Gelegenheiten als Zeichen der Trauer ein Glied von einer Zehe oder einem Finger abzuschneiden. Noch herrscht der barbarische Gebrauch, gebrechliche Greise und Kranke, an deren Genesung man verzweifelt, zu tödten. Man gräbt eine Grube, bringt das arme Opfer in eine niedergekauerte Stellung, bedeckt ihm den Leib mit Erde, so daß nur der Kopf außerhalb bleibt, und durch Erdrosselung oder einen Schlag mit der Keule werden dann die Leiden geendigt. Das Tabu regiert auf den Viti-Inseln mit aller Strenge. Die Rangstufen sind scharf abgegrenzt nach vier Klassen; es sind die der Häuptlinge, der Priester, der Ackerbauer und Fischer. Letztere leben aber nicht blos vom Fischfang, sondern suchen als Umherstreicher überall Etwas durch Raub zu fangen und durch Diebstahl zu fischen. Ueberhaupt werfen sich die Eingeborenen gar leicht dem süßen Müssiggange in die Arme, da sie mit so wenig Anstrengung die reichsten Ernten erzielen. Ihre Wohnungen sind oft sehr schön, und ihre Piroguen haben vermöge der großen Leichtigkeit des Baues und Feinheit in den Formen eine Schnelligkeit, die Alles übertrifft, was wir in dieser Art sahen; ungeheure Segel, die sich jedoch ohne Schwierigkeit befestigen lassen, machen die Leitung derselben leicht. Die Lanzen, Keulen, Bogen und Pfeile, als ihre Waffen, sind gewöhnlich mit Zierrathen überladen. Ihre musikalischen Instrumente sind Trommeln und Flöten mit sechs Löchern, denen sie durch den Athem der Nase Töne entlocken. Mittelst der Hohlmuschel rufen sie die Krieger zu den Waffen. Endlich sind noch die Töpferarbeiten dieser Inseln bemerkenswerth. Sie nehmen alle Formen und Größen an; einige sind durch ihre Zierlichkeit ausgezeichnet, andere durch ihren ungeheuren Umfang. Alle sind gewöhnlich auf seltsame Weise geschmückt und oft mit selbstgeschaffenen Ungeheuern.

Unter den von uns berührten Punkten des sehr ausgedehnten und reichbevölkerten Archipels der Viti-Inseln verdient noch

Erwähnung die Bai von Bua, welche ein prächtiges, beinahe kreisrundes Becken bildet, und dies ist vielleicht einer der schönsten Punkte der Welt, um blühende Colonien zu begründen. In der Bai könnten ohne Mühe alle Flotten der Welt vor Anker gehen; das Land ist fruchtbar und überdies von Wichtigkeit für den Handel mit Sandelholz. — Bei der Kette der Saorinseln zeigen uns viele blasse Streifen und grüne Färbungen des Meeres die mehr oder minder tief unter der Wasserfläche liegenden Klippen, Riffe und Untiefen an, so daß wir unseren Lauf häufig ändern müssen. Einmal sind wir trotz aller Vorsicht genöthigt, eine ziemlich breite Strecke zu durchfahren, wo Korallenfelsen sich unter dem Meere zeigen. Die Sonde zeigt zwar noch vier bis sechs Faden auf dieser Klippe; aber eine einzige Felsspitze würde hinreichen, um unsere Fahrzeuge aufzuhalten und zu zersprengen, so daß wir dann die Zahl der in diesem gefährlichen Archipel häufigen Schiffbrüche vermehrt hätten. Als das Wasser endlich wieder tief wird und seine bläuliche Färbung wieder erhält, schwinden alle unsere Besorgnisse und wir steuern nun im regelmäßigen raschen Laufe westwärts den Salomonsinseln zu.

Am 1. November sind wir von Windstillen belagert, welche den Seeleuten stets eine lebhafte Ungeduld verursachen, besonders in der heißen Zone, wo eine erdrückende Hitze den Aufenthalt an Bord unerträglich macht. Einige schwache Windströmungen erlauben uns kaum, unsern Weg langsam fortzusetzen. Das Meer ist äußerst arm; nur einige fliegende Seehähne unterbrechen die Einförmigkeit unserer ermüdenden Fahrt. Nach drei Tagen bekommen wir endlich die Insel Aurora zu Gesicht, die nördlichste der Neu-Hebriden; ihre Gestalt ist ein Kegel, der in eine schöne Spitze ausläuft. Am 6. November erreichen wir die Insel Vanikoro, in deren Nähe Laperouse 1788 gescheitert war. Ich steige ans Land und finde hier einen kleinen freien Platz, der ersichtlich die Stelle zeigt, wo unsere unglücklichen Landsleute ihr Lager aufgeschlagen haben müssen. Ein üppiger Pflanzenwuchs hatte Alles überwuchert. Ganz nahe am Lager steht ein dicker Kokosbaum, welcher rings um seinen Stamm tief eingeschnitten ist; auch an anderen Bäumen unter-

scheiden wir zahlreiche, sehr alte Axthiebe, welche beweisen, daß diese Orte von Europäern bewohnt waren, und ich hege keinen Zweifel, daß es hier war, wo sich Laperouse's Gefährten niederließen, nachdem sie ihre Schiffe inmitten der Riffe hatten verschwinden sehen. Die Eingeborenen hatten bei unserem Anblick die Flucht ergriffen; in einer elenden Hütte rauchte das schlecht erstickte Feuer noch. Wir entdecken daselbst nur eine kleine, vollkommen polirte Holzplatte, welche wohl vom Schiffbruche herrühren konnte; ihre werthvollsten Sachen hatten die Bewohner ohne Zweifel mit sich genommen. Die ganze Kante von Vanikoro bietet vom Strande bis zum Gipfel der Berge nichts als einen dichten, ununterbrochenen Wald. Man unterscheidet in diesem grünen Bilde weder Hütten, noch irgend eine Spur von Bewohnern. — Langsam fahren wir weiter. In der Nacht sehen wir aus dem Krater der Insel Tinakoro lange Rauchsäulen aufsteigen; seine Grundfläche scheint in Flammen zu stehen; an der südwestlichen Seite des Vulkans bemerken wir einen langen glühenden Streifen, der einen Lavafluß anzeigt. Am 13. November Mittags fahren wir ziemlich nahe an einer Landspitze der bergigen Insel Christowal vorbei; eine kleine Pirogue mit Eingeborenen stößt vom Strande und nähert sich uns, aber der Gang unserer Schiffe war zu schnell, als daß sie an Bord kommen konnten. Ihr Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, die ziemlich platte Nase, die dicken Lippen, der schwarze Mund, vergiftet durch das Kauen des Betels, der die Zähne schwarz wie Ebenholz und das Zahnfleisch blutig macht, die krausen wolligen Haare, welche an den Schläfen kurz geschnitten sind und über den Hinterkopf in langen schwarzen, weißen, gelben oder rothen Zöpfen herabfallen, ferner die Bemalung des rußigen Gesichtes mit Oel und Erdarten von allen Farben, endlich die unten merkwürdig ausgedehnten Ohren: alles dies macht die Erscheinung dieser Insulaner nichts weniger als angenehm. — Malaita und eine Menge anderer Eilande tauchen nach und nach als dunkle Punkte am Horizonte empor und rollen sich mit hohen Küsten vor unseren Blicken auf. Am 17. November erscheint Isabella und bald sind wir nur noch fünf bis sechs Meilen vom Kap Prieto. Ein weite Bai dehnt

sich vor uns aus; es ist die Bai der tausend Schiffe. Schon läßt mich das Fernglas kleine weiße Hütten unterscheiden, die stufenweise auf dem Abhang der Berge bis zu ihrem Gipfel liegen; aber trotz meiner Lust, unsere Corvetten in einer Bucht dieser unermeßlichen Bai vor Anker zu bringen, muß ich mich entschließen, die Nacht unter Segel zu bleiben, in Erwartung des Windes, der uns verlassen. In Kurzem sehen wir eine Schaar kleiner Piroguen von der Küste abstoßen und auf uns zukommen. Einige Augenblicke nachher bildet sich ein lebhafter Tauschhandel; mit Vertrauen und Heiterkeit überlassen uns unsere neuen Bekanntschaften für einige Glaswaaren eine Menge Kokosnüsse, Taro, Armbänder, Keulen, und erst Abends segeln sie von dannen. Am anderen Tage um Mittag ankern wir in einer kleinen Bucht der Insel St. Georges, welche wir Bucht des Astrolabe nennen.

Die Bucht des Astrolabe bietet nicht mehr als eine Meile Ausdehnung; aber ihre Gewässer sind ruhig. Alle Arbeiten können mit aller Sicherheit unter dem Schutze unserer Kanonen ausgeführt werden. Begierig, die Wohlthat des Spazierengehens zu genießen, gehe ich nach Verlauf einiger Stunden ans Land. Die Küste ist von einem Baumgürtel eingefaßt, und nirgends bemerke ich Spuren von Cultur. An Bord des Astrolabe zurückgekehrt, finde ich ihn von einigen Piroguen mit Eingebornen umringt. Einer derselben entschließt sich, zu mir heraufzusteigen. Ich zeige ihm zuerst eine Katze, die er mit einem von Furcht gemischten Erstaunen betrachtet; bei dem Anblick eines schwarzen Schweines aber flieht er mit Entsetzen und will sich demselben nicht wiederum nähern, trotz des anhaltenden Gelächters unserer Matrosen. Mir wurde dadurch klar, daß das Schwein auf den Salomonsinseln nur selten und im wilden Zustande vorhanden ist. Dagegen entdecken wir bald nachher bei der Durchforschung eines Canals der Insel unzählige Haufen sehr großer Vampyre, deren Flug dem Schweben der Raubvögel entspricht. Als es Nacht geworden ist, erglänzen Feuer längs des ganzen gegenüberliegenden Strandes. Es sind die Eingeborenen, welche ihrem Hauptnahrungszweige, dem Fischfang nachgehen. Sie benutzen die Zeit der Ebbe, um Krabben und

kleine Fische zu fangen. Die schauerlichen Fackeln, welche weit über die dunkeln Gewässer einen langen Lichtstreifen verbreiten, die schwarzen sich hin und her bewegenden Gestalten der Wilden, dazu die überhängenden hohen Felsen der Küste und die riesenhaften Bäume geben ein eigenthümlich phantastisches Bild. — Am 19. Nov. kommen die Wilden zahlreich von der großen Insel Isabella, um unsere Corvetten zu betrachten. Einer derselben stellt sich mir als der oberste Häuptling des Bezirkes Opihi vor. Er heißt Pertahi. Es ist ein kleiner Mann von mittleren Jahren mit dickem Bauche; sein Gesicht ist ziemlich häßlich, und sich mir nähernd bietet er mir ein Stück seines Schurzes und ein kleines Büchschen an. Ich beschenke ihn dafür unter Anderm mit einer gemalten Tabaksdose. Mehrere unserer Officiere äußern den Wunsch, ihn in seinem Dorfe zu besuchen; dies wird freundlich aufgenommen. Am folgenden Tage machen sich die Officiere auf den Weg. Mit Rücksicht auf die verrufene Treulosigkeit und Grausamkeit der Salomonier, halte ich es für Pflicht, keins unserer Fahrzeuge ihren Angriffen auszusetzen und habe daher den Officieren mitgetheilt, daß sie zum Behuf eines Ausfluges nach Isabella die Piroguen der Wilden benutzen können, welche sich an unserem Strande damit beschäftigen, zu fischen. Der Bericht des Herrn Dumoulin lautet im Wesentlichen, wie folgt.

„Wir erwarteten am Strande den Augenblick der Abfahrt. Schon früher sind einige der Unserigen in den buschigten Wald gedrungen, welcher diesen Theil der Küste umgiebt. Bald finden sie auf sumpfigem Boden ungeheure Bäume. Schlinggewächse ohne Zahl versperren den Weg, umstricken die Stämme wie mit einem Netze, schlingen sich bis zu den entferntesten Aesten hinauf, fallen am Ende derselben wie eben so viele Fäden bis zur Erde hinab, verbinden sich mit dem feuchten Boden durch neue Wurzeln, ranken sich an andere Stämme und verbinden oft mehrere Bäume durch wellenförmige Windungen. Zur Seite dieser Bäume erscheinen andere, deren nackter Stamm sich in einem einzigen Schusse bis zu einer beträchtlichen Höhe erhebt und die statt alles Blätterwerks nur einen einzigen Büschel an ihrem Wipfel haben. Endlich gelangen sie zu einem Baume,

der so von Lianen überladen, so von ihren Umrankungen umstrickt ist, daß er einem von seinem Tauwerk umgebenen Mast gleicht. Die Vertheilung dieser Bindemittel scheint eigends zur Erkletterung eingerichtet zu sein. Ohne Mühe steigen sie bis zur ersten Spaltung des Stammes, wo sie einen bequemen Vorplatz finden, der sich durch die Ueberbleibsel eines zerstörten Astes gebildet. Drei Personen hätten sich Seite an Seite auf dieser Fläche niederlegen können. Indem sie noch höher steigen, erreichen sie eine zweite, dann eine dritte Theilung, wo die Lianen eine vollständige Treppe herstellen. Stufen mit kurzen Zwischenräumen, schützende Geländer, nichts fehlt. Sie können auf einer geneigten Ebene von zwölf bis funfzehn Fuß aufrecht gehen und müssen nur bedauern, daß eine dichte Mauer von Blättern alle Aussicht verschleiert. Der Hauptast hat von hier ab noch eine Höhe von 140 bis 150 Fuß. Unten am Stamm konnte der Baum einen Umfang von 36 Fuß haben."

„Um drei Uhr Nachmittags bestiegen wir zwei Piroguen, welche uns auf geradem Wege nach Opihi bringen sollten. Um vier Uhr setzten wir den Fuß auf das Land Isabella. Unsere Ankunft wird von tausendfachem wilden Geschrei begrüßt; eine zahlreiche Menge stürzt uns entgegen. Es ist, als wenn wir von alten Freunden erwartet würden, die sich um uns drängen. Der durch die Rundung seines Bauches merkwürdige Pertahi wird von uns leicht in der Mitte seiner Unterthanen wieder erkannt. Um den guten Empfang zu sichern, überhäufen wir ihn mit Geschenken. Pertahi ist entzückt, indem er ein schönes rothes Schnupftuch und einen ungeheuren Kaschelotzahn betrachtet. Unmittelbar darauf führt er uns nach seinem Palaste, einem Schuppen. Es ist ein großes Rechteck; der nackte Grund dient als Fußboden; an den Seitenwänden und unter dem Dache hängen Netze, die zum Theil noch von Salzwasser triefen; außerdem trennt eine Scheidewand in der Mitte des Schuppens die Männer von den Frauen. Der von den Frauen eingenommene Raum ist tabu, das heißt, es ist den Männern verboten einzutreten. Sobald wir angekommen sind, müssen wir uns unter dem Schuppen niedersetzen. Pertahi stellt uns nach und nach alle seine Häuptlinge vor, indem er uns sehr unnützer Weise

die Titel derselben erklärt. Während der Zeit drängen sich durch die genannte Scheidewand einige häßliche Frauenköpfe und scheinen Vergnügen daran zu finden, uns zu betrachten. Da uns noch einige Stunden des Tages vor Eintritt der Nacht übrig bleiben, so gehen wir durch das Dorf in den Wald, um einige Vögel zu schießen. Das Dorf Opihi besteht nur aus sechs Schuppen; jeder gehört einem Häuptling, der die Oberherrschaft Pertahi's anerkennt. Sobald wir näher kommen, treten die neugierigen Bewohner heraus, um uns anzuglotzen. In dem Walde des Thales von Opihi hört man überall das Geschrei der Vögel, unter denen sich der durchdringende Schrei der Papageien und das verliebte Girren der Tauben bemerklich macht. Der eigentliche Taubenschlag dieser Gegend ist jedoch eine kleine bebuschte Insel mitten in der Bai der tausend Schiffe, die Passage-Insel, wo sich jeden Abend wahre Wolken von Holztauben niederlassen, um von da aus mit Tagesanbruch nach den größeren Ländereien auf Nahrung auszufliegen. Nach Sonnenuntergang kehren wir zum königlichen Schuppen zurück und nehmen von dem Vorrath unserer Jagdtaschen ein Mahl ein. Unser Gast ist der dickbäuchige Pertahi, der sich durch ungemeine Gefräßigkeit auszeichnet. Im Kreise umher stehen die übrigen Häuptlinge und das Volk; hinter den Männern die Weiber. Kaum sind wir mit der Mahlzeit fertig, so stürzt sich die Menge mit Gier über die Reste her. Gesang ist eine der größten Vergnügungen dieser Wilden, und als wir daher anfingen, im Chor einige vaterländische Volksweisen zu singen, stand Alles lautlos und unbeweglich. Man sah die Gesichter unserer Gefährten sich erheitern, als wir unseren Strophen eine kriegerische Färbung gaben, und beim Anstimmen der Marseillaise waren sie kaum mehr Herr ihrer Entzückung. So wie wir eine Pause machten, brachen sie in lautes Freudengeschrei aus und vereinigten ihre Bitten, wieder anzufangen. Endlich, begierig, auch eine Probe von ihrer Kunst zu erhalten, sagen wir Pertahi, daß wir nach unserer Art tanzen würden und daß alsdann die Reihe an ihn und seine Leute käme. Sofort nehmen wir ihn in die Mitte und tanzen im Kreise um ihn herum. Der Häuptling fühlt sich dadurch sehr geehrt, und jetzt haben wir seine Freundschaft und

Dankbarkeit vollständig erworben. Gleich darauf erscheint der aufgehende Mond am Horizont, und Pertahi befiehlt seinem Volke, ihre Tänze und Gesänge zu beginnen. Man stelle sich etwa zwanzig Wilde vor, sowohl Männer als Frauen, die sich alle bei der Hand fassen und ihre Schultern an einander lehnen, dann einen langsamen Gesang anstimmen, indem sie alle die Kniee beugen. Die Männer sind bis auf den Leibgürtel ganz nackt, eben so die Weiber, aber ihre Hinterbacken sind durch eine Menge trockener, mit einem Stück Zeug bedeckter Blätter ins Ungeheure vergrößert. Der Gesang bewegt sich einförmig in Zweiviertel-Tact; Alle schreien mit voller Kraftanstrengung ihrer Kehlen, indem sie in der Terz und Quinte harmoniren. Die Tänzer bilden einen Halbkreis, als ein in allen Stücken bewaffneter Mann auf sie losstürzt. Er schwingt die Lanze, bedeckt sich mit seinem Schild und scheint von Wuth erfüllt. Seine heftigen Bewegungen richten sich nach dem Tacte des Gesanges, und er hat das Ansehen, als wenn er an sich hielte, um seine Lanze nicht gegen die ihm entgegenstehende Mauer von Tänzern zu schleudern. Nach und nach scheint sich sein Zorn indeß zu besänftigen; endlich gesellt er sich zu den Tänzern und thut wie sie. Diese rekrutiren sich immer mehr aus beiden Geschlechtern und bilden jetzt einen vollständigen Kreis, der seine Knie-Uebungen fortsetzt, bis die Kette der Tänzer sich zuletzt auflös't. Die Männer stellen sich auf die eine, die Frauen auf die andere Seite; der Häuptling Pertahi aber bindet sich eine Kokosnuß auf die Schulter und indem er kreuz und quer zwischen den beiden Haufen herumspaziert, macht er lange Redensarten. Seine Worte sind durchaus eintönig, und seine einzigen Geberden bestehen darin, daß er zuweilen den Mond ansieht, dessen Scheibe ein blasses Licht auf all' diese schwarzbraunen Häute wirft. Kaum hat Pertahi seine Rede beendet, so stürzen sich fünf und zwanzig bis dreißig mit Lanzen und Schilden bewaffnete Krieger auf die Bühne, das heißt vor den Schuppen. Bei diesem Anblicke greifen wir unwillkürlich nach unseren Waffen; aber der erschreckte Pertahi, der uns bedeuten will, daß dies nur ein Schauspiel sei, stellt sich allein entwaffnet in unsere Mitte, und jetzt haben wir keine Furcht mehr. Die bewaffneten

Männer stellen sich nun ohne weitere kriegerische Demonstration an zwei entgegengesetzten Punkten in zwei Haufen auf und von den Endpunkten dieses Durchmessers aus füllt sich der Kreis aufs Neue mit siebenzig Tänzern und Tänzerinnen, welche die erste Ceremonie der Kniebeugung wiederholen. — Wir hatten bemerkt, daß die Salomonier die größte Achtung vor unseren Feuerwaffen hatten. Herr Lafond hatte nämlich die Wilden in dem Lager der Fischer auf St. Georges um eine Kokosnuß gebeten; da dies aber ohne Erfolg blieb, so schickte er eine Kugel in einen Kokosbaum und diese traf glücklicherweise den Stengel eines Kokoskolben, der mit Gepolter mitten unter die Wilden niederfiel. Man begreift nun, wie sehr sie unsere Flinten fürchten mußten. Auch war es schon vorgekommen, daß einer der Unserigen in eine Hütte getreten und daß der Eigenthümer bei dem Anblicke eines Hemdes von leuchtenden Farben, das seine Habgier reizte, drohend eine Keule ergriffen hatte; aber bei dem Anblick eines Taschenpistols läßt er zögernd seine Waffe sinken, worauf es dann zu gegenseitiger Verständigung kommt."

„Schon ist Mitternacht vorbei, und noch hören die Tänze und Gesänge nicht auf. Jeder von uns hat sich inzwischen seinen Gastfreund gewonnen. Die Auswechselung der Namen ist der erste Act dieser vorübergehenden Brüderschaft. Ein Häuptling Sahe, der mich in sein Herz geschlossen, ließ sich in Folge dessen Dumoulin nennen, während man mich mit dem Namen Sahe bezeichnete. Nachdem wir zum Schlafengehen in den Schuppen eingetreten, wo man ein Feuer angezündet hat, schreckt uns der Anblick von einem Dutzend alter häßlicher Weiber zurück; denn die jungen werden hier zu Lande nicht geachtet. Es kommt zu Auseinandersetzungen, und so weit ich den Sahe verstehen kann, scheint es ihm sonderbar, daß ich, bereits Eigenthümer seines Namens, nicht an seiner Statt von allen Rechten der Gastfreundschaft Gebrauch machen will. Ich erkläre ihm, daß ich nur ausgegangen bin, um frische Luft zu schöpfen und die Tänze seines Volkes zu sehen. Pertahi fordert mich daher auf, mich zu den Tänzern zu gesellen. Ich lasse mich nicht bitten, da die Sache nicht schwierig scheint. Aber nach Verlauf einer Viertelstunde sind mir die Kniee wie zerschlagen und ich bin genöthigt,

unter dem Jauchzen der Menge den Kreis zu verlassen. Ich hatte nun erfahren, worin bei diesem Volke die Auszeichnung des Tänzers besteht: er muß unermüdlich sein. Ich gestehe meine Schwäche ein und erkenne mich für besiegt. — Endlich bringt der Tag seine ersten Lichter, als ich, auf der Erde in der Nähe des Tänzertrupps todtmüde ausgestreckt, kaum etwas eingeschlafen bin. Jetzt verdoppelt sich das Geschrei; noch niemals haben die Wilden solchen Lärm gemacht, und ich erhebe mich wieder. Einige Kinder kommen, jedes mit einer Kokosnuß beladen. Sie stoßen ein betäubendes Geschrei aus; dann gehen sie im Kreise herum, werfen ihre Kokosnüsse in die Mitte und stellen sich zur Seite auf. Auf ein Zeichen Pertahi's endigt der Gesang; die Frauen holen aus dem Schuppen eine ziemliche Menge zubereiteter Lebensmittel hervor und werfen sie mitten unter die Kokosnüsse. Darauf nimmt Jeder den ihm zukommenden Theil, verzehrt ihn und begiebt sich, von Müdigkeit überwältigt, zur Ruhe."

„Alles ist beendigt, als die Sonne aufgeht. Die Luft wird von dem Geschrei der Vögel erfüllt, die unsere Jagdlust anfachen, und mit unseren Flinten bewaffnet, verbreiten wir uns im Walde. Was mich betrifft, so überlasse ich mich meinen Führern, die mich in das Gebirge geleiten, indem sie einen hübschen kleinen Wasserlauf verfolgen. Plötzlich, am Ausgange eines Dickichts, finde ich mich einem Eingeborenen gegenüber, der, sobald er meiner ansichtig wird, seine prächtige Keule erhebt. Es war Zeit, daß meine Führer dazwischen traten, da ich das Gewehr bereits an der Schulter und den Finger am Abzug hielt. Auf dem Gipfel des Berges finde ich nur drei verlassene Hütten; aber hier überfällt mich Müdigkeit und ein allgemeines Unwohlsein. Ich eile zum Flusse, um ein Bad zu nehmen. Kaum habe ich mich entkleidet, so lassen sich mehrere Weiber sehen, die am Meere entlang gehen und bei uns vorüber müssen. Sogleich kauern alle Wilden, die gleich mir ins Wasser gesprungen waren, nieder und ersuchen mich, dasselbe zu thun, bis die Weiber vorüber wären. Ich bin erstaunt über dies Zeichen von Ehrbarkeit bei einem so rohen Volke. Darauf kehren wir nach Opihi zurück. Pertahi erwartete nur meine Ankunft, um den Tanz der Musi-

kanten beginnen zu lassen. Etwa zwanzig Mann bildeten die Musikbande. Ein Dutzend derselben hatte Schalmeien mit zwei oder drei Pfeifen, welche zwei oder drei Töne gleichzeitig mit Terz- oder Quint-Accorden von sich gaben. Die Anderen hatten dicke und lange Bambusrohre, längs denen ein engeres Rohr im Octav-Accord mit ersterem verbunden war. Diese Bambus von verschiedener Weite und Größe hatten nur ein Loch und gaben nur einen Ton; aber alle Instrumente stimmten unter sich im Terz-, im Quint- oder Octav-Accord; sie sollten den Baß abgeben, während die Schalmeien die Melodie ausführten. Alle diese Musikanten, welche zugleich die Tänzer waren, erschienen vom Kopf bis zu den Füßen bewaffnet. In der einen Hand hielten sie ihre Lanze, in der andern ihren Schild und ihr Instrument; eine an dem Leibgürtel hängende Keule vollendete die Ausrüstung. Auf ein Zeichen Pertahi's stellen sich alle diese Leute in einen weitläuftigen Kreis; dann stimmen sie eine ziemlich rasche und seltsame Weise in Dreiviertel-Tact an, wobei eine bewundernswürdige Harmonie herrscht. Der Tanz der Spieler wiegt die Musik nicht auf. Erst halten sie ihre Lanze waagerecht, dann sperren sie die Beine auseinander und biegen die Kniee, als wenn sie erstere werfen wollten; hierauf drehen sie sich in zwei Tempos auf den Absätzen herum; demnächst erheben sie sich und machen zwei Schritte zur Linken, um dieselben Bewegungen wieder zu beginnen. Auf diese Weise nimmt jeder Tänzer nach und nach die verschiedenen Plätze des Kreises ein, und der Tanz endigt erst, wenn Jeder von ihnen an seinen ersten Ausgangspunkt gekommen ist. Dem Tanze der Männer folgt der der Frauen. Die Tänzerinnen sind ihrer funfzig von jedem Alter. Ihr Kopf ist mit Kalk weiß gemacht, Halsbänder von Zähnen jeder Art umschlingen ihren Hals, und ihr Hintertheil hat seit der vergangenen Nacht von seiner künstlichen Fülle nichts verloren. In den Haaren und überall, wo es sonst thunlich war, haben sie Sträuße duftender Blumen. Jede hält einen hübsch geschnitzten und mit Kakadu-Federn geschmückten Stock in der Hand. Sie stellen sich in einen Kreis und stimmen, im Einklang singend, eine ziemlich rasche, aber sehr einförmige Melodie an. Der erste Pas ihres Tanzes besteht darin, daß sie die Füße aus-

einander sperren, indem sie die Stöcke waagerecht ausstrecken; beim zweiten nähern sie ihre Füße, indem sie die Erde mit den Absätzen stampfen; beim dritten Pas drehen sie sich, den Stab senkrecht haltend, um sich selbst herum, um demnächst wieder so anzufangen. Das Ganze ermangelt nicht einer gewissen Wirkung, aber dieselbe würde erst vollkommen sein, wenn man den Sinn der Worte verstände, welche uns unsere Tänzerinnen vorsingen. Um Mitternacht beschließt ein allgemeines Mahl diese uns zu Ehren veranstalteten Feste. Pertahi's Pirogue soll uns an Bord zurückbringen. Am Strande von Opihi kamen wir ziemlich nahe an einem feindlichen Dorfe vorbei. Bald dreht sich die Unterhaltung um die Menschenmahle. Der uns begleitende Sahe erzählt uns mit Lust, wie man ein Stück »Mensch« nach dem andern verzehrt. »Nichts,« sagt er, »ist so kostbar, als der Körper eines in der Schlacht getödteten Feindes. Wenn dies glückliche Ereigniß eintritt, singt das Volk Pertahi's die ganze Nacht vor Freude. Man öffnet zuerst den Schädel, und die Häuptlinge, deren Geschmack am feinsten ist, tauchen Bananen in das Gehirn und essen es roh. Erst wenn nichts mehr davon vorhanden ist, fängt man an die Schenkel zu essen; dann kommt die Reihe an die Hände und zuletzt an die Lenden. Eine geheiligte Strophe wird von den Häuptlingen bei jedem Gliede, was fällt, gesungen. Der Rest wird dem Volke überlassen, nachdem man jedoch noch die Geschlechtstheile weggenommen, welche in Bananenblätter gewickelt, auf dem Rost gebraten und dem obersten Häuptling dargebracht werden.« Als Sahe die Beschreibung seines gräßlichen Mahles vollendet hat, beginnt er nun seinerseits uns zu fragen, wie wir in ähnlichen Fällen verfahren, so sehr scheint ihm das Verzehren des Feindes eine natürliche Sache zu sein; aber in diesem Augenblicke legen wir am Astrolabe an."

Gegen Ende des November setzen wir unsere Fahrt bis zu den Inseln Choiseul, Bougainville und Buka fort. Alle drei sind hoch, namentlich zeigt Bougainville eine Kette ungeheurer Berge, deren höchster Gipfel eine Färbung hat, welche im Widerschein der Sonne den Schneehaufen in Schluchten gleicht; auch sehen wir das ganze Land mit Rauchsäulen bedeckt, was eine beträchtliche

Bevölkerung verräth. Mit dem Verschwinden von Buka sagen wir den Salomonsinseln unser letztes Lebewohl. Die Bewohner haben im Allgemeinen eine Haut von mattem Schwarz; einige sind indeß auch glänzend schwarz, andere kupferfarbig. Ihre Haare sind kraus und dicht, oft zerzaus't nach Art der Papus. Ihr Kopfputz besteht manchmal aus rothen Büscheln in Form von Federbüschen. Der Kava und die Tättowirung sind nicht gebräuchlich. Die Frau ist Sclavin des Mannes. Die einzelnen Stämme bekriegen sich fortwährend; sie verzehren nur ihre Feinde. Die Hütten bestehen als Flechtwerk von Binsen und sind mit dem Blatt des Kokosbaumes bedeckt. Ausgezeichnet schön ist der Bau ihrer Piroguen; an den Seiten sind sie oft mit reichen Bildhauerarbeiten geschmückt, und diese Einrichtung gewährt der Bemannung zugleich einigen Schutz gegen die feindlichen Pfeile. Als Kleidung tragen sie nur einen Leibgürtel von grobem Stoffe; aber zum Ersatz bemalen sie sich Gesicht und Körper hauptsächlich mit Kalk. Unsere Matrosen benutzten diesen Geschmack der Wilden für Farben und bedeckten sie mit Malereien in Oel, Ruß und Kalk vom Kopf bis zu den Füßen, worauf sie sich nicht wenig zu gut thaten.

Mittags den 8. December sehen wir im Süden die hohen Berge von Neu-Irland. Während der folgenden Nacht durchfurchen zahlreiche Blitze den dunkelen Gewitterhimmel; bald nachher gießt der Regen in Sturzfluthen herab, und die Winde überlassen uns den Strömungen. Am anderen Morgen steure ich nach Norden. Unter Regen und heftigem Wind passiren wir nach einigen Tagen die Linie und fahren am 17. December bei den Dunkins- oder Monteverde-Inseln vorüber. Trotz des schlechten Wetters und der hohlgehenden See stoßen mehrere Piroguen zu uns, die fünf, sechs oder acht Eingeborene führen. Diese neuen Ankömmlinge haben ganz das Gepräge der carolinischen Bewohner. Ihr Körper ist regelmäßig mit schlanken gutgebauten Gliedern, die Haut kupferfarbig; ihre Gesichtszüge sind ziemlich angenehm, die Zähne schön, der Mund klein. Sie tragen den Bart wie die Juden; ihre langen, schwarzen und schlichten Haare sind in einen Wulst aufgebunden. Statt aller Kleidung tragen sie einen Gürtel und eigenthümlich gestaltete

Hüte von geflochtenem Stroh mit vier kleinen Stöcken bekränzt, was ihnen ein seltsames Ansehen giebt. Einige haben schon den chinesischen Kegelhut. — Am 21. Dec. erscheinen die hohen Gipfel der Hogoleu-Inseln, und am anderen Tage lassen wir die Anker inmitten dieser Gruppe bei der kleinen Insel Tsis fallen. Sie ist mit Kokosbäumen bedeckt; ein kleiner Hügel beherrscht sie, und man bemerkt auf ihr die Brotfrucht, die Banane und besonders lange Tarostauden. Bald nachher sehen wir Piroguen von den uns umgebenden größeren Inseln abfahren und unsere Corvetten umlagern. Sie bringen Fische im Ueberfluß. Die von uns am meisten gesuchten Gegenstände sind die seltenen Porzellan-Orangen-Muscheln, von denen die Hogoleu-Inseln das eigentliche Vaterland zu sein scheinen. Im Uebrigen verkehren diese Wilden ruhig mit uns und zeigen dabei ziemlich viel Rechtlichkeit; ihr Sinn scheint sanft und friedlich.

Mehrere unserer Officiere haben die benachbarten Inseln Periadik und Ruk besucht. Die Eingeborenen nahmen sie freundlich auf; nur in Betreff der Frauen verriethen sie gegen die Fremdlinge großes Mißtrauen und gaben zu verstehen, daß diejenige unter ihnen, die das Gesetz der ehelichen Treue verletze, mit dem Tode bestraft werde. Daher flüchteten die Frauen überall vor dem Anblick der Unsrigen gleich aufgescheuchten Vögeln, indem sie mitunter ein lautes Geschrei ausstießen. Ihre natürliche Neugierde verleugnete sich nicht, aber ihre Furcht war größer: man bewunderte einen Augenblick, um dann desto schneller zu fliehen. Erst nachdem einer der Officiere ihnen deutlich gemacht, daß sie in Bezug auf die Weiber tabu seien, näherten sich einige derselben und ließen sich endlich selbst Halsbänder oder Ohrringe anhängen. Ihre schwarzen glatten Haare wallten über die Schultern herab. Ihre Kleidung war eine feine gelbe, schwarzgestreifte oder carrirte Matte, welche durch einen aus buntfarbigen Muscheln zusammengesetzten Leibgürtel festgebunden war. Außerdem trugen die vornehmeren Männer und Frauen eine Art orangefarbener Mäntel, die, gleich den Meßgewändern der Priester, über die Schultern herabfielen. In der Mitte dieses Stück Zeuges befindet sich ein Loch, durch welches man den Kopf steckt: es ist der Poncho der Araucaner Chili's. In einer Hütte entdeckten

sie einen noch ganz unvollkommenen Webestuhl. Einige der Hütten dienen dazu, ihre sehr schnell segelnden Kriegspiroguen unterzubringen. Ein paar derselben, die man in Augenschein nahm, waren roth und schwarz bemalt, die Ränder aber mit Schnitzwerk geschmückt. Der Gebrauch der Feuerwaffen schien ihnen noch unbekannt, da sie große Ueberraschung und Schrecken bei dem ersten Flintenschuß an den Tag legten. Als sie den geschossenen Vogel blutig und leblos fallen sahen, gaben sie ihr Erstaunen durch ein dumpfes, langgezogenes Oh zu erkennen und dadurch, daß sie sich mit der hohlen rechten Hand auf den Nacken schlugen. Einen halb gar gerösteten Fisch und eine Anzahl lebendiger Krabben bot man den Fremdlingen als Speise an. Diese langten aus ihren Jagdtaschen etwas Zwieback nebst Käse hervor. Sogleich streckten sich alle Hände gierig darnach aus. Den Zwieback schienen sie mit Vergnügen zu kosten, den Käse verwarfen sie mit Widerwillen; auch tranken sie etwas Branntwein, nicht ohne Grimassen zu schneiden. — So viel von den Erzählungen der Officiere. Was mich betrifft, so verbringe ich jeden Tag auf der kleinen Insel Tsis, bei der wir vor Anker gegangen. Die Pflanzenwelt ist daselbst so lieblich, die Erde erscheint so reich, daß ich ihrer nicht müde werden kann. Dagegen erscheint nichts unglücklicher, als der Anblick der Schuppen, welche einigen Wilden als Zufluchtsort dienen und von übelriechendem Schmutze starren. Auch an gewissen Thierchen fehlt es den Carolinern nicht, welche sie sich gegenseitig abkämmen; aber weit weniger aus Reinlichkeit, als aus entschiedenem Geschmack für diese Insecten, da sie solche als ihre Feinde verzehren. Die einzigen Thiere, die ich auf der Insel gesehen habe, sind eine Katze und zahlreiche Ratten von ungeheurer Dicke.

Eines Tages waren die Herren Duroch, der das Commando hatte, und Dumoulin mit einem Boote unter Segel gegangen, um die Küsten einiger Inseln aufzunehmen. Die Eingeborenen erschienen wie gewöhnlich an Bord der Corvetten, und ich war weit entfernt zu ahnen, daß unsere Leute noch an demselben Tage von ihren Waffen Gebrauch machen sollten, um ihr Leben gegen diese Wilden von einem anscheinend so friedlichen Charakter zu vertheidigen. Indessen erblicke ich um Mittag an der

nordwestlichen Spitze der Insel Ruk das große Boot, welches längs dem Ufer fuhr und sich dann gegen uns wandte. Mit Erstaunen sehe ich in demselben mehrere Officiere, welche höchstens seit einer Stunde nach der Insel Ruk gefahren waren. Folgender Bericht des Herrn Dumoulin löst mir das Räthsel.

„Am frühen Morgen fuhr das Boot des Astrolabe, versehen mit einer Donnerbüchse und einer Kiste mit Waffen und Munition vom Bord ab, um eine hinter der Insel Ruk gelegene Inselgruppe zu erforschen. Als wir einen Canal, welcher die Insel Umol und Ruk trennt, erreichten, begegneten wir einer kleinen Flotte von Piroguen. Alle diese Fahrzeuge waren mit Segeln versehen, und die darauf befindlichen Eingeborenen von Umol forderten uns in der freundlichsten Weise auf, ihre Wohnungen zu besuchen. Wir verfolgten indeß unsere Richtung weiter, um zwischen Ruk und Dublon durchzugehen. Große Klippen umgeben diese Inseln und versperren den Canal, der sie trennt. Mitten auf der Nordküste von Ruk liegt auf einer niedrigen Landspitze nach Dublon hin ein ausgedehntes Dorf. Von diesem Punkte aus sahen wir eine bedeutende Menge Piroguen von einer ganz anderen Bauart, als die, welche uns schon besucht hatten, abstoßen und waren bald von denselben umringt. Um besser die großen Klippen, welche Ruk umgeben, ins Auge fassen zu können, hatten wir die Segel gestrichen und bewegten uns langsam mittelst der Riemen vorwärts. Wir näherten uns jetzt dem engsten Punkte des Canals und der Landspitze mit dem Dorfe, als die nördlich gewandte Kette der Riffe uns den Weg versperrte, so daß wir fürchteten, keine Durchfahrt zu finden. Ohne Zweifel glaubten die Wilden auf den kleinen von Rudern bewegten Piroguen, daß unser Boot auf die Riffe gelaufen sei oder daß es hier nothwendig Schiffbruch leiden müsse; denn sie wählten diesen Moment, um uns anzugreifen. Zuerst begnügten sie sich, mit aller Kraft ihrer Fäuste einen Hagel von Pomeranzen zu senden, welche unsere Matrosen sehr belästigten. Wir nahmen die Sache anfangs für Scherz und waren so weit entfernt, an einen ernstlichen Angriff zu denken, daß unsere Waffen sich noch in einer Kiste unter der Sitzbank des Bootes verschlossen befanden. Auf einmal ändert sich die Scene. Ein auf dem Boden

seiner Pirogue stehender Häuptling ergreift eine Sagaie (eine Art Wurfspieß) und schleudert sie gegen uns. In demselben Augenblicke bewaffnen sich alle Eingeborenen und bereiten sich zum Kampfe. Unsere Lage ist höchst bedenklich. Schwer nur lassen sich unsere Leute zurückhalten, und auf der anderen Seite ist unser Fahrzeug zu nahe an der Klippe, um den Kampf aufzunehmen. Ueberdies erblicken wir etwa funfzig Eingeborene, die mit Hülfe des Riffes zu Fuß gegen unser Boot kommen, um zu ihren Kameraden zu stoßen. Ohne Zweifel sind sie mit Schleudern und Steinen versehen; dann ist unser Untergang sicher. Aber der Commandirende, Herr Duroch, trifft mit bewunderns-würdiger Umsicht und kalten Blutes seine Anordnungen. Im Nu hat jeder Mann seine geladene Waffe zur Seite; dann beschäftigen sich alle mit der Handhabung der Segel. Das Focksegel wird gehißt und schleunigst entfernt sich das Boot mit dem Winde, indem es mitten durch die feindliche Flotte fährt, die uns mit Wurfgeschossen bedeckt. Noch ist kein einziger Schuß gefallen; nur im Augenblicke des Angriffs hatten Herr Duroch und ich mit unseren Jagdflinten auf den Häuptling angelegt, der den Anfall leitete und kaum zwanzig Schritt von uns entfernt war. Mit Angst mußte er die beiden auf seine Brust gerichteten und zu seiner Vernichtung bestimmten Läufe sehen und dadurch unschlüssig gemacht werden; aber nachdem er unsere Bewegung eine halbe Minute betrachtet, schwang er neue Lanzen und wurde nur um so kühner. Unglückliches Volk! Sollte es die Feuerwaffen und ihre fürchterlichen Wirkungen nicht kennen? — Indessen ist der Angriff ernstlich gemeint, und leicht bemerken wir, daß diese Wilden die Anführer der Fremden erkannt haben. Alle ihre Wurfgeschosse sind nach dem Hintertheile des Bootes gerichtet; eine Sagaie streift die Schulter des Herrn Duroch und trifft meinen Hut, ohne jedoch eine Verwundung zu verursachen; andere treffen die Schandbecke des Bootes, wo sie stecken bleiben. Schon sind wir los von den Riffen und unbehindert in unseren Bewegungen. Wir braffen also auf und erwarten den Ausgang der Verhandlungen zwischen den Wilden, die sich zu besprechen schienen, als sie unser Boot sich entfernen sahen. Am Lande nehmen wir eine lange Reihe von Weibern wahr, die mit ihren

Kostbarkeiten und Kindern auf dem Rücken nach dem Gebirge fliehen. Dann verdoppeln die Piroguen von Ruk, welche in unserem ersten Manöver nichts als schimpfliche Flucht gesehen, ihre Anstrengungen, um sich uns zu nähern. Ein und zwanzig Piroguen bilden das kleine Geschwader; keine führt weniger als fünf Krieger, viele haben zehn an Bord und das Fahrzeug des Häuptlings allein ist mit zwei und zwanzig Eingeborenen bemannt. Alle kommen in ziemlich gedrängten Haufen vorwärts; ihnen geht die große Pirogue des Häuptlings und eine kleinere voraus, auf deren Boden zwei nackte Männer zum Zeichen der Verachtung einen sehr unanständigen Tanz aufführen. Als die Pirogue des Häuptlings nur noch einen Pistolenschuß hinter uns ist und die der Tänzer ziemlich nahe zur Seite, wirft der Häuptling seinen Mantel ab, rollt seine Haare auf und macht Zeichen der Freundschaft, indem er hofft, uns an sich zu locken, während doch jeder der Männer sich mit einer uns bestimmten Lanze bewaffnet. Aber diesmal kommen wir dem Angriff zuvor. Ein auf die Pirogue des Häuptlings gerichteter Schuß aus der Donnerbüchse zertrümmert dieselbe; gleichzeitig stürzen die Tänzer durch einen Flintenschuß von Herrn Duroch und mir. Durch diese fürchterliche Vergeltung bestürzt, beeilen sich die Eingeborenen zu fliehen; die, welche sich in den beiden nächsten Piroguen befinden, werfen sich ins Wasser und schleppen schwimmend ihre Todten, ihre Verwundeten und die Trümmer ihrer Piroguen mit sich. Weit entfernt, sie zu verfolgen, läßt Herr Duroch auf der Stelle das Gewehrfeuer aufhören, und die Besiegten erreichen langsam die Riffe der Insel Dublon. Jetzt Meister des Schlachtfeldes, setzen wir unsere Forschungen ruhig fort; aber während wir uns von Neuem dem Riffe nähern, um eine Durchfahrt zu suchen, erblicken wir die noch mit allen ihren Kriegern besetzte Flotte, die, sich in der Nähe des Dorfes sicher glaubend, den Augenblick erwartet, wo wir uns in die Engfahrten begeben haben werden, um uns von Neuem anzugreifen. Wir sind noch sehr weit entfernt, als wir ihnen eine Kartätschenladung senden. Unglücklicher Weise trifft der Schuß nur zu gut; denn wir sehen deutlich, wie die Kugeln die Piroguen bearbeiten, von denen sie mit großem Getöse Stücke

abreißen, und bald bemerken wir, wie die Eingeborenen die Todten der Bemannung wegtragen, die sich beim Losgehen des Schusses ins Wasser gestürzt. Nicht ein einziger Schrei war während des Treffens von den Verwundeten ausgestoßen worden; die Klippen und selbst die Bäume waren voller Zuschauer; aber nach diesem letzten Schusse verlassen Alle schleunigst ihren luftigen Zufluchtsort und flüchten in das Innere des Landes. — Eine der Segel-Piroguen von Omul hatte uns nicht verlassen. Als die darin befindlichen Eingeborenen den ersten Angriff der Wilden von Ruk sahen, forderten sie uns auf, ihnen nach ihrer Insel zu folgen, um diesem bösen Volke zu entgehen; dann waren sie Zuschauer des Kampfes gewesen, und nach Beendigung desselben verbreiteten sie die Nachricht von dem Ereigniß auf allen Inseln. Wir konnten nicht wissen, welche Stämme für unsere Feinde von Ruk Partei nehmen würden; daher hielten wir es für das Gerathenste, nicht ans Land zu steigen, sondern uns, nachdem wir das Riff von Ruk umfahren hatten, nach unseren Corvetten zurückzubegeben. Auf dem Wege dahin waren wir so glücklich, mehrere Officiere an Bord zu nehmen, die eben erst nach Ruk gesegelt waren und sich an der Küste zerstreut hatten."

Die Nachricht von unserem Kampfe hatte sich schnell auf allen Inseln verbreitet, und am folgenden Tage besuchen uns nur wenige Piroguen. Die darauf befindlichen Eingeborenen beeifern sich, uns eine Menge Inseln zu nennen, deren Bewohner Tamols lili, d. i. Feinde, seien, die uns tödten würden. Mehrere Officiere ließen sich nach Tsis übersetzen und stiegen ans Land. Am Strande sahen sie eine Versammlung von etwa funfzig Wilden, die sämmtlich roth bemalt und mit Lanzen und großen eisernen Hauern bewaffnet waren. Ihre Zahl nahm mit jedem Augenblicke zu und ihr Benehmen erschien keineswegs beruhigend; auch wünschte ich mir viel Glück, die Unsrigen frisch und gesund an Bord zurückkommen zu sehen. Der Naturforscher Jacquinot, der ins Innere hatte eindringen wollen, war angegriffen worden. Aus seinem Munde vernahm ich Folgendes:

„Die kleine Insel Tsis ist rings von einem Riffe umgeben, und wird den Fahrzeugen nur mittelst eines schmalen Canales

zugänglich, dessen Krümmungen man sorgfältig folgen muß, um an einer auslaufenden Sandspitze zu landen. Nach diesem Punkte brachte ein Boot der Zelée mehrere Officiere, und ich befand mich unter denselben. Als wir ankamen, überraschte uns der Anblick mehrerer großen, am Strande befestigten Piroguen. Die Sandzunge selbst war mit eilig erbauten Hütten bedeckt, und bei denselben hatte sich eine ziemlich große Anzahl Wilder niedergekauert. Ihr Verhalten war düster und schweigsam. Traurigkeit und Niedergeschlagenheit malte sich auf ihren Gesichtern, und wir setzten mit Recht voraus, daß sie zu den Verwandten und Freunden der gestern gefallenen Opfer gehörten. Nur zum Zwecke der Rache konnten sie ihr sehr entferntes Dorf verlassen haben, um die Nacht auf dieser Landspitze ganz in der Nähe unserer Schiffe zuzubringen. Das bezeugten auch ihre Waffen und Bündel von Wurfspießen, die bei den Hütten aufgehäuft lagen. Wir fühlten uns in der Nähe unserer Schiffe ganz sicher; überdies kannten wir die Furcht der Wilden vor den Feuerwaffen, und wir waren gut bewaffnet; auch schickten wir unser Boot auf der Stelle an Bord zurück. Unser Leichtsinn ging indeß so weit, daß wir, anstatt zusammenzubleiben, uns sogleich trennten. Ich selbst drang in den Wald. Nachdem ich lange, hier und da einige Vögel schießend, gegangen war, sah ich mich, indem ich aus dem Walde heraustrat, auf einmal am Strande. Die See war glatt wie ein Spiegel; kein Hauch kräuselte ihre Oberfläche; die tiefste Stille herrschte. Vor mir, in der Entfernung von einer Meile, spiegelten unsere in der Sonne glänzenden Corvetten ihren schwarzen Rumpf und ihre unzählbaren Taue in langen zitternden Linien auf dem Wasser. Etwas weiter zur Linken stand unbeweglich ein kleines Boot mit einem Matrosen und einem Officier, der den Plan der Bai aufnahm. Der Strand rechts führte zu dem gewöhnlichen Landungsplatze. Ich war stehen geblieben, um meine Flinte wieder zu laden, als plötzlich ein Stein mit Macht in meiner Nähe niederfiel und den Sand aufwühlte. Ich blickte mich lange vergeblich nach allen Seiten um und entdeckte endlich zu meiner Linken seitwärts am Strande zwischen den niedrigsten ins Meer hinabhängenden Aesten eines Baumes die Füße mehrerer

Wilden, die sich ohne Zweifel stille hielten, weil sie warteten bis ich ihnen näher sei. Eiligst schob ich eine Kugel in jeden Lauf meiner Flinte, machte mein Pulverhorn zurecht, that auch Pfropfen und Kugeln in meine Taschen, um schnell wieder laden zu können. Meine erste Bewegung war, mich in den Wald zu werfen und, einmal aus dem Gesichtskreise meiner Verfolger, nach dem Landungsplatze hinzulaufen. Aber ich bedachte alsbald, daß sie eben so gut als ich liefen, und daß sie, indem sie sich hinter den Bäumen versteckten, mich leicht mit ihren Wurfspießen erreichen könnten, ohne meine Flinte zu fürchten. Ich hatte auch einen Augenblick die Absicht, mich auf eine sich ziemlich weit in die See erstreckende Klippe hinauszuwagen und das kleine Boot zu Hülfe zu rufen; aber es war ziemlich weit entfernt, und während dem würden die durch meine Flucht nur kühner gemachten Wilden mich sicher erreicht haben. Ich entschloß mich daher, dem Strande rechts zu folgen, indem ich hoffte, daß mich die Corvetten im Falle eines Angriffs vielleicht sehen würden, und daß ich mich endlich weit leichter würde vertheidigen können. Ich setzte mich daher ohne zu große Eile in Bewegung, während ich nach den Bäumen sah, als wenn ich Vögel zu entdecken suchte, ohne jedoch zu unterlassen, die Wilden zu beobachten. Als sie mich zurückgehen sahen, kamen sie aus ihrem Versteck hervor. Es waren ihrer etwa zwanzig, alle mit Lanzen und Stöcken bewaffnet und vom Kopf bis zu den Füßen gelb bemalt, was ihr Kriegsschmuck ist. Sie folgten mir, ohne zu laufen. Ich war indeß kaum zwanzig Schritte vorwärts gekommen, als plötzlich ein aus dem Walde heraustretender Wilder vor mir stand. Es war der Häuptling: hochgewachsen, nackt und ganz mit Orangegelb bemalt. Seine Haare sind sorgfältig hinter seinem Haupte aufgebunden und in der Hand trägt er eine Lanze von hartem Holz mit weiß geschärfter Spitze. Ich sehe den Augenblick voraus, wo ein erstes Opfer nöthig sein wird. Den Finger am gespannten Hahn meiner Flinte, bin ich bereit, bei der ersten Bewegung seiner Lanze zu schießen. So wie er erschienen ist, stoßen die anderen Krieger ein Hurrahgeschrei aus, was ohne Zweifel bedeutet: »Tödte ihn!« Dessen ungeachtet macht er keine feindselige Bewegung;

seine Gesichtszüge drücken Furcht aus; ein krampfhaftes Zittern zuckt durch seine Glieder. Ich mache ihm einige freundschaftliche Zeichen. Er beantwortet dieselben durch ein gezwungenes Lächeln, und mit listiger Miene zeigt er nach einem kleinen Vogel, der an den Zweigen hinaufhüpft, indem er mich auffordert, nach ihm zu schießen. Ich bedeute ihm, daß er zu klein sei, und indem ich thue, als wenn ich andere auf den Bäumen suche, gehe ich mit großen Schritten weiter. Nun wird meine Lage wahrhaft bedenklich. Der Häuptling folgt mir in geringer Entfernung und hält seine Lanze wagerecht auf zwei bis drei Fuß von meinem Rücken. Ich erwarte jeden Augenblick, daß mir die Spitze ins Fleisch dringt. Auch die Krieger rücken vor. Der Kampf scheint mir unvermeidlich und ohne eine besondere Fügung des Himmels muß mir der Ausgang desselben unheilbringend werden. Der Strand ist nur durch einige Klippen unterbrochen. Wenn ich bis dahin gelangen kann, so habe ich Aussicht auf Rettung. Ich verdoppele meine Wachsamkeit. Halb gegen den mir Schritt vor Schritt folgenden Häuptling gewendet und alle seine Bewegungen beobachtend, gelange ich endlich zu den Klippen. Ich erklimme sie mit Leichtigkeit, und halte während dem das Gewehr nach ihm zu, um ihn in Furcht zu halten. Kaum daß ich seinem Blicke und dem seiner Landsleute entschwunden bin, beginne ich meinen Lauf. Ich höre noch ihr Geschrei, aber ich bin gerettet. In einiger Entfernung vom Landungsplatz begegne ich einigen meiner Freunde in Begleitung zweier Matrosen und erzähle ihnen mein Begegniß. Dann begebe ich mich auf die Sandzunge, wo ein paar Officiere sich baden wollten; meine Mahnung bewirkt, daß sie sich schnell wieder ankleiden. Kaum sind sie fertig, als ein Boot kommt, uns abzuholen."

Eben waren diese und andere Officiere an Bord zurückgekehrt, als wir einen Flintenschuß am Lande hörten. Herr Demas war mit dem größeren bewaffneten Boote abgegangen. Die Wilden hatten anfangs friedliche Gesinnungen gezeigt und dem Officier sogar einige Kokosnüsse überlassen. Der Hausmeister, der die Kokosnüsse in Empfang nehmen sollte, war aber bald nachher mit Steinwürfen angegriffen und genöthigt wor-

den, um Hülfe rufend, das Feld zu verlassen. Herr Demas durchschoß einem der Angreifer die Schulter und unmittelbar darauf hatten alle die Flucht ergriffen.

Glücklicher Weise läuft die für diese Station bestimmte Frist ab, denn sonst hätten wir vielleicht irgend ein neues Ereigniß zu beklagen, und schon ist Blut genug geflossen. Alle Arbeiten sind beendigt, und morgen, als am 29. December, werden wir den Ankerplatz verlassen; aber der Ruf der Caroliner ist befleckt. Wir haben hier nur böse und treulose Menschen mit einnehmendem Gesicht, angenehmen Formen und abgemessenem Betragen gefunden. Nirgendwo in Oceanien sahen wir ein so habgieriges und zugleich schmutziges Volk. Nur durch Kleider von gewebtem Tuch zeichnen sie sich aus. Wenn künstlich gearbeitete Schleudern in ihren Händen eine verderbliche Wirkung haben, so sind ihnen doch Bogen und Pfeile unbekannt, von denen ihre schwarzen Nachbarn eine so furchtbare Anwendung machen.

Um sieben Uhr morgens gehen unsere Corvetten unter Segel. Von einer Hohlsee hin und her geworfen und durch einen frischen Wind vorwärts getrieben, gelangen wir sehr bald an die südwestliche Spitze der Klippen und verlassen auf immer die schönste Gruppe des Archipels der Carolinen. — Am 31. December signalisirt die Wache Land. Es ist die Insel Guaham, welche zu den Marianen gehört. Endlich werden wir wieder eine europäische Sprache sprechen hören; wir werden ein befreundetes Land berühren und daselbst die Hülfsquellen der civilisirten Länder wiederfinden, deren wir Alle nach einer so langen und mühseligen Ueberfahrt, umgeben von den wilden Bewohnern Oceaniens, bedürfen. Aber die Nacht ist angebrochen, und erst beim Anbruch des neuen Jahres können wir die Flagge mit dem spanischen Wappen begrüßen.

Achtes Kapitel.

Am 1. Januar 1839 lassen wir in der kleinen Bai von Umata die Anker fallen. Wenn man das winzige Fahrzeug sieht, welches auf unsere Corvetten zukommt, so möchte man meinen, daß wir uns einer wilden Horde nähern. Blos aus einem Baumstamme ist es gearbeitet und mit einem Ausleger versehen; kleine Brettchen, mit einem langen Handgriff verbunden, dienen ihnen als Ruder, und doch ist dies die ganze Seemacht von Umata. Es enthält die beiden Würdenträger des Landes, den Padre und den Alcalden*), welche uns ihren Besuch abstatten. Sie theilen mir Nachrichten mit von meinen alten Freunden auf den Marianen, die mir vor zehn Jahren alle mögliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt erwiesen hatten. Damals hatte ich die Insel Vanikoro wiedergefunden, an der die Fregatten des Lapeyrouse gescheitert, und meine Mannschaft war von den höchst gefährlichen Fiebern dieser Unglücksinseln befallen worden. — Des Nachmittags mache ich mit Herrn Jacquinot einen Gang ans Land. Es fällt mir auf, daß in Umata das Neujahrsfest ganz unberücksichtigt gelassen wird; das Volk geht wie gewöhnlich seinen Geschäften nach. Das Dorf selbst hat sich während unserer zehnjährigen Abwesenheit wenig verändert. Das alte Kloster, welches uns früher zum Lazareth diente, steht noch, aber das Innere zerfällt in Trümmer und dient nur einer Hündin zum Aufenthalt, welche diesen Ort gewählt hat, um daselbst niederzukommen. Die Kirche ist so, wie wir sie zuletzt sahen, klein und schlecht unterhalten. Das Fort St. Angel, welches die Rhede begrenzt, steht noch immer, aber ohne Geschütz und Besatzung. Das große Haus, Palazio (Palast) genannt, hat allein ein weißes Hemde erhalten, dessen es sehr bedurfte. Sein Bewohner, der Alcalde, empfängt uns mit größter Artigkeit. Diesmal war die gewöhnliche Redensart der Spanier: la casa es à la disposicion de usted (das Haus steht zu

---

*) Alcalde ist der Name einer spanischen obrigkeitlichen Person, welche die Functionen der Justiz und Polizei in sich vereinigt. Padre ist spanischer Priester.

Eurer Verfügung) wörtlich zu nehmen; denn der Alcalde besteht darauf, daß wir uns in seinem Palaste niederlassen sollen; wir danken jedoch höflichst.

Am andern Tage erwartet der Alcalde mich auf der Schwelle seines Hauses, um mir ein ausgezeichnetes Stück Ananas anzubieten. Dann spaziere ich ein wenig in der schönen Allee von Pomeranzenbäumen, welche mit ihrem duftenden Laube die armen Hütten der Marianesen beschatten. Hier bringt diese unwissende Bevölkerung ihr Leben in dem ganzen Wohlsein der Unthätigkeit zu. Wie sehr sticht der schmutzige und widerwärtige Anblick dieser elenden Hütten gegen diese schönen mit Früchten bedeckten Pomeranzenäste ab! Der Aussatz mit seinen ekelhaften Wunden verzehrt diese Unglücklichen, die trotz ihres stumpfsinnigen Aussehens ehrlich und friedlich scheinen. Nachher mache ich einen Ausflug anf die benachbarten Dörfer Merizo, Kotan und Ahan. Die Kirche von Merizo ist in einem Verfalle, der dem Auge wehe thut. Im Uebrigen bemerkt man zahlreiche Bananen-, Taro-, Kokos- und Brotfruchtbaumpflanzungen. Auch Reis, Arrowroot, die Yamswurzel und Mais wird auf Guaham in Menge erzeugt. Die Marianesen zerstoßen den Reis und Mais in Becken von Stein oder Holz; daraus machen sie einen Teig, den sie in Asche backen und der ihnen als Brot dient. Aus Reis, Kokosnüssen und Palmensaft gewinnt man reinen, klaren und angenehm schmeckenden Branntwein. Die Insel besitzt mehrere Brennereien dieser Art. Schweine, Hühner und Eier scheinen selten. Dagegen ist das Hornvieh sehr verbreitet, und einige Heerden leben fast in wildem Zustande. Die hiesigen Wälder sind mit Hirschen bevölkert, welche die Spanier beim Entstehen der Colonie eingeführt. Diese Thiere haben sich so vervielfältigt, daß man jährlich tausend bis zwölf hundert tödtet. Herr Demas machte eine sehr ergötzliche Hirschjagd in Gesellschaft des Padre. Von der anderen Seite hatten unsere häufig beurlaubten Matrosen ihr Vergnügen an den Hahnenkämpfen, welche die Marianesen leidenschaftlich betreiben. — Der Schiffsfähndrich Duroch unternahm nebst Herrn Desgraz einen Ausflug nach der Hauptstadt von Guaham, Agagna. Folgendes entnehmen wir aus seinem Bericht.

„Mit Anbruch des Tages zog ich in Gesellschaft eines meiner Kameraden ab, ich auf einem Maulthier, er auf einem prächtigen Ochsen. Letzteren leitet man mittelst eines Stückes Holz, welches durch die Nasenlöcher geht und woran ein Strick befestigt ist. Unser Führer war ein armer, gutmüthiger Bursche. Zuerst durchschritten wir eine große mit Reis und Gemüsen bebaute Ebene. Dann gelangten wir an eine Schlucht und mußten aus der Tiefe derselben auf schlängelndem Fußpfad die steilen Seiten eines Felsens in glühender Sonnenhitze mühsam erklettern. Die Aussicht von dem Gipfel lohnte indeß reichlich alle Mühen: zu unserer Linken die Schlucht, aus der wir empor gestiegen waren, auslaufend in ein Thal voll tausend verschiedenartiger Bäume, die von den zierlichen Häuptern der Kokospalmen beherrscht wurden; vor uns, zu unsern Füßen, die See mit dem Strande, die Kaps, die Inseln, die Vorgebirge; weiter in der offenen See der silberne Gürtel von Klippen, wodurch die Annäherung an die Küsten versperrt wird; zu unserer Rechten tiefe Schluchten, frische Thäler; hinter uns endlich ausgedehnte, hie und da bebüschte Weiden, anlehnend an einige höhere Hügel, die von Kette zu Kette, von Gipfel zu Gipfel sich mit Bergen des Inneren verbinden. — Wir hatten angehalten, um das zauberische Bild zu betrachten, als unser Ochse, der kein großer Liebhaber von schönen Naturseenen zu sein schien, sich losriß und im Galopp quer durch die Schlucht sprang, die wir so eben durchschritten. Wir glaubten ihn verloren; unser Führer aber sprang ihm nach, und nach einer halben Stunde kehrte er mit dem flüchtigen Ochsen zurück. Zu Mittag erreichten wir hungrig und durstig ein großes Dorf, Agra, welches regelmäßig am Meeresufer erbaut ist und sich durch große Reinlichkeit auszeichnet. Wir wollten eben in eine Wohnung eintreten, um die Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, als wir erfuhren, daß mehrere unserer Kameraden, welche vor uns weggegangen, sich bei dem Pfarrer des Orts befänden, zu dem man uns sogleich führte. Wir fanden eine trefflich besetzte Tafel, um welche ein halb Dutzend unserer Kameraden saßen und schmausten. Auf Einladung des Wirthes folgten wir ihrem Beispiel. Unser Wirth war ein junger Mönch von fünf und zwanzig

Jahren mit frischem Gesicht und schwarzen ausdrucksvollen Augen. Er zeigte einen entschiedenen Geschmack für Musik und Tanz. Es war ihm gelungen, einige Insulaner zu Musikern zu bilden, und er ließ sie mehrere Stücke vor uns ausführen. Dann mußten Mehrere von uns nach den Klängen eines schwachen Piano's, sie mochten wollen oder nicht und trotz ihrer Ermüdung, mit ihm walzen. Umsonst klagten sie, daß der Walzer sie toll mache; dieser Tanz machte Epoche bei ihm. Er war so zufrieden, uns zu besitzen, daß er uns nicht mehr loslassen wollte. Er versprach uns einen guten Tisch, Musik, Feste aller Art; er stellte das ganze Dorf zu unserer Verfügung. Seine Herrschaft über die Bevölkerung schien mir unbeschränkt. Ich sprach mit ihm von der Reinlichkeit in den Straßen des Dorfes und aus seinen Antworten entnahm ich, daß er sowohl der geistliche, als weltliche Director desselben war. Als wir ihn verließen, war er ganz traurig. — Auf dem Gipfel einer Hochebene begegneten wir mehreren angesehenen Personen aus Agagna, die sich aufgemacht hatten, uns in Umata zu bewillkommnen; darunter befand sich auch einer der ersten Verwaltungsbeamten. Sie bedauerten, uns in Agagna nicht empfangen zu können, und alle boten uns gastliche Aufnahme in ihrem Hause an. Dies war kein leeres Anerbieten; denn in diesem guten Lande der Marianesen giebt es so wenig Reisende, daß Gasthöfe daselbst unbekannt sind. So wie ein Fremder anlangt, handelt es sich bei den Reicheren nur darum, wer ihn haben soll. Man macht sich einen solchen förmlich streitig und während seines ganzen Aufenthaltes wird er gefeiert und gepflegt, wie in seiner eigenen Familie. Da die erwähnten Herren uns trotz ihrer Abwesenheit nicht ohne Unterkommen lassen wollten, so beauftragten sie einen ihrer Bedienten, uns zu der Frau des Verwaltungsbeamten zu führen, der einzigen Spanierin auf der Insel, die uns die Ehrenbezeigungen ihres Hauses bis zur Heimkunft des Mannes machen sollte. Erst spät in der Nacht trafen wir in Agagna ein. Von unserem Manne geführt, gelangten wir vor die Thür eines großen, einstöckigen, mit einem hölzernen Balcon gezierten Hauses. Wir stiegen eine breite Treppe hinauf und befanden uns unter mehreren Kindern von zartem Alter, welche auf dem

Vorplatze herumsprangen. Der Bediente meldete uns, und die Donna eilte sogleich zu unserem Empfang herbei. Sie geleitete uns in einen großen, mit Sopha's und Sesseln versehenen Saal, und bot uns hier mit der sanftesten Anmuth, mit einer Stimme, die vom Herzen kam, ihre Dienste an, indem sie das ganze Haus zur Verfügung stellte. Wir nahmen das gastliche Anerbieten gern an, und bald nachher war das ganze Haus in Bewegung. Befehle wurden ertheilt, uns ein prächtiges Mahl zu bereiten, und unsere gute Dame machte sich eine Höllenarbeit, als ein Abgeordneter des Gouverneurs ankam, der uns im Auftrag seiner Excellenz ersuchte, in seinem Hause zu erscheinen. Unsere liebe Wirthin wurde dadurch ganz außer Fassung gebracht; wir folgten indeß unserem Führer bis zum Regierungsgebäude. An der Thür des großes Saales fanden wir den Gouverneur selbst, der uns mit der größten Freundlichkeit empfing. Das Ende davon war, daß wir im Schlosse blieben. Wir wurden von dem wohlwollenden Gouverneur mit fürstlichem Aufwande behandelt, und nach einer reichlichen Mahlzeit ließ er uns in unser Schlafzimmer bringen, wo wir uns einer wohlthätigen Ruhe hingaben."

„Am anderen Morgen waren wir früh auf, um die Stadt zu besuchen. Von den Fenstern des Schlosses konnten wir ihr Erwachen sehen; aber welch ein Erwachen! Nicht der geringste Lärm; nicht ein Hammerschlag erreichte unser Ohr, nicht eine Karre: gar nichts; ganz dieselbe Stille wie in der Nacht. Welche Traurigkeit verbreitet eine todte Stadt! Armes Agagna! Des Handels und der Thätigkeit beraubt, was wird aus dir werden? Wirst du endigen, wie die beinahe ganz von Bewohnern entblößten Inseln, die dich umgeben? Du allein zählst noch zu den Städten; aber deine Ruhe wird dich tödten, du wirst vertrocknen, an Entkräftung sterben müssen; das ist traurig! — Die Stadt liegt in einer hübschen Ebene, die sich auf der einen Seite an einen mit Kokospalmen gekrönten Hügel lehnt. Im Süden wird sie von einem Bache begrenzt, den man auf zerbrechlichen Brücken überschreitet, welche manchmal aus dem Stamme eines einzigen Baumes gebildet sind. Vor diesem Bache ist ein Sandstrand, dann das Meer. Die Straßen der Stadt sind breit, gerade und bestehen aus gestampfter Erde. Die Häuser,

alle auf Pfählen mehrere Fuß über den Boden gehoben, sind von Brettern oder Bambusrohren erbaut. Das Aeußere ist mit einer Schicht verdünnter Erde bedeckt und mit Kalk geweißt, welches dem Ganzen einen Anstrich von Reinlichkeit giebt; das Innere entspricht dem jedoch keineswegs. Fast alle Häuser haben nur ein Erdgeschoß, welches durch eine einfache hölzerne Scheidewand in zwei Säle getheilt ist. Der kleinere Saal dient zum Schlafzimmer für die ganze Familie; der andere als Eßsaal, Versammlungssaal, Ruheort und Küche. Rings herum sind Bänke angebracht und einige mittelst zwei Stricken an die Decke aufgehängte Sessel. Ein großer Koffer oder eine Commode ist das Hauptmöbel des Gemachs. Auf diesem Möbel ist der Altar errichtet, wo, umgeben von Kerzen und bekleidet mit Seide oder Gaze, sich der oder die heiligen Patrone des Hauses befinden. Ein süßes Nichtsthun füllt beinahe alle Mußestunden der Marianesen aus. In ihren Häusern, in die man jederzeit eintreten kann, findet man sie nachlässig ausgestreckt. Gastfreundlich, wie reiche Leute, bieten sie dir, sobald du eintrittst, erfrischende Getränke oder Kokosnüsse an. Sie verlangen nichts; aber beim Anblick ihres Haushaltes fühlt man ihr Elend, und man kann nicht umhin, ihnen dasjenige bezahlen zu wollen, was sie aus gutem Herzen geboten haben; sie nehmen es an, denn sie sind wirklich arm. Wir fanden überall dieselbe Gefälligkeit, und da fremde Uniformen für dieses Volk eine sehr merkwürdige Erscheinung sind, so waren wir beständig von einem Schwarm Neugieriger umringt; unter ihnen zeigten sich auch recht hübsche Mädchen mit schwarzen geflochtenen glänzenden Haaren, ausdrucksvollen Augen, vollen schönen Formen, die kaum durch ihre weißen Schnürleiber bedeckt wurden, welche nebst einem einfachen gestreiften Rocke ihre ganze Bedeckung ausmachten. Die Einwohner treiben nur dann einigen Handel mit Kokosnußbranntwein, Hühnern und Schweinen, wenn ein Wallfischfahrer auf der Rhede liegt. Ihre Gewerbsthätigkeit ist null, und was sollten sie auch mit derselben? Nach dem Branntwein und dem Nichtsthun (Farniente) ist ihre einzige Leidenschaft das Vergnügen an Hahnenkämpfen. Jeder Marianese hält seinen Hahn, und wenn er etwas Geld hat, setzt er es den Wechselfällen eines Kampfes

aus. Für diese Art von Vergnügen allein tritt er aus seiner gewöhnlichen Apathie heraus. Während er in seinem Munde eine Cigarre rollt, folgt er mit Besorgniß seinem Thiere, es anreizend, wenn es nicht will, und ihm Beifall zollend, wenn es Sieger ist. Dann zieht er sich ernst zurück und verbindet die Wunden seines armen Thieres, um es in den Stand zu setzen, wieder von vorn anfangen zu können. Dies ist das Leben der Marianesen. Die Weiber sind thätiger, da sie mit allen Sorgen der Wirthschaft beladen sind. Alle Marianesen legen eine große Religiosität an den Tag. Die Mönche üben einen ungeheuren Einfluß und sind vielleicht noch angesehener als die Militair-Gouverneure. Nichtsdestoweniger war die Kirche, ein großes Gebäude von bedeutender Höhe, nur schlecht ausgeschmückt. Wir besahen auch das Collegium, welches jetzt fast zur Ruine geworden ist und keine Schüler mehr besitzt. Wir fanden daselbst nur noch einen alten wurmstichigen Tisch und einen antiken Sessel, den Sitz der Professoren. Aber wenn auch die Knaben nicht mehr da sind und ihr Geschrei nicht mehr die Hallen des alten Gebäudes erschüttert, so werden sie daselbst durch eine ungeheure Anzahl von Kampfhähnen ersetzt. Ueberall, in den Gallerien, in den Sälen begegnet man solchen. Es ist ein wahres Kriegsheer, alle schön, hochfahrend, gut genährt, von stolzem, herausforderndem Ansehen. Endlich erwähnen wir noch den alten schadhaften Palast, den wir bewohnten. Er hat nur ein Stockwerk von großer Länge und wird von einem Walle umgeben, in dem sich einige mit Kanonen versehene Schießscharten blicken lassen. Außerhalb des Eintrittsgitters befindet sich ein geräumiger, von zwei Wegen rechtwinkelig durchschnittener Platz, der geeignet ist, die ganze, auf 5000 Seelen geschätzte Bevölkerung der Insel aufzunehmen."

Am 23. Jan. gehen wir wieder in See. Uns erscheinen zuerst die hohen Gipfel der Insel Guap, welche zu den Carolinen gehört. Nachdem wir darauf längs der ganzen östlichen Kante der Pelew (Pelju)-Gruppe gesegelt, umfahren wir die Südspitze von Pillilew und erblicken einige Kokos-Wäldchen. Bald kommen drei Segelpiroguen auf uns zu, legen bei, und die Leute, welche sie führen, funfzehn bis zwanzig an der Zahl,

steigen an Bord. Ihr Gepräge ist das der Caroliner; ihre Zähne und ihr Mund sind durch den Gebrauch des Betels beschmutzt; einige tragen einen Menschenknochen in Gestalt eines Kammes auf dem Kopf. Ihre Piroguen sind klein und schmal, aber sehr zierlich gearbeitet, dazu roth angefärbt. — Am 24. Jan. gehen wir zur Erforschung der Insel Mindanao in der Sugud-Bai vor Anker. Ungeheure Heerden von gräulichen Meerschweinen spielen um unsere Corvetten herum. Einige elende Hütten zeigen sich aus der Ferne an dem Saume der Wälder oder auf den Kämmen der Hügel zerstreut. Nahe am Landungsplatze ergießt sich ein Bach ins Meer, und an seinen Ufern verbreiten zahlreiche weiße Lilien einen lieblichen Duft. — Am 26. Jan. sind wir im Begriff die südöstliche Spitze der Insel Sanguir zu umschiffen, indem wir bei gänzlicher Windstille einer Strömung folgen. Plötzlich springt der Wind nach SO. um. Wir haben kaum die Segel gestellt, um ihn aufzunehmen, als er uns schon wieder verläßt, und jetzt wirft uns dies falsche Manöver auf die Felsen, von denen wir kaum 90 Fuß entfernt sind. Unser Untergang war beinahe unvermeidlich. Die Zelée konnte nur noch durch einen unmöglich vorherzusehenden Zufall gerettet werden. Der Astrolabe allein konnte hoffen, sich durch schnell ausgeworfene Anker vor der Zertrümmerung an den drohenden Felsen der Küste zu verwahren. Alles war bereit; die Sonde hatte dreißig Faden Tiefe angegeben. Einige Minuten noch, und wir sollten dem Todeskampfe unserer Gefährtin beiwohnen, um vielleicht selbst einige Minuten später unterzugehen. Das Meer schlägt mit Gewalt an den Fuß dieser fürchterlichen Pyramiden; dann fällt die Woge in langen Schaumstrahlen tosend zurück, deren weiße Spitzen bis auf unser Verdeck geworfen werden. Plötzlich springt ein Windstoß in NO. auf, und niemals war das Manöver, um die Segel zu stellen, schneller an Bord unserer Schiffe. Die Zelée entfernt sich schnell, indem sie die Riffe hinter sich läßt, während jeder der Matrosen vom Astrolabe mit besorglichen Augen die drohenden Mauern verfolgt, die wir umfahren müssen, ehe wir an unsere Rettung glauben dürfen. Endlich umgiebt das sich brechende Meer das Hintertheil unserer Corvetten mit Schaum, wir fliegen rasch von dannen und jede

Gefahr ist verschwunden. — Am 28. Jan. laufen wir langsam in die Molukken ein und am folgenden Tage entwickeln sich vor uns die reizenden Landschaften von Ternate, überragt von einem thätigen Feuerberg, aus dessen Krater von Zeit zu Zeit dichte Rauchsäulen aufsteigen. Ein noch frischer Lavastrom durchfurcht seinen Rücken in NO.; auf der entgegengesetzten Seite und auf dem Rande des Strandes liegt die Stadt der Colonie, auf welcher die holländische Flagge weht. Gegen Mittag lassen wir unter den Kanonen des Forts, welches die Rhede beherrscht, die Anker fallen.

Der holländische Resident Van Olpen zeigt sich gegen uns äußerst artig und da er erfahren hat, daß ich krank sei, läßt er mir eine Wohnung in seinem Hause anbieten. Die kurze Zeit unseres Aufenthaltes gestattete mir nicht, dies anzunehmen. Ein Gichtanfall hielt mich an Bord. Indeß war das Land so nahe, sein Anblick so lachend, es herrschte so viel Luxus und lockende Nettigkeit in den Reihen dieser am Meer gelegenen Häuser, daß ich mich entschloß an's Land zu gehen, um dem Residenten meinen Besuch abzustatten. Das Haus desselben macht sich weder durch seine Bauart, noch durch seine Pracht bemerklich; aber Alles ist auf Wohnlichkeit berechnet und unter dem dazu gehörenden kleinen Pavillon athmet man eine frische Luft, die man anderwärts vielleicht vergebens suchen würde. Herr Van Olpen theilte mir unter Anderm mit, daß Amboina kürzlich von einem heftigen Erdbeben heimgesucht worden, dem eine sehr verheerende Seuche gefolgt war. Am anderen Tage mußte ich einem Banket im Hause des Residenten beiwohnen und bei dieser Gelegenheit besah ich mir vorher noch die Stadt. Man muß den Geist der Ordnung und Reinlichkeit der Holländer kennen, um sich einen richtigen Begriff von dem kleinen Ternate zu machen. Man sieht keine Verschwendung in der Bauart, noch prächtige Paläste; Alles ist vielmehr einfach und bürgerlich. Die Häuser haben nur ein Erdgeschoß. Das Dach hat eine große Ausladung nach der Frontmauer, so daß es einen breiten Säulengang bedeckt, der von steinernen Säulen oder hölzernen Pfeilern getragen wird. Die Dächer sind mit Ziegelsteinen gedeckt, welche man mit Sagopalmblättern unterlegt hat. Dadurch wird jeder

Stein von einem elastischen Polster getragen, und läuft so weniger Gefahr, durch die Stöße eines Erdbebens zerbrochen zu werden. Im Innern der Wohnungen waltet eine blendende Sauberkeit. Einige aus Rotang*) gefertigte Sessel und ein runder Tisch von acht bis zehn Fuß Durchmesser bilden das ganze Mobiliar. Die mit Kalk geweißten Wände haben keine andere Ausschmückung, als einige schlechte Bilder oder Kupferstiche. Die Häuser sind mittelst durchsichtiger Umzäunungen von einander getrennt. Die Straßen der Stadt sind luftig, mit Sand bestreut und bilden angenehme Spaziergänge. Einer derselben führt längs dem Meere hin und ist mit Bäumen eingefaßt. Ueberhaupt ist das Ganze mit Gebüschen und herrlichen Gärten untermischt. Dazu genießt man von gut gelegenen Pavillons die Aussicht auf das Meer und das Feld. Auf dem Markt findet man Geflügel, Gemüse und Früchte aller Art, so wie eine große Menge Reiskuchen, Zuckerwerk und selbst Tabak. Nach dem Markte kommt das chinesische Viertel. Dies ist der eigentlich handeltreibende Stadttheil. Wir hielten uns einen Augenblick in der Bude eines chinesischen Capitains auf; sie war geräumig und gut erleuchtet. Gleich nach unserer Ankunft beeilte er sich, mir eine Menge Paradiesvögel anzubieten. Auch unseren Matrosen wurden dergleichen von allen Seiten angeboten. Dieser Schmuck, welchen die Malaien von den Eingeborenen Papuasiens (Neuguinea's) kaufen, war früher sehr gesucht; aber seit langer Zeit hatte kein europäisches Schiff diese Waare begehrt. So kam's, daß bei unseren

*) Die Rotange (Calamus) sind seilartige Palmengewächse, welche sich von einem Baum zum andern winden. Aus der Mitte eines Strauches wachsen 3 bis 4 seilartige Stengel, die 60 bis 100, ja 2 bis 300 Klafter lang werden. Das Seil ist gegliedert und anfangs bis auf etwa 15 Fuß mit einer dicken Rinde bekleidet und mit nadelförmigen Stacheln besetzt; von da an ist es glatt und trägt alle 3 bis 4 Fuß an den Gelenken ein mit Dornen besetztes Blatt. Unter der Rinde liegt der eigentliche Rotang-Strang, der sich grün biegen läßt, aber im Rauch mit angehängten Gewichten wird er steif und gerade, so daß man ihn zu Handstöcken gebrauchen kann. Die gewöhnlichen Rotangstöcke kommen von dem gemeinen Rotang (Calamus rotang, petraeus), welches die größte Art mit oft armdicken Stämmen ist. Aus den oberen Blattachseln entwickeln sich in Trauben weinbeerartige Schuppenfrüchte.

Mannschaften mehr als 400 Paradiesvögel für den mittleren Preis von fünf Franken (1¼ Thaler) abgesetzt wurden. — Noch muß die malaiische Stadt*) von Ternate erwähnt werden. Diese besteht aus einem großen Gehäge, durch welches lange, von Schilfhecken gebildete Gänge führen, und über denselben erheben mächtige mit Blüthen und Früchten bedeckte Bäume ihr buschiges Haupt. In der Mitte dieses Gehäges stehen kleine, schlecht bedeckte und schlecht gebaute Häuschen von Bambusrohr. So zieht sich das malaiische Viertel staffelförmig am Strande des Meeres hin. An dem nördlichen Ende erhebt sich eine hohe Moschee von sonderbarer Gestalt. Rings herum läuft eine mit kleinen halbrunden Fenstern versehene Gallerie; dann trägt ein Säulengang fünf Dächer nach chinesischer Art, die stufenweise über einander liegen und in einen Pfeil auslaufen. Weiterhin bemerkten wir das Dalem, die Wohnung des Sultans von Ternate, die sich nur durch die Größe seiner Gebäude und seiner Gallerie auszeichnete. Wir wußten, daß wir uns aus dem Hause des Residenten zu einem Besuche bei dem Sultan noch diesen Abend begeben sollten, und daher hatte sich unser die lebhafteste Neugier bemächtigt.

Es war beinahe fünf Uhr, als wir bei dem Residenten eintraten. Wir trafen etwa vierzig Gäste beisammen; die Uniformen der holländischen Officiere mischten sich brüderlich mit den französischen, und beim Mahl herrschte die größte Heiterkeit. Beim Nachtisch wurden Liköre gereicht, die weit allgemeiner in der Colonie zu sein schienen, als Weine. Der Sultan hatte die Aufmerksamkeit gehabt, uns seinen Wagen zu senden, den einzigen in der Stadt. Er wurde dem entthronten Herrn von

*) Ueberall findet man nämlich hier in den Städten, wo die europäische Civilisation Wurzel gefaßt hat, bis zu den sundischen Inseln hinauf eine dreifache Bevölkerung: die der Europäer, als der herrschenden Classe, die der Chinesen, als der gewerbthätigen und handeltreibenden Classe, und die der Malaien, die theils Handdienste aller Art leisten, theils sich dem Handel widmen, theils als Schiffer und Fischer auf dem Wasser leben; daran schließen sich dann noch die in Abhängigkeit gebrachten Eingeborenen, die nicht zu der eigentlichen malaiischen Race gehören.

Ternate im Namen des Königs von Holland geschenkt. Gegen acht Uhr fuhren wir nach der Wohnung des Sultans ab. Der Weg dahin wurde durch brennende Fackeln bezeichnet, welche dicht hinter einander aufgestellte Kinder in den Händen hielten. Ueberdies begleiteten uns mehrere Diener, ebenfalls mit brennenden Fackeln. Nachdem wir die Schwelle des Dalems überschritten, fanden wir in einem dahinter liegenden Hofe die Garden des Sultans, die unter dem Schalle einer wilden Militair-Musik das Gewehr präsentirten. Endlich langten wir am Fuß der Treppe an, wo uns der Sultan selber empfing. Seine Tracht war reich und glänzend, aber ohne bestimmten Charakter, eine ungeschickte Mischung europäischer Kleidungsstücke in Verbindung mit dem türkischen Turban; ein großer, von einem Sclaven getragener Sonnenschirm schützte sein Haupt nach muhamedanischem Gebrauch. Der Resident erhielt ordnungsmäßig zwei Umarmungen, während der Sultan uns die Hand reichte. Wir traten zuerst in eine große mit einem Balcon versehene Vorhalle, dann in einen geräumigen rechteckigen Saal, dessen mit Kalk geweißte Wände mit einigen schlechten Bildern ausstaffirt waren. Sie stellten Scenen aus Schiffbrüchen dar; die Personen darauf hatte der Sultan jedoch, treu seiner Religion, auskratzen lassen. Ein schöner Teppich bedeckte den Boden; rings umher waren Sitzbänke aufgestellt. Der Ehrenplatz war mir bestimmt. Der Sultan setzte sich zu meiner Linken, zu meiner Rechten zuerst Herr Jacquinot, dann der Resident und die übrigen französischen und holländischen Officiere, welche, etwa sechszig an der Zahl, die eine Seite des Saales ganz einnahmen. Nachdem Alles Platz genommen, stellte mir der Sultan seine Großwürdenträger vor. Beinahe alle trugen holländische Uniformen, in denen sie sich mit Leichtigkeit und Würde bewegten. Bald nachher ertönte die Musik. Zwölf ganz gleich gekleidete junge Mädchen traten auf. Sie trugen Kleider von indischem Stoff nach europäischem Schnitt, bei denen jedoch die Taille in der Mitte des Rückens saß; zwei leichte Bänder stellten eine in zwei Theile zerschnittene Schürze vor; ein Diadem, ein Halskragen und ein Gürtel von Goldstoff vollendeten diese sonderbare Tracht. Dazu kam noch eine blaue Schärpe und ein Fächer. Sie stimmten

einen langsamen, eintönigen und näselnden Gesang an, welcher vereint mit zwei Trommeln und einem Oboë ein widerwärtiges Concert hervorbrachte. Nachdem sie sich einigemal um sich selbst herum gedreht hatten, zogen sie sich mit langsam feierlichen Schritten zurück, wie sie gekommen waren. Alle diese Frauen waren häßlich und ihre nackten Füße machten einen unangenehmen Eindruck. Nach ihnen erschienen auf der Bühne dreizehn Kinder von fünf bis zwanzig Jahren, während das Orchester durch die Militairmusik verstärkt war. Nachdem sie den Sultan begrüßt hatten, begannen die Tänzer, jeder mit einem hölzernen Säbel und auf dem Kopf einen dreieckigen mit Paradiesvögeln geschmückten Hut, einen spanischen Tanz. Sie stellten verschiedene Tanzfiguren, einzelne und allgemeine Kämpfe dar und führten Alles mit außerordentlicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit aus. Wir bewunderten vorzüglich ein kleines Kind von fünf Jahren, welches unter seinem dreieckigen Hute verschwand. Dies Spiel unterhielt sehr; der Sultan bemerkte den guten Eindruck ohne Zweifel, denn nachdem er uns Thee, Kuchen, Zuckerwerk ꝛc. hatte reichen lassen, mußten die Jungen nochmals erscheinen und ein neues Ballet mit neuen Figuren aufführen. —

Ternate und das nur durch einen Canal davon getrennte Tidor sind die beiden wichtigsten Inseln der eigentlichen Molukken, von denen Guilolo die größte. Es sind die Hauptstädte der beiden Sultane, deren Oberherrschaft sich über die ganze Gruppe erstreckt. Der Boden der Molukken ist reich und fruchtbar, obgleich hauptsächlich vulkanisch. Der Vulkan von Ternate, den wir mit einem Schleier von Rauch umhüllt sahen, entwickelt jetzt die größte Thätigkeit. Die Holländei haben auf dieser Insel ihren hauptsächlichsten Militairposten, um sich den ausschließlichen Besitz aller Molukken zu sichern. Sie nennen sich nur Verbündete und Beschützer der ihnen unterworfenen muhamedanischen Sultane und wissen deren Fesseln durch eine jährliche Pension von 12,000 Gulden zu vergolden. Für diesen Preis sind die Sultane verpflichtet, der holländischen Regierung in allen ihren Kriegen Hülfstruppen zu stellen. Dagegen wird ihnen denn auch die ungeschmälerte Ausübung ihrer Oberherrschaft über die Molukken verbürgt. Klug wissen die Holländer die Eifersucht

der beiden Sultane zu ihrem Vortheil auszubeuten; auch halten sie am Hofe jedes Sultans eine unter dem Titel einer Ehrengarde versteckte europäische Leibwache, wodurch sie von allen geheimen Bewegungen frühzeitig unterrichtet werden. Ihr eigentlicher Vertreter ist der Resident, der in Friedenszeiten über alle Kräfte der Insel verfügt. Die Garnison wird durch einen Capitain befehligt, der in Kriegszeiten die oberste Regierung der Insel übernimmt. Ternate steht unter dem General-Gouverneur der Molukken, dessen Hauptsitz Amboina ist. Sein Departement umfaßt aber auch die großen Inseln Celebes, Ceram und Banda. — Wir lassen nun noch den Bericht des Herrn Demas über einen Spazierritt in der Umgegend folgen.

„Am Tage nach der Landung, um fünf Uhr morgens, galoppirte ich auf einem herrlichen kleinen Pferde von Celebes, in Gesellschaft einiger holländischen Officiere, einen mit Rasen bedeckten und von den prächtigen Zweigen des Sagobaumes beschatteten Weg entlang. Welch herrliches Land! Ueberall sieht man zwischen dem Laube hübsche Häuschen von Bambusrohr durchschimmern. Die Pflanzenwelt drängt sich allenthalben mit großer Kraft durch. Hier ist es der Kaffeebaum, der sich unter der Last seiner rothen Kirschen beugt, dort bedeckt die Baumwollenstaude eine große Landstrecke mit ihren weißen Flocken. Zuckerrohr, Kakao, Pfeffer, Muskat, Alles treibt, Alles wächst durcheinander mit solcher Macht, daß der glückliche Bewohner kaum mehr als die Mühe hat, es zu ernten. Aber dies ist noch nicht genug. Wie die sorgende Mutter Natur dem Lappen seine Rennthiere, dem Eskimo seine Robben, dem elendesten Wilden den Taro, den Völkern Asiens den Reis, uns dagegen das Getreide verliehen hat, so hat sie auch die Bewohner des indischen Archipels mit der Sagopalme beschenkt. Die Sagopalme hat einen Stamm, der in gerader Linie ohne irgend einen Seitenast bis zu einer Höhe von 40 bis 60 Fuß steigt und in einen Blätterbüschel, dichter als der der Palme, endigt. Diesen Stamm bedeckt eine Rinde von einem halben Zoll Dicke, welche eine weißliche, schwammige und mehlige Substanz enthält. Dies ist der Sago, das Brot mehrerer Millionen Menschen. Wenn das oberste Ende des Stammes unmittelbar unter der Krone anfängt gelblich weiß zu

werden, so fällt man den Baum so nahe am Fuße als möglich, um nichts von seinem kostbaren hollunderartigen Marke zu verlieren. Nachdem man den Sago von der Rinde abgelös't, thut man dies noch grobe und den Sägespänen ziemlich ähnlich sehende Stärkemehl in eine Art Backtrog, gießt Wasser darauf und vermengt den Sago gehörig damit, um die Fasern zu entfernen. Diese dienen zur Nahrung der Schweine und des Geflügels. Wenn das Stärkemehl sich in der Tiefe des Backtroges gesammelt hat, so gießt man das Wasser ab und nimmt eine zweite Waschung vor. Darauf thut man den Sago in Körbe von Rotang, und wenn das Wasser ganz abgelaufen ist, so knetet man ihn in Kuchen, die unseren Zwiebackstücken ziemlich ähnlich sind; man füllt denselben in Formen und später läßt man ihn backen, bis er gänzlich trocken und zusammenhaltend ist. Dies Brot ist sehr nahrhaft und hat, besonders mit Butter gebacken, einen sehr angenehmen Geschmack. Aus dem feinsten Satzmehl macht man auch kleine Kügelchen; unter dieser Gestalt gelangt es auf die Märkte Europa's. Ein gewöhnlicher Baum giebt fünf- bis sechshundert holländische Pfund Sago. Die Röhre dient zu Wasserleitungen, die Blätter zur Bedeckung der Hütten; sie bilden wasserdichte Dächer, welche sechs bis sieben Jahre dauern. — Außer der Sagopalme erzeugen diese Inseln in reichlichster Fülle einen anderen Baum, der ein gesundes und angenehmes Getränk liefert. Wenn man ihn sieht mit seinen gelblichten vertrockneten Blättern, seinem elenden und krummen Stamme, so möchte man ihn fällen und ins Feuer werfen. Aber aus diesen elenden Blättern träufelt, wenn man sie durchgeschnitten, eine weißliche, süße und erfrischende Flüssigkeit. Sie erlangt täglich mehr Kraft und würde endlich sauer werden, wenn man nicht auf einige Zeit ein bitteres Holz hineinthäte. Dadurch verliert sie die Süßigkeit, wird unangenehm bitter (wenigstens für mich) und sehr berauschend. Man verwahrt das Getränk in dicht verschlossenen Flaschen. Die Eingeborenen nennen es Saguer, nach dem Namen des Baumes, der es erzeugt."

„Wir dehnten unsere Tour bis in die Nähe eines kleinen Forts, Namens Butun, aus, welches etwa zwei Stunden von Ternate am Meere liegt. Als wir ruhigen Schrittes in die

Savanne hineinritten, begegneten wir einem ganzen Zuge von Eingeborenen. An der Spitze schritt eine ernste Person mit einem Turban, dessen beide Enden sich wie kleine Hörner in die Höhe drehten. Ein langes seidenes Kleid, das auf der Brust offen war und eine kurze Weste mit silbernen Knöpfen sehen ließ, fiel ihm bis auf die Absätze herab; ein Gürtel von demselben Stoffe ging ihm mehreremal um den Leib und trug einen Kriß (eine Art Dolch) mit reichgeschnitztem Handgriffe; ein Paar gelbe Pantoffeln machten den Anzug vollständig. Unmittelbar hinter ihm ging ein Sclave, der einen chinesischen Sonnenschirm über seinem Kopfe hielt. Ein anderer folgte mit einer silbernen Betel-Büchse, und ein Malaie führte ein schönes Pferd am Zügel, welches unter einer reichen javanesischen Pferdedecke paradirte. Unsere holländischen Gefährten grüßten, und wir thaten dasselbe. Jener erwiederte den Gruß mit vieler Anmuth, indem er die Hand an seinen Turban legte. Es war ein javanesischer Prinz, welcher den Krieg gegen die Holländer tapfer geführt hat. Er fiel endlich in einen Hinterhalt und wurde gefangen nach Ternate geschickt, wo die Insel sein Gefängniß ist. — Es war kaum acht Uhr, die Hitze wurde unerträglich, und wir wandten uns nach der Stadt. Auf unserem Wege fanden wir eine mit zwei Achtzehnpfündern und zwei Haubitzen versehene Redoute, welche mit der Citadelle und dem Fort Butun die Befestigung der Insel bildet. Die Garnison davon besteht aus fünfhundert europäischen Soldaten, deren wirklicher Bestand nicht auf hundert reicht, von denen nicht dreißig Holländer sind. Die übrigen sind zusammengelaufenes Gesindel aus allen Ländern. Die Officiere beziehen im Colonialdienst einen Sold, der doppelt so groß ist wie in Holland. Ein einfacher Lieutenant hat monatlich bis zu 200 Rupien (etwa 100 Thaler) und nach funfzehnjährigem Dienst kann er mit einer bedeutenden Pension nach Europa zurückkehren. Aber die Sterblichkeit ist in diesen Klimaten auch furchtbar. Ternate ist ziemlich gesund; in Java, Sumatra, Celebes dagegen werden die Neuausgeschifften stark von der Ruhr hinweggerafft. Die örtliche Sterblichkeit wird noch durch Ausschweifungen und die hitzige Kost vermehrt. Es ist unmöglich, sich die Menge von Pfeffer und Gewürzen vorzustellen, die in die Speisen der Europäer

kommen, und dies, verbunden mit dem nationalen Genever (Branntwein), mag sie nicht wenig für krankhafte Einflüsse empfänglich machen."

Mit der Frühe des 2. Febr. sind wir wieder unter Segel und sehen die Gipfel von Ternate hinter uns schnell unter den Horizont versinken. Schon am 4. Febr. erheben sich über den Horizont die Küsten von Amboina, und des folgenden Tags um Mittag lassen unsere Corvetten ihre Anker unter dem Fort Victoria fallen. Die weißen Mauern dieses Forts, die nackten Berge umher und eine lange Reihe von Bambushütten, welche staffelförmig am Meere liegen, würden uns nur ein ziemlich trauriges Bild von der Hauptstadt der Molukken gegeben haben, wenn wir nicht auf der Rhede zwei bis drei schöne Handelsschiffe und eine Kriegs-Corvette gesehen hätten, welche auf ihrem Hintertheile eine große Flagge mit den holländischen Farben entfaltete. Die Stadt Amboina selbst ist von der See aus kaum sichtbar. Bald hallt die Rhede von den üblichen Salutschüssen wieder, und schon geht Jeder an seine Beschäftigung. Die Officiere beginnen ihre Beobachtungen oder schließen Brüderschaft mit den Holländern, die Naturforscher klettern auf die Berge. Ich selbst, leidend wie ich bin, muß mich größtentheils an Bord halten.

Die Behörden empfingen uns auch hier mit ausgezeichneter Artigkeit, und in Folge einer Einladung stieg ich eines Morgens um sechs Uhr mit Herrn Jacquinot und acht Officieren zu einem Ausflug ins Innere der Insel ans Land. Der Resident ließ uns in seinem Hause Erfrischungen reichen, während ein Dutzend Palankine mit ihren ganz vollzähligen Mannschaften unsere Abreise erwarteten. Dann wurden wir, in unseren beweglichen Stühlen ruhig sitzend, von unseren Trägern fortgetragen. Die Karawane war zahlreich. Die mit Stöcken und silbernen Knöpfen bewaffneten Läufer gingen vor und hinter dem Zuge. Eine Musik, bei welcher der Lärm der Gongs (einer Art lautschallender Becken) vorherrschte, bildete die Vorhut und diente dazu, unsere Träger aufzumuntern, indem sie den Tact zu den Schritten angab. Hinterher folgten die Tragstühle, eine Art Sessel, welche auf zwei Tragen befestigt waren und die von vier kräftigen Malaien fort-

geschleppt wurden, welche sich der Reihe nach ablös'ten. So lagen wir in unseren beweglichen Stühlen ausgestreckt; der Resident und mehrere Officiere der holländischen Corvette begleiteten uns. Unter dem Schall der Gongs und den Gesängen unserer Träger ging's im Geschwindschritt durch die Stadt. Wir hatten kaum einen hübschen Bach passirt, als wir uns schon am Fuß der Berge befanden. Hier mußten wir einen schmalen und gewundenen sehr steilen Fußpfad einschlagen, der einem gewöhnlichen Fußgänger hätte unwegsam erscheinen können. Aber bei unseren Trägern trugen diese Hindernisse nur dazu bei, ihre erstaunliche Kraft und Gewandtheit zu entwickeln. Der Schweiß rann an ihrem Körper herab; ungeheure Abgründe zeigten ihre steilen Abhänge beinahe unter ihren Füßen, und wir fürchteten jeden Augenblick, daß diese Leute nach erschöpften Kräften ihre Last fallen lassen oder mit derselben in die Felsspalten hinabrollen könnten, die sich vor unseren Augen öffneten. Inzwischen nahm ihr ermüdetes Aeußere eine glückliche Miene an, welche uns das Ende dieser Strapazen ankündigte. — Wir waren jetzt ziemlich weit in einen schönen Wald eingedrungen, und vor uns befand sich der Eingang der Grotte, welche wir besuchen wollten. Sofort wurden etwa hundert Fackeln angezündet, und wir drangen in diese unterirdischen Gemächer ein. Es ist ein Gang von 200 bis 300 Schritten Länge, welcher einige Kammern von geringer Ausdehnung und etwas mehr als Mannshöhe bildet. Sie stehen durch enge und gewundene Oeffnungen mit einander in Verbindung, durch welche wir hindurchschlüpfen mußten. Die Bildung dieser ganz vulkanischen Grotte mit kalkhaltigen Durchsinterungen zeigte einige unvollständige Tropfsteine. Sie muß vor nicht gar langer Zeit als Wasserbehälter gedient haben. Die Luft war daselbst bei unserer Ankunft rein und gemäßigt; aber bald theilte die Menge der uns voranleuchtenden Fackeln diesem Aufenthalte eine unerträgliche Hitze mit; der Rauch der Fackeln und der Athem von beinahe zweihundert Menschen machten die Luft in der Grotte zum Ersticken, und wir mußten unsere Rückkehr beschleunigen. — Um neun Uhr waren wir wieder in Amboina. An demselben Abend lernte ich an der Tafel des Residenten den abgesetzten jungen Sultan Susu-Hannu von Sulu kennen. Seine

anmuthigen, leichten Manieren und seine würdige Haltung verriethen seine hohe Geburt. Nach Tische war es mir vergönnt, seiner interessanten Unterhaltung zu genießen. Er war der treue und ergebene Freund der Holländer in ihren letzten Kriegen gewesen, aber als er Ideen von Fortschritt und Freiheit hören ließ und die erniedrigenden und ungerechten Bedingungen seiner Freunde nicht unterschreiben wollte, sah er sich als Gefangener auf die Insel Amboina verbannt. — Das Folgende stellen wir aus den Berichten der Officiere zusammen.

Die Stadt Amboina hat starke Befestigungen. Um in das Innere derselben zu gelangen, ist man genöthigt, das Fort mittelst einer Zugbrücke zu passiren, welche über den äußersten Graben geschlagen ist. Dieses Fort, welche alle Kasernen, die von den Officieren bewohnten Pavillons und eine Menge von Magazinen einschließt, ist gewissermaßen eine Stadt für sich. Wenn man aus derselben heraustritt, gelangt man auf einen großen, mit Akazien, Muskatbäumen und Gewürznelkenbäumen bepflanzten Platz, in welchen alle Hauptstraßen der europäischen Stadt einmünden. Dieses Viertel nimmt einen beträchtlichen Raum ein; denn die Häuser haben in der Regel einen Garten und einen mit Fruchtbäumen bepflanzten Hof hinter sich, was diesem Stadttheile das Ansehen einer Vereinigung schöner Villa's giebt. In der Mitte aller dieser Gärten und Höfe bemerkt man elegante Pavillons von Bambus, welche dazu bestimmt sind, während der Erdbeben als Zufluchtsort zu dienen; auch pflegen viele Personen, welche fürchten des Nachts überrascht zu werden, darin zu schlafen. Die Straßen dieses Viertels sind in der Regel den Tag über öde, und nur des Nachts sieht man die Bewohner sich in den äußeren Gallerien, welche zu Sälen dienen, versammeln. Dabei sind die Gemächer mit großem Luxus erleuchtet. — Das chinesische Viertel, welches zur Rechten des Forts zwei lange dem Meere gleichlaufende Straßen einnimmt, ist der Mittelpunkt des Handels. Beinahe jedes Haus ist eine Bude, in der alle Waaren Europa's und die Erzeugnisse des Landes ausgelegt sind. — Auf der dem chinesischen Viertel entgegengesetzten Seite gelangt man in das malaiische Viertel, welches an den beiden Ufern eines Flusses liegt und von den Muhamedanern der Insel

bewohnt wird. Ihre zierlichen, ordnungslos zerstreuten Hütten, von Bambus sind zur Hälfte in den sie umgebenden Gärten versteckt. Diese sind mit Kokospalmen, Bananen und einer Menge wohlriechender Zierblumen bepflanzt. Die Umzäunungen, welche an reinlich gehaltene Baumgänge stoßen, werden von leichten Geländern umschlossen. Die Nachbarschaft des Flusses verleiht der Luft eine angenehme Frische und lockt zum Spazier-gehen in dieser Gegend, deren Anmuthigkeit nur von einem Park übertroffen wird, wo sich in der Mitte der Palast des Gouver-neurs erhebt. Dieser Ort ist in der That herrlich. Man findet daselbst alle Annehmlichkeiten des Lebens unter dem feurigen Himmel der Molukken vereinigt. Hier sieht man alle kostbaren und zur Zierde dienenden Bäume dieser Klimate, von den riesen-haften Feigen, den buschigten Leuchterbäumen, den Kokos- und Areca-Palmen, deren Büschel sich majestätisch wiegen, den dun-kelen Dickigten der Sagobäume mit ihren riesenhaften Blättern, den Kanarienbäumen mit weißer Rinde, den Brotfruchtbäumen, den Mangobäumen und Bilimbings, die mit schönen blauen Blu-men und Früchten bedeckt sind, bis zu den blühenden Akazien, dem bescheidenen Melonenbaum und den köstlichen Bananen. — Die Insel Amboina ist etwa fünf Stunden lang und besteht aus zwei Halbinseln. Man gewinnt hier Kaffee und Indigo in ge-ringer Menge. Die Haupthülfsquelle des Landes ist der Ge-würznelkenbaum. Die Cultur desselben ist von den Hollän-dern auf Amboina und Banda beschränkt und auf allen übrigen Inseln ausgerottet, damit die Gewürze durch zu große Aus-breitung ihren kostbaren Preis nicht verlieren und von ihnen allein um so besser ausgebeutet werden können. Die zu dieser Cultur angewiesenen Districte sind in Parks oder Gärten ge-theilt, welche eine gewisse Anzahl Gewürznelkenbäume enthalten, deren Pflege unter der Leitung eines eingeborenen Unterauf-sehers steht. Die Blumenknospen, welche die Gewürznelken bil-den, werden gegen Ende des October reif. Die Ernte findet im November, December und Januar statt. Ein Baum erzeugt 5 bis 6, oft auch 20 bis 25 Pfund Nägelchen. Amboina liefert in gewöhnlichen Jahren 300,000 Pfund, welche den Eingebo-renen zu zehn Sous (etwa vier Silbergroschen) bezahlt werden.

Die Bevölkerung der Insel wird auf 50,000 Bewohner angegeben. Den Hauptbestandtheil davon machen die Ureingeborenen oder Amboinesen aus. Diese sind von Natur träge und den Vergnügungen ergeben; namentlich überlassen sie sich einer zügellosen Leidenschaft für den Saguer-Wein, von dem man viel bereitet. Sie haben größtentheils das Christenthum angenommen. Den Rest der Bevölkerung bilden die Malaien der verschiedenen Inseln und die Chinesen. Letztere leben zu Amboina, wie überall, in einem getrennten Viertel unter der Obrigkeit eines ihrer angesehensten Leute, der den Titel chinesischer Capitain führt und der Zutritt zu allen europäischen Gesellschaften hat. Die Zahl der Europäer und Mestizen (europäische Mischlinge) ist nur klein. Die Garnison von Amboina bestand damals aus 300 europäischen Soldaten und etwa 200 Malaien oder Negern. Diese Truppen sind alle im Fort kasernirt. Jeder Soldat hat seine Frau oder wenigstens ein Weib bei sich. Diese leben mit ihnen in der vollkommensten Eintracht, und die Regierung gewährt für jede Frau eine Ration Reis. In den sehr sauber gehaltenen Kasernen sieht man daher ein buntes Gewühl von Soldaten, Frauen und Kindern. — Aus dem Bericht des Arztes, Herrn Hombron, über einen Ausflug ins Gebirge entnehmen wir Folgendes.

„Die geringe Erhebung dieser Berge läßt nicht zu, daß man sie in mehr als zwei Pflanzen-Zonen eintheilen könnte: die der brotfruchtbaumartigen Gewächse, welche sich vom Meere bis auf 1000 oder 1100 Fuß erhebt und die Region der Kanarien, welche die höheren Wölbungen bis auf 1800 und 2000 Fuß einnimmt. Die Gipfel auf der nordöstlichen und nördlichen Seite bestehen aus schmalen Kämmen, welche häufig mit Kalklagen bedeckt sind. Eines Theils fallen sie mehr oder minder schnell gegen die benachbarten Schluchten ab, andern Theils sind sie steil und bilden Felswände von 600 bis 900 Fuß. Diese Bildung ist die gewöhnlichste. — Wir gelangten um fünf Uhr abends auf den höchsten Punkt dieser langen Kette von zickzackförmigen Kämmen. Von hier aus hatten wir die Aussicht auf das Rundbild der Insel, der Stadt Amboina gegenüber. Diese erschien wie die Nebengebäude eines weitläuftigen Schlosses, die

längs den gekrümmten Gängen eines großen Parkes vertheilt sind. Die Pflanzungen einer Menge Gärten verbargen sie zum Theil. Der Abendwind verbreitete seine milde Frische über das Thal und bewegte die riesigen Blätter des Sagobaumes, der mit seinen Büschen sowohl die Hütte des Armen, als die Wohnung des Reichen beschirmt. — Die Insel Amboina ist beinahe ganz bergig. Nur an einigen Stellen erstreckt sich am Fuße der Berge ebenes Land bis zum Strande. Es wurde dem Meere zuerst durch die Korallen abgewonnen. Diese erhoben ihre thätigen Bienenkörbe auf den basaltischen Stufen unter der Meeresfläche und bildeten so allmählig die Grundlage des Landes; dann vollendeten die Anspülungen der Strömungen diese Eroberung. Die Ansicht der Rhede ist die eines von Bergen umgebenen See's, welcher sein Vorhandensein dem Einsturze eines Kraters verdankt, der rings um seine Ränder die unzweifelhaften Proben seiner Anstrengungen hinterlassen hat. Die ganze Insel scheint basaltische Erhebung zu sein. Wie alt auch diese Bildung des unterirdischen Feuers sein mag, so ist sie doch noch der Herd heftiger Zuckungen. Nach einer langen Ruhezeit sind die Erdbeben wieder häufig geworden. Das letzte derselben hat in den Bergen zahlreiche Einstürze und Spaltungen hervorgebracht; auch in der Stadt hat es traurige Erinnerungen zurückgelassen. Eine fürchterliche Seuche folgte demselben und verschonte Niemanden. Europäer, Malaien und Chinesen, alle hatten Freunde und Verwandte zu beweinen. — Inzwischen nahte der Abend. Mein Führer und seine Leute beeilten sich, mir ein möglichst geschütztes Lager am Fuße des Piks aufzusuchen, wo ich bei einem wärmenden Feuer die Nacht abwartete."

„Etwas Regen störte einigermaßen unseren Schlaf während der Nacht, aber am anderen Morgen um sechs Uhr erglänzte der Pik in der Pracht des reinsten Lichtes. Wir gingen an ihm herum und begannen ziemlich beschwerlich hinabzusteigen, indem wir uns an Stämmen und Aesten hielten. Wir sahen hier eine Menge gefleckter Beutelratzen*), welche sich noch nicht in die

---

*) Phalangista maculata, Cuscus Amboinensis ist so groß wie eine Katze, weißlich mit braunen Flecken, der Schwanz so lang als der

Tiefe ihrer dunkeln Schlupfwinkel zurückgezogen hatten, und wir ergötzten uns daran, wie sie mit der bewunderungswürdigen Leichtigkeit der Affen von Zweig zü Zweig sprangen und die Stämme entlang wie Ratten kletterten. Um zehn Uhr morgens gelangten wir endlich an eine Schlucht, deren Beschauung der Gegenstand meiner Wünsche war. Seit länger als einer Stunde hörten wir das Murmeln ihrer Gewässer, und doch stiegen wir noch immer hinab, ehe wir unser Ziel erreichten. Diese angebliche Schlucht war ein mächtiger Strom mit hoch aufspritzendem Gewässer, der in tausend Kaskaden die ihm den Weg versperrenden Basaltblöcke überspringt. Wir frühstückten an diesem reizenden Orte, wo die Sonnenstrahlen nur mühsam durchdrangen und nur eben genügten, um die zu große Frische dieser Laubgänge zu mäßigen. Zwei am vorigen Tage gekaufte Hühner waren dazu bestimmt, unseren Hunger zu stillen. Ein großes Feuer wurde zu dem Ende angemacht und an der dadurch erzeugten Kohlengluth brieten wir sie, indem wir sie am Ende eines naß gemachten Stück Holzes drehten. — Die beiden Ufer des Bergstromes und sein eigenes Bette waren abwechselnd die einzigen Wege, welche uns in die Ebene zurückführen konnten. Je mehr sich die Schlucht derselben näherte, um so mehr erweiterte sie sich und zeigte eine um so größere Mannigfaltigkeit der Pflanzen und Gesträuche. Beim Austritt aus der Schlucht gelangt man plötzlich in einen wahren Baumgarten. Die Gewürznelkenpflanzungen erstrecken sich nach allen Seiten auf die geringsten Anhöhen, in die Ebene rechts und links von dem Fußpfade, der sie durchschneidet. Nichts ist so anmuthig und schön, als diese Kreuzpflanzungen von grünen ovalen Pyramiden mit rothen Blumen bekränzt, welche gipfelmäßige Doldentrauben bilden. Das bewegliche Laub dieser Bäume bewegt sich beim geringsten Hauche und giebt dem Ganzen eine luftige Leichtigkeit, welche

---

Leib. Diese Beutelratzen haben eine Flughaut, wie die fliegenden Eichhörnchen, wodurch sie sich von einem Baum zum andern schwingen können; der Schwanz dient ihnen dabei als Schwungstange. Sie bringen den größten Theil ihres Lebens in Dunkelheit zu. Belästigt sie Licht, so stecken sie den Kopf zwischen die Beine. Ihr Fleisch giebt ein schmackhaftes Essen.

an das Feenhafte grenzt. Diese zauberischen Felder werden von Hecken mit gelb und roth blühenden Blumen eingefaßt, während von allen Seiten Palmenbäume ihre Wipfel wiegen, so daß der Rahmen nicht weniger glänzend ist, als das Bild der Pflanzung selbst.“ —

Nachdem wir alle unsere Vorräthe für die weitere Fahrt eingenommen, stachen die Corvetten wieder in See, und wir steuerten so der kleinen Gruppe der Banda-Inseln zu. — Am 19. Febr. erscheint das Land unter der Gestalt eines kegelförmigen Piks, der sich kaum über einen mit Nebel bedeckten Horizont erhebt. Es ist der Gipfel des Gunong-Api, eines hohen Berges, der die kleine Gruppe von Banda beherrscht und in dessen Flanke ein sehr thätiger Krater glüht. Schwarze, dichte Rauchwirbel steigen beständig aus dem Schooße dieses Feuerberges und bekränzen dessen Gipfel. Schwache Winde gestatten uns erst mit Anbruch der folgenden Nacht in den Hafen von Banda einzulaufen. Wir lassen unsere Anker neben einer holländischen Corvette und Angesichts der Stadt fallen, deren Lichter sich auf den ruhigen Gewässern der Bai abspiegeln. Nichts ist so hübsch, als die Ansicht des Hafens von Banda. Drei Inseln begrenzen ihn. Auf der einen Seite befindet sich die Insel Banda-Neira, welche von dem Fort Belgica beherrscht wird; am Rande des Meeres dehnt sich die Stadt aus, welche auf die Rhede hinaussieht; ein Wald von bewunderungswürdigem Grün sticht auf eigenthümliche Weise ab gegen die verbrannten Seiten des auf der zweiten Insel gelegenen Gunong-Api, dessen zerrissenen Gipfel beständig ein Helmbusch von Rauch umwallt. Rings um diese beiden Inseln erstreckt sich im Halbkreis die Insel Lonthoir oder Groß-Banda, welche bei mittlerer Höhe buchstäblich mit Fruchtbäumen bedeckt ist. — Alle Artigkeiten und Höflichkeitsbezeigungen der holländischen Behörden, deren Gegenstand wir zu Amboina gewesen, wiederholten sich hier. Als ich dem hier gerade anwesenden General-Gouverneur de Stuer meinen Besuch abstattete, nahm er mir das Versprechen ab, daß wir am folgenden Morgen eine Promenade nach Groß-Banda machen wollten, um die Muskatpflanzungen zu besuchen.

Früh um acht Uhr verließen drei mit 25 bis 30 Ruderern

bemannte Piroguen das Land und kamen auf unsere Corvetten zu. Sie waren wie zu einem Festtage mit Wimpeln geschmückt. Die eine war bestimmt, den Gouverneur, den Residenten und den Capitain der holländischen Corvette aufzunehmen. Die andern dienten als Deckung. Diese letzteren trugen Leute, die mit Schilden und mit Waffen der alten Bewohner versehen waren. Sie mußten zur Gemüthsergötzung Kämpfe und possenhafte Geberdenspiele ausführen. In einem dieser Fahrzeuge befanden sich zwei als Ritter verkleidete behelmte Männer, die ihren Körper abwechselnd nach rechts und links bogen, indem sie dem durch die Gongs angedeuteten Tacte folgten; denn dieser Tact der Gongs ist stehende Begleitung eines jeden Fahrzeuges, welches durch Ruder bewegt wird. Der eine von ihnen ward nicht müde, mit einem hölzernen Säbel allerhand Luftstreiche zu führen, während der Spaßmacher der Gesellschaft seine Grimassen nicht sparte. Ich hatte mit mehreren Officieren in einem unserer Boote Platz genommen. Wir erreichten das Land vor einer Menge hübscher kleiner Häuschen, welche am Meeresufer und am Fuße schroffer Felsen lagen, die ihre Bedachung überhingen. Eine dieser Wohnungen gehörte einem Pflanzer, der uns mit besonderer Herzlichkeit bewillkommnete. Sobald wir einige Erfrischungen genommen hatten, setzte sich Jeder von uns in einen bequemen Palankin und bald fanden wir uns, von kräftigen Sclaven aufgehoben, in die Mitte der hübschesten Wälder versetzt, die man sehen kann. — Die schmale Insel Groß-Banda oder Lonthoir wird von einer Gebirgskette gebildet, die sich in ihrer ganzen Länge von Ost nach West erstreckt. Um auf den Grat zu klettern, haben die Holländer lange Treppenreihen in den Felsen gehauen, welche äußerst sorgfältig unterhalten werden. Mit Hülfe einer dieser Treppen brachten uns unsere Träger auf den höchsten Theil der Insel. Dann gelangten wir in einen Wald von Muskatbäumen, welche vor der Sonne durch andere riesenhafte Bäume geschützt wurden, absichtlich gepflanzt, um jene mit ihrem Schatten zu decken. Nirgends hat der Muskatbaum eine größere Ausdehnung erhalten, als auf der Gruppe der Banda-Inseln, welche von jeher durch die ausgezeichnete Qualität seiner Gewürze, namentlich der Muskate, berühmt war und gegenwärtig das

schönste Kleinod der holländischen Macht in den Molukken ausmacht. Der Muskatbaum ist ein hübscher Baum, welcher niemals eine große Höhe erreicht. Er hat die Gestalt einer Pyramide; sein kleines, ovales Blatt hat eine hellgrüne Farbe. Alle, an denen wir vorbeikamen, waren mit einer gelben, länglichen Frucht von der Größe einer kleinen Aprikose beladen; die ihrer Länge nach gespaltene Frucht ließ ein Häutchen vom schönsten Roth sehen: dies Häutchen ist die Muskatblüthe, welche die Muskatnuß einhüllt. Banda kann jährlich 500,000 Pfund Muskatnüsse und 150,000 Pfund Muskatblüthe liefern. Die Cultur dieses Baumes scheint nicht viel Arbeit zu verlangen; es kommt hauptsächlich darauf an, den Stamm von Schmarotzer- und Schlingpflanzen frei zu halten, welche in der heißen Zone so üppig wuchern. Die Ernte findet vom August bis zum December statt und erfordert mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit des Pflanzers. Da der Baum zu jeder Zeit Blumen und Früchte trägt, so müssen während der Ernte beständig eine gewisse Anzahl Leute die Runde machen, um die heruntergefallenen Muskatnüsse aufzusammeln oder die, deren geöffnetes Fleisch die Reife sehen läßt, abzubrechen. Jeder Baum giebt durchschnittlich fünf bis sechs, in guten Jahren oft funfzehn bis zwanzig Pfund. Die Pächter erhalten 12 Sous (5 Silbergroschen) für das Pfund Blüthen, 8 Sous (3⅓ Silbergroschen) für das Pfund Nüsse. Nach der Einsammlung werden die Blüthen von den Kernen getrennt und letztere dann auf Rosten mittelst darunter angebrachter Feuer getrocknet und geräuchert. Vor der Versendung muß der Kern noch in Kalkmilch gelegt und von Neuem getrocknet werden. Die Muskatblüthe kann, sobald sie gehörig trocken ist, ohne Weiteres verpackt und versandt werden. Ihr Aroma ist weit stärker und angenehmer als das des Kerns. — Nachdem wir den höchsten Punkt des Grates erreicht hatten, machten wir bei einem kleinen Häuschen Halt, um uns dort an der prächtigen Aussicht auf die Rhede zu ergötzen. Der Vulkan von Banda erschien dicht vor uns mit seinen unfruchtbaren, verbrannten Seiten und mit seinem rauchenden Gipfel, und gerade in diesem Augenblicke zeigten die Herren Dumoulin und Hombron, die es in Gesellschaft Anderer unternommen hatten, den Gu-

nong-Api zu erklettern, ihre Umrisse an der Mündung dieses glühenden Kegels. Hier das Wesentliche aus dem mir nachher erstatteten Bericht des Herrn Hombron.

„Um drei Uhr morgens machten wir uns auf, um den Vulkan zu besteigen. Als wir an seinem Fuße anlangten, war es noch dunkel. Wir fanden daselbst einige elende Hütten, welche von einigen verkrüppelten schwächlichen kleinen Bäumen umgeben waren. Bald darauf fanden wir uns schon fern von allem Pflanzenwuchs und vor uns erhob sich der Kegel, dessen Grat mit der senkrechten Linie einen Winkel von höchstens 60 Grad bildete. Seine Basis ist an der Oberfläche mit ungeheuern Basalt- und Lavablöcken bedeckt, welche mit etwas Humus überzogen sind und zwischen denen die ärmlichen Stauden hervorsprossen, welche daselbst das Leben andeuten. Aber in dem Maße, als man vorwärts schreitet, verschwinden die Sträuche; die Lava liegt nackt auf dem Boden und bietet scharfe Vorsprünge, auf die man den Fuß mit um so größerer Vorsicht setzen muß, als der geringste falsche Tritt den Bruch eines Gliedes zur Folge haben kann. Weiterhin wird der Boden beweglich. Asche nebst ungeheuren schwarzen, vom Krater ausgeworfenen Steinen machen das Gehen schwieriger, aber weniger gefährlich. Oft theilt sich der Boden, auf den man den Fuß gesetzt hat, und mächtige Felssteine rollen unter Gepolter mit furchtbarer Schnelligkeit bis zum Fuße des Vulkans hinab. Wie alle vulkanische Berge läuft der Gunong-Api in einen umgekehrten Kegel von ungefähr 240 Fuß Weite, 60 bis 70 Fuß Tiefe aus. Hier war die Mündung eines jetzt völlig erloschenen, in der Tiefe mit Sand und Kies bedeckten Kraters. Der auf den Boden gestellte und selbst einige Zoll tief in die Erde gesteckte Wärmemesser zeigte nur 27 Grad. Aber in Widerspruch damit scheint der Umkreis dieses umgekehrten Kegels noch in Feuer zu stehen. Zahlreiche Rauchsäulen entwickeln sich aus demselben und verbreiten als Dampf eine große Menge Schwefels, der sich alsdann verdichtet und in schönen Prismen krystallisirt. An verschiedenen Stellen ist die dem Boden inwohnende Hitze so stark, daß der Schwefel, der sich daselbst verdichtet, im flüssigen Zustande bleibt. Unsere nacktfüßigen Führer überschritten mit mühsamer Pein diese glühenden

Stellen. Ueberall hallte unter unseren Tritten der Boden wieder, als wenn eine nicht sehr starke Lage Gewächserde uns von dem unterirdischen Feuer des Berges trennte, dessen Rauch in ungeheuren Garben aus einer langen Spalte des westlichen Theils herausströmte. Nicht ohne Bedauern mußten wir darauf verzichten, diese Hauptöffnung des Kraters, aus welcher der lange Feuerstreifen herauskam, ganz in der Nähe zu betrachten. Der Wind war uns entgegen und trieb zahlreiche Wolken erstickender Ausströmungen nach uns hin. Indeß gelangten wir doch noch sehr nahe an die Hauptöffnung. Die Thätigkeit war zu sehr im Innern, als daß man etwas Anderes als Rauch hätte sehen können. Der Boden erzitterte unter unseren Tritten und ließ jeden Augenblick fürchten, daß er, unter unserem Gewichte zusammenstürzend, uns mit sich bis in die Tiefe des Abgrundes hinabreißen möchte. — Um zehn Uhr morgens begannen wir wieder hinabzusteigen. In Kurzem hatten wir den Fuß des Berges erreicht und ich konnte, bevor ich an Bord zurückkehrte, die Insel Pulo-Pisang besuchen, den Aufenthalt der Aussätzigen, wo diese Unheilbaren zwei bis drei Häuser bewohnen. Die Insel, welche beinahe buchstäblich mit Kokospalmen bedeckt ist, bleibt ihnen zu ihrem ausschließlichen Gebrauch fast gänzlich überlassen; aber unter keinem Vorwande dürfen sie deren Grenzen überschreiten. Was die Bevölkerung von Banda betrifft, so besteht dieselbe aus Verurtheilten, welche die Regierung herschickt, aus Malaien und Chinesen. Die Malaien und Verurtheilten geben allein ihre Arme zur Betreibung des Landbaues her. Die Chinesen beschäftigen sich zu Banda, wie in allen europäischen Colonien, damit, den Detailhandel mit den benachbarten Inseln und der Küste von Neu-Guinea zu betreiben. Sie gewinnen dadurch Trepang, Perlmutter und Perlen, welche sie gegen Artikel europäischer Industrie austauschen."

Am 26. Febr. gingen wir wieder unter Segel. Lange noch diente uns der feurige Gipfel des Gunong-Api als Wahrzeichen während der paar Tage, wo uns Windstillen ruhig auf der See hielten. Erst am 27. brachten uns die Strömungen in Sicht der hohen Berge auf der Südwestseite der Insel Ceram. Am 28. rollte sich vor uns die lange Linie der Inseln Tenimbar,

Goram, Manawolka, Matabella rc. auf, und am Abend erblickten wir die hohen Küsten der südwestlichen Spitze von Neu-Guinea. Ueberall sind diese Küsten mit majestätischen reichen Wäldern bedeckt. Dichte Wolken zeigen an, daß sich im Innern hohe Berge befinden; aber wir können kaum einige Höhepunkte durch die sie umgebenden Nebel erkennen. Umsonst suchen wir Wohnungen zu unterscheiden. Fruchtbäume scheinen selten. Unsere Fahrt wird häufig von langen weißen Schaumlinien durchschnitten, deren Ursache die uns begegnenden Strömungen sind. Hier finden sich zahlreiche Pflanzenabfälle und Baumstämme, die von den Strömen aus dem Innern des Landes fortgeführt sind. Ueber diesen Resten schweben Tausende von Seevögeln, welche sich hier Nahrung suchen. Unsere Naturforscher fischen mit Hülfe von Haken und Netzen einen merkwürdigen Seetang auf und entdecken darin eine Menge kleiner Thierchen vom höchsten Interesse. Unsere Harpuniere bringen auch eins der zahlreich uns umspielenden Meerschweine, mehrfach durchstochen, an Bord. Die Naturforscher begrüßen auch diesen Fang mit Freuden und eben so ist er den Matrosen als unvermuthete Bereicherung ihrer Schüsseln willkommen.

Wir waren in der Jahreszeit der Westwinde, und diese schienen mir zur Untersuchung der Torresstraße günstig. Dahin steuerten wir, und bald ist das ausgedehnte Küstenland hinter uns verschwunden. Ohne Zweifel haben die Westwinde schon seit langer Zeit in diesen Strichen geherrscht und in Folge davon haben sich alle auf den Meeren von Timor zerstreuten Trümmer in der großen von Neu-Holland und Neu-Guinea gebildeten Bai vereinigt. In der Mitte dieser Trümmer bewegen sich Tausende von Wasserschlangen, oft von beträchtlicher Länge. Wir bemerken auch zahlreiche Medusen und Mollusken von verschiedenen Gattungen, und Krabben, welche auf der Oberfläche der See herumstreifen. Endlich kommen viele große Schildkröten längs Bord und erregen den Eifer unserer Fischer. Bald wird eine derselben trotz ihres dichten Riesenschildes von der Harpune getroffen und verursacht eine angenehme Abwechselung unserer Tafel. Auch Meerschweine und Haifische erscheinen in Menge. — Am 9. März suchen Schwalben Gastfreundschaft auf unseren

Schiffen und verkünden uns die Nähe des Landes. Wirklich wird am anderen Tage von der Höhe des Mastbaums Land gerufen. Es ist das Cap Walsh, welches eine von Neu-Guinea getrennte Insel bildet. Das Wasser ist außerordentlich trüb; die Sonde zeigt noch 17 Faden an, aber je mehr wir uns dem Lande nähern, nimmt die Tiefe schnell ab. Bald haben wir nur noch 4 Faden Wasser und sind gezwungen das Schiff zu wenden. Der folgende Tag bringt uns Ostwind und scheint das Ende der West-Passatwinde anzuzeigen, auf die ich zählen muß, um die tausend Riffe zu passiren, welche die Torresstraße einengen. Mein Entschluß ist gefaßt und wir steuern nach Westen. Alsbald wechseln die Winde wieder und springen mit starken Stoßwinden in Nord-West um, so daß wir zum Laviren unsere Zuflucht nehmen müssen. Am 15. abends scheint der Horizont ganz in Feuer zu stehen. Ich hatte nie in meinem Leben so viel Electricität in den Wolken gesehen. An einer Stelle des Horizontes hören die Blitze nicht auf, das Firmament ohne Unterbrechung zu durchfurchen. Man möchte es für eine große Feuersbrunst halten, von der ungeheure Raketen ausgehen, die ihre Funken bis zum Himmel sprühen. Am andern Tage blasen die Westwinde mit Wuth. Die See geht hohl und ermüdet stark unsere armen Corvetten, die unfehlbar zertrümmert worden wären, wenn dieses Unwetter sie zwischen den Riffen in der Engfahrt überfallen hätte. Unter Regen und stürmischen Schauern setzen wir mühsam unsere Fahrt fort, bis endlich am 27. die Wache mit Anbruch des Tages die Küste von Neu-Holland signalisirt, welche sich von SO. nach SW. erstreckt. Sie ist durchaus gleichförmig, niedrig und bewaldet, und obwohl der Horizont ganz klar ist, so sieht man doch im Innern weder einen hervorragenden Berg, noch Hügel. Wir lassen steuerbordwärts den Hafen von Essington und wenden uns nach der Rafles-Bai, auf deren westlicher Spitze sich einige Eingeborene zeigen, während etwa zwanzig malaiische Barken aus der Bai hervorzukommen scheinen, die aber alsbald wieder verschwinden. Es sind Trepang-Fischer, welche während der West-Passatwinde ihre Ladung längs dieser Küsten zu holen suchen. An der Einfahrt der Bai lassen wir unsere Anker in einiger Entfernung von einem Inselchen fallen, welches uns eine

herrliche Lage bietet, um unser Observatorium zum Behufe magnetischer Beobachtungen in aller Sicherheit aufzustellen und unseren Matrosen Urlaub zu ertheilen, damit sie spazieren gehen können, ohne daß unsere Ruhe durch ihr Zusammentreffen mit den Wilden Gefahr läuft.

Die Rafles-Bai ist groß und geräumig; aber der Pflanzenwuchs erscheint daselbst kümmerlich. Das Durchstreifen des Waldes ist leicht; denn die Baumstämme stehen nicht dicht zusammengedrängt, und man findet auf diesem sandigen Boden auch nur selten Schlingpflanzen. Die Vögel sind zahlreich. Den Boden fanden wir auf einem Ausfluge fast buchstäblich mit großen Ameisen bedeckt, deren Stich sehr schmerzt. Von Zeit zu Zeit stießen wir auf mächtige Bienenkörbe aus Thonerde von 3 bis 4 Fuß Höhe, welche von diesen thätigen Insecten erbaut sind, und wehe dem unvorsichtigen Spaziergänger, der in ihrer gefährlichen Nachbarschaft ausruhen will. Andererseits wird die Luft von einer unzähligen Menge von Insecten verdunkelt. Besonders unter den Leuchterbäumen am Meeresstrande und nach den etwas sumpfigen Stellen hin findet man im größten Ueberflusse Fliegen und Muskitos, die dem Menschen die schrecklichste Qual bereiten. Dazu kommt noch die mit Regen und Wind abwechselnde Gluth der Sonnenstrahlen, so daß die Ausflüge äußerst ermüdend sind. Die einzigen Zerstreuungen, die uns dieser Ankerplatz bieten kann, sind der sehr ergiebige Fischfang und die Jagd auf Vögel; besonders werden Tauben und Papageien geschossen. Auch giebt es an den Ufern der Flüsse und in der Nähe der meistens salziges Wasser enthaltenden Sümpfe eine hübsche kleine Abart der Kängurus, von denen wir uns mehrere Exemplare verschaffen konnten. Das Fleisch davon schmeckt köstlich. — Wohnungen der Eingeborenen konnten wir auf dem ganzen Umkreise unseres Ankerplatzes nicht entdecken, obgleich unsere Corvetten tagtäglich von mehreren derselben besucht wurden. Diese Menschen bieten einen widrigen Anblick dar. Ihre Haut ist schwarz, ihre Haare wollig, ihr Bauch dick, ihr Wuchs unter der Mittelgröße, und ihre schwachen Beine scheinen nur mit Mühe den Oberkörper zu tragen, der verhältnißmäßig lang ist. Die Stillung des Hungers scheint alle ihre Gedanken zu

beschäftigen. Wenn ein Speiserest erscheint, stürzen sie sich auf denselben, um ihn sich streitig zu machen; man bemerkt bei ihnen kein Anzeichen von Erkenntlichkeit; sie haben alle Geberden erlernt, welche das Mitleid der Fremden erwecken können. Beim Anblick eines Schiffszwiebackes nehmen sie sogleich eine erbarmungswürdige Miene an, und indem sie thun, als wenn sie alle Qualen des Hungers erduldeten, strecken sie die Hand aus und lassen mit Flehen nicht nach, bis man ihnen den Gegenstand ihrer Habgier zugestanden hat. Nur einige von ihnen sind mit Sagaien bewaffnet, die sie mit großer Geschicklichkeit auf weite Entfernungen werfen. Nach den Piroguen zu urtheilen, welche sie mitbringen, scheint die Gewerbthätigkeit dieses Volkes noch in der Wiege zu liegen. Einige roh zusammengeheftete und mit einander durch zwei Stöcke verbundene Stücke Baumrinde bilden ein solches Fahrzeug, und wenn es sich auch seiner Leichtigkeit wegen ohne Mühe lenken läßt, so gestattet es diesen Wilden doch nicht, sich weit vom Strande zu entfernen oder der See zu trotzen, wenn sie nur einigermaßen unruhig ist.

Beim Beginn des April sehen wir in die Bai vier malaiische Barken mit den holländischen Farben einlaufen. Sie lassen ihre Anker auf Kabellänge von der Insel des Observatoriums fallen. Sie bezwecken den Fang der Holothurien oder des Trepangs*). Eine Stunde nach ihrer Ankunft sind sie alle an der Arbeit, ihre Werkstatt zur Vorbereitung des Fischfangs aufzuschlagen. Sie beeilen sich, mehrere große gegossene Kessel auszuladen, welche die Gestalt einer Halbkugel haben. Diese setzen sie auf kleine steinerne Mauern, welche bereits von

*) Der eßbare Spritzwurm (Holothuria edulis) oder der Trepang ist spannenlang, walzig, unten röthlich, oben dunkelbraun, voll kleiner Warzen mit acht buschigen Fühlfäden. Man findet ihn auf den Corallenbänken in geringer Tiefe zwischen den Molukken, Neu-Holland, den Philippinen und Karolinen. Die größeren werden, wenn sie nicht tief liegen, mit einem Stachelstock gestochen; da sie aber gewöhnlich 3 bis 5 Faden tief vorkommen, so tauchen die Fischer wie beim Perlenfang unter und ergreifen sie mit den Händen. Der Trepang ist nach dem Pfeffer wohl der wichtigste Handelsartikel von Indien nach China, wo er meistens in der bekannten Nudelsuppe (Papeda) mit Gewürz oder mit den eßbaren Schwalbennestern gegessen wird.

früherer Zeit her vorhanden sind und ihnen als Herd dienen. Daneben errichten sie Schuppen von Bambus, auf vier starken Pfählen ruhend und mit einer Bedachung, die ein zum Trocknen der Fische bestimmtes Flechtwerk bedeckt. Die Rhede bietet nun nicht mehr den traurigen Anblick einer weiten Einsamkeit; Rauchwolken bekränzen die kleine Insel, und mit Anbruch des folgenden Tages zerstreuen sich die Boote der Barken nach allen Richtungen. Herr Dumoulin, welcher alle Arbeiten der Malaien genau beobachtete, sagt darüber unter Anderem: „Sieben oder acht beinahe nackte Leute tauchten, um den Trepang auf dem Grunde des Wassers zu holen. Der Patron des Fahrzeuges allein blieb aufrecht und tauchte nicht. Eine glühende Sonne sandte ihre Strahlen auf ihre Köpfe, ohne sie zu belästigen; kein Europäer könnte dies Handwerk länger als einen Monat aushalten. Es war beinahe Mittag, und der malaiische Capitain versicherte uns, daß dies der günstigste Zeitpunkt für den Fang sei. Die Taucher erschienen kaum an der Oberfläche, um den Fisch, den sie gefaßt, in das Boot zu werfen und tauchten dann sogleich wieder unter. Wenn die Fahrzeuge hinreichend beladen waren, wurden sie durch andere leere Fahrzeuge ersetzt. Ich folgte einem derselben, um dem Kochen des Trepangs beizuwohnen. Der Trepang oder die Holothurie der Rafles-Bai hat ungefähr fünf bis sechs Zoll Länge und zwei Zoll Durchmesser. Es ist eine dicke fleischige Masse von der Gestalt eines Cylinders. Dieses Weichthier sitzt auf dem Meeresgrund fest, und da es nur einer langsamen Bewegung fähig ist, so ergreifen es die Malaien mit Leichtigkeit. Das höchste Verdienst eines Fischers besteht darin, vollkommen tauchen zu können und ein geübtes Auge zu haben, um das Thier in der Tiefe des Wassers zu unterscheiden. Nachdem es an's Land gebracht ist, wirft man es behufs der Aufbewahrung in einen Kessel voll kochenden Meerwassers, das fortwährend mit einer langen hölzernen Stange umgerührt wird. Der Trepang giebt dann alles Wasser, was er enthält, von sich. Nach Verlauf von zehn Minuten nimmt man ihn aus dem Kessel heraus. Ein mit einem breiten Messer versehener Mann öffnet ihn, um ihn auszuweiden, darauf wirft er ihn in einen zweiten Kessel, wo man ihn von Neuem mit einer sehr geringen Quan-

tität Wasser und der Rinde der Mimosa kocht. Es bildet sich in dem zweiten Kessel ein sehr reichlicher Rauch, welcher durch die sich verzehrende Rinde erzeugt wird. Dadurch wird die Räucherung des Thieres bewirkt, um es aufzubewahren. Endlich wird der Trepang von da auf Flechtwerk gelegt und der Sonne ausgesetzt, um zu trocknen. So wird er verladen. Ein malaiischer Capitain bot mir zubereiteten Trepang an, indem er mich aufforderte, ihn zu versuchen. Ich fand diesen zubereiteten Fisch dem Hummer sehr ähnlich schmeckend. Für den Pekul oder 125 Pfund zahlt man 15 Rupien oder etwa 8 Thaler. Der Capitain schätzte seine Ladung auf 1000 Thaler; drei Monate reichen ihm hin, um sie einzunehmen. — Um vier Uhr Nachmittags beendeten die Malaien ihre Arbeit. Nach einer halben Stunde hatten sie ihre Ernte eingepackt; die Schuppen wurden abgedeckt und gleich den Kesseln an Bord gebracht. Um acht Uhr abends hatten sie die Segel ihrer zweimastigen Schiffe gehißt und fuhren aus der Bai ab."

Schon früher waren wir durch die Ankunft eines kleinen englischen Kutters überrascht worden, der, nachdem malaiische Fischer unsere Anwesenheit gemeldet, aus dem Hafen Essington ausgelaufen war, um uns zu begrüßen und uns zu einem Besuch dieses Hafens einzuladen, wo die Engländer die Niederlassung Victoria-Town erst vor Kurzem begründet hatten. Wir leisteten der Einladung Folge und liefen am 5. April in den Hafen ein. Dieser ist geräumig und sicher. Auf seinem ganzen Umkreise bietet er einen schönen Sandstrand. Die Vegetation ist kümmerlich. Gegen den Hintergrund erhebt sich das Land ein wenig und einige Hügel unterbrechen die Einförmigkeit der Aussicht. Auf einer etwas in den Hafen hineinreichenden Landspitze liegt Victoria-Town. Der englische Commodore Bremer empfing uns daselbst aufs freundlichste. Sein ganz aus Holz bestehendes Haus war zu Port Jackson erbaut worden und bot jede wünschenswerthe Bequemlichkeit. Nicht weit davon sahen wir eine Batterie, welche die Rhede beherrscht. Als Anfang der zu gründenden Stadt können die Wohnungen der 37 Soldaten betrachtet werden, welche in einem Zeitraum von sechs Monaten erbaut wurden. Alle zeichneten sich durch Geschmack und Sauberkeit

aus. Außerdem bemerkten wir am Meeresrande die Handwerksstätten der Tischler und die Schmieden, welche in voller Thätigkeit schienen. Das ganze Personal der Colonie besteht aus 300 Mann. In den von den Engländern angelegten Thiergärten waren einige zwanzig Büffel, einige Ziegen und Schafe und mehrere Zugpferde vereinigt. Man hatte auch eine beträchtliche Menge Geflügel auf den Schiffen mitgebracht; aber nach Verlauf von einigen Tagen war alles nach dem Walde geflogen. In dem Garten des Gouverneurs werden die Ackerbauversuche gemacht. Man hat zahlreiche nützliche Gewächse angepflanzt; unter anderen mehrere Kokospalmen. Dies ist in der Thar der Nahrungsbaum der heißen Zonen; Neu-Holland ist seiner gänzlich beraubt, während die benachbarten Länder so reich daran sind. — Dieser Theil Australiens ist das Vaterland vieler Schlangen, namentlich findet man eine Menge großer Boas; eine derselben von ungeheurer Größe hat man erst kurz vor unserer Ankunft getödtet. Wir bekamen mehrere merkwürdige Thiere geschenkt, so eine Eidere mit Häuten, welche wie ein Fächer um den Kopf liegen. Das gefährlichste Thier dieser Gegend ist unbestreitbar der Kaiman, welcher in dem in die Bai mündenden Flusse sehr häufig vorkommt. Einer derselben hätte beinahe mitten in der Nacht einen Soldaten zerrissen, welcher ruhig in seinem Zelte schlief.

Am 9. April verließen wir die Küsten Neu-Hollands und näherten uns der in SW. von Neu-Guinea gelegenen Gruppe der Arru-Inseln. Wir suchten den Hafen Dobo zu gewinnen, welcher der gewöhnliche Sammelplatz der nach dieser Gruppe kommenden Kauffahrteischiffe ist. Er wird von den Inseln Wama und Wakan gebildet. Der Canal, in welchem sich der Ankerplatz befindet, ist von Klippen eingeengt. Während wir den Weg dahin sondirten, stieß eine Pirogue von der Küste ab und legte bei unseren Schiffen an. Sie ist von Eingeborenen bemannt, welche uns den Schulmeister und den protestantischen Geistlichen des nahe gelegenen Dorfes Wanla bringen. Der eine heißt Paulus, der andere Domingo. Diese Leute tragen sich sehr reinlich nach der Mode der Malaien und alle ihre Leute sind bekleidet. Sie stellen eine dritte Person als Häuptling des Dorfes vor. Er trägt einen Stock mit silbernem Knopfe als Zeichen seiner

Würde in der Hand. Alle diese Würdenträger hatten, als sie die Flaggen unserer Schiffe sahen, dieselben in Folge der Aehnlichkeit der Farben für holländische gehalten. Sie waren in dem Glauben herbeigeeilt, daß sie irgend einen hohen Beamten von Amboina oder Batavia, der seine Rundreise machte, zu begrüßen hätten. Ich behielt sie zum Frühstück bei mir und sie bewiesen der Flasche Ehre. Sie sagten mir, daß alle Bewohner von Wama, 300 an der Zahl, Christen seien. Die Eingeborenen dieser Inseln beschrieben sie als Leute von sanften ruhigen Sitten. — Sobald wir die Einfahrt des Canals hinter uns hatten, ließen wir, da der Wind uns entgegen, in der Nähe der Insel Wama die Anker fallen. Der Canal, welcher den Hafen von Dobo bildet, ist etwa drei Meilen lang. Im Westen wird er von einer langen Sandspitze beinahe geschlossen, bei welcher sich der eigentliche Ankerplatz befindet. Ein paar große holländische Schiffe lagen daselbst in der Mitte einer Flotille von malaiischen Barken. Auf der Sandspitze steht ein beträchtliches, ganz von Malaien erbautes Dorf, indem sie auf den Trepang, auf Perlen, Schildkröten, Schwalbennester und auf die für die Kauffahrteischiffe nöthigen Lieferungen speculiren.

Kaum war der Anker gefallen, als Jeder sich beeilte an's Land zu gehen. Die Vegetation der Arru-Inseln erscheint voll Leben und Kraft. Am Strande ist der Wald beinahe undurchdringlich. Ungeheure Bäume erheben ihre Aeste bis zu großer Höhe, und Tausende von Schlingpflanzen umgeben dieselben mit ihren Windungen. Wir befinden uns erst in geringer Entfernung von Neu-Holland, und schon hat die Natur ihren Charakter ganz verändert. Der Boden ist feucht und fruchtbar, und unter den Laubgängen der Bäume athmet man eine frische, gesunde Luft. Von allen Seiten bemerkt man die schönen Fruchtbäume, welche die Zierde der tropischen Zonen bilden. Der Schiffsarzt, Herr Jacquinot der Jüngere, brachte nach einiger Zeit eine Boaschlange von zwölf Fuß Länge an Bord. Er hatte sie im Kampf getödtet.

„Nachdem ich," erzählt er, „lange Zeit, hie und da nach Vögeln schießend, gewandert war, gelangte ich an eine Stelle, wo der Wald etwas lichter wurde. Doch wie erstaunte ich, als ich

vor mir an einem Aste hängend und fast bis zur Erde reichend, eine lange Schlangenhaut erblickte, welche vom Winde hin und her bewegt wurde. Ich untersuchte diese Haut; sie schien mir noch neu, was mich auf den Gedanken brachte, daß das Thier, welchem sie gehört hatte, noch in der Nachbarschaft sein könne. Ich untersuchte sorgfältig die Bäume umher, und plötzlich erblickte ich eine mächtige Boa, welche mehrmals zusammengerollt war und auf einem gabelförmigen Aste in der Höhe von ungefähr 20 bis 25 Fuß lag. Ihre regelmäßig über einander liegenden Schneckenwindungen gaben ihr das Ansehen eines kleinen Fasses, über welchem sich der Kopf befand. Sie machte keine Bewegung, schien mich zu betrachten und streckte unaufhörlich ihre gespaltene Zunge heraus. Dieser Anblick beunruhigte mich nicht wenig, und meine erste Bewegung war, ihr den Rücken zu kehren und ganz stille wegzugehen. Wenn ich eine Kugel in meiner Flinte gehabt hätte, so würde ich sofort geschossen haben; aber unglücklicherweise hatte ich nur Vogeldunst. Trotzdem siegte der Wunsch, ein so schönes Thier zu besitzen, und ich entschied mich für den Angriff. Ich verstärkte den Schuß in meiner Flinte und nachdem ich einen tüchtigen Stock für den Fall eines Kampfes in der Nähe geschnitten hatte, schritt ich heran. Das Thier hatte seine Lage nicht verlassen. Ich zielte nach der Masse, welche seine Windungen bildeten, und drückte los. Die Boa rollte sich schnell auseinander, und indem sie sich mit dem Schwanze festhielt, schoß sie mit der Schnelligkeit eines Pfeiles nach allen Richtungen. Ich sandte ihr jetzt meinen zweiten Schuß. Diesmal zielte ich nach dem Kopfe, jedoch ohne großen Erfolg: sie fiel nicht. Ich bemerke noch, daß ich hinter einem dicken Baume vollständig verborgen war, und wenn ich schoß, entzogen mich große Pflanzen den Blicken der Schlange. Wenn sie mich gesehen hätte, würde sie sich ohne Zweifel auf mich geworfen haben. — Ich lud meine Flinte von Neuem: ich that in jeden Lauf eine doppelte Ladung Pulver und Blei und ging vorwärts. Das Thier hatte seine erste Lage wieder eingenommen; es hatte sich über einander gerollt, wie vorher. Meine beiden Flintenschüsse schienen keine große Wirkung hervorgebracht zu haben. Ich zielte, wie das erste Mal, nach der Masse und schoß beide Läufe beinahe gleichzeitig ab. Ein fürchterlicher

Knall erfolgte. Das Ungeheuer fiel mit großem Lärm herab, indem es einige große Aeste mehr durch seine Windungen, als durch sein Gewicht zerbrach. Ich hatte sogleich meine Flinte niedergelegt und mit dem Stock in der Hand schritt ich vorwärts. Doch mein Feind war weit entfernt, todt zu sein; kaum auf die Erde angekommen, glitt die Schlange mit Leichtigkeit mir zur rechten Seite nach einer mit Wurzeln von Leuchterbäumen angefüllten Wasserpfütze. Ich sah den Augenblick kommen, wo sie mir entschlüpfen würde. Sogleich stürzte ich mit erhobenem Stocke auf sie und versetzte ihr schnell mehrere Hiebe. Bei diesem unerwarteten Angriff wandte sie sich rasch um und stürzte sich nun auf mich."

„Jetzt begann ein förmlicher Kampf. Die Boa hatte sich zu meiner Höhe aufgerichtet und öffnete ihren weiten, blutigen, mit scharfen Zähnen besetzten Rachen. Aus der Schnelligkeit ihrer Bewegungen sah ich, daß meine vier Flintenschüsse sie nur sehr wenig verwundet hatten und daß ich meine ganze Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit nöthig haben würde. Ich schlug unaufhörlich mit aller Schnelligkeit meines Armes. Jedesmal, wenn sie auf mich losfuhr, fiel ein Hagel von Stockschlägen ihr auf den Kopf. Einige gut gezielte machten, daß sie sich bis zur Erde krümmte, aber sie erhob sich sogleich wieder und stürzte sich von Neuem mit derselben Lebhaftigkeit auf mich los. Sie schien nichts von ihrer Kraft zu verlieren, und ihr Schwanz peitschte wüthend die Erde. Was mich betrifft, so verhielt es sich anders: ich fühlte mich ermüdet. Bei jedem Schlage erschien mir mein Stock schwerer. Es trat sogar ein Moment ein, wo meine Lage gefährlich wurde. Mein Stock hatte sich nämlich an dem einen Ende gespalten; die Spalte wurde mit jedem Hiebe weiter und die Gewalt verminderte sich dadurch bedeutend. Ich fühlte, daß ich ein Ende machen mußte. Indem ich rasch zurücksprang, faßte ich den ganz blutigen Stock an dem gespaltenem Ende und ging mit Ungestüm von Neuem zum Angriffe vor. In weniger als einigen Secunden treffen hundert Hiebe das Ungeheuer. Seine Bewegungen werden langsamer und endlich bleibt es todt ausgestreckt auf dem Boden liegen. Ich hatte einen Augenblick Furcht empfunden. Diese Thiere sind gewöhnlich gepaart; die

zweite hätte dazu kommen können. Glücklicherweise war dies nicht der Fall. — Obgleich mein Feind ganz todt zu sein schien, so wagte ich es doch nicht, ihn zu berühren. Ich machte aus der Schnur meines Pulverhorns eine Schleife an das Ende meines Stockes, und nachdem ich den Kopf der Schlange hineingesteckt hatte, zog ich zu. In diesem Augenblicke zog sie sich leicht zusammen, und so groß ist die Stärke dieser Thiere, daß meine Schnur von der Dicke einer starken Schreibfeder wie ein Bindfaden zerriß. Einige neue Schläge machten bald jeder Bewegung bei ihr ein Ende. Ich konnte sie jetzt nach Gefallen betrachten. Sie war etwa zwölf Fuß lang und verhältnißmäßig dick; ihre glatte, glänzende Haut war oben braungrün, unten hellgelb. Nachdem ich an Bord angelangt war, wurde die Boa abgezogen und in Weingeist aufbewahrt, ihr Fleisch aber gegessen. Es schmeckte köstlich, und man beklagte sich nur darüber, daß es zu wenig sei."

Nach den Bemerkungen des Schiffsarztes Hombron gehört die Arru-Gruppe zu den niedrigen Inseln, welche die See erst seit wenigen Jahrhunderten verlassen zu haben scheint. Wäma ist ganz von Korallen gebildet. Bis ins Innere rühren die Unebenheiten des Bodens von ihrer Anwesenheit her, und sie haben hier noch die Formen beibehalten, welche sie hatten, als sie noch von den Fluthen gepeitscht wurden; denn nur in klaren Gewässern können diese Thiere bestehen, nur an den dem Wogendrang am meisten ausgesetzten Inselrändern errichten sie ihre Gebäude; überall, wo aufgeschwemmtes Land sich ansammelt, hört die Thätigkeit der Korallen auf. An vielen inneren Punkten sieht man gegenwärtig ihre Grotten, wo das Meer sich früher brach und sich in Garben durch die Löcher stürzte, von welchen ihre Wölbung durchbohrt ist; eben so sind die Mauern in solcher Weise durchbrochen, daß das Wasser der Wogen durch die zahlreichen Verzweigungen dieses porösen Gewebes, wie durch ein Sieb, hindurchlaufen konnte. Der Humus hat die Unebenheiten des Bodens noch nicht vollständig bedeckt; doch ist seine Triebkraft außerordentlich. Einige Bäume von der Gattung des Pterocarpus (wozu auch der Sandelholzbaum gehört) erreichen die Höhe von 150 Fuß. Der indische Pterocarpus wird von

den Eingeborenen in der Nähe ihrer Wohnungen gepflegt, um mit seinen Blumen das Haupthaar ihrer Frauen zu schmücken; auch bewerkstelligen sie mit der Rinde einen sehr dauerhaften orangefarbenen Anstrich. Der Stamm und die Aeste dieses Baumes setzen eine Art zusammenziehendes Gummi ab, welches von guter Wirkung ist, um das Zahnfleisch zu befestigen. Der Splint kann als eine wohlriechende angenehme Substanz gekaut werden.

Der Gesundheitszustand unserer Mannschaft erheischte frische Vorräthe, und zu diesem Zwecke richtete ich in Gesellschaft des Capitains Jacquinot einen Spaziergang nach den beiden Dörfern, welche sich auf dem Westrand der Insel Wama befinden. Das kleinere Dorf Devidzella besteht aus sechs bis sieben Hütten. Sie sind alle aus Binsen gemacht und auf Pfählen erbaut, so daß sie etwa drei Fuß über der Erde stehen. Dies ist eine wichtige Vorsichtsmaßregel wegen der Feuchtigkeit des Bodens und wegen der Insecten. Uns empfing hier der uns schon bekannte Geistliche Domingo, der zugleich Schulmeister ist. Er bedauerte, daß er unsere Wünsche nicht befriedigen könne, und auch die Antwort seines Amtsgenossen Paulus in dem größeren Dorfe Wanla fiel nicht günstiger aus. Erst als beide von dem dargebotenen Weine gekostet hatten, verstanden sie sich dazu, uns einige Hühner, einige Körbe voll Bataten und ein paar Schweine zu einem sehr hohen Preise zu überlassen. Uebrigens befanden wir uns allerdings fast am Schlusse der Jahreszeit, während welcher die Kauffahrteischiffe und die Fischer die Arru-Inseln häufig besuchen, so daß die Vorräthe der Einwohner, über welche sie zu Gunsten Fremder verfügen, bereits ziemlich erschöpft sein mußten. Von da besuchten wir das malaiische Dorf, welches sich in der Nähe des Ankerplatzes von Dobo befindet. Zwei Reihen aus Binsen erbauter Häuser bilden dasselbe. Am Strande standen symmetrisch geordnet zahlreiche Praos (Barken). Um das Dorf herum sah man einige schlechte Kanonen, welche einen Theil der Ausrüstung der Praos ausmachten und zur Vertheidigung des Dorfes aufgestellt waren. Das Ufer war mit einer Art Kai eingefaßt, der aus Pfählen und Schilfrohr gefertigt war. Im Innern des Dorfes bemerkte man große Schuppen, in welchen sich der Trepang, die Schwalbennester und Schildkrötenschalen

aufgehäuft befanden. Einige Buden enthielten feine Kattune, Putzsachen, Stahlwaaren und dergleichen. Wie im ganzen asiatischen Inselmeer wurden sie von Chinesen errichtet, welche als begleitende und hülfeleistende Freunde auf den Fahrzeugen der Fischfang treibenden Bugis kommen. Die größte Thätigkeit schien in dieser kleinen Fischerstadt zu herrschen, und doch waren es kaum fünf Monate, daß diese Häuser erbaut worden waren; ihre Dauer sollte ein halbes Jahr nicht überschreiten. Jedes Jahr gründen die Bugis-Fischer, welche diese Inseln besuchen, daselbst eine vorübergehende Niederlassung. Jeder Prao hat sein Haus, eine Art Fischerwerkstätte und ein allgemeines Magazin, wo er seine Ladung sammelt, bevor er sie an Bord bringt. Am Ende der Fischfangszeit wird das ganze Material der Niederlassung auf die Fahrzeuge gebracht; die Malaien stecken ihre Hütten in Brand und segeln dann in Begleitung ihrer dienstfertigen Chinesen davon. Diese kleine Republik lebt in einem beneidenswerthen Zustande des Friedens; Streitigkeiten sind daselbst sehr selten, obgleich unter allen diesen Leuten eine fortwährende Concurrenz beim Fange des Trepangs besteht, der ihre Hauptbeschäftigung ausmacht. Bei unserer Anwesenheit waren die Vorräthe auch in dem malaiischen Dorfe sehr rar und theuer. Die Kaufleute zeigten uns Manucodiaten*) und eine große Menge Paradiesvögel von der Gattung, welche nach den Arru-Inseln benannt werden. Alle diese Vögel kamen von der Südküste Neu-Guinea's her.

Dahin richteten wir unseren nördlichen Lauf, nachdem wir am 21. April die Anker gelichtet, und liefen am 23. in die Triton-Bai von Neu-Guinea ein. Diese Bai ist groß und tief;

---

*) Manucodiata, eigentlich Manuco de Wata, soll Gottesvogel bedeuten. Es ist damit der sogenannte Königsvogel (Paradisea regia), der gesuchteste der Paradiesvögel, gemeint. Er hat zwei Bürzelfäden und smaragdgrüne Seitenfedern. Der von Arru ist der gemeine Paradiesvogel (P. apoda), der mit dem trockenen Westwind nach den Arru-Inseln von Neu-Guinea kommt und mit dem feuchten Ostwind wieder dahin zurückkehrt. Ihre Federn zieren die Turbane der indischen Sultane und die Dolche der malaiischen Fürsten. Der Goldglanz verbleicht aber sehr leicht in der Sonne und selbst beim Kerzenlicht.

ringsum sieht man Felswände in Trümmern, Piks, welche sich zu den Wolken erheben; im Hintergrunde öffnet sich der von dem hohen Berge La Manchiri beherrschte Hafen Dubus unweit der Mündung des Flusses Durga, dessen reißende Gewässer inmitten einer äußerst fruchtbaren Ebene Leben verbreiten. Bei der Einfahrt in die von bewaldeten Steilküsten umschlossene Bai unterschieden wir auf der westlichen Spitze einen Kokosbusch, welcher einige Hütten der Eingeborenen beschützte. Drei derselben traten aus ihren Wohnungen, um uns vorbeifahren zu sehen; aber sie machten keine Bewegung sich uns zu nähern. Eine Segelpirogue fuhr quer durch die Bai in demselben Augenblicke, wo wir in dieselbe einliefen; aber weit entfernt, bei uns anzulegen, beeilte sie sich bei unserer Annäherung das Land zu erreichen, wo sie bald inmitten der Canäle verschwand. — Es war fünf Uhr abends, als wir die Anker in dem Hafen Dubus fallen ließen. Der Regen strömte. Eine Pirogue mit doppeltem Ausleger und mit einigen Papuas bemannt, streifte längs der Küste. Durch unsere Ankunft überrascht, flüchtete sie sich eilends in die kleinen abgesonderten Inseln, welche die Küste des Hafens umsäumen. Bei unserem Herannahen sahen wir deutlich diese Wilden einen Rauch verbreiten, wie von einer Feuerwaffe, deren Knall man nicht hört. Dies ist ohne Zweifel ein Signal, um die Bewohner des großen Landes von einer drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Cook, welcher zuerst auf diesen sonderbaren, den Bewohnern Papuasiens eigenthümlichen Gebrauch aufmerksam gemacht hat, sah die Wilden diese Art von Raketen in dem Augenblicke werfen, wo sie, die Macht der europäischen Waffen nicht kennend, die englischen Schiffe wegzunehmen suchten. Der unaufhörlich strömende Regen und die schnell hereinbrechende Nacht gestattete uns nicht an's Land zu steigen. Die Wilden wurden daher auch nicht in ihrem Zufluchtsort beunruhigt. Während der Nacht ließen sie sich auf den Ueberresten eines kleinen Hafendammes von trockenen Steinen nahe bei unseren Corvetten nieder, und am anderen Tage überwanden sie, durch unser freundschaftliches Verfahren beruhigt, ihre Furcht und besuchten unsere Schiffe. Diese Leute haben keine anderen Kleidungsstücke, als einen wollenen Gürtel; ihre Farbe ist schwarz, ihr Wuchs klein,

das Haar kraus, obgleich weit weniger wollicht, als das der Eingeborenen im Hafen Dori, welche ich auf meiner früheren Reise (1827) gesehen. Viele unter ihnen verrathen durch hellere Färbung die Mischung mit malaiischem Blute. Es sind Papuas, aber Bewohner der Küsten. Sie bringen einige kleine Geschenke an Fischen und Muscheln mit, um willkommen zu sein. Einer von ihnen redet uns in malaiischer Sprache an, und als wir ihnen sagen, daß wir nur gekommen sind, das Land zu erforschen, sind wir die besten Freunde. Denn diese unglücklichen Wilden sind beständig den Landungen der Malaien und der Molukken-Bewohner ausgesetzt, um sich Sclaven zu verschaffen. Daher ihre Flucht beim Anblick eines Schiffes. Wir erfuhren, daß vor etwa 6 Monden (sie zählen nach Monden) ein Papua-Stamm des Westens in ihr Gebiet eingefallen sei, viele Dörfer eingeäschert und den größten Theil der Bewohner mit sich in die Sclaverei geführt habe. Der papuasische Redner, der uns diese Mittheilungen machte, vertauschte zum Lohn für seine Vertraulichkeit mit Vortheil Bogen, Pfeile und einige Zierrathen. Man gab ihm Branntwein, den er wie ein Kenner trank, trotz seiner Eigenschaft als Muhamedaner, die er sich beilegte, und als er uns verließ, war er in der muntersten Laune.

Die Landschaft des Hafens Dubus ist voll malerischer Abwechselungen; die Küsten erscheinen reich und fruchtbar. Der Berg La Manchiri besteht ganz aus weißem Sandstein vom feinsten und dichtesten Korn. Seine von Jahrhunderten ausgehöhlten Seiten stellen riesenhafte Säulenhallen und Stücke von Säulen dar. Wie auf alten zerbröckelten Mauern Farrenkräuter wachsen, so schießt hier zwischen jedem Blocke, der im Begriffe ist sich abzulösen, ein Palmbaum hervor, und diese schlanken Stämme von 50 bis 60 Fuß erscheinen rings um den von Sandstein erbauten großartigen Dom wie übereinander stehende Reihen von kleinen gothischen Säulen, deren Köpfe von Laubverzierungen bekränzt werden. Am Fuße des Berges La Manchiri erblickt man von der Rhede aus eine Fläche von dreieckiger Gestalt, wo die Holländer im Jahre 1829 eine Stadt mit einem Fort angelegt hatten, als sie versuchten Neu-Guinea zu colonisiren. Aber die Umgebungen sind niedrig und sumpfig, das Klima,

hauptsächlich wegen der Nachbarschaft des mit Leuchterbäumen besetzten Flusses, sicher ungesund. Ich war neugierig zu sehen, was von den holländischen Bauten noch übrig geblieben, welche erst seit fünf Jahren von ihren Gründern verlassen waren. Ich stieg auf dem oben erwähnten kleinen Hafendamm aus. Er ist von trockenen Steinen erbaut und noch gut erhalten. Eine Allee von Kokosbäumen, deren schnurgerade Richtung die Hand der Europäer beurkundete, erstreckte sich längs dem Strande. Ihre Stämme waren schon sehr stark und trugen Früchte. Nicht weit davon erhob sich ein Buschwerk von Citronenbäumen. Diese Stauden waren buchstäblich mit Citronen bedeckt. Ein Ofen aus Mauerwerk, so wie die Ueberreste eines Brunnens und einiges Grundgemäuer war Alles, was sich von europäischen Bauten entdecken ließ. Die Stelle, wo die Holländer einst ihre Feuer anzündeten, war mit dichtem Grase und buschigen Stauden bewachsen, welche in kurzer Zeit alle Spuren der Europäer verwischen werden. Von nützlichen Pflanzen fanden unsere Matrosen nur spanischen Pfeffer. — Am Ufer des Meeres stieß ich nachher auf sieben bis acht um ein Fahrzeug versammelte Wilde. Diese auf dem Sande niedergekauerten Leute verriethen keine Furcht. Auf meine Bitte, daß sie mich nach ihren Wohnungen führen möchten, zeigten sie mir den Wald, durch welchen sich ein schmaler, gut aufgeräumter und geebneter Fußpfad wand. Ich richtete meinen Spaziergang dorthin, und stieß etwa dreihundert Schritt vom Meer auf eine an einem Strombett über den Wurzeln eines ungeheuren Baumes stehende Hütte, welcher sie mit dichtem Laubwerk beschattete. Sie bestand aus einem einfachen unförmlichen, von Pfählen getragenen Dache. Einige ziemlich schlechte Matten bildeten nur auf einer Seite eine Umfassung. In der Mitte sah man eine Erhöhung, welche ohne Zweifel als Bett diente, und rings um die Wohnung bemerkte man große Muschelhaufen. Diese Hütte war verlassen. Unsere an's Land gegangenen Officiere hatten sich in den Wald verbreitet, um daselbst zu jagen. Einer derselben versicherte mir, daß die Ersten, welche diesen Weg eingeschlagen, in jener Hütte mehrere Eingeborene und selbst eine Frau angetroffen hätten, welche jedoch eilig entflohen wären. Die häufigen, den reichbefiederten Vögeln Neu-

Guinea's geltenden Flintenschüsse, von denen der Wald wiederhallte, waren allerdings wenig geeignet, sie zu beruhigen. Ich fuhr nun fort, noch länger als eine halbe Stunde auf dem Fußpfade weiter zu gehen, welcher sich nach dem Gebirge zu wandte. Da stieß ich endlich auf eine Hütte, welche etwas besser gebaut war, als die erste, doch ebenfalls leer. Ich bemerkte daselbst ziemlich gut geflochtene Matten, einige chinesische Porzellantassen und mehrere Stücke malaiischer Stoffe. Von hier brachte mich ein Seitenpfad an das Ufer des Flusses, wo er noch ziemlich entfernt ist von seiner Mündung. Er erschien breit und reißend, sein Wasser schlammig, seine Ufer mit ungeheuren Bäumen besetzt. Hier war die Grenze meines Ganges, und ich kehrte zurück, indem ich den zahlreichen verschiedenartigen Insecten nachjagte. Die Schmetterlinge besonders fielen ins Auge, nicht allein durch ihre Menge, sondern auch durch ihre Größe und die Pracht ihrer reichen, grellen Farben. Außerdem sammelten wir viele andere schöne Insecten aller Ordnungen, unter andern dicke grüngoldene Rüsselkäfer, riesenmäßige Heuschrecken mit sonderbarem Brustschilde und mit Stacheln bewaffnet, Tausendfüße und Feuerasseln von großem Wuchse. Auffallend war es uns, daß die Raben hier die Ameisen verfolgten, die ihnen zur Nahrung dienen. — Nichts ist so majestätisch, als die Wälder Neu-Guinea's. Der Fuß der Bäume ist ziemlich frei, denn ihr dichtes Laubdach verhindert jeden Sonnenstrahl bis zum Boden zu gelangen, welcher eine köstliche Frische und eine Feuchtigkeit bewahrt, wodurch seine Fruchtbarkeit noch vermehrt wird; aber Tausende von Schlingpflanzen umgeben die Stämme und machen den Wald oft undurchdringlich. Nirgends, glaube ich, erreichen die Bäume einen solchen himmelhohen Wuchs. Paradiesvögel und Papageien von allen Arten, Nashornvögel (Calaos) mit ungeheuren Schnäbeln und eine Menge anderer prächtiger Vögel konnten sich ungestraft im Laubwerk der Wipfel umhertummeln, von wo sie unsere Ohren mit ihrem wilden Geschrei betäubten; unsere Flinten konnten nichts gegen sie ausrichten, die Höhe der Bäume gestattete dem stärksten Schrot nicht, bis zu ihnen zu gelangen. Unsere Jäger brachten daher trotz ihres Eifers auch nur sehr wenige Exemplare eines reichen, gesuchten Gefieders mit; einige Paradiesvögel,

welche sie erlegten, gehörten alle zu der kleinen Art von smaragdgrüner Farbe. Den großen Manucodiata, von welchem wir mehrere Häute auf den Arru-Inseln gekauft hatten, sahen wir nicht. Die Papuas fangen diese Vögel mit Leim vom Brotbaum. Gewöhnlich klettern sie jedoch des Nachts auf die Bäume, wo sie schlafen, warten die Dämmerung ab und schießen sie dann mit Pfeilen. Zur besseren Verpackung reißen sie ihnen die Füße aus. Daher die alte Meinung, daß die Paradiesvögel keine Füße hätten und nur in der Luft flögen, weshalb man annahm, sie stammten aus dem Paradiese. — Unsere Jäger stießen auf zahlreiche Schlangen von jeder Größe. Als einige Officiere, die mit Aufnahme der Bai beauftragt waren, unter Segel gingen, fing man einen Haifisch, der durch die Dicke seines Kopfes und fünf Reihen Zähne merkwürdig war; eben so brachte man einen Sägefisch von sieben bis acht Fuß Länge an Bord. Der Haifisch wurde sogleich zerlegt. Einige in die See geworfene Stücke lockten einen Krokodil an, der aber gleich wieder verschwand. Auf dieser Fahrt erblickte man eine Gruppe von etwa zehn mit Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffneten Wilden, welche Kokosnüsse sammelten. Auch besuchten unsere Matrosen ein Dorf, von welchem viele Rauchsäulen aufstiegen. Als sie sich demselben näherten, bemerkten sie sehr deutlich auf dem Strande ein schwarzes Thier von der Gestalt und Größe eines Hundes. Es streifte am Strande umher und flüchtete, als man ihm auf Flintenschußweite nahe gekommen, in den Wald. Das Dorf bestand aus etwa zehn Hütten, war jedoch von den Bewohnern bei der Annäherung unserer Leute verlassen. An einer anderen Stelle bemerkte man oben auf einer steilen Felswand des Meerufers zwei ausgesetzte und in Kokosblätter eingewickelte Körper.

Mit einigen Officieren fuhr ich den Fluß hinauf. Auf der Sandbank an der Mündung bleiben nicht neun Fuß Wasser, wodurch jedem größeren Schiffe der Eingang verriegelt wird. In dem Maße, als unsere Boote vorwärts kamen, fanden wir eine immer stärker werdende Strömung. Endlich, nachdem wir zwei Meilen zurückgelegt hatten, konnten wir trotz aller Anstrengungen und der Leichtigkeit unserer Fahrzeuge die reißende Strömung kaum mehr überwinden und mußten umkehren. Ich sah mich

nicht satt an dem Anblick dieser mit Bäumen bedeckten Ufer, welche sich zu einer Höhe von mehr als 180 Fuß erheben. Oft reichen sie sich von einem Ufer zum andern die mächtigen Arme und bilden prächtige Laubwölbungen; an beiden Seiten aber bilden ihre vereinigten Stämme zwei mit Schlinggewächsen dicht bekränzte Mauern; so reich und kraftvoll ist die Vegetation. Von Zeit zu Zeit erblickte man durch die Lichtungen der Aeste die hohen Gipfel der dahinter liegenden Berge. Jede Biegung des Flusses bot bis zur Unendlichkeit wechselnde Aussichten von stets prachtvoller Wirkung. Die Mündung wird von Leuchterbäumen umschattet. An den Ufern bemerkte ich große Feigenbäume und eine Art von Muskatbäumen*), Palmen von allen Gattungen und baumartige Farrenkräuter. Aus der Mitte dieser schönen Bäume kamen Schwärme gehaubter Tauben von mächtiger Flügelweite, Papageien und Riesencalaos, deren schwerfälliger Flug ein Rauschen gleich den bewegten Schaufeln eines Dampfschiffes verursachte. Man hörte jeden Augenblick das heisere Geschrei der Paradiesvögel, welches wie „woiko" klingt. Oft sahen wir die Calaos oben auf den Bäumen mit ihren Schnäbeln die Aeste abbrechen, welche im Herunterfallen einen Lärm machten, als wenn eine ganze Compagnie Leute mit Holzfällen im Walde beschäftigt gewesen wäre.

Als ich die Leiter an Bord wieder erreichte, begann es zu regnen; bald fiel der Regen in Strömen. Während meiner Abwesenheit waren zwei Eingeborene uns zu besuchen gekommen. Der eine derselben hatte verlangt, mich allein zu sprechen. Ich ließ ihn in meine Kammer hinuntersteigen, und hier bot er mir einige Muscheln an, die er sorgfältig in einem kleinen Säckchen verwahrt hatte. Ich ließ ihm einige Kleinigkeiten dafür geben,

*) Es ist dies nicht der ächte Muskatbaum, der auf den Molukken und auf Banda wächst. Die Blüthen sind roth und glänzend und die Nüsse sehen auf den ersten Blick der eigentlichen Muskate sehr ähnlich, aber sie haben weder deren Geschmack, noch deren Wohlgeruch. Jedoch sind die giftigen Eigenschaften dieser beiden Früchte dieselben. In großer Gabe genommen kann nämlich der Staub der falschen Muskate eben so wie von der aromatischen Muskate den Tod geben, indem sie das Nervensystem betäubt. Hombron.

und bald waren wir die besten Freunde. Sein Benehmen war entschlossen. Als ich ihm ein Glas Wein vorsetzen ließ, trank er es auf einen Zug aus, wie ein Mann, der ein solches Getränk zu schätzen weiß, obwohl er sich Muhamedaner nannte. Er sprach malaiisch und ich benutzte dies, ihn auszufragen, namentlich über die Bewohner des Innern, die noch Niemand gesehen hat. Er nannte sich Angin; sein Gefährte hieß Weiß, ihr Dorf Memara. Er versicherte mir, daß die Stämme, welche das Innere bewohnen, zahlreich sind und daß das Land im Ueberflusse Bataten, Yamswurzeln, Bananen und Melonenbäume erzeugt. Die Eingeborenen besitzen kein Geflügel; Schweine finden sich nur wild, und die Bai ist reich daran, aber wegen des undurchdringlichen Dickichts, worin sie sich aufhalten, ist es sehr schwierig ihrer habhaft zu werden. Die Bewohner der Insel Ceram besuchen häufig diesen Strand, um Paradiesvögel, Trepang und Muscheln zu holen; aber die Eingeborenen sind beständig vor ihnen auf der Hut, um nicht in Sclaverei zu gerathen. Endlich wünschte ich noch meinen Papua zählen zu hören, und sogleich sagte er mir, indem er seine Finger einen nach dem anderen bezeichnete: 1. samassi, 2. ronai, 3. tor, 4. fal, 5. rim, 6. rim-samassi, 7. rim-ronai, 8. rim-tor, 9. rim-fal, 10. foulcha. Daraus wird ersichtlich, daß bei ihnen eine Zählart nach dem Fünfsystem gebräuchlich ist.

Die eigentlichen Papuas bewohnen die Westküste von Neu-Guinea. Sie bilden das Mittelglied zwischen den Austral-Negern Neu-Hollands und den Malaien. Die Gesichtsbildung ist verschieden; man sieht breitgedrückte Nasen neben spitzigen, doch sind die ersteren vorherrschend. In den durchbohrten Nasenflügeln tragen sie allerlei Zierrathen. Der Mund hat dicke Lippen, die Vorderzähne pflegen sie zuzuspitzen. Statt kunstreicher Tättowirung findet man bei ihnen nur einen einfachen Anstrich von rothen Erdarten. Die Männer tragen einen kurzen, dichten und krausen Bart. Ihre Halsbänder bestehen aus strickähnlichen Geflechten mit herabhängenden Holzstückchen, Schnüren oder Kernen von Früchten. Ihre Ohrläppchen sind von großen aus spanischem Rohr gefertigten Ringen oft lang herunter gezogen. Ihr Haupt-

nahrungsmittel ist außer Fischen, Krabben und Schildkröten besonders das Mark des Sagobaums. Die Todten begraben einige Papuas, die sich zum Islam bekennen, nach muhamedanischer Sitte, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie die Körper nach Jahresfrist wieder ausgraben und von Neuem in einer sicheren Felshöhle bestatten. Bei dieser Gelegenheit werden Verwandte und Freunde zu einem Gastmahl geladen, um sich mit Essen, Trinken und Tanzen zu vergnügen. Beide Geschlechter erscheinen dann im höchsten Staate, mit Federn und Blumen geschmückt. Hat das Fest acht Tage gedauert, so werden die Reste der Verstorbenen in Flechtwerk gepackt und nach der bestimmten Begräbnißstätte gebracht. Die Bewohner des gebirgigen Innern feiern dies Fest gleich nach dem Tode, nachdem man den in Baumblätter und Baumrinden eingehüllten Leichnam auf ein Gestell gelegt und ihn über einem langsamen Feuer 25 bis 30 Tage lang getrocknet hat. Dann wird derselbe nach dem Walde gebracht, wo man ihn in einer Höhle oder Felsspalte niederlegt. — Man schildert die Papuas als von thierischer Roheit; doch gilt dies wohl am wenigsten von den Mischlingen der Küsten- und Inselbewohner. Freycinet, der während seines Aufenthaltes auf der kleinen Insel Rawak im Jahr 1818 einen Besuch von einem Häuptling der Aiu-Gruppe (nördlich von Waigiu) empfing, berichtet darüber Folgendes: „Die Papuas, mit denen wir verkehrt haben, schienen uns verständig und geistreich zu sein; aber keiner glich in dieser Hinsicht dem Häuptling Moro, der auf unser Observatorium kam. Er sprach das Malaiische mit Leichtigkeit, that tausend Fragen und wollte eine Erklärung von Allem haben, was er an uns Ungewöhnliches fand. Er war nackt und trug blos einen einfachen Schurz von Baumrinde. Wie alle seine Landsleute zeigte er sich heiter und lebhaft, und schmeichelte uns mit vieler Gewandtheit, wenn er etwas zu erhalten wünschte. Er gab mir zu verstehen, daß, wenn er in meiner Gesellschaft bleiben solle, er eine anständigere Kleidung haben müsse. Deshalb wußte er sich nach und nach ein Paar Hosen, dann ein Hemd, und endlich auch ein Schnupftuch zu verschaffen, um seinen Kopf zu schmücken. Uebrigens studirte und ahmte er unsere Manieren mit einer Leichtigkeit nach, die uns überraschte." — In

Betreff der oben erwähnten Papuas in der Umgegend des Hafens Dori lesen wir in d'Urville's früherer Reise: „Zwei Papuas-Dörfer sind auf dem nördlichen Ufer des Hafens, Doreï und Kuao, ein drittes auf einer kleinen Insel. Alle haben das nämliche Aussehen. Die Hütten sind sehr lang, aus grob behauenen Balken und Brettern verfertigt und auf Pfählen 8 bis 10 Fuß über der Meeresfläche erbaut. Alle sind auf ein Pfahlwerk gesetzt, keine steht auf dem Boden selbst. Lange, stark eingeschnittene Balken dienen als Treppen und werden nachts, so wie bei der Annäherung des Feindes heraufgezogen. Ich trat in eine solche Hütte ein. Es war ein wahres wackelndes Schloß mit Löchern auf allen Seiten. Ein langer und schmaler, mitten hindurch führender Gang trennte eine Reihe von Zellen, wovon jede durch eine Familie bewohnt war. Das ganze Geräthe dieser Zellen bestand aus einer oder zwei Matten, einem irdenen Topf, ein paar Porzellangeschirren und Sagomehlsäcken. In den Wohnungen der Häuptlinge sah man auch einige Kästchen oder Körbchen von Bananen- oder Pandanus-Blättern, in welche sie ihre Waaren und Reichthümer niederlegen. In einer anderen Hütte, welche eine Art Harem oder Weibergemach zu sein schien, sah ich mehrere Frauen in einem gemeinschaftlichen Saale versammelt und mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt. Die einen woben Matten, die anderen kneteten Thon und machten größere oder kleinere Gefäße daraus. Eine von ihnen sang, während die anderen mit Wohlgefallen zuhörten. Unter diesen in einer Linie an der Küste hin errichteten Häusern zog eines meine Neugierde besonders lebhaft an. Es hat nur einen einzigen Raum mit einem dreieckigen Dach. Den Fußboden machten sechs dicke Querbalken aus, wovon jeder auf vier starken (bis zur Decke des Gemaches reichenden) Pfählen ruhte. So bildete sich eine Säulenordnung mit vier Reihen, wovon jede sechs Pfähle hatte. Alle diese Pfähle waren grob ausgehauene menschliche Gestalten, aber wohl kenntlich. Von diesen ganz nackten Figuren war die eine Hälfte, nämlich die zwei äußeren Reihen, männlichen Geschlechtes, die andere Hälfte, nämlich die zwei inneren Reihen, weiblichen Geschlechts. Sie hatten alle einen Turban oder Schacko, der den Säulenkopf vertrat, so daß sie zusammen mit den oberen Balken ein regel-

mäßiges Bauwerk bildeten. Unsere Führer sagten, es habe dies eine religiöse Bestimmung."

Die Bewohner der Triton-Bai sind nach der Ansicht des Herrn Hombron Mischlinge von Papuas und Malaien. Auf ihrer schwarzen Haut spiegelt sich eine ziemlich lebhafte Kupferfärbung. Ihr Wuchs nähert sich dem der Malaien und übertrifft bei weitem den der Papuas, aber sie haben nicht die zarten Gesichtszüge der letzteren. Sie haben von diesen die großen Augen, ohne ihren im reifen Alter ernsten, in der Jugend sanften und melancholischen Blick; die Lebhaftigkeit ihres Blickes zeugt vielmehr von malaiischem Blut. An Schönheit übertreffen sie die Mischlinge der Insel Waigiu (auf der Westküste von Neu-Guinea), deren braune Haut und grobe Züge die Verwandtschaft mit den am wenigsten schönen Malaien der Molukken verrathen.

Neuntes Kapitel.

Zu Anfang des Mai verließen wir die Triton-Bai, und legten mit Leichtigkeit die achtzehn Stunden zurück, die uns von der Insel Ceram trennten, wo wir kurze Zeit in der Warru-Bai verweilten, deren Bewohner als strenge Anhänger des Islam einen so großen Abscheu gegen die in den Wäldern zahlreich sich vermehrenden Schweine haben, daß sie dieselben ungestört die Pflanzungen, die nicht durch Umzäunungen geschützt sind, verwüsten lassen. Von da ging unsere Fahrt nach der Insel Celebes, und alsbald begrüßten wir die Rhede von Macassar. Unter den hohen Mauern des mit Kanonen besetzten Forts Rotterdam gingen wir vor Anker. Macassar ist der Hauptort der holländischen Besitzungen auf Celebes und Residenz eines besonderen Gouverneurs. Die freundliche Landschaft umher ist mit Reisfeldern und Weideplätzen bedeckt, auf welchen Heerden von Schafen und Büffeln weiden; von dem Fleische derselben nähren sich die Bewohner der Stadt. Die Gewässer wimmeln von Kaimans. Sie streifen nachts unter den Pfählen der Hütten umher und rauben Alles, was sie antreffen; auch Menschen ziehen sie

ins Wasser. Man fängt das Thier, indem man den Cadaver eines Hundes, unter dem ein Haken mit einem bis ans Land reichenden Stricke verborgen ist, ins Wasser wirft. Ist dies geschehen, so nimmt man irgend einen Kläffer, den man an den Ohren zupft, damit er schreit. Der durch das Geschrei herbeigelockte Kaiman taucht empor, erblickt den schwimmenden Cadaver, stürzt sich auf ihn und verschlingt mit ihm zugleich den Haken, der ihm die Eingeweide zerreißt. Durch seine Anstrengungen, um davon loszukommen, zerfleischt er sich nur um so stärker. Dann wird er mittelst des Strickes an's Land gezogen und mit Lanzen getödtet. — Die Haupterzeugnisse von Celebes bestehen in etwas Baumwolle und Kaffee, in Reis, Pfeffer, Betel, Mais, Manioca, Benzoe *) und Tabak. Nirgends sind aber vielleicht die Erzeugnisse des Pflanzenreiches und das Geflügel wohlfeiler als zu Macassar. Dies ist daher ein ausgezeichneter Rastort für alle Schiffe, welche der Verproviantirung bedürfen. Die Eingeborenen ziehen auch eine Menge Hornvieh und Pferde. Diese Pferderace ist in ganz Indien am meisten geschätzt. Sie sind klein, sehr schön und voll Feuer; ihr Gang ist sanft, und es sind daher die hübschesten Damenpferde. In den waldbedeckten Gebirgen des Innern findet man die Ceder, die Eiche, den Ahorn, den Ebenholzbaum, endlich den Sandelbaum **); auch der Brotfrucht-

*) Die gemeine Mehl-Lorsche (Jatropha manihot) ist ein mannshoher krummer Strauch, dessen knollige, fleischige, wenigstens armdicke, oft 30 Pfund schwere Wurzel fast ganz aus Stärkemehl besteht. Dies enthält aber einen scharfen, selbst giftigen Milchsaft, den man durch Gährung wegschaffen muß, ehe man das Mehl pressen, dörren und als Brot genießen kann. Dies ist die Manicca, für die Bewohner der heißen Länder ein Nahrungsmittel, wie für uns die Erdäpfel. — Der Benzoe-Baum (Styrax benzoin) ist ein mäßiger Baum auf den Molukken und sundischen Inseln. Wenn derselbe 6 Jahr alt ist, so macht man oben Einschnitte in die Rinde, woraus ein weißer Balsam fließt, der sich zu dem weißen oder gelblich grauen oder bräunlich gefleckten Benzoe-Harz verdichtet, welches man die Benzoe nennt. Die Benzoe schmeckt süßlich und balsamisch, riecht angenehm und wird daher zu Räucherungen gebraucht. Als Tinctur mit Rosenwasser giebt sie die sogenannte Jungfernmilch als Schönheitsmittel.

**) Der Sandelbaum (Pterocarpus santalinus) ist ein großer Baum mit Erlenrinde. Sein Holz ist blutroth mit schwarzen Adern, riecht

baum gedeiht hier sehr leicht. — Die beiden Hauptvölker von Celebes sind die Macassaren und Bui s oder Bugghis. Beide sprechen sehr verschiedene, nur entfernt verwandte Sprachen. Die Bugis gelten als die besten Seeleute unter den Malaien. Sie wagen sich sehr weit, um Handel zu treiben oder seeräuberische Thaten zu vollführen. Oft verbinden sie beides. Sie fischen den Trepang, und wenn sie unterwegs ein schwaches oder schlecht segelndes Schiff finden, so legen sie bei demselben an und ermorden in der Regel die Bemannung. Alljährlich hört man von Schiffen sprechen, welche sie weggenommen oder angegriffen haben. Kürzlich wurde ein holländischer Kriegsbugger an der Mündung eines großen Flusses auf Celebes von 33 mit Drehbassen bewaffneten Praos angegriffen, und nur mit Hülfe einer drehbaren zwanzigpfündigen Kanone gelang es demselben, sie in die Flucht zu schlagen, nachdem fünf in den Grund gebohrt waren. Eine Brigg hat ihre Station hier, um die Versuche der Seeräuberei zu vereiteln; doch sind die angewandten Mittel unzureichend. Die Krieger von Celebes führen Lanzen, Säbel und Schilder. Auch mußten die Feuerwaffen und das Pulver ihnen schon sehr früh bekannt sein, da die ersten Europäer die Praos des Landes mit bronzenen Kanonen bewaffnet fanden. Das Eisen der Lanzen ist flach und zweischneidig; der Schaft ist von hartem Palmholz, der untere Theil mit einem Pferdeschweif geziert. Die Lieblingswaffe aller Bewohner von Macassar ist aber der unter dem Namen Kriß bekannte Dolch. Der Kriß mit bald gerader, bald gekrümmter oder geflammter Klinge steckt in dem Gürtel aller Einwohner. Er ist eigentlich eine Mörderwaffe, da die Hand des Kämpfenden stets unbedeckt, der Griff schlecht angebracht und die Klinge schlecht geschäftet ist. Diese 2½ bis 3 Fuß langen Klingen sind von weichem, in der Art geschweißtem Eisen gemacht, daß die zahlreichen Schweißungen des geblätterten Metalls eine Art erhabene Damascirung bilden. Manchmal bildet das in die Hohlkehlen gearbeitete Silber und Gold sehr verschiedenartige Zeichnungen auf der Fläche der

---

gewürzhaft, schmeckt herb, färbt roth und wird zu Räucherungen und Zahnpulver gebraucht.

Klinge, welche den Werth des Kriß bedeutend erhöhen. Aber diese oft vergiftete Waffe*), deren Verwundung fast immer tödtlich ist, hat eine geringere Härte, als unsere schlechtesten Messer. Die Krisse sind die wichtigsten Gegenstände der Industrie in Macassar. Die Führung derselben wird oft sehr gefährlich in einem Lande, wo der Genuß des Opiums**) allgemein verbreitet ist. Dieser bringt auf die verschiedenen Temperamente entgegengesetzte Wirkungen hervor. Der phlegmatische Chinese wird dadurch verdummt. Dem leidenschaftlichen Malaien ist es das stärkste Reizmittel. Erreichen die Opiumdünste bei ihnen das Gehirn, dann gleichen sie reißenden Thieren, indem sie mit dem Kriß in der Hand Alles niederstoßen, was ihnen in den Weg kommt. Früher waren diese Verbrechen oft vorsätzlich und die Trunkenheit diente den stolzen und jähzornigen Macassern nur als Deckmantel, um ihre persönliche Rache zu befriedigen. Jetzt sind diese blutigen Auftritte indeß selten, da die Holländer eine Art Wache eingerichtet haben, um die Wüthenden aufzuhalten. Die Wächter stellen sich denselben mit einer langen, breitästigen Gabel entgegen, werfen sie um, knebeln sie und lassen sie so ihren Rausch ausschlafen. Auch der Kokosnuß-

---

*) Zur Vergiftung der Waffen dient im ganzen indischen Archipel der Saft des Giftbaums (Arbor toxicaria), der auf Celebes, Java, Borneo einzeln in dichten Wäldern wächst. Es ist ein sehr großer knorriger Baum mit weißlicher Rinde und weißem Holz. Der Saft ist keberig, bitter und gelblich. Man vergiftet damit namentlich die Pfeile. Der Verwundete empfindet sogleich große Hitze und Schwindel, worauf Ohnmacht und Tod folgt. Das kräftigste Gegengift ist die Spatwurz (Crinum asiaticum). Sie wird gekaut, der Saft verschluckt, so daß Brechen erfolgt; das Uebrige wird auf die Wunde gelegt.

**) Das Opium wird aus dem gemeinen Mohn (papaver somniferum) gewonnen, indem man die unreifen Kapseln des Morgens aufritzt und am anderen Tage den ausgesickerten und getrockneten Saft einsammelt. Dies ist das beste Opium. Mehr gewinnt man durch Pressen der Kapseln und Auskochen der ganzen Pflanze. Es sieht wie braunes Harz aus. Es riecht stark und unangenehm, schmeckt sehr bitter. Der übermäßige Genuß macht schwerfällig, stumpf und zuletzt völlig blödsinnig. Durch den Opiumrausch verfällt man in eine angenehme Schläfrigkeit und die erregte Einbildungskraft schafft tausend seltsame Bilder; aber hinterdrein folgt Mißbehagen, Kopfschmerz und Leibschmerz.

branntwein und der Arrak findet bei den Macassern, obgleich sie größtentheils Muhamedaner sind, viele Liebhaber. Endlich kauen alle Eingeborenen beständig Betel*) und fügen auch wohl ein tüchtiges Stück Kautabak hinzu. Aus allen diesen Genüssen kann man schon auf die Behaglichkeit der Lebensart schließen. Bei dem Ueberfluß des Landes an Reis, Sago und Früchten sind auch die Aermsten im Stande, eine zahlreiche Familie zu ernähren. Der Fang der Holothurien und Schildkröten, deren Schale sehr gesucht wird, ist fast die einzige Beschäftigung dieser seemännischen Bevölkerung. Die Zeit nach der Rückkehr von ihren regelmäßigen Reisen zum Behuf des Fischfangs verbringen diese Leute in Müßiggang; ihre einzige Beschäftigung ist das Spiel, um ihr weniges gesammeltes Geld wieder an den Mann zu bringen. Ihre Spielwuth kennt keine Grenzen, und in öffentlichen Häusern sieht man stets eine dichte Menge um schlechte Tische herumgedrängt, auf welchen die Würfel beständig rollen, mitten unter den Opiumdünsten, mit denen sie sich berauschen, um den erlittenen Verlust auf Augenblicke zu vergessen. Kein Wunder, wenn die Gewerbthätigkeit derer nur gering ist, die mit dem Fischfang und der Schifffahrt nichts zu thun haben. Ihre Hütten, wie die aller Malaien, sind große, einige Fuß über dem Erdboden erhabene Käfige von Bambusrohr. Der untere Theil beherbergt einige Schweine und das Geflügel; das obere Stockwerk, wo die Familie logirt, ist kaum reinlicher als der darunter gelegene Stall.

Die Stadt Macassar zählt 25,000 Bewohner und besteht aus zwei Theilen. Das malaiische Viertel erstreckt sich in ein

*) Der Betel oder Kaupfeffer (piper betle) ist ein Schlinggewächs, das man in Gärten und auf Feldern an Stangen zieht, wie bei uns die Bohnen. Die Pflanze ist unten kleinfingerdick, oben federdick und theilt sich oben in krumme Zweige. An jedem Knoten steht ein 6 Zoll langes, handbreites Blatt. Es schmeckt angenehm scharf. Um diese Schärfe zu mildern, vermengt man die Blätter mit Arecanuß und gebranntem Muschelkalk. Das Kauen färbt die Lippen und den Speichel roth und macht wohlriechenden Athem, bewirkt aber das frühe Ausfallen der Zähne. Man hält den Betel in heißfeuchten Ländern für ein gutes magenerwärmendes Verdauungsmittel, trägt daher die Betel-Dose beständig bei sich und bietet sie auch Andern an, wie bei uns den Schnupftabak.

paar langen unregelmäßigen Häuserzeilen am Meeresstrand über den Raum einer halben Meile. Das europäische Viertel, Vlaardingen genannt, wird von den Europäern und einigen Chinesen bewohnt. Die schnurgeraden Straßen desselben sind breit und rechtwinkelig durchschnitten; bei ihrer Breite geben sie aber wenig Schutz gegen die glühenden Sonnenstrahlen. Eine Mauer, welche zum Schutz vor den Angriffen der Eingeborenen aufgeführt ist, umgiebt es auf der Nordseite. Die Straßen, welche auf den Wall auslaufen, werden durch Thüren geschlossen und von Wachtposten vertheidigt. Im Rücken von Vlaardingen erhebt sich das Fort Rotterdam.

Unser Aufenthalt verstrich uns sehr angenehm. Der Gouverneur gab uns ein glänzendes Festmahl. Auch statteten wir dem Sultan von Celebes einen Besuch in dem sieben Meilen von Macassar gelegenen großen Dorfe Goa ab. Die Wohnung desselben war, wie alle Häuser des Dorfes, aus Bambusrohr und Sagobaumholz erbaut. Es enthielt nur Ein auf Pfählen ruhendes Stockwerk. Die Leiter, welche gewöhnlich als Treppe bei den Hütten der Eingeborenen dient, hatte man durch eine schiefgestellte Bambusbrücke ersetzt. Wir wurden durch den Regenten im Namen seines kranken Sohnes mit vieler Artigkeit und Würde empfangen. Man führte uns in einen zur Erhaltung des frischen Luftzuges ausgezeichnet gut eingerichteten, wenn gleich schlecht möblirten Saal. Der Regent ließ uns nach holländischer Sitte Thee reichen. Dann zeigte er uns unter Anderm einige Handschriften in der gegenwärtig zu Macassar gebräuchlichen Sprache, so wie in der alten, dem Sanskrit verwandten Mundart. Er erläuterte uns auch den Inhalt einer jeden dieser Schrift. Er verdankt seinen großen Einfluß hauptsächlich diesen bei barbarischen Fürsten so seltenen Kenntnissen und ist beinahe der Einzige unter seinen Unterthanen, welcher in den von den Arabern überlieferten astrologischen Werken und Kalendern lesen kann. —

Auf der Fortsetzung unserer Fahrt steuerten wir nach Westen. Die Insel Java war unser Ziel. Am 8. Juni signalisirte die Wache die Landspitze, welche die Rhede von Batavia gegen Osten begrenzt. Diese liegt im Hintergrunde eines Golfes, der

zahlreiche kleine Inseln umschließt. Wir gingen des Abends in der Mitte von 47 Handelsschiffen vor Anker. Die meisten davon waren holländische, die übrigen amerikanische, englische oder schwedische; nur ein einziges aus Bordeaux hatte die französische Flagge aufgehißt. Dazu kam ein holländisches Kriegsdampfschiff und die Stationscorvette, welche die Admiralsflagge trug. — Am anderen Morgen mit Sonnenaufgang rollte der Donner unserer Kanonen, um die Festung und die holländische Admiralsflagge zu begrüßen. Nachdem die Begrüßungen von den Batterien des Forts und der Stationscorvette erwiedert waren, wurden alle Fahrzeuge in See gelassen, um die nicht durch Dienst an Bord gebundenen Officiere ans Land zu bringen. Es herrschte überall vielfach bewegtes Leben. Mehrere Schiffe entfalteten ihre Segel, um den Ankerplatz zu verlassen, andere kamen von den Häfen Europa's, um ihre Ladungen zu holen. Jedes dieser Schiffe wechselte mit dem Stationsschiff seine Salutschüsse. Außerdem kreuzten Tausende von schwer beladenen Fahrzeugen auf den ruhigen Gewässern umher. So wurde uns zum Bewußtsein gebracht, daß wir uns in einem großen Handelshafen befanden. Die Rhede bietet sicheren Schutz, ist aber nichts weniger als bequem, wenn man nöthig hat oft mit dem Lande zu verkehren, da die Schiffe in zu großer Entfernung von der Küste vor Anker liegen bleiben müssen. Wir hatten auf unseren Booten beinahe drei Meilen zurückzulegen, ehe wir den Canal erreichten, der nach der Unterstadt führt. Die Einfahrt dieses Canals war früher die Mündung eines kleinen Flusses, welcher durch fortwährende Anschwemmungen eine mächtige Bank bildete. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, haben die Holländer den Lauf des Flusses geändert und seine vormaligen Ufer canalisirt. Zwei fast zwei Meilen lange Dämme lenken seinen Lauf durch die zum Theil trocken gelegten Sümpfe am Gestade und scheiden ihn von dem Canal. Die öfter wiederholte Fahrt der Schiffe auf diesem Canal, den man hier Hafen nennt, ist jedoch fast immer unheilbringend für den Europäer; denn bei der Ebbe entsteigen demselben mephitische Dünste, welche viel zu jenen hartnäckigen Fiebern beitragen, wodurch Batavia in den verdienten Ruf eines ungesunden Klimas gekommen ist. Daher verwendet man zu

diesem Dienste gewöhnlich die an das Klima gewöhnten Malaien. Bei der Fahrt auf dem schnurgeraden Hafen sieht man jenes gefürchtete, mit ewigem Grün niedriger Sträucher bedeckte Sumpfland, welches sich bis zur Stadt ausdehnt.

Die Bevölkerung von Batavia, dem Hauptort des ganzen holländischen Handels im indischen Archipel, beträgt etwa 60,000 Seelen; darunter kann man 4000 Europäer, 20,000 Javanesen oder Malaien, 30,000 Chinesen und 6000 Sclaven und Araber rechnen. Batavia besteht aus zwei vollkommen verschiedenen Theilen, nämlich aus der Unterstadt und Oberstadt. Die von Canälen durchschnittene Unterstadt oder die einst glänzende alte Stadt schreitet wegen ihrer ungesunden Lage mit schnellen Schritten dem Verfall entgegen. Ueberall kommt die Verödung zum Vorschein. Die Canäle sind mit einem grünen Teppich des Wassersalates (pistia stratiotes), der dem Lattich ähnelt, überzogen. Hie und da steht ruinenartiges Gemäuer, wo Eidexen, Schlangen und Kröten hausen. Zwischen den Häusern drängt sich auf allen Seiten die Natur mit Kokospalmen und üppigem Gebüsch hindurch, um mehr und mehr von der Stätte Besitz zu nehmen. In diesen mit vorspringenden Dächern oder mit schattigen Vorschuppen versehenen Häusern haben Chinesen ihre Kram- und Arbeitsläden aufgeschlagen. Die Europäer haben hier nur ihre Handelshäuser, wo sie sich während der Geschäftsstunden aufhalten. Außer diesen besitzen die reichen Kaufleute prächtige Wohnungen in der Oberstadt, wo sie die übrige Zeit zubringen. Da ist das neue Batavia oder Weltevreden im Werden. Die Wohnungen liegen vereinzelt und sind oft durch Gärten, Waldwerk oder große Plätze von einander getrennt, so daß sie keine eigentlichen Straßen oder eine zusammenhängende Stadt darstellen. Man kann das Eigenthümliche dieser Niederlassungen daher noch besser charakterisiren, wenn man sagt: Es ist ein aus wilden Bäumen, Kokospalmen und anderen Fruchtbäumen bestehender Wald, der von zahlreichen Flußarmen durchflossen und von mehreren freien Plätzen durchbrochen wird, und in welchem unzählige Landhäuser und kleine Paläste weitläuftig zerstreut liegen. Nur einige Militairgebäude reihen sich mehr an einander. — Bei der großen Ausdehnung der Stadt würde es den Be-

wohnern schwer fallen sich oft zu besuchen, wenn nicht jede einigermaßen vermögende Familie Wagen und Pferde hielte. Nur Malaien und Chinesen dürfen sich ihrer Beine auf der Straße bedienen ohne aufzufallen; aber ein Europäer muß, wenn er einmal zu Fuße geht, wenigstens seine Equipage nachfolgen lassen. Das erfordert die hier in aller Strenge geltende Sitte. Unsere Officiere hatten sich in einem Hotel förmlich eingerichtet, um ihre Ruhetage am Lande gehörig zu genießen. Hören wir den Bericht des Herrn Demas über ihre Beobachtungen.

„Das Klima Batavia's ist glühend, wie das des ganzen indischen Archipels. Man lebt nur von sechs bis acht Uhr des Morgens und von sechs Uhr abends bis Mitternacht. Diese Abendzeit hatten wir zu unserem ersten Ausfluge gewählt. Unsere Wagen fuhren alle in einer Reihe hinter einander. Es war die Stunde, wo sich die vornehme Welt ins Freie hinausmacht, um die köstliche Abendfrische zu genießen. Die Straßen erglänzten von tausend Laternen. Die Damen, im Ballanzuge mit entblößten Schultern, kamen in hübschen, durch die Fackeln zweier Bedienten erleuchteten Equipagen angefahren. Die Männer galoppirten zu Pferde neben dem Kutschenschlage her oder rauchten ernst eine Cigarre unter der Vorhalle ihres Hauses. Kurze Zeit nachher verminderte sich die Zahl der Wagen, und bald befanden wir uns beinahe allein. Wir kehrten nun nach unserem Gasthofe zurück."

„Am folgenden Tage besuchten wir die Chinesen. Diese stehen überall im indischen Archipel unter dem Schutz der Regierung, welche ihnen aus ihrer Mitte einen Vorsteher oder Capitain setzt; es ist gewöhnlich der Wohlhabendste und Einflußreichste. Er ist insbesondere mit Erhebung der Steuern und der Handhabung der Polizei beauftragt. Er verurtheilt zur Bastonnade und läßt seinen Untergebenen Nase und Ohren abschneiden, ohne daß sich die Holländer darum kümmern, und man hat auf diese Weise eine ruhige und arbeitsame Bevölkerung erlangt, die man gar nicht würde entbehren können. Die Chinesen bewohnen in Batavia ein vollständig getrenntes Viertel oder vielmehr eine ganze Stadt. Die Häuser stehen dicht auf einander gehäuft, die Straßen sind eng und krumm, und jede

Straße von einem besonderen Handwerk bewohnt. Da ist Alles Leben und rührige Thätigkeit. Hier hört man den Hammer des Schmiedes ertönen; den Oberkörper nackt und den langen Zopf um seinen Kopf gewickelt, hämmert er das Eisen eben so sicher und kräftig, als der beste Arbeiter unserer Arsenale. Weiterhin zersprengt eine Reihe von Kupferschmieden und Klempnern den Vorübergehenden das Trommelfell. Andere, weniger lärmend, handhaben die Nadel oder das Weberschiffchen. Garköche unter freiem Himmel gehen und kommen, in die Handwerksstätten den dampfenden, mit dem nationalen Soya (Brühe) begossenen Reis bringend. Nach dem äußeren Ansehen der chinesischen Häuser möchte man sie für elende Hütten halten. Im Innern sind es geräumige, getäfelte Gemächer. Das Tafelwerk ist mit Malereien bedeckt; es sind Landschaften, deren Bäume und Vögel nur in der Phantasie des Künstlers existiren; in Bezug auf die Farbengebung reizend, aber ohne alle Fernsicht. In dem Hauptzimmer steht ein kleiner Altar, auf welchem Weihrauch in kostbaren Räucherpfannen und kleine Kerzen von Sandelholz brennen; dazu sieht man das breite auf Leinewand oder Papier gezeichnete Bild eines dicken chinesischen Götzen. Die Frauen zeigen sich nur bei feierlichen Veranlassungen. Nach Sonnenuntergang, wenn die Werkstätten und Magazine geschlossen sind, erheben sich auf allen kleinen Plätzen Theater. Chinesische Schattenspiele, Possenreißer, Tänzerinnen unterhalten dieses Bienenvolk, welches geräuschlos bei dem etwas blassen Lichte unzähliger Laternen von geöltem Papier sich umhertreibt. Wir wohnten einem der Schauspiele bei. Vor etwa zehn Fuß über den Boden erhöhten Gerüsten hatte sich eine ernste Schaar von Zuschauern versammelt. Die Bühne war von Männern und Frauen eingenommen, welche aus der Fistel und mit einem schleppenden und schreienden Tone declamirten. Es waren Klagen, welche sie einem unbeugsamen Tyrannen vorbrachten. Die Rolle desselben spielte ein guter, dicker Papa, der sein Gesicht, um ihm die erforderliche Wildheit zu geben, mit Ruß geschwärzt hatte. Sein Kleid bestand aus einem langen seidenen Kaftan mit einem Gürtel, an dem ein ungeheurer hölzerner Säbel hing; sein Kopf war mit einer Krone von vergoldetem Papiere bedeckt. Da sein Felsenherz auch

nicht durch die Thränen einer reizenden Prinzessin erweicht werden konnte, so erschien endlich sein Rächer. Er war ganz Säbel und Dolch; aber bevor er seinen Dolch aus der Scheide zog, hielt er dem Grausamen erst eine feurige Rede, immer in dem nämlichen langsamen und schreienden Tone. Da der Andere im Bösen verharrte, so bekam er endlich seinen Lohn durch den Tod. Abwechselung in das Ganze brachte dazwischen Tanz und Musik. Diese bestand aus einem Gong, einer Art Mandoline mit einer Saite und einer Flöte, welche der Musikant mit den Nasenlöchern blies. Unter den Tänzerinnen fanden wir nur eine einzige hübsch, ein junges Mädchen von 15 bis 16 Jahren. Ihr durch einen Gürtel zusammengehaltenes Kleid von bunter Seide reichte nur bis unter die Brust und ließ Busen, Schultern und Arme unbedeckt; ihre pechschwarzen Haare waren nach chinesischer Art aufgebunden und auf dem Scheitel durch eine lange goldene Nadel zurückgehalten. Sie wußte ihrem Körper die anmuthigsten Bewegungen mitzutheilen, und als der Tanz endigte, fiel aus den Händen der in starrer Bewunderung da sitzenden Chinesen ein Regen von Rupien zu den Füßen der Bajadere nieder. Nach dem Schauspiel strömte Alles in die kleinen Buden der Garköche, welche den Platz einfaßten. Auf den Vorderseiten waren alle möglichen Eßwaaren aufgestellt, darunter Hummer, Trepang und Schwalbennester. Wir folgten der Fluth zu einem der Hauptrestaurateure. Dieser beeilte sich, uns Alles vorzustellen, was er Vorzügliches hatte. Auf einem sauberen Tischchen mit prächtigen Porzellan-Tellerchen und zwei kleinen elfenbeinernen Stöckchen brachte man uns zuerst ein weißliches Gelée nebst einigen Fischschnitten. Es war ein äußerst stark gewürzter Brei von Schwalbennestern, welche wir, um uns nicht lächerlich zu machen, gewissenhaft verschlangen. Unser Gastwirth sah uns ganz glücklich zu; seine kleinen Augen blinzelten vor Freude. Hierauf sahen wir eine Menge anderer Schüsselchen nachfolgen. Darunter Hummer-Salat und Krabben mit Soya. Dies ist eine aus dem Safte des Fleisches bereitete, sehr gewürzreiche Brühe. Wir fanden dies Gericht ausgezeichnet. Darauf brachte man uns mit großem Pomp sehr dünne Schnittchen eines weißlichen Fleisches auf einem schleimigen Gelée. Unser Wirth zeigte uns die Schüssel

mit stolzer, triumphirender Miene. Wir fuhren also mit den kleinen Stöcken hinein und Jeder begann zu verschlingen. Doch hatte dies Fleisch einen ganz eigenthümlichen Geschmack, und bevor wir einen zweiten Bissen nahmen, wollten wir wissen, woran wir wären. Unser Mann verstand uns, und indem er die Hand etwa einen Fuß hoch über der Erde hielt, bellte er zwei Mal sehr deutlich nach einander. Unser erster Gedanke war, dem Chinesen die Schüssel an den Kopf zu werfen, aber wir bedachten uns anders und fuhren zu seiner großen Freude fort von dem Hundesleisch zu essen. — Draußen angekommen, ließen wir uns von dem Strome chinesischer Zöpfe nach einem geräumigen, erleuchteten Saale forttreiben. Es war ein Spielhaus. Um eine große Tafel in der Mitte saßen dreißig bis vierzig ernste, abgemessene Gesichter und rauchten aus langröhrigen Pfeifen Opiumkörner, deren Dünste uns Schwindel verursachten. Drei auf dem Tische rollende Würfel raubten der Mehrzahl dieser Elenden ihren ganzen Tagesverdienst. Es waren meist Handwerker, und auf ihrem stumpfen Gesichte verrieth keine Bewegung der Muskeln die Aufregung des Spiels; nur die habgierigen Blicke waren die Sprecher ihrer Empfindungen. Wir verließen diese Scene mit Widerwillen. Nach und nach verminderte sich auf den Straßen die vergnügte Menge; die auf der Vorderseite der Häuser angebrachten buntfarbigen Laternen erloschen, und bald versank die chinesische Stadt in das Schweigen der Nacht."

„Zur Beschauung der europäischen Stadt machten wir uns bereits des Morgens um fünf Uhr auf die Beine. Wir gingen längs dem Rande des Canals Moënlivet bis zu seiner Vereinigung mit dem von Ryswick. Uns gegenüber erhob sich ein prächtiges, weitläuftiges Gebäude, die Harmonie, mit ungeheuren Ballsälen, zahlreichen Billardsälen, Lesezimmern rc., wo sich die ganze gute Gesellschaft von Batavia versammelt. Daneben steht der kleine Palast des Generalgouverneurs, wo er residirt, wenn er seine prachtvolle Wohnung in Buitenzorg verläßt, um in die Stadt zu kommen. Alle Häuser, welche mit Säulenhallen und mit herrlichen Gärten geschmückt sind, zeigen eine durchaus holländische Sorgfalt und Reinlichkeit. Jeden Augenblick glaubt man

einen kleinen griechischen Tempel einem Blumenstrauße entsteigen zu sehen. — In der Frühe wimmelten alle Straßen von Leuten. Jeder ging seinen Geschäften nach. Der reiche Kaufmann, nachlässig auf den weichen Kissen seiner Kalesche ausgestreckt, begab sich in seine am Hafen gelegenen Büreau's. Der Javanese, auf seiner nackten Schulter ein langes biegsames Bambusrohr tragend, an welchem zwei Kessel hingen, deren einer kochend heißen Reis von blendender Weiße und der andere einen Herd enthielt, auf welchem Fleisch, in einer schwarzen Brühe schwimmend, briet, ging vorüber, seine Waare ausrufend. Der Chinese wandelte mit abgemessenem Schritte ernst unter dem ungeheuren Sonnenschirme, welchen seine Sclave trug; seine kleinen Augen glänzten in Hoffnung auf den Gewinn des laufenden Tages. Der Araber mit dem grünen Turban und dem seidenen Kaftan begab sich in die Moschee, zwischen seinen Fingern die Kügelchen eines großen Rosenkranzes rollend. Eine Wolke von Frauen und Kindern wuschen sich in den Gewässern des Canals. Indem wir den Ufern desselben folgten, gelangten wir auf einen großen Rasenplatz, in dessen Mitte eine Säule mit dem niederländischen Löwen stand. Es ist der Weltevreeden-Platz (auch Waterloo-Plein genannt), der gewissermaßen als Mittelpunkt von Batavia betrachtet werden kann. In einer der nächsten Straßen bot sich uns eine mit Rasen bewachsene Redoute dar, und hinter dem schmalen Graben derselben gähnten fünf Sechszehnpfünder. Alles war reinlich und hübsch gehalten, aber weit besser darauf berechnet, Soldat zu spielen, als sich gegen den Feind zu vertheidigen. Seit zwei Stunden wandelten wir so, ohne das Ende dieser ungeheuren Stadt abzusehen, welche sich, je weiter wir vordrangen, um so weitläuftiger und lachender entfaltete. Endlich gelangten wir auf einen so großen Platz, daß wir kaum das Vieh unterscheiden konnten, das in seiner Mitte weidete. Dies ist der Königsplatz (Koenings-Plein). Er wird von vier Alleen mit hundertjährigen Bäumen eingeschlossen. Auf den Seiten desselben prangen lange Reihen herrlicher Landhäuser, sämmtlich von den reichen Büschen der Palmen und namentlich des Kokosbaumes beschattet, und mit einem aus den schönsten Blumen bestehenden Erdgeschoß versehen. Hier wohnt die vornehme Welt von Batavia. Auf jedem Schritte

begegneten wir der mit einem Wappen gezierten Kalesche eines Rathes von Indien, einer Magistratsperson, oder irgend eines hohen, mächtigen Geldherrn."

Batavia, mit zahlreichen javanischen Dörfern (Kampongs) untermengt, erstreckt sich wohl vier Stunden landeinwärts, bis zu dem ehemaligen Fort Meester Cornelis hin, ja die Häuser ziehen sich selbst bis zu dem 38 Paale (Pfähle)*) von der eigentlichen Stadt entfernt liegenden Buitenzorg. Wir waren dorthin zu einem Festmahl bei dem Generalgouverneur eingeladen. Der Weg, der in der Mitte über eine große, mit schönen Landhäusern und Reisfeldern bedeckte Ebene geht, ist auf seiner ganzen Länge mit basaltischen Steinen macadamisirt, und vermöge der von sechs zu sechs Paale aufgestellten frischen Pferde legten wir die Entfernung in drei Stunden zurück. Das Hauptgebäude des Schlosses hat mit Rücksicht auf die hier häufigen Erdbeben nur ein einziges, sehr hohes Stockwerk. Es ist, eben so wie zwei sich daran lehnende Pavillons, mit Säulenhallen umgeben und trägt eine Kuppel. Zu dem Material ist Bambusrohr verwandt, die einzige von allen Holzarten, welche mit großer Haltbarkeit die nöthige Leichtigkeit und Elasticität verbindet, um den unterirdischen Stößen zu widerstehen. Das Schloß liegt in der Mitte eines Parkes, der zugleich botanischer Garten ist. Man trifft daselbst nicht allein alle auf Java einheimischen Gewächse, sondern auch eine große Zahl derer aus Indien, China, Japan, Europa und Amerika. Einen sehr ausgedehnten Raum hat man zu Culturversuchen bestimmt. Ich bemerkte daselbst eine große Mannigfaltigkeit von Zuckerrohren, Cactus, Bananen, Thee- und Brotfruchtbäumen, welche sehr gut gedeihen. Im Westen wird der Garten von dem Flusse begrenzt, der seine Gewässer nach Batavia führt; aber zu Buitenzorg bietet dieser Fluß den Anblick eines breiten rauschenden Gießbaches dar, welcher im Gebirge entspringt. —

Die Insel Java ist, eben so wie Sumatra und die kleinen Sunda-Inseln, der Länge nach von Bergketten durchzogen, welche einst vielleicht ein gemeinschaftliches Gebirge bildeten, aber durch

*) Man rechnet drei Paale auf eine Stunde.

unterirdische Feuer-Gewalt zerrissen und zu tausend Vulkanen emporgehoben wurden. Namentlich Java ist durch Zahl und Höhe seiner Vulkane ausgezeichnet. Ueber dem Kamm von zwei Bergketten, die sich vereinigen und dann wieder trennen, steigen sie bis zu 10,000 und 14,000 Fuß auf, bald in der Gestalt von Spitzkegeln, bald als abgestumpfte Kegel, deren Wölbung zusammengestürzt, immer mit Kratern, die theils erloschen, theils noch fortwährend thätig sind. Ihre gen Himmel sprühenden Essen dienen den Schiffern oft bei nächtlicher Fahrt als Leuchtfeuer. Alle möglichen Formen vulkanischer Erscheinungen kommen auf dieser Insel zum Vorschein. Etwa zehn Paale südlich von der auf der Ostküste gelegenen Stadt Surabaya findet man zwei Schlammvulkane. Der östlichste derselben heißt Gunong (Berg) Kalang-Anjer und ist fast rings von salzigen Sümpfen umgeben, die mit dem nahen Meere in Verbindung stehen. Der Berg bildet eine flache Wölbung, welche sich bei einem Durchmesser von etwa 1000 Fuß nur 35 bis 39 Fuß über die Ebene erhebt. In der Mitte dieser Wölbung liegt ein rundlicher Schlammteich von etwa 20 Fuß Breite. Er besteht aus einem grauen, schweren, aber höchst feinen, vollkommen in Wasser aufgelös'ten flüssigen Schlamm, aus dessen Oberfläche in Secunden langen Pausen kleine 3 bis 6 Zoll haltende Luftblasen aufsteigen, die mit schwachem Geräusche platzen, ohne daß die geringste Spur von Dampf oder Geruch wahrzunehmen ist. Von Zeit zu Zeit fließt der Schlamm über und bildet kleine Ströme, die sich nachher in schwere Krusten von hellgrauer Farbe verwandeln. Auf diese Weise vergrößert und erhöht sich die Hügelmasse allmählig. Die Javanen behaupten, daß der Schlamm mit den Springfluthen des Meeres stärker ausströme. Daß diese Gasentwickelungen des Berges früher untermeerisch waren, leidet keinen Zweifel. Der westlich gelegene Schlammvulkan zeigt nur unbedeutende Gasentwickelungen und Schlammausströmungen. Sein Scheitel ist aber mit zahlreichen Brocken und Trümmern rother Backsteine bedeckt, wovon viele durch das Meerwasser ausgehöhlt und gekräuselt sind. Diese Backsteine, die sich weiter oberwärts in meilenlangen Fundamenten finden, wurden von da wahrscheinlich durch die niederströmenden Flüsse bis auf den Meeresgrund fortgeführt und dann mit dem-

selben emporgehoben. In der Nähe anderer Schlammvulkane bemerkt man viele heiße Quellen. — Auf der Westseite der Insel liegt unterhalb des Krater-See's Telaga-Bodas mitten im Walde und an einem Bergabhange ein kahler Platz, der mit weißlich-grauem Steingerölle aller Größen bedeckt ist. Dieser Platz ist berüchtigt wegen seiner erstickenden Schwefeldämpfe und Reisende haben hier eine Menge todter Insecten, Vögel, Säuge- und Nagethiere gefunden. — Südlich von Pekalongang (in der Mitte der Nordküste) streicht von O. nach W. eine Bergkette, deren östlichste und höchste Kuppe der Prahu. Am südlichen Fuße dieser Kette liegt das Dorf Batur. Hören wir nun den Bericht des Dr. Junghuhn über den Besuch des Kawa Scorowedi oder Tringo und des Todtenthales: „Wir verließen Batur am 30. Juli (1838) morgens und nahmen unsere Richtung nach ONO. zu, immer aufwärts steigend. Kaum hatten wir eine englische Meile zurückgelegt, als wir links über uns eine aus dem Walde emporsteigende Dampfwolke erblickten. Nachdem wir den Wald erreicht hatten, fanden wir uns plötzlich an den Rand eines Abgrundes versetzt, aus dem unter heftigem Brausen dicke Dampfwolken hervorkamen. Auf einem kleinen Umwege gelangten wir an den Fuß der Wand und sahen uns in unmittelbarer Nähe einer der merkwürdigsten Naturerscheinungen. Eine halbmondförmige, etwa 40 Fuß hohe Wand öffnet sich auf der einen Seite und setzt sich daselbst abwärts in eine Thalkluft fort. Sie besteht ganz aus bräunlicher, fruchtbarer Erde, so daß von Felsen keine Spur ist. Am Fuße dieser Wand liegt ein runder Kessel, etwa 15 Fuß breit und mit Wasser erfüllt, welches im heftigsten Kochen begriffen ist. Unaufhörlich werden in der Mitte des Kessels 4 bis 5 Fuß hohe Wellen emporgeschleudert, so daß der ganze Spiegel dieses kleinen See's in Bewegung geräth und eine Brandung entsteht, die an den Ufern in die Höhe spritzt. Dabei entwickelt sich aus der ganzen Oberfläche des Wassers eine Masse von Dämpfen, die mit Schnelligkeit aufsteigen und sich zu Wolken ballen. Wenn die Bewegung besonders heftig wird, strömt das Wasser über den niedrigsten Rand des Beckens. Wenige Schritte unterhalb desselben finden sich in der Thalkluft noch mehrere kleinere Löcher oder Höhlen, in denen ebenfalls

Wasser siedet. In einigen schlägt das von den aufsteigenden Dämpfen bewegte Wasser mit solcher Gewalt an die Seiten oder an die Decken der Löcher an, daß die ganze Gegend davon erbebt und ein hohles, donnerndes Getöse gehört wird. Nichts als Sieden, Zischen, Brausen und dumpfes Donnern! — Wir ritten von da etwa eine halbe englische Meile aufwärts. Hier kam uns am Abhange einer Bergkuppe ein kesselförmiger Abgrund zu Gesicht, dessen Boden kahl ist und nur in der Mitte eine kleine sandige, mit einigen Felsenbrocken bestreute Fläche bildet. Die schroffen, ja stellenweis senkrechten Wände sind eben so wie der Rand mit Gesträuch und Waldbäumen bewachsen. Die Höhe der südlichen Wand beträgt etwa 100, die der nördlichen 300, der Durchmesser des Bodens 100 Fuß. Dies ist das wegen der erstickenden Gasarten, die sich auf dem Boden entwickeln, berüchtigte Todtenthal. Mehrere Europäer wollen daselbst Leichname von Vögeln, Hirschen, Tigern, Schweinen und anderen Thieren gefunden haben. Dies bleibt immer räthselhaft, wenn man die Schroffheit der Abhänge betrachtet, an denen sich so leicht wohl kein Thier von freien Stücken hinabwagen möchte. Wir sahen daselbst Nichts, als den Leichnam eines Menschen, der aber, wie man mir erzählte, absichtlich hinabgeklettert war, um sich der erstickenden Luft preiszugeben. Dies war bereits vor vierzehn Tagen geschehen. Ein paar Hunde, die wir hineinschickten, sprangen ganz munter auf dem Boden umher und bellten das schon in völlige Verwesung übergegangene Cadaver an. Die Gasarten sollen sich nur zu gewissen Zeiten, namentlich nach gefallenem Regen entwickeln, wie die Eingeborenen versicherten." — Wir müssen auf die nähere Beschreibung anderer vulkanischen Merkwürdigkeiten verzichten. Genug, die ganze Insel steht wie ein Kessel über einem unterirdischen Feuerherd, und durch die vulkanische Beschaffenheit des Bodens wird zum Theil die außerordentliche Ueppigkeit der Pflanzenwelt bedingt. An der Nordküste findet man Kalkbildung und angeschwemmtes Land. Die Ebene von Weltevreeden besteht aus einer eigenthümlichen bräunlich rothen, fetten Erde, die zwischen Letten und Thon die Mitte hält. Diese Ebene erscheint von einer Anhöhe aus wie ein einziger zusammenhängender Wald, und wenn man

daselbst auf dem Boden steht, so kann man den Blick kaum hundert Fuß weit vor sich senden und sieht die Aussicht überall durch vorstehende Baumgewölbe versperrt, unter denen sich Gebäude und Kampongs verstecken. Dafür bieten aber die Schönheiten der Pflanzen-Entwickelung und die große Zahl blühender Sträucher den reichsten Ersatz. Man versetze sich einmal in den Schatten einer hochgewölbten indischen Mangifera, die am Ufer des Flusses steht, schlürfe die Wohlgerüche der vielen Blüthen ein, von denen die Luft geschwängert ist, und werfe einen Blick auf die andere Seite des Flusses. Junges Bambusgesträuch, kraus und rund, begrenzt zunächst das Ufer. Dann sieht man auf dunklerem Grunde das lichte Grün der riesenmäßigen Pisangblätter, die aus ihren schwammigen Stämmen emporstehen und von gelinden Lüftchen langsam bewegt werden. Hinter ihnen schließen dichtverwebte Laubbäume die Aussicht, unter denen man an ihrem glänzenden Laube zahlreiche Citronenbaum-Arten erkennt, eben so den australischen Brotbaum (Artocarpus incisa) an seinen großen eingesägten Blättern, und den Wollbaum (Bombax pentandrum) an seinen horizontalen Aesten. Dazwischen ragt das bläulich grüne Laub der Arengpalme hervor. Aber Alles wird noch überragt durch die Kronen der Kokospalmen, deren graue, mit Flechten bedeckte Stämme senkrecht aus dem Dunkel des Waldes in die Höhe streben, um mit ihren hohen, königlich gekrönten Häuptern aus dem Reiche des Lichtes auf die Wölbungen der Laubbäume herabzuschauen; goldgelbe Früchte, so groß wie Kürbisse, glänzen zwischen ihren langen, gefiederten Blättern, die leicht und luftig im Winde rauschen. — Als Zierpflanze in den Gärten erhebt der Südsee-Keulenbaum (Casuarina equisetifolia) seine schlanken nach Art unserer Fichten zertheilten Zweige, und hier und da erblickt man die prächtigen lilafarbigen Blüthen der immergrünen indischen Bakrosen (Lagerströmia regina). Flammenzetten (Ixora) und viellappige Mehllorschen (Jatropha multifida) mit brennend rothen Blumen, Grenz-Zauken (Dracaena terminalis) mit weißen hyacinthartigen Blumen und mehr dergleichen Gewächse schmücken die Seiten der Wege. An der Chaussee, die nach Buitenzorg führt, und an anderen Straßen sind Orleanbäume (Bixa orellana) angepflanzt: kleine runde

Bäumchen mit rothhaarigen Früchten bedeckt, die ihnen in der Ferne das Ansehen von blühenden Rosengebüschen geben. — Um einen Blick in die mannigfaltige Pflanzen-Scala zu thun, die sich an den Gebirgen hinaufzieht, geben wir hier noch einige Andeutungen über die Vegetations-Gürtel des südlich von Buitenzorg gelegenen Panggerango bis hinauf zu seiner höchsten Kegelspitze Manellawangie. In einer Höhe von etwa 3200 Fuß ist der Rücken des Gebirges am NNW.-Abhange mit Grasmatten bedeckt, auf denen zahlreiche Pferde und Rinder weiden. Darüber hinaus liegen Kaffeegärten, die von eichbaumartigen, carmoisinroth blühenden indischen Korallen-Bohnen (Erythrina indica) beschattet sind, dann folgen düstere Waldungen, die bis zu 4000 Fuß Höhe hauptsächlich aus hohen Amber-Bäumen oder Rassamalen*) bestehen. Der Stamm eines solchen Baumes hält unten etwa 15 Fuß im Umfang und der Wipfel steigt bis zu einer Höhe von 180, ja von 200 Fuß. Ist nun eine Strecke des Waldes gefällt und schneidet sich der Urwald, wie es am Rande frisch angelegter Kaffeegärten der Fall ist, in einer scharfen Linie von der gelichteten Stelle ab, so gleicht Nichts dem erhabenen Anblick eines solchen Waldes, den man in seiner ganzen Erhebung auf einmal überblickt. Schnurgerade streben die Stämme empor und zeichnen sich durch ihre weißliche Farbe in scharfen Linien auf dem dunkeln Hintergrunde des Waldes ab, so regelmäßig, als seien es Säulen, die ein Riesenvolk gedrechselt und hier aufgerichtet. Noch mehr wird dieser Anblick gehoben, wenn zur Blüthenzeit der ganze Umfang der kuppelartigen Kronen mit kleinen kugelrunden Kätzchen bedeckt und mit röthlichem Schmelz belegt erscheint. Mit 4500 Fuß Höhe verschwinden an der Grenze der Kaffeegärten die Rassamalen und mit ihnen die Baumfarrn. An die Stelle derselben treten jetzt zahlreiche Bäume, die zur Familie der Lorbeern (Laurinae) gehören, vor allen aber

*) Liquidambar altingia s. Rassamala. Die weißgraue Rinde des dicken Stammes ist inwendig röthlich und ergießt bei Einschnitten einen honigartigen wohlriechenden Saft. Das ältere Holz ist honiggelb mit vielen weißen Adern; man brennt es als Wohlgeruch, auch wird es zerrieben und mit wohlriechendem Wasser zu einem Brei gemacht, womit sich die Frauen sowohl des Wohlgeruchs als der Kühlung wegen salben.

Kastanien und Eichen. Ihre Stämme sind dicht bewachsen mit Orchideen, Farrn und binsen- oder rohr-artigen Gewächsen; sie bilden daher einen sehr schattigen, dunkeln Wald. Hin und wieder hängt aus den Baumwipfeln ein Cissusstrang*) wohl 100 Fuß herab, der mit Laubmoosen überpolstert ist und dessen ungeheure Dicke, bis zu der eines Schenkels, man bewundern muß. — In einer Höhe von 6500 Fuß besteht der Wald fast nur aus Bäumen, die zur Familie der Lorbeern und der Klettergewächse, so wie zu den Traubenpreußeln (Thibaudia-Arten) gehören. Die Stämme werden kürzer, dünner, gekrümmter, stehen gedrängter und sind dabei von unten bis oben hinauf über und über mit dickem Moos überzogen. Ein solcher knorriger und ganz mit Moos verbrämter Wald gewährt einen sehr eigenthümlichen Anblick. Noch höher hinauf beginnt endlich die Region der Alpen, wo Tausende farbiger Blüthen, roth, gelb und weiß aus dem schönsten Grün der Gebüsche hervorblicken, während üppige Polster aus kleineren Farrn, Gräsern und Moosen den Boden überziehen. — Gern verweilten wir noch bei dem mächtigen kesselförmigen Krater des Panggerango, dessen Durchmesser 8 bis 10,000 Fuß betragen mag und aus dem sich der Kegel Manellawangie bis zu einer Höhe von 9195 Fuß erhebt; aber wir müssen unsere Seefahrt fortsetzen. —

Am 19. Juni lichten wir die Anker und entfernen uns schnell von der Rhede Batavia's. Der Wind ist frisch, die See glatt. Wir bedürfen des ganzen Tages, um den östlichen Rand des Archipels der tausend Inseln zu umschiffen, welcher aus einer Unzahl kleiner, niedriger und bewaldeter Inseln besteht. Am anderen Tage sehen wir die gleichförmig am Horizont ausgedehnte Küste von Sumatra. Dann steuern wir nach einander durch die Straßen von Banca und Dryon, befinden uns am 27. früh in der Straße von Malacca und gehen auf der englischen Rhede von Sincapore in der Mitte von siebenzehn

*) Die Klimmen oder Cissus sind sehr hochlaufende, den Weinreben ähnliche Sträucher mit langen Reben oder Strängen. Man macht daraus Körbe für Eßwaaren, auch Schlingen, um das Wild damit zu fangen. Biegt man einen solchen Strang etwas, so kracht er, als wenn er bräche, ohne jedoch dadurch verletzt zu werden.

Schiffen vor Anker. Die auf der Insel gleiches Namens in einer flachen Gegend erbaute Stadt erhebt sich im Hintergrunde einer Bai und wird durch einen Canal in mehrere Viertel geschieden. Vom Ankerplatze aus erblickt man zur Rechten des Canals eine große Ebene, auf welcher die von Anpflanzungen umgebenen Landhäuser der Europäer liegen, die mit regelmäßigen und breiten Straßen das neue Viertel bilden. Zur Linken des Canals liegt das weit umfangreichere chinesische Viertel mit dicht zusammengedrängten Häusern. Alle sind mit äußeren Gallerien versehen, um die Magazine und die Spaziergänger vor den glühenden Strahlen der Sonne zu schützen. Die Buden öffnen sich meistentheils nach den Kais zu, wo die Menschenmenge hin und her wogt. In diesem Viertel prangt die chinesische Pagode, ein schöner Tempel, dessen Granitsäulen sämmtlich mit zartem Schnitzwerk versehen sind, in welchem der symbolische Drache stets eine bedeutende Rolle spielt. Die Stadt lehnt sich an zwei Hügel, welche durch eine Lagune getrennt werden. Hier ist eine Unzahl kleiner Fahrzeuge versammelt, die durch ihre Vereinigung eine Art schwimmende, von Malaien bewohnte Stadt bilden. Diese Leute, Fischer und Schiffer, werden in Folge ihrer Lebensweise Meermänner (Orang-Laaut) genannt. Trotz der Kleinheit der Fahrzeuge scheinen ganze Familien in diesem engen Raume behaglich zu wohnen. Auch findet man zu Sincapore, wie in ganz Indien, die Daubachis, welche nach Fremden umherspähen, um sich ihnen als Diener und Führer anzubieten. Nirgends ist die Bevölkerung gemischter als hier. Außer den Europäern, Chinesen und Malaien begegnet man Arabern, Hindus, Malabaresen und selbst einigen Siamesen. Alle beschäftigen sich mit Handelsspeculationen. Unstreitig ist die Lage dieses Platzes eine der günstigsten für den Niederlagehandel. Zwischen dem indischen Ocean und dem chinesischen Meere gelegen, ist es ein Markt geworden, wo sich alle Waaren des himmlischen Reiches gegen die europäischen Erzeugnisse austauschen. Daher die Reichthümer und die Wichtigkeit dieser seit wenigen Jahrzehnten schnell aufgeblühten Niederlassung, welche der ostindischen Compagnie der Engländer gehört. Die Compagnie unterhält hier nur 3 bis 400 indische Soldaten als Wache und Polizei, obgleich die Be-

völkerungszahl bereits auf 30,000 gewachsen ist. Darunter mögen sich etwa 300 Europäer befinden und mehr als die Hälfte Chinesen. — Sincapore ist auch ein ausgezeichneter Rastort für Schiffe, welche die Gegenden besuchen; sie haben hier für ihre Bemannungen nicht jene gefährlichen Fieber zu fürchten, welche den Europäern beim Besuch der Gestade Java's leicht verderblich werden; außerdem sind die Lebensmittel wohlfeil und im Ueberflusse vorhanden. Der Ackerbau hat freilich auf der Insel selbst noch wenig Fortschritte gemacht; indessen hat man seit einigen Jahren den Muskatbaum, den Kaffeebaum und das Zuckerrohr eingeführt. Von Zeit zu Zeit werden die Pflanzungen von Tigern verheert, welche vom festen Lande herüberschwimmen. Sie streifen oft selbst bis zu den der Stadt zunächst liegenden Landhäusern, und einige Tage vor unserer Ankunft war ein Malaie von diesen wilden Thieren zerrissen worden; dergleichen Vorfälle sollen nicht selten sein. In Folge eines Aberglaubens erlegen die Malaien sie erst, nachdem sie ein Glied ihrer Familie zerrissen haben. Die Chinesen dagegen machen mehr Jagd auf die Tiger, wozu sie der bei ihnen alles Andere überwiegende Geldgewinn anspornt. Das Fleisch und alle Körpertheile dieser Bestien werden nämlich in dem himmlischen Reiche China's sehr geschätzt. Durch das Essen des Fleisches glaubt man dort einen Theil der Muskelkraft und Kühnheit des Thieres zu erlangen; die Haut wird als eine kostbare Zierde betrachtet; das Fett, die Eingeweide und besonders das Gehirn werden von den chinesischen Aerzten vielfach als Heilmittel angewandt. Daher bewahrt man die getödteten Exemplare sorgfältig, um sie auf dem Markte von Kanton zu hohen Preisen zu verkaufen. Ein Chinese, dem es gelungen war, einen Tiger zu tödten, machte dadurch sein Glück, indem er die Theile einzeln verkaufte und daraus die Summe von 350 Piastern oder fast 2000 Franken lös'te.

Am 2. Juli waren wir wieder unter Segel und brauchten alsdann bei fast beständigen Windstillen zwei ganze Tage, um die Straße zu passiren, deren Ausfahrt enge und von gefährlichen Klippen versperrt ist. Endlich blies ein hübscher Wind aus SSO. Dadurch kamen wir schnell vorwärts, und am Morgen des 8. signalisirte die Wache die Nordwestküste von Borneo.

Wie bei Java und Sumatra besteht die Küste aus einem niedrigen und bewaldeten Lande, welches in Zwischenräumen von kleinen Bergen beherrscht wird. Aus dem Innern ragten einige Gipfel hoher waldbedeckter Berge hervor. Wir ankerten an der Mündung des Sambasflusses. Herr Demas fuhr denselben eine gute Strecke aufwärts und fand das Ufer überall von Leuchterbäumen eingenommen, deren von Gewässern bespülter Fuß mit schwarzem Schlamm bedeckt war. Herrn Jacquinot gelang es, einen schönen Affen von der seltenen Art der langnasigen zu erlegen. Diese Art zeichnet sich nämlich durch eine lange, vorspringende Nase aus, und dadurch, so wie durch die Haarlosigkeit der schwarzbraunen Gesichtshaut kommt die größte Aehnlichkeit mit dem Menschengesichte zum Vorschein. — Inzwischen nahte sich ein Gewitter-Sturm; der Donner rollte von allen Seiten, und die Blitze folgten schnell auf einander. Wir mußten alle unsere Segel einnehmen, um den Sturm vorüber gehen zu lassen; glücklicherweise ging das Unwetter bald vorüber, und wir konnten fortfahren gen Norden zu steuern, indem wir uns in einer angemessenen Entfernung von der Küste hielten.

Die große Insel Borneo ist jetzt noch wenig bekannt. Den Küsten fehlt es, mit Ausnahme der nördlichen, an Häfen, und die Meeresränder sind fast allenthalben mit Leuchterbäumen erfüllt, welche im Wasser wachsen, so daß die Seefahrer dadurch verhindert werden, vor Anker zu gehen und die Insel zu besuchen. Auch wir konnten nur kurze Zeit an den Küsten verweilen, und ich entlehne daher die folgenden Bemerkungen aus einer mir späterhin mitgetheilten Handschrift des Herrn Gronovius, der 12 bis 15 Jahre als holländischer Resident theils zu Sambas, theils zu Potianak gewohnt hatte.

„Das Erdreich der Küste von Borneo ist im Allgemeinen sehr flach und bietet nur beim Sambasflusse einige zerstreute Höhen; doch ist das Land reich an Metallen und kostbaren Steinen, nämlich an Gold, Diamanten, Eisen, Zinn, Magnetstein, Spießglanz (Antimonium) und Krystall. Die Wälder sind mit Fruchtbäumen angefüllt; der Sagobaum, das Eichenholz, so wie das Ebenholz sind sehr verbreitet; auch finden sich Binsen- und Gummibäume. Auf den Bergen und Inseln umher findet man

viele Schwalbennester, welche von den Chinesen eifrig gesucht werden. Die See liefert Schildkröten, Trepang und Perlen. Die eingeborenen Küstenbewohner beschäftigen sich einzig mit dem Handel und verachten die Cultur des Bodens. An den Küsten bauen nur die Chinesen Reis, im Innern die Dayaks; die übrigen Stämme beschäftigen sich nicht damit. Das Zuckerrohr wird allein von den Chinesen gebaut, obgleich es ausgezeichnet schön gedeihet. Aus dem Saguer (Arenga saccharifera), der sich häufig an den Wäldern findet, gewinnt man eine Art braunen Zucker, womit man Handel treibt. Die Bugis, die sich an den Küsten und sumpfigen Häfen niedergelassen, haben Kokosgärten angelegt, und der Boden ist so fruchtbar, daß diese Bäume schon nach zwei Jahren, wenn sie kaum vier bis fünf Fuß Höhe erreicht, Früchte tragen. Der Bau des Kaffee's ist erst 1823 auf der Hochebene von Sambas eingeführt und trefflich gediehen. Außer dem Sago ist das türkische Korn ein Hauptnahrungsmittel der Malaien. Eine Art Batate (Knollen-Winde, Convolvulus batatas) wird von den Chinesen gebaut und auch von den Malaien gern gegessen. Man bereitet sie ähnlich den gebratenen Kartoffeln, indem man die zu Scheiben geschnittenen Wurzeln auf dem Feuer röstet. Eben so geröstet oder im Ofen gebacken wird auch die Brotfrucht (Artocarpus incisa) genossen; doch fügt man derselben etwas Zucker bei. Endlich ist ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen und besonders der Bugis der Pisang oder die Banane (Musa). Sehr verbreitet sind die eingeführten Pomeranzen, Paradiesäpfel und Ananas. Einer der nützlichsten Bäume ist der riesige Tinkamang oder Butterbaum. Er erzeugt eine Art Oel, welches dem Kokosöl vorzuziehen ist. Man bedient sich desselben zur Beleuchtung und zur Bereitung der Nahrungsmittel. An den Küsten wächs't auch der Upas oder Giftbaum. — Landak und Sanguw heißen die Orte auf der Westküste, wo man die Diamanten sucht. Stets in Kies- und Sandsteinschichten bei einer Tiefe von 20 bis 25 Fuß und auf den Seiten der Hügel mit sanftem Abhange werden die Lager dieses kostbaren Steins angetroffen. Die dicksten Diamanten hat das Küstenland geliefert. Zwei derselben, die im Lande unter dem Namen Segema und Sepalé bekannt sind, wurden dem

Sultan als Hochzeitsgeschenke dargebracht. Der Sepalé ist in Folge der inneren Kriege, welche diese große Insel so oft verheeren, verschwunden. Der Segema gehört gegenwärtig einem jungen fast blödsinnigen Häuptling. Im Jahr 1780 bot der Generalgouverneur von Batavia für diesen Stein zwei Kriegsbriggs und 15,000 spanische Piaster; doch gelang es ihm nicht, den Handel abzuschließen. Die Eingeborenen haben nämlich den Aberglauben, daß ihr Land verwüstet und zerstört werden würde, wenn man ihnen den Stein geraubt und die darin eingegrabenen gelben Zeichen entfernt habe. Durch die besondere Gunst der mit Aufbewahrung desselben beauftragten alten Sultanin ward mir das Glück zu Theil, dies seltene Kleinod zu schauen. Nachdem der Diamant von allen Umhüllungen befreit war, erkannte ich indeß mit Erstaunen, daß es ganz einfach ein Stück Krystall war, von welchem ein Theil roh ist, während der andere fünfeckige glatte Flächen zeigt. — Auf der Westküste Borneo's hat man auch die meisten Goldgruben. Im Innern der Insel selbst, in den See'n, an den Flüssen und auf den kleinen wüsten Inseln findet man überall Golderz, so wie man nachgräbt. Dies war lange Zeit ein todter Schatz. Aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts scheiterte eine chinesische Jonke an der Westküste. Ihre Bemannung wurde von einem Sultan des Landes aufgenommen und zu Goldgrabungen verwendet. Bald machten die schiffbrüchigen Chinesen ihr Glück, und mehrere von ihnen konnten in ihr Vaterland zurückkehren. Hier gaben sie den Anstoß zu fortwährenden Auswanderungen ihrer Landsleute nach Borneo. Neue Gruben wurden im Dienste des Sultans eröffnet, neue Länderstrecken wurden ausgebeutet. Bald kam es mit den Eingeborenen wegen des Goldes zu blutigen Kämpfen; ein Theil derselben nahm Partei für die Fremdlinge, und so brach förmlicher Bürgerkrieg aus. Nach den Erzählungen der Dayaks haben die Chinesen mehr als ein Mal geordnete Schlachten geliefert, in welchen mehr als 10,000 Mann an einem einzigen Tage das Leben verloren. Die Fürsten des Landes haben den Chinesen die Gruben überlassen; diese müssen ihnen aber alle zu ihrem Verbrauch nöthigen Waaren, als Reis, Tabak, Salz, blaue Tücher und Opium, zu ungeheuer hohen Preisen abkaufen, so daß der meiste

Vortheil der Gruben drauf geht. Man findet das Gold manchmal in Barren zum Gewichte von 28 spanischen Piastern; das von Mantua im Innern ist schwarz und kommt ebenfalls in Barren vor. Das Gold von Taman hat die Form von Körnern, die so flach sind, als wenn sie geschlagen wären. Die reichsten Gruben beschäftigen bis zu 800 chinesische Arbeiter, und die Zahl derselben auf der ganzen Insel mag sich auf wenigstens 8000 belaufen. Das Eisenerz wird von den Dayaks und den Chinesen ausgebeutet. Letztere gießen daraus auch Kanonen und Kugeln. Die Carimata-Inseln haben Ueberfluß an Eisen, aber man beutet es ebensowenig als das Zinn aus. Borneo liefert außerdem viele Perlen; die Bänke, auf welchen man sie fischt, sind alle im Norden gelegen. Endlich sammelt man eine große Menge von Steinen, welche Bezoar genannt werden und sich im Kopfe gewisser Thiere, wie der Affen, der Stachelschweine und der Hirsche finden. Dieser Stein dient als Arzneimittel und als Gegengift; er wird daher im Handel sehr theuer bezahlt. An den Küsten sind reichlich Schildkröten vorhanden. Diese haben die Gewohnheit, ihre Eier immer an denselben Stellen des Gestades zu legen. Die Eingeborenen benutzen dies und machen Jagd auf sie, um ihre Schale zu bekommen. Wenn es ihnen gelungen ist, sie zu überraschen, so legen sie dieselben auf den Rücken über ein kleines Feuer, bis die Schale sich von ihrem Körper abgelös't hat. Die Schildkröte bedarf alsdann nur wenig Zeit, um sich mit einer neuen Umhüllung zu versehen, und man versichert, daß sie jährlich vier Mal neue Schalen geben kann. Noch verdienen die Felsen der Küsten Borneo's und der benachbarten Inseln erwähnt zu werden, welche von den Schwalben, die man Salangane nennt, aufgesucht werden, um jene Nester zu bauen, nach welchen die Chinesen so lüstern sind. Auf den Cerimata-Inseln zählt man allein sieben und zwanzig solcher Felsen. — Die genannten Schwalben (Hirundo esculenta) sind kleiner als der Zaunkönig, braun, unter und an der Spitze des Gabelschwanzes weiß. Im ganzen indischen Archipel bis nach China und Japan hinauf leben sie gesellschaftlich in Schwärmen zu vielen Tausenden und bewohnen vorzüglich hohle, überhängende Klippen oder tiefe und dunkle Felshöhlen am Meer; doch kommen diese Höhlen auch im

Innern des Landes bis 20 Stunden von der Küste entfernt vor. Die Nester kleben fest an der Felswand an und sind, ähnlich einer halben Muschel, etwa zwei Zoll lang. Sie sehen ganz wie heller Leim aus, sind halbdurchsichtig und dabei spröde, so daß sie leicht zerbrechen. Die klarsten oder weißen, von jüngerem Ursprung, sind die besten. Einige meinen, daß sie aus einer Art eßbaren Meertanges bereitet werden; Andere halten den Stoff für Fischlaich. Eine Suppe, worin diese gallertartigen Nester aufgelös't sind, schmeckt äußerst nahrhaft und kräftig. Die ergiebigsten Höhlen befinden sich an der Südküste von Java. Blicken wir also dahin zurück, Einiges von dem zu hören, was Dr. Junghuhn über den Besuch einer solchen Höhle auf Java am Felsen Rankop in der Nähe des Tausendgebirges Gunong Sebu berichtet. „Ich wechselte meine Pferde auf Semanu," schreibt er, „und sprengte dem lachenden Gebirge zu. Zahlreiche Heerden von Kühen graseten hier am Fuße der Hügel. Sie trugen viereckige Glocken am Halse, deren Geläute mich an die wandernden Melodien in den Wäldern des Harzes erinnerte. Hier dienen sie zur Verscheuchung der Tiger. O könnte ich ein Bild geben von diesem lieblichen Gebirge! Man denke sich abgerundete halbkugelige Berge von hundert bis zweihundert Fuß Höhe, die sich einer neben dem andern weit und breit zu Hunderten erheben und nur durch schmale, labyrinthisch mit einander verbundene Zwischenthäler getrennt sind. Alle sind mit der üppigsten, dichtesten Waldung geschmückt, mit Bäumen der verschiedensten Art, die sich hoch emporwölben. Man kann das Auge von ihrem mannigfaltigen Grün nicht abwenden. In den Zwischenthälern wächs't hoch aufgeschossenes Gras, das nicht selten Roß und Reiter überragt, die in den schmalen, hineingehauenen Pfaden dahineilen. Der Boden, der diese üppige Vegetation hervorbringt, ist ein harter milchweißer Kalkstein, der das ganze Gebirge mit allen seinen Hügeln zu bilden scheint. Er bildet Klippen, die aus dem Boden hervorstehen und die mit unzähligen ausgerundeten Vertiefungen, kleinen Gruben, Löchern und wirklichen Durchgängen versehen sind, zwischen denen überall scharfe korallenartige Zacken und ausgefurchte Kanten hervorstehen. So erreichte ich Bedojo, ein vier Stunden von Semanu entferntes

Dorf, in dessen Nähe die Abhänge der Hügel anfangen, sich hie und da schroffer abzustürzen und senkrechte Felswände zu bilden. — — Ich setzte meinen Weg von Bedojo in südlicher Richtung fort und hatte bereits gegen sieben Stunden (zwanzig Paale) zurückgelegt, als meine Begleiter an dem riesenmäßigen Stamme eines Wabu-Baumes (einer Feigenart), der sich aus einem Thale hoch emporwölbt, die Nähe des Dorfes Djero Wudal erkannten. Es wohnt hier nämlich ganz allein, mitten unter Javanen, ein Aufseher der Regierung, dessen Bestimmung ist, über die Höhlen der Südküste zu wachen, die eßbaren Schwalbennester, deren sie eine reiche Ausbeute liefern, von Zeit zu Zeit pflücken zu lassen und an die Regierung abzuliefern. Ich begab mich in seine aus Brettern erbaute Wohnung, die einer Sennhütte der Schweizer Alpen nicht unähnlich sieht. Musik tönte mir schon entgegen, und herzlich war der Empfang des alten Mannes, der über den seltenen Besuch eines Europäers sehr erfreut schien. Der Felsen Rankop ist von hier nur noch eine Stunde entfernt, und meiner Neugier folgend, brach ich nach schnell eingenommenem Mahle in seiner Begleitung dahin auf. Die ganze Masse des Gebirges senkt sich jetzt auffallend nach Süden hin; doch zeigen die Hügel in der Nähe des Meeres noch dieselbe Höhe und Gestalt, denselben Pflanzenüberzug, wie bei Semanu. Auch trifft man kleine Sümpfe, die der Richtung der Thäler folgen. Ueber ihnen fliegen gleich großen Bienenschwärmen die Schwalben hin und her; man bemerkt deutlich, wie sie den Libellen und anderen Insecten nachstellen, deren summender Chor über dem stinkenden Wasserspiegel schwirrt. Zwischen den grauen Stämmen gedrängter Palmen hindurch erblickt man endlich den blauen Meeresspiegel und gelangt dann an den Rand des Felsens Rankop, welcher eine kahle senkrechte Wand bildet, die sich dreißig Klafter tief abstürzt. Tief unten erblickt man das kochende Meer. Der Fuß des Felsens und die Brandung bleibt unsichtbar, da sich der untere Theil der Wand nach innen zurückzieht. An einer horizontal hervorbrausenden Staubwolke und den von demselben Mittelpunkt ausgehenden Wellenkreisen erkennt man die heftigen Rückwirkungen des Wassers, das sich in der Höhle und an den überhängenden Buchten zerschlagen hat.

Am oberen Rande der Felswand ragen schwärzlich graue ausgezackte Steinmassen empor. Sie sind mit niedrigem Gebüsch und kleinen sparrigen Bäumen bewachsen, die eine natürliche Schutzwehr bilden. Wo diese fehlt, da hat man ein Flechtwerk von Bambus errichtet, das den äußersten Rand bedeckt. An den Zacken hat man die Rotangstränge einer Leiter befestigt, welche an dieser Felswand bis dreißig Fuß über das Meer hinabhängt. An dieser Leiter pflegen die Javanen hinabzuklettern, um zu der Höhle Rankop zu gelangen und die Vogelnester, die sie enthält, zu pflücken. Von dem Felsenrande aus sieht man, wie die grünen Hügel des Tausendgebirges sich hier plötzlich endigen und mit senkrechten Wänden ins Meer hinabstürzen bis etwa dreißig oder vierzig Fuß oberhalb der Wasserfläche, wo sie sich nach innen wenden und überhängende tief ausgewaschene Buchten bilden, in welche sich die Fluthen mit wildem Getöse hereinwälzen, so daß der zurückgeworfene Schaum funfzig Fuß hoch aufspritzt. Unter diesen ausgerundeten schattigen Buchten öffnen sich eben die zahlreichen Höhlen, in welchen die kleinen Schwalben ihre eßbaren Nester bauen. Der untere Fuß der Buchten ragt wieder etwas hervor und wird sichtbar, wenn die Wasser im wechselnden Spiele der Brandung eine Zeit lang zurücktreten. Er zeigt eine ausgefressen krause Beschaffenheit und eine röthliche Farbe, die, wie ich mich später überzeugte, von einer Art der Schleimmoose, welche man Filzschlinken (Conferva) nennt, herrührt. Uebrigens erscheinen die Felswände in einem schmutzigen Grau, das mit Weiß, Schwarz, Braun abwechselt. Man bemerkt darauf alle möglichen Vertiefungen, Furchen und parallele Risse der Schichtenlagerung. Viele ihrer hervorragenden Kanten sind wunderbar ausgezackt und mit unzähligen kleinen Gruben und Löchern durchbohrt. So die Küste. — Ich verließ den Rand des Felsens und begab mich auf eine östliche Klippe, um von dort den Anblick des Rankop und seiner Höhle selbst zu genießen. Die Höhle öffnet sich in der Tiefe der überhängenden Bucht, etwa bis zwanzig Fuß über dem Meere. Bis zum scharfen Rande der Bucht hängt die erwähnte Leiter herab und geht daselbst in ein Flechtwerk aus Rotang über, die Ruhe genannt, weil sich die herabsteigenden Nestpflücker, ehe sie in die Höhle gehen, da aus-

zuruhen pflegen. Das Meer war unruhig und gewährte ein eigenthümliches Schauspiel. So oft eine Woge heran stieg, trat sie mit dumpfem Donnern in die Höhle hinein. Nun vergingen einige Augenblicke; das Wasser war von den übrigen Theilen der Bucht schon zurückgetreten und hatte den röthlichen Fuß der Felsen entblößt, dann schoß plötzlich unter lautem Gezisch eine Dampfwolke aus der Höhle hervor und glitt, wie der Pulverdampf aus einem Geschütz, über das Meer hin, eine Säule bildend, die sich erst in einer Entfernung von mehr als hundert Fuß auflös'te. Sehr geschickt wußten nun die kleinen Schwalben, deren dichter Schwarm über dem Meere schwebte, den rechten Zeitpunkt zu benutzen, um pfeilschnell, nachdem der Wasserdampf herausgefahren war, in die Höhle zu schlüpfen, die dann bald wieder durch neue Wogen eine Zeit lang verschlossen wurde. Mehr konnte ich nicht erkennen. — Auf der Rückreise beschrieb mir der Aufseher die Höhle. Sie steigt nach innen an, so daß der Boden schon zwanzig Fuß vom Eingang entfernt aus dem Wasser hervorragt. Ihr Raum beträgt siebenzig Fuß im Durchmesser. Die Nester sind an den finsteren Wänden der Höhle fest angeklebt. Die letzte Pflücke dieser einen Höhle lieferte 313 Pfund, auf ein Pfund 60 Nester gerechnet, das giebt also mehr als 18,000 Nester. Man pflückt jährlich drei Mal, im Januar, Mai und August. Wenn die Vögel Eier legen, sind die Nester am reinsten. Nur bei ganz ruhiger See kann man in das Innere der Höhle gelangen. Der kühnste Pflücker läßt sich, nachdem man ihm als Seil einen Rotang um den Leib befestigt, zuerst in das Meer hinab und schwimmt in die Höhle, um von dem bezeichneten Flechtwerk bis in ihr Inneres einen Rotang auszuspannen. Die Andern folgen dann seinem Beispiel und schwimmen, sich an jenes Rotang haltend, nach. Dabei ertrinken oft einige von den Schwimmern oder werden von der Brandung an die scharfen Felsen geworfen und verwundet. Auf diese Weise werden auch Stangen und Leitern von Bambus in die Höhle gebracht, mittelst deren man Gerüste baut, um zu der Decke zu gelangen. Der erste der Schwimmer erhält dreißig Gulden Belohnung. Alle pflegen, ehe sie ans Werk gehen, sich durch Opiumrauchen einen halbtrunkenen Muth zu verschaffen. Sie stehen im

Dienste der Regierung und erhalten eine angemessene Besoldung."*)

Am 18. September abends ankerten wir im Süden Borneo's, ungefähr sechs Meilen von dem gleichförmig niedrigen und bewaldeten Gestade. Am folgenden Tage fuhren wir noch zur Untersuchung der Küste längs derselben herum; dann gab ich den Curs nach SW. an, und am 24. erreichten wir die Rhede von Samarang auf der Mitte der Nordküste Java's. Niemals hatte ich vielleicht das Land so sehnlich herbei gewünscht; denn ich litt an einer so heftigen Kolik, daß ich beständig in einem warmen Bade bleiben mußte, um die Schmerzen ertragen zu können. Funfzehn europäische Schiffe lagen auf der Rhede; beinahe alle führten die holländische Farbe, nur ein einziges aus Bordeaux befand sich darunter.

Die Stadt Samarang liegt etwa eine halbe Stunde vom Seeufer entfernt. Dieser Zwischenraum wird durch Moräste ausgefüllt, in denen sich das Wasser der austretenden Flüsse mit dem Salzwasser des Meeres mischt. Schaaren von Störchen und weißen Reihern spazieren darin umher. Die dahinter liegende Ebene ist gleich der von Batavia waldähnlich mit Fruchtbäumen und Palmen bedeckt; nur südlich und südöstlich läuft sie in weit verbreitete Reisfelder aus, in denen sich die Dörfer mit ihren Bäumen wie schattige Oasen zerstreuen. Samarang selbst liegt sehr freundlich auf der rechten Seite eines Flusses. Beide Ufer werden von einer Linie malaiischer Praos eingenommen, welche die Straßenzeilen einer schwimmenden Stadt bilden, wo Fischer mit ihren Familien wohnen. Die malaiischen und chinesischen Kampongs erstrecken sich über eine Meile weit am linken Ufer. Die Häuser derselben sind alle von Bambus erbaut und von schmalen, schmutzigen Gäßchen durchschnitten. Das chinesische Viertel ist von den übrigen Theilen der Stadt durch eine Mauer

---

*) Wir übergehen im Folgenden einen Ausflug nach den Solo (Sulu)-Inseln und knüpfen die Fortsetzung der Reise gleich wieder bei Borneo an.

gänzlich getrennt; man gelangt dahin durch große Thüren. Man glaubt sich da ganz nach China versetzt. Die Häuser sind in der Regel aus Holz aufgeführt. Hier ist der Mittelpunkt der Gewerbthätigkeit von Samarang, und die Chinesen scheinen recht eigentlich dazu gemacht zu sein, für die Bedürfnisse und den Luxus der Europäer zu sorgen. Sie sind Bäcker, Pastetenbäcker, Stellmacher, Schuhmacher, Schneider, Möbelfabrikanten, Speisewirthe u. dergl. Ihre Speisewirthschaften werden oft von Europäern und selbst Damen besucht, um daselbst eine Art gehacktes Fleisch, Kimlo genannt, zu kosten. Ihre Theater, Feste und Feierlichkeiten ziehen stets eine schaulustige Menge herbei und bilden eine der hauptsächlichsten Zerstreuungen der holländischen Gesellschaft. Die Straßen der europäischen Stadt sind hübsch und breit. Große Magazine lassen daselbst in ihren Aushängewaaren die verschiedenen Erzeugnisse Europa's, China's und Japan's sehen. Die begüterten Kaufleute begeben sich, wie zu Batavia, des Abends nach ihren bei der Stadt gelegenen Landhäusern, welche mit wahrhaft asiatischer Pracht ausgestattet sind. Man wird nicht müde, diese herrlichen Wohnungen mit ihren Gärten zu bewundern, wo sich die reiche Vegetation der Tropenländer entfaltet. — Als ich dem holländischen Residenten meinen Besuch abstattete, überhäufte er mich mit Artigkeiten und nahm mir das Versprechen ab, mit ihm einen Ausflug auf's Land zu machen. Am frühen Morgen begaben wir uns, Herr Jacquinot und ich, zu dem Residenten, der Alles vorbereitet hatte. Vor dem Wagen desselben bäumten sich sechs muthige Rosse. Wir nahmen Alle darin Platz, und nun ging es im Galopp davon. Unser Gefolge bestand aus inländischen Reitern, welche gleichmäßig gekleidet waren und an deren Lanzen bunte Fahnen wehten. Wir fuhren zuerst über eine reichbebaute Ebene, dann erblickten wir zu beiden Seiten des Weges große Kaffeepflanzungen; das Feld schien gänzlich der Bäume beraubt. Auf etwa acht Meilen von Samarang ließen wir zur Linken ein kleines, mit Geschützen versehenes Fort. Daneben lag ein großes Gebäude, das zur Caserne und zum Lazareth für kranke Soldaten der Garnison von Samarang bestimmt war, indem das gesundere Klima der Hochebene die Besserung fördern sollte. Wir wechselten hier die

Pferde und fuhren mit einer Schnelligkeit weiter, wie man sie bei unseren Posten nicht kennt. Im Uebrigen ist die Art des Reisens hier zu Lande sehr von der unserigen verschieden; denn da man keine regelmäßigen Fahrposten hat, so muß man alle Güter durch Tagelöhner (Kuli's) tragen lassen. Sich selbst setzt man zu Pferde, oder läßt sich in einer aus Bambus verfertigten Sänfte tragen, die so eingerichtet ist, daß man auch bequem darin schlafen kann; ein Dach aus Kokosblättern oder Bambus geflochten schützt vor Regen und Sonne. In Ermangelung der Wirthshäuser trifft man an den großen Straßen Hütten, worin Früchte und inländische Eßwaaren feil stehen, als Reis, spanischer Pfeffer, geschabte Kokosnuß, gesalzene Eier, hart gebratenes Fleisch u. dergl. In einer solchen Eßbude sitzt als Wirthin gewöhnlich eine Frau auf ebenem Boden und theilt das Verlangte nach allen Seiten hin aus. Die Speisen sind sehr wohlfeil, und man kann für sechs Deute (Pfennige) schon eine reichliche Mahlzeit erhalten. — Mitten in einer unermeßlichen Ebene sahen wir das noch nicht vollendete Fort Wilhelm, welches 2500 europäische Soldaten aufnehmen soll und einen Hauptstützpunkt der holländischen Macht abgeben kann. Einstweilen hat man das Lager der europäischen Soldaten zu Sala-Tiga aufgeschlagen. Dies war das Ziel unserer Spazierfahrt. Der Tag verging uns, indem wir die Umgebungen durchstreiften, wo man beinahe sämmtliche Pflanzen Europa's antrifft. Das Ende war ein großes Essen, welches der Resident gab. Am anderen Tage bestiegen wir Reitpferde, um einige Grabmäler zu besuchen. Wir erreichten bald eine mit hohem Grase bedeckte Hügelreihe. Auf derselben standen sechs viereckige Pyramiden von zwölf bis funfzehn Fuß Höhe. Eine enge Thüre führt in das Innere. Durch vorausgeschickte Arbeiter war eins dieser Bauwerke aufgeräumt, und so konnten wir eintreten. Wir fanden das Innere leer und bemerkten nur mehrere für Bildsäulen bestimmte Nischen. Neben der höchsten dieser Pyramiden zeigten sich die Ruinen einer kleineren, eines Altars und mehrerer Bänke. Einige dieser Bauwerke waren mit Bildhauerarbeit verziert; das Material ist Sandstein. — Zahllos sind im Uebrigen auf Java die Denkmäler, welche den ehemaligen Glanz des Hindu-Cultus bezeugen.

Aber nirgends hat man eine größere Menge derselben entdeckt, als bei dem Dorfe Brambanan (nordöstlich von Djocjokarta, in den Gebirgsketten der Südküste südlich von Samarang). Geht man von diesem Dorfe einige tausend Schritte nördlich ab, so erblickt man schon aus der Entfernung fünf pyramidale Trümmerhaufen von ungleicher Höhe. Aus Trachyt gehauene Quadersteine, von denen die größten vier Fuß hoch, lang und breit sind, liegen wild übereinander gethürmt und bilden Haufen bis zu 70 Fuß Höhe. Mächtige Feigenbäume, die aus den Trümmern hervorgewachsen, breiten ihren Schatten darüber aus; zahlreiche Schlingpflanzen umkleiden sie mit ihrem Grün. Es scheint, als wenn ein Erdbeben diese Verwüstung angerichtet hat. Nur an einem Tempel ist noch die obere Hälfte zu erkennen. Er hat die Form eines Vierecks, das früher in eine pyramidale Spitze auslief, und umfaßt vier kleine dunkle Räume, die sich nach den vier Weltgegenden hin öffnen und die Bildsäulen hindostanischer Gottheiten enthalten. Viel größer und prächtiger ist der nicht weit davon entfernte Tempel Djandi Sebu oder Siwu. Mitten zwischen vielen Steinhaufen und umgeben von halbverfallenen Mauern und Terrassen sieht man eine große aus Quadersteinen aufgethürmte Masse, die nur einen einzigen inneren Raum mit einem Eingang auf der Morgenseite enthält. Dieses Hauptheiligthum wird von 176 kleineren Tempeln in vierfacher Reihe und in regelmäßigen Entfernungen von einander eingefaßt, so daß in der ersten Reihe 28, in der zweiten 36, in der dritten 52, in der vierten und äußersten 60 stehen. Es sind sämmtlich einfache viereckige Capellen, die sich oben in eine pyramidale Spitze endigen; alle sind, eben so wie der Haupttempel, mit künstlichen Verzierungen und gut ausgehauenen Figuren reich geschmückt. Durch die Reihen dieser kleineren Tempel führen vier Hauptwege von den vier Weltgegenden her nach dem innersten Heiligthum: zu beiden Seiten der äußeren Eingänge sitzt, aus einem Felsstück gehauen, zehn Fuß hoch und am Bauche vier Fuß dick, ein Wächter. Jeder derselben trägt an der rechten Seite in einem breiten Gürtel ein Schwert; der Mund ist weit geöffnet; die Rechte hält eine achteckige Keule, die Linke eine aufgerollte Schlange. — Gehen wir von hier zwanzig geographische Meilen

östlich über Surakarta hinaus, so treffen wir unweit des Dorfes Suku nicht weniger merkwürdige Ruinen auf einem Hügelausläufer des Berges Lawu an. Eins der Hauptbauwerke besteht aus einer verstümmelten Pyramide, die sich über drei auf einander liegenden Terrassen erhebt. Daneben stehen zwei Obelisken und zum Theil umgestürzte Pfeiler. Die Terrassen sind 157 Fuß lang, die erste ist 80 Fuß hoch, die zweite 30, die oberste 130. Das Eingangsthor hat ebenfalls Pyramidenform. Auf der Vorderseite des Monumentes sieht man unter Anderm einen Riesen, der ein Kind frißt. Ein storchartiger Vogel steht am Fuße eines Baumes, auf dessen Zweigen ein Vogel sitzt, der einer Taube gleicht. Ueber dieser Taube schwebt ein Falke oder Adler. Ueber einer menschlichen Bildsäule, deren Mund den Schwanz einer verstrickten Schlange drückt, schwebt eine Gestalt, die einige Aehnlichkeit mit einer Sphinx hat; der Schwanz gleicht dem einer Eidexe, die Krallen sind eine Art Schwimmhäute; Kopf, Rumpf und Glieder sind die eines Menschen. Auf der Nordseite sieht man einen kolossalen Adler, der seine Schwingen entfaltet und eine dreifach gewundene gekrönte riesenmäßige Schlange in seinen Klauen hält. An anderen Stellen trifft man Bildsäulen mit einem Dreizack in jeder Hand. Auf der Südseite des Eingangs sieht man die Ruinen zweier Tempel. Da pflegen die Eingeborenen als Verwahrungsmittel gegen irgend ein Uebel Feuer anzuzünden und Räucherwerk zu verbrennen. Ueberhaupt wird auf Java der Feuerdienst, der durch die vulkanischen Erscheinungen veranlaßt sein mag, vielfach geübt. Viele Stämme sind durch holländischen Einfluß zum Christenthum übergetreten; die Mehrzahl derselben bekennt sich zum Islam, andere hängen noch den alten indischen Religionsgebräuchen an.

Von den Hügeln, welche die Ebene von Samarang begrenzen, hat man einen reichen Blick bis zum Meer, das, hell glänzend und scheinbar ansteigend, die smaragdene Fläche wie mit silbernem Reif einfaßt. Die Abhänge der Hügel sind hie und da mit schönen Gärten und schattigem Gehölz bedeckt. Mehrere sind in Reisfelder umgeschaffen, und man muß die Geschicklichkeit der Javanen bewundern, die das Wasser der Bäche auch an den steilsten Abhängen von Terrasse zu Terrasse bis hinab ins Thal

zu leiten wissen. In den Reisfeldern der Ebenen liegen rasenartig zerstreut kleine runde Wäldchen von Fruchtbäumen, und in jedem derselben ist ein Kampong versteckt.

Die Bevölkerung Java's beträgt gegenwärtig über acht Millionen; doch könnte die Insel wohl mehr als zwanzig Millionen Menschen nähren. Außer Reis und Kaffee baut man besonders das Zuckerrohr, den Indigo, die Cochenille und Thee, zu welchem Ende man chinesische Pflanzer übergesiedelt hat. Java ist unstreitig die Perle aller niederländischen Colonien, und die Holländer ziehen theils aus dem Verkaufe der geernteten Erzeugnisse, theils aus den Abgaben der besteuerten Landeigenthümer einen jährlichen reinen Gewinn von 25 Millionen Gulden. Die Fürsten des Landes und die unabhängigen Eigenthümer zahlen nämlich von ihren Ernten fünf Procent an Steuer. Die anderen Eingeborenen, denen man eine Landstrecke zur Bebauung überlassen hat, sind verpflichtet den Ertrag ihres Bodens in die Magazine der holländischen Compagnie zu einem festgestellten Preise abzuliefern. Wie der Ackerbau, so ist auch die Gewerbthätigkeit im Fortschritt begriffen. Gold und Silber werden eben so kunstreich bearbeitet, als auf Sumatra und den Philippinen. Auch sind die Javaner sehr geschickt in der Gerberei und im Weben und Färben der Baumwolle. Ein wichtiger Gegenstand der Fabrikation ist das Salz und das Papier, welches aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaums (Morus papyrifera) verfertigt wird. Wenn der Baum zwei oder drei Jahre alt ist, so schneidet man die Rinde ab, zerlegt sie in achtzehn Zoll lange Stücke und läßt sie 24 Stunden im Wasser. Dann lös't sich die Oberhaut leicht ab, die Fasern des Basts weichen auf, man klopft sie mit Holz und wäscht sie rein; das Schreibpapier wird in eine Reisabkochung getaucht. Jagd und Fischfang beschäftigen viele Eingeborenen. Ihr bestes Gericht ist eine Handvoll Langustinen, kleine Fische, die man in Gährung bringt, einsalzt und an der Sonne trocknet. Im Innern leben viele Abkömmlinge der alten Hindu's blos von Pflanzenkost. Ueber das Erdessen der Javaner bemerkt Lechenault de la Tour: „Es ist ein röthlicher, etwas eisenhaltiger Thon. Er wird in dünne Blättchen, etwa von der Form der Zimmtrinde ausgedehnt, auf einem Blech geröstet und

so zubereitet unter dem Namen Ampo auf den Märkten verkauft. Er schmeckt fade, brandig, klebt an der Zunge und trocknet aus. Viele Frauen essen davon, um mager zu bleiben, weil Magerkeit auf Java für eine Schönheit gilt. Appetitlosigkeit, Auszehrung und frühzeitiger Tod sind die Folgen des zu häufigen Genusses." Die Wilden auf Arnheimsland, an der Mündung des Orinoco und in einigen Gegenden Südafrika's essen ebenfalls einen fetten Thon. In Kamtschatka, am Flusse Olutora und in Sibirien am Da-urischen Gebirge findet sich ein Steinmehl, das die Tungusen und Russen entweder allein, oder in Wasser und Milch zerlassen, genießen. Es verursacht leichte Verstopfungen und dient im Frühjahr als Gegenmittel gegen den in Folge des häufigen Fischgenusses eintretenden Durchfall. Auch am Kyffhäuser soll man ein Steinmehl unter dem Namen Steinbutter auf Brot gestrichen essen. — Was den Charakter der Javanen betrifft, so darf man bei der Beurtheilung derselben nicht etwa die oben erwähnten Kuli's zum Maßstab nehmen, die als Lohndiener, Lastträger und Schiffer über die ganze Insel zerstreut sind und die verderbteste Classe des Volkes ausmachen. Diese Leute haben kein bleibendes Obdach; sie sind überall zu Hause und der freie Himmel ist ihr Schlafzelt. Ihre Bedeckung ist ein Kopf- und Lendentuch; ihr Handwerkszeug ein Bambusstab. Sorglos leben sie in den Tag hinein; was sie jetzt verdienen, verbringen sie sogleich wieder durch Essen, Trinken und Spielen. Abgesehen von dieser Classe, ist der Javaner genügsam und mäßig, gelehrig und eifrig im Dienst (namentlich sind die Frauen sehr arbeitsam), dabei von sanfter und friedlicher Gemüthsart. Gastfreundschaft ist eine hergebrachte Tugend. Die Familienbande sind sehr mächtig. Geburten werden hoch gefeiert. Der Vater nimmt dabei den Namen des Sohnes an; heißt dieser der Edle, so nennt sich jener den Vater des Edlen. Beerdigungen geschehen ganz still vor Sonnenuntergang. Die Begräbnißplätze sind mit Kambaja's eingefaßt, Pflanzen, deren Blätterwerk dem Ganzen einen düster melancholischen Anstrich verleiht. — Zu den Vergnügungen der Javaner gehören Hahnen- und Stierkämpfe; auch läßt man wohl Büffel mit Tigern kämpfen. Die Kinder lassen, wie bei uns, den Drachen steigen. —

Am 30. September verließen wir die Rhede von Samarang und steuerten wieder auf Batavia zu. Nachdem wir hier die uns nöthigen Vorräthe an Wein und Käse eingenommen, fuhren wir längs der Küste Java's weiter nach SW. und erreichten am 7. October die Sunda-Straße. Am folgenden Tage näherten wir uns der Küste von Sumatra auf der Seite der Lampongsbai. Ich erkannte leicht die drei kleinen Eilande, welche „die drei Brüder" heißen und den Ankerplatz von Rajah-Bassa, dem Dorfe Tchanty gegenüber, bezeichnen. Das Wasser dieses Ankerplatzes ist berühmt, und wir entsandten daher unsere großen Boote, um die Wassertonnen zu füllen. Die Küste wird von einem schön bewaldeten Berge beherrscht und das Dorf blickt mit seinen Häusern kaum aus dem dichten Laube des Waldes hervor. Bald waren eine Menge Piroguen bei uns; sie brachten Kokos, Bananen und Hühner, welche sie bereitwillig gegen Messer, Taschentücher oder Geld austauschten. Auch mit köstlich schmeckenden Schildkröten, deren eine mehr als hundert Pfund wog, versorgten sie uns. Der Häuptling des Dorfes, der als Zeichen seiner Würde einen Stock mit silbernem Knopfe trug, sagte mir, daß die Bewohner keine Malaien wären, sondern Lampongs, deren Sprache auch besondere Buchstaben habe. Er bewillkommnete mich nachher in seinem Hause. Ich war erstaunt über die wohnliche Einrichtung desselben. Er ließ mir Kokoswasser in schönen Gläsern auf hübschen Porzellantellern anbieten, und indem er mir ein hübsches Theegeschirr zeigte, bot er mir an, Kaffee bereiten zu lassen. Beim Abschiede zeigte er mir einen ihm gehörigen Schuppen, der mit dem im Lande geernteten Pfeffer angefüllt war. Die Häuser des Dorfes waren alle nach malaiischer Weise auf Pfählen erbaut, mit Stroh gedeckt und fast ganz aus Bambus aufgeführt. Ihr Gerippe ließ vorzüglich bearbeitete Stücke Holz sehen. Ueber der Thür stand das Dach vor und diente der dahin führenden Treppe zum Schirm. Die Einwohner besitzen einige seltene Schafe, ziehen jedoch als Muhamedaner keine Schweine. Rings um das Dorf sahen wir Weiden und reichlich bewässerte Reisfelder. Indem wir in den Wald eintraten, bemerkten wir noch eine Menge Pfefferpflanzungen, deren Anblick uns durch die großen Bäume, woran sie sich

lehnen, entzogen worden war. Nachdem man nämlich den Pfeffer gepflanzt, giebt man ihm gewöhnlich als Schutzpfahl einen Baumzweig, der schnell im Boden Wurzel faßt und zuletzt zu einem hohen Baum emporwächs't. Alle diese Bäume standen in gerader Linie und in gleichen Zwischenräumen. Viele Eichhörnchen spielten in ihren Aesten, und in gewisser Entfernung unterschieden wir Heerden von Affen, die von den Ufern der Bäche, wo sie sich erfrischten, bei unserer Annäherung eiligst in die nahen Bambusgebüsche flohen. Alle feuchten Orte aber waren angefüllt mit kleinen Blutegeln, die sich uns trotz der Kleidungsstücke an die Beine setzten und nicht eher losließen, als bis sie sich voll Blut gesogen; auch giebt es hier die verderblichen weißen Ameisen (Termiten), die alles Holz, alle Möbeln und Lebensmittel verwüsten. Die dichten Schlingpflanzen verhinderten unsere Jäger, in die Wälder und Berge zu dringen, wo das Rhinoceros (es ist das zweihörnige, kleiner als das afrikanische, mit der Haut voller Schildchen und kurzer Borsten), der Elephant und namentlich der Tiger zahlreich gefunden wird. Wir schossen unter Anderm zwei kleine, sehr niedlich gestaltete Dammhirsche. Noch ist für das Innere des Landes der Orang-Utang, das Chamäleon und die fliegende Eidere zu erwähnen. Die Flüsse wimmeln von Krokodilen.

Eine Bergkette durchzieht die Insel in ihrer ganzen Länge. Auf den Stufen der Nebenketten breiten sich einige große See'n aus und entsenden reißende Waldströme mit prächtigen Wasserfällen. Auf der Ostseite werden weite Ebenen von großen Strömen bewässert. Man zählt fünf Vulkane; daher sind Erdbeben häufig. Viele Donnerwetter hat man besonders während der Regenzeit. Der Boden ist fettes, röthliches mit einer schwarzen Schicht überlagertes, oft kalkiges Erdreich. Der Bambus wächs't zu einer außerordentlichen Höhe und Stärke. Dies schenkelsdicke grasgrüne und hohle Rohr, dessen Knoten zwei bis drei Fuß von einander stehen, wird hier und anderswo zum Wasserholen gebraucht, indem man das längste Glied nimmt, die verschlossenen Knoten auf beiden Seiten läßt und an dem einen Ende ein Loch hineinschneidet. So ist's eine natürliche Tonne, welche die Mädchen mit Wasser angefüllt auf der Schulter tragen. Die Flora ist

eine der reichsten auf der Welt, und hier wächs't die Rafflesia, die größte aller bekannten Blumen. Sie hat 2 Fuß 9 Zoll im Durchmesser, mehr als 8 Fuß im Umfang und wiegt nicht weniger als 15 Pfund. Es ist eine Schmarotzerflanze mit fünf dicken Blumenblättern und bildet sich, wie mehrere Schwämme, unter einer kugelförmigen Hülle. Die Berge sind reich an Zinn; das Gold derselben beuten die Malaien hauptsächlich durch Waschen aus. Die Arbeiten der Eingeborenen in Gold- und Silberdraht zeichnen sich durch kunstvolle Feinheit aus. Nicht weniger sind sie geschickt in der Töpferei, Weberei und der Zuckerfabrikation. Die schwersten Arbeiten liegen freilich den Frauen ob. Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Am merkwürdigsten sind die im Innern lebenden Batta's. Sie haben eine geordnete Verfassung, geschickte Redner in ihren Volksversammlungen, eine eigenthümliche Sprache und Schrift. Fast Alle können lesen und schreiben: auch verehren sie einen einzigen höchsten Gott. Dabei sind sie durch kriegerische Tapferkeit und Redlichkeit ausgezeichnet. Nichtsdestoweniger herrscht unter ihnen die schreckliche Sitte, gewisse durch das Gesetz verurtheilte Hauptverbrecher bei lebendigem Leibe öffentlich zu verzehren. Der Unglückliche wird mit ausgestreckten Armen an einen Baum gebunden. Der Häuptling tritt zuerst mit einem großen Messer auf das Opfer zu und schneidet sich ein Ohr oder sonst einen Theil des Körpers ab, den er in eine Schüssel tunkt, worin eine mit Salz und Pfeffer zubereitete Brühe ist, und sogleich verzehrt. Dann folgen nach Rang und Stand alle übrigen versammelten Männer (denn Frauen dürfen nicht dabei sein), indem Jeder sich das ihm beliebige Stück Fleisch auswählt; Herz und Fußsohle betrachtet man als die köstlichsten Bissen. Hat Jeder seine Portion, so tritt der Vorsteher der Versammlung vor und haut dem Verbrecher den Kopf ab. Das Gehirn, dem man Zauberkräfte zuschreibt, wird sorgfältig in einer Flasche aufbewahrt. Das Fleisch wird nur auf der Stätte der Hinrichtung bald roh, bald geröstet gegessen; mitunter verbindet man ein Gericht Reis damit. Einzelne kommen mit Bambusrohren und füllen sie mit Blut zum Trinken. Alles dies geschieht mit nüchternem Muthe; denn nie genießt man bei einer solchen Mahlzeit Palmenwein oder andere starke Getränke.

So schauderhaft diese Hinrichtungen auch sein mögen, so sind sie gleichwohl der Erfolg der ruhigsten Berathungen; auch hat man kein Beispiel, daß die Batta's ihr Gelüst nach Menschenfleisch auf eine andere Art, als welche das Gesetz vorschreibt, befriedigt hätten. — Die gewöhnliche Nahrung der Insulaner ist Reis; auch salzen sie Fischeier ein und machen aus dem Laich der Bärenkrebse eine Art Caviar. Leidenschaftlich lieben sie, wie die meisten Bewohner der Malaienlande, das Opium, die Hahnenkämpfe, Würfel- und Ballspiel. Von den Hindu's haben sie den Glauben an eine Seelenwanderung überkommen, und zwar stellen sie sich vor, daß ihre Seelen nach dem Tode in die Leiber der Tiger fahren. Daher machen sie nie auf ein solches Raubthier Jagd, sondern vertheidigen sich dagegen nur, wenn sie angegriffen werden. Auch verzehren sie Krokodile. Von den Lampongs sagt man, daß sie das Meer anbeten. Diese haben wegen ihrer rautenförmigen Gesichter und tiefliegenden Augen am meisten Aehnlichkeit mit den Chinesen. Daß es ihnen auch nicht an der Verschmitztheit der Chinesen fehlt, dazu giebt folgender Vorfall einen Beleg. Herr Jacquinot hatte nämlich einem Matrosen von der Zelée seine Doppelflinte anvertraut mit dem Auftrage, ihm einige Vögel zu schießen. Der Matrose hatte sich in dem Dorfe einen Eingeborenen zur Führung ausgesucht. Dieser Mann stellte sich sehr eifrig, ihm das Wild zu zeigen, und sobald Jener ein Stück Wild geschossen hatte, beeilte er sich, es aufzusuchen. So erschlich er sich das Vertrauen des Jägers. Indem er seine Rolle auf diese Weise während einiger Stunden spielte, gelang es ihm, den Besitzer der kostbaren Doppelflinte in ein dichtes Gebüsch zu verlocken, wo ein Vogel aufs Korn genommen und geschossen wurde. Die Schwierigkeit bestand nun darin, in das Dickicht einzudringen, um das da hineingefallene Wild aufzusuchen. Zwei Personen waren nicht zu viel für diese Nachsuchung. Der Wilde drang zuerst hinein und forderte den Matrosen auf, seinem Beispiele zu folgen und seine Waffe ein wenig niederzulegen, weil ihm dieselbe beim Nachsuchen doch nur hinderlich sein würde. Dies Ziel hatte sich der Wilde von vorn herein gesteckt, und indem er den Augenblick benutzte, wo der Matrose sich in die Schlingpflanzen verstrickt hatte, bemächtigte er sich der Flinte und ent-

floh, so schnell ihn seine Beine trugen. Da er mit der Oertlichkeit vertraut war, so konnte es ihm nicht schwer fallen, sich alsbald in Sicherheit zu bringen. Der enttäuschte Matrose machte vergebliche Anstrengungen, des unverschämten Diebes habhaft zu werden, und bereuete zu spät seine Unklugheit. Die Eingeborenen waren uns sanft und gutgesinnt erschienen; aber der vorliegende Fall war für uns ein neuer Beweis, daß man bei Leuten, die gewohnt sind sich im Verkehr mit Europäern zu verstellen, nicht immer dem Schein trauen darf.

Eine unheilvolle Periode beginnt jetzt für unsere Corvetten. Schon am 9. October zählte die Zelée sieben bis acht von Fieber und Ruhr befallene Leute und am Bord des Astrolabe wurden auf der Rhede von Rajah-Bassa ebenfalls vier Leute von derselben Krankheit befallen. Die Nordküste Java's war mit ihrem niedrigen und sumpfigen Boden von jeher für europäische Seefahrer verderblich, und das Küstenland der großen, von den inneren Meeren Indiens bespülten Inseln Borneo und Sumatra besteht ebenfalls beinahe überall aus angeschwemmtem Boden, auf dem sich hohe Bäume erheben, deren Fuß am Meeresrande im Wasser steht. Die auf solchem schlammigen Boden unter dem Einfluß einer Gluthhitze schnell in Verwesung übergehenden Pflanzentheile müssen die Luft verpesten und Dünste verbreiten, die auch auf die Gesundheit der kräftigsten Seeleute nachtheilig einwirken müssen. Mein Plan war, mit dem Beginn des neuen Jahres, wo der Sommer für die Südpolargegenden eintritt, noch einmal von Hobart-Town aus eine Fahrt dorthin zu unternehmen, und ich wäre der javanesischen Küste längst entflohen, wenn wir nicht das dringende Bedürfniß empfunden hätten, uns vorher noch mit frischen Lebensmitteln zu versorgen und unsere Schiffe auszubessern. Als wir Samarang verließen, war Alles voll Muth und guter Hoffnung. Ich wünschte mir herzlich Glück dazu und war weit entfernt zu erwarten, daß wir einige Tage später auf einer Küste, wie die der Lampongsbai, die alle Bedingungen einer vollkommen gesunden Lage zu vereinigen schien, genöthigt sein würden, vor der Geißel der Krankheiten zu fliehen,

indem wir schon in uns den Keim jener fürchterlichen Seuchen trugen, die alle Glieder der Bemannung ohne Unterschied des Alters und der Stellung treffen. Unverzüglich gingen wir daher am 10. Oct. unter Segel und steuerten nach Vandiemensland.

Bei schwachem Winde kamen wir anfangs nur wenig vorwärts. Am Abend des folgenden Tages ließ sich der Donner hören, und darauf entlud sich das Wetter über unseren Häuptern mit Sturm und Regen. Der Regen ging indeß bald vorüber. Dicke schwarze Wolken umgaben uns von allen Seiten. Eine Wolke schien sich in Gestalt von mehreren schwarzen dünnen Säulen auf die sehr bewegte Meeresfläche hernieder zu senken. Bald gewann eine dieser Säulen an Ausdehnung und berührte mit ihrem einen Ende die See. Wir sahen jetzt eine vollkommen ausgebildete Wasserhose. Die Säule blieb ungefähr eine Viertelstunde ohne Veränderung der Gestalt stehen, dann brach sie sich und verschwand. Während der ganzen Dauer dieser Erscheinung schwieg der Donner; aber sobald die Säule sich gebrochen hatte, durchfurchten Blitze den Himmel in allen Richtungen, der Donner brüllte mit lang ausgehaltenem Rollen und der Regen strömte aufs Neue. — Aehnliches mit noch interessanteren Einzelheiten beobachtete Joh. Reinhold Forster zwischen den Inseln von Neuseeland. Er sagt darüber: „Nach einer stürmischen Nacht erfolgte am Morgen fast gänzliche Windstille; einige Wolken stiegen auf und in einiger Entfernung vom Lande schien es zu regnen. Nun entstand auf der Meeresfläche ein weißlicher Fleck, aus welchem gleichsam ein Faden oder eine Säule aufstieg, die sich mit einer andern aus der Wolke herabkommenden vereinigte. So entstanden noch drei andere Säulen. Die nächste schien unten am Meere einen Durchmesser von 70 bis 80 Klaftern zu haben; in der Mitte betrug dieser Durchmesser kaum 2 bis 3 Fuß und oben wurde die Säule wieder stärker. Unten tobte das Meer heftig und es stiegen Dünste wie Staubregen in die Höhe. Das Wasser wurde innerhalb der Säule in einer Schneckenlinie hinaufgetrieben, oft schien es aber nur eine hohle Röhre zu bilden. Dadurch, daß die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theile der Säulen nicht immer in gleicher Geschwindigkeit fortrückten, erhielten diese eine schiefe Richtung und

krümmten sich sogar bisweilen; auch ging die eine schneller als die andere. Je mehr sie sich dem Schiffe näherten, desto mehr bewegte sich das Meer, und man vernahm dabei ein Getöse, wie das Rauschen von einem Wasserfall im tiefen Thale; auch fielen Hagelkörner auf das Verdeck des Schiffes; es regnete mehrmals und blitzte, ohne daß man einen Donner gehört hätte." Wenn eine solche Wasserhose aufs nahe Land getrieben wird, richtet sie daselbst oft große Verwüstungen an. Zuweilen wetterleuchtet es aus der Säule selbst, woraus die elektrische Natur der Erscheinung erhellt.

Am 12. Oct. erreichen wir den großen Ocean und sagen den am Horizont im Nebel verschwindenden hohen Bergen der Sundastraße Lebewohl. Wir segeln rasch gegen Süden und mit jedem Tage wird es weniger heiß. Noch hoffen wir das Beste für unsere Kranken, und die übrige Mannschaft hat von ihrer Heiterkeit und ihrem Muth nichts verloren. Jedes Ereigniß, welches die Einförmigkeit unseres Laufes unterbrechen kann, wird mit Eifer erfaßt. Man verfolgt eine vom Lande verirrte Schwalbe, die einige Augenblicke Ruhe auf unserem Schiffe sucht. Die Matrosen werfen einen großen Angelhaken ins Meer und bringen einen ungeheuren Haifisch, ihren geschworenen Feind, an Bord. Rings um die Corvetten bieten zahlreiche sorgfältig bedeckte Haken eine trügerische Lockspeise für die Haufen von Seevögeln, welche gegen die von der Oberfläche des Wassers aufspringenden Banden fliegender Fische Krieg führen. Dann, je nachdem wir mehr und mehr die offene See gewinnen, verschwinden die Vögel; das Meer erhebt seine Wogen bis auf 12 bis 15 Fuß Höhe, aber es wird öde: wir haben die warmen Gewässer der Tropen und ihre Bewohner verlassen. Nichtsdestoweniger hat sich inzwischen die Zahl der Kranken vermehrt. Wir zählen 16 Ruhrkranke, darunter einen Officier, die Zelée hat deren 13.

Mit dem 1. Nov. begann die unglücklichste Epoche für unsere Expedition; denn von diesem Tage an bis zur Ankunft in Hobart-Town gewährte unsere Fahrt nur ein Schauspiel der Trauer und des Todes. Die Seuche griff immer mehr um sich und verschlang ein Opfer nach dem andern; auch die blühendste Gesundheit und vollste Kraft des Mannesalters schützte nicht dagegen.

Schwache Winde und Windstillen verzögerten unseren Lauf, und so mußten wir die Leichen von drei Officieren voll Jugend, Verdienst und Eifer, und von dreizehn Schiffsmeistern oder Matrosen ins Meer senken. Ungeachtet aller dieser schmerzlichen Verluste blieb der Muth und die Ausdauer der Mannschaft unerschüttert, bis wir endlich am 12. Dec. das so lebhaft ersehnte Land erblickten und um Mittag dieses Tages die Anker auf der Rhede von Hobart-Town fallen ließen.

Die englischen Behörden erwiesen uns alle mögliche Aufmerksamkeit, und in einem am Lande gemietheten Local wurde unseren Kranken die beste Pflege zu Theil; doch hatte die Seuche in unserer Mannschaft tief Wurzel gefaßt, und wir hatten noch mehrere Sterbefälle zu betrauern. Durch Anwerbungen englischer Matrosen suchten wir unsere gelichteten Reihen wieder zu vervollständigen; die Corvetten wurden gründlich ausgebessert, von allen verpestenden Dünsten gereinigt und mit frischem Anstrich versehen. So war mit Ablauf des December Alles zu einem neuen Streifzug in die Eisfelder der Südsee vorbereitet, um den noch unbekannten Raum zwischen dem 120. und 160. Grad östlicher Länge zu erforschen.

Zehntes Kapitel.

Mit der Frühe des Neujahrstages 1840 waren wir unter Segel. In dem Maße, als wir nach Süden vordrangen, wurde die Temperatur merklich kälter. Wir segelten mitten in einer Menge Albatrose, die uns nicht verließen. Zahlreiche Wallfische trieben rings um uns her ihre Wassersäulen in die Höhe. Am 11. passirten wir den 51. südlichen Parallelkreis. Die Winde begannen mit Macht zu wehen und unsere Corvetten arbeiteten sich sehr ab. Auf beiden Schiffen hatten sich wieder mehrere Krankheitsfälle eingestellt, und einer unserer besten Matrosen that seinen letzten Athemzug. Als wir uns unter dem 58. Grad der Breite befanden, stellten sich Schneeböen ein, und zahllose Sturmvögel von allen Farben umgaben unsere Schiffe. Am 16.

signalisirte die Wache das erste Eis. Es war nur eine Scholle, der aber bald fünf oder sechs Eisstücke folgten. Wir fuhren längs einem Block von 1200 Fuß Breite und 60 Fuß Höhe; seine ausgeschweiften Ränder verriethen, daß er sich schon lange Zeit in offener See umhergetrieben. Die Kälte wurde sehr empfindlich, die Seevögel seltener, und endlich verriethen die Abweichungen der Magnetnadel unsere Annäherung an den magnetischen Pol. Am 18. Januar abends hatten wir den 64. Grad südlicher Breite erreicht. Das Wetter war feucht, die Temperatur ziemlich mild und uns Alle belebte die Hoffnung, den 70. Parallelkreis zu überschreiten; aber um Mitternacht fanden wir uns plötzlich von fünf ungeheuren, tafelförmig geschnittenen Blöcken umgeben. Jetzt gewannen meine Vermuthungen, daß wir uns in der Nähe unbekannter Länder befänden, an Bestand. Der Himmel war bewölkt, der Schnee fiel reichlich; aber trotz der Gefahren der Nacht benutzten wir einen günstigen Wind, um weiter nach Süden vorzudringen. Am Morgen des folgenden Tages zählten wir rings um uns her sechszehn schwimmende Eisinseln. Ihre Höhe wechselte zwischen 90 und 120 Fuß; mehrere dehnten sich in einer Breite von 3000 Fuß aus, eine derselben bis zu einer Meile. Man bemerkte an ihnen keine Spur von Zerschmelzen oder Verfallen, und sie schienen sich von einer nicht sehr entfernten Eisküste abgelös't zu haben. Weiße und graue Sturmvögel, einige Fettgänse und ein Wallfisch in Gesellschaft von zwei oder drei Robben deuteten auf Land. Um neun Uhr morgens erblickten wir in WSW. eine große schwarze Wolke, die auf derselben Stelle zu bleiben schien und durchaus das Ansehen einer hohen Insel hatte. Unsere Augen waren fortwährend darauf geheftet. Aber um zehn Uhr klärte sich das bis dahin nebelige Wetter plötzlich auf; die Sonne erschien in ihrer ganzen Klarheit und verscheuchte sehr bald jene trügerische Erscheinung.

Gegen drei Uhr glaubte die Wache von Neuem ein Anzeichen des Landes zu sehen, da sie seit langer Zeit einen gräulichen Fleck bemerkte, der auf derselben Stelle stehen zu bleiben schien. Herr Dumoulin beeilte sich in das Mastwerk zu steigen, um alle Zweifel aufzuklären. Er überzeugte sich nun, daß die Angabe der Wache sich auf eine Wolke bezog, welche von der Höhe des Besan-

Mastes (am hinteren Theil des Schiffes) aus gesehen über dem Horizonte zu stehen schien. Im Herabsteigen zeigte er mir überdies an, daß gerade vor uns ein weit deutlicheres und mehr hervortretendes Anzeichen von Land sei. Es war wirklich das Adelaiden-Land; doch hatte er zu oft Täuschungen dieser Art erfahren, als daß er anfangs selbst an seine Entdeckung hätte glauben sollen. Um sechs Uhr zählten wir 59 dicke Eisblöcke um uns her, und eine große Menge anderer wurde nach allen Seiten hin sichtbar. Der Wind hatte ganz und gar nachgelassen; das Meer, entkräftet durch das ungeheure Gewicht der Blöcke, welche es beluden, zeigte sich ruhig und eben wie eine See. Wir zählten nicht einen einzigen Kranken. Die Sonne glänzte hell und ihre Strahlen, die sich in den uns umgebenden Krystallwellen spiegelten, brachten durch den Wiederschein eine bezaubernde Wirkung hervor. Wir befanden uns in der Zeit, wo die Tage in den Eisregionen des Südpols am längsten sind; daher stand die Sonne noch um neun Uhr abends über dem Horizonte, und ihre leuchtende Scheibe ging langsam hinter dem Lande unter, dessen Existenz Vielen noch sehr zweifelhaft schien. Um zehn Uhr funfzig Minuten verschwand dieses Gestirn hinter dem Lande und ließ seine hervorgehobenen Umrisse in ihrer ganzen Reinheit sehen. Ein Jeder eilte auf das Verdeck, um das prächtige Schauspiel zu genießen, welches sich unseren Blicken darbot. Die Nähe der Nacht verlieh den uns umgebenden Eismassen ein vielleicht großartigeres, aber auch ernsteres Ansehen. Die ganze Bemannung verfolgte mit den Augen den Untergang der Sonne, welche einen langen Lichtstreifen hinter sich ließ. Um Mitternacht dauerte die Dämmerung noch fort, und wir konnten mit Leichtigkeit auf dem Verdecke lesen. Wir hatten nicht mehr als eine halbe Stunde Nacht, und ich benutzte dies, um etwas zu ruhen, indem ich alle Aufklärungen über das Dasein des vor uns erscheinenden Landes bis auf den folgenden Tag verschob.

Um vier Uhr morgens zählte ich 72 dicke Eismassen rings um uns her. Wir hatten den Platz während der Nacht kaum geändert, und doch erkannte ich beinahe keine einzige der schwimmenden Inseln wieder, welche ich am Tage vorher bemerkte. Die Sonne stand seit langer Zeit über dem Horizont, und un-

geachtet der nebeligen Atmosphäre war ihre Wärme doch fühlbar; auch schienen alle uns umgebenden Eismassen einer schnellen Zersetzung zu unterliegen. Eine derselben zog meine Blicke besonders auf sich. Zahlreiche Bäche entsprangen auf ihrem Gipfel, höhlten ihre Wände tief aus und stürzten in schäumenden Wasserfällen ins Meer. Das Wetter war herrlich, aber unglücklicherweise ging kein Wind. Vor uns erhob sich äußerst gleichförmig das Land; man unterschied alle Unebenheiten desselben. Gänzlich mit Schnee bedeckt, erstreckte es sich von Osten nach Westen und schien gegen das Meer in einem ziemlich sanften Abhange abzufallen. Inmitten seiner gräulichen und gleichartigen Färbung bemerkte man keinen Gipfel, keinen einzigen schwarzen Punkt. Man zeigte sich noch in Bezug auf das Dasein desselben ungläubig; doch um Mittag hatte jede Ungewißheit aufgehört. Ein Boot der Zelée kündigte uns an, daß man seit dem vorhergehenden Tage am Bord dieser Corvette Land sehe; auch hatten sich alle Officiere der Zelée von der Wirklichkeit dieser Entdeckung überzeugt. Die Fortdauer der Windstillen gestattete nicht, daß wir sorgfältigere Forschungen anstellten; doch war die Freude allgemein an Bord. Der glückliche Erfolg unseres Versuches war jetzt gesichert; denn die Expedition hatte jedenfalls die Auffindung eines neuen Landes zu berichten. Obgleich wir den Polarkreis noch nicht erreicht hatten, so benutzten unsere vergnügten Matrosen doch diesen günstigen Moment, um eine Schiffsceremonie zu feiern. Unter einem aus der Höhe des Mastkorbes fallenden Regen von Reiskörnern und Bohnen stellte sich mir ein auf einer Robbe reitender Postillon dar, welcher mir den Besuch des Vaters Antarctik, des Beherrschers vom Südpol, ankündigte. Eine Menge anderer seltsamer Scenen folgte; es gab Maskenzug, Predigt und Festmahl. Die unter der Linie gewöhnliche Taufe war in eine Communion unter einer Gestalt, nämlich unter der des Weines verwandelt, der den Feiernden in diesen kalten Regionen zuträglicher war. Das Ganze endigte mit Tänzen und Liedern. — Die Seevögel flogen zahlreich um uns herum. Wir sahen eine große Menge Fettgänse und Pelzrobben sich im Wasser bewegen. Wir fingen auf der Oberfläche des Meeres einen sonderbaren weißlichen Strang von mehr als sechs Fuß Länge;

er war rund und gleichförmig. Später erkannten wir voll Verwunderung, daß er aus einer Anhäufung von Weichthieren bestand. In der Folge sahen wir ähnliche, aber kürzere Stränge.

Am anderen Tag (den 21. Januar) um drei Uhr morgens erhob sich ein schwacher Wind. Wir näherten uns langsam dem Lande und konnten deutlich Sprünge in der den Boden bedeckenden Eiskruste erkennen. In gewissen Zwischenräumen erblickten wir tiefe Schluchten, welche von den Wassern der Schneeschmelze ausgehöhlt waren. Schwimmende Eisinseln verdeckten uns indeß noch die Einzelheiten der Küste. Endlich stellte sich ein frischer Wind aus SSO. fest, und wir begannen schnell vorzudringen. Aber in dem Maße, als wir vorwärts kamen, wurden die Eisinseln zahlreicher und drohender. Bald bildeten sie sogar nur noch eine furchtbare, von schmalen und gewundenen Canälen durchschnittene Masse. Ich zögerte indeß nicht, darauf zuzusteuern. Um acht Uhr waren wir von schwimmendem Eise ganz und gar eingeengt, und da das Meer rings um uns beträchtliche Strudel hervorbrachte, so konnten wir leicht Gefahr laufen, in das Verderben gerissen zu werden, sobald wir uns nur einen einzigen Augenblick hinter den schroffen Eiswänden außer der Wirkung des Windes befanden. Das Schauspiel, welches sich unseren Blicken hier darbot, war ebensowohl großartig, als schrecklich. Die senkrechten Wände dieser ungeheuren Massen überragten bei weitem unser Mastwerk; sie hingen über unseren winzig erscheinenden Schiffen. Man hätte glauben können, man befinde sich in den schmalen Straßen einer Riesenstadt. Am Fuße dieser Massen erblickten wir weite, von dem Meere ausgespülte Höhlen, in welche sich die Fluthen mit brausendem Getöse stürzten. Die Sonne sandte ihre schrägen Strahlen auf unermeßliche, krystallähnliche Kolosse. Es fanden sich hier wahrhaft magische und ergreifende Wirkungen des Lichtwechsels. Von der Höhe dieser Berge stürzten zahlreiche, durch die sehr thätige Schneeschmelze genährte Gießbäche ins Meer. Oft fuhren wir wie in einer Hohlgasse mit senkrecht aufsteigenden, riesigen Wänden, welche die Commando's der Officiere in mehreren schauerlichen Echo's wiederholten. Als sich unsere Augen der Zelée zuwandten, erschien sie uns mit ihrem Mastwerk unter diesen gen Himmel

anstrebenden Massen zum Erschrecken klein und unbedeutend. Nach Verlauf einer Stunde gelangten wir in ein weites Becken, das auf der einen Seite durch das Land gebildet wurde, auf der anderen Seite durch eine Kette schwimmender Inseln, die wir eben durchschnitten hatten. Um Mittag befanden wir uns nur noch drei bis vier Meilen von unserer neuen Entdeckung.

Das Land in Sicht erstreckte sich, so weit das Auge reichte, nach SO. und NW. Es war ganz mit Schnee bedeckt und konnte eine Höhe von 3000 bis 3600 Fuß haben. Nirgends zeigte es einen hervorragenden Gipfel. Das Gestade bot überall eine schroffe Eiswand dar; nirgends erblickte man einen den Boden verrathenden Flecken. Da das Land nach dem Meere zu in einer leicht geneigten Fläche auslief, so konnten wir bemerken, wie der Schnee des Bodens hie und da eine zerarbeitete und aufgewühlte Oberfläche hätte, ähnlich den Wogen, welche die Winde in den Sandwüsten auftreiben. An anderen Punkten schien die Eiskruste auch von Schluchten durchschnitten oder durch die Fluthen ausgehöhlt. Dazu strahlte die Sonne in ihrem vollen Glanze, und um so besser konnten wir das vor uns liegende geheimnißvolle Land mit unseren Ferngläsern untersuchen. Der Wind, obgleich schwach, begünstigte uns, um nach Westen der Küste entlang zu fahren. Der ganze Tag wurde auf sorgfältige Beobachtungen verwendet. Wir erblickten einige vorgeschobene Caps und einige nicht sehr tiefe, von zahllosen schwimmenden Inseln eingeengte Baien. Diese Inseln erwiesen sich durchaus unzugänglich; nur eine derselben bot einen ziemlich sanften Abhang. Auf dieser landete gegen Abend eins unserer Boote zum Behuf magnetischer Beobachtungen. Während dem blieben die Corvetten aufgebraßt, um sich von der Stelle, wo das Observatorium errichtet war, nicht zu weit zu entfernen. Da erblickte man auf der Wache durch das Fernrohr einen Felsen, dessen dunkle erdige Färbung auf der Weiße des Schnee's abstach. Auch auf der Zelée hatte man diese Wahrnehmung gemacht. Es wurden nach dem Punkte also zwei Boote unter den Befehlen des Herrn Dubouzet abgeschickt. Erst um halb eilf Uhr abends kehrte derselbe mit den beiden Fahrzeugen von dem Ausfluge zurück. Hier das Wesentliche seines Berichtes: „Auf un-

serem Wege kamen wir sehr nahe an ungeheuren Eismassen vorbei, deren senkrechte von der See zernagte Ränder auf dem Gipfel mit langen Nadeln von grünlichem Eise bedeckt waren, welche sich in Folge des Aufthauens gebildet hatten. Ihr Anblick war majestätisch. Sie schienen im Osten der kleinen Inseln, auf welche wir lossteuerten, einen furchtbaren Damm zu bilden. Die See war mit Eistrümmern angefüllt, die uns nöthigten viele Wendungen zu machen. Gegen neun Uhr landeten wir zu unserer großen Freude, wenn gleich nicht ohne Mühe wegen der Brandung, auf der Westseite der am weitesten westwärts gelegenen höchsten Insel. Voller Eifer erkletterten unsere Leute die steilen Seiten des Felsens. Sie warfen die Fettgänse hinab, die sehr erstaunt schienen, sich auf so brutale Weise außer Besitz der Insel gesetzt zu sehen, deren einzige Bewohner sie waren. Wir sprangen alsbald, mit Hacken und Hämmern bewaffnet, ans Land und entfalteten auf demselben die dreifarbige Fahne, um im Namen Frankreichs davon Besitz zu nehmen. Die Feierlichkeit schloß mit einer Flasche des köstlichsten Bordeaux-Weins, der inmitten dieser kalten Schnee- und Eisregion neue Lebenswärme durch unsere Adern goß. Dann untersuchten wir das Land. Das Thierreich war hier nur durch Fettgänse vertreten; Muscheln fanden wir nicht. Der Felsen war ganz nackt ohne die geringste Spur von Flechten. Durch Hämmern lös'ten wir Stücke des granitartigen Gesteins von den Felsen. Ich erkannte nachher eine vollkommene Aehnlichkeit zwischen diesem Gestein und kleinen Gneisstücken, die ich am Tage vorher in dem Magen einer getödteten Fettgans gefunden. Die Felsinsel, auf der wir landeten, gehört zu einer Gruppe von sieben oder acht anderen Inselchen, welche am Gipfel abgerundet sind und alle beinahe dieselbe Gestalt haben. Diese Gruppe ist vom Gestade durch einen Raum von 15 bis 1800 Fuß getrennt. Wir erblickten noch am Gestade mehrere nackte Felsgipfel und ein Cap, dessen Fuß ebenfalls vom Schnee entblößt war. Eine Menge Eis erschwerte aber die Annäherung. Alle diese Inseln schienen eine zusammenhängende, mit der Küste parallele Kette zu bilden, welche sich von Osten nach Westen erstreckte. Mit einem allgemeinen Hurrah sagten wir diesen Regionen Lebewohl, deren Echo's

unseren Ruf wiederholten und die alsdann ihre düstere und feierliche Stille wieder annahmen."

Nach diesem Ausfluge, der über das wirkliche Dasein des neu entdeckten Landes keinen Zweifel mehr übrig ließ, blieb mir nur noch übrig, die Besichtigung des von uns mit dem Namen „Adelaiden-Land" benannten Striches so weit als möglich auszudehnen. Das Wetter begünstigte die Fahrt. Der Wind kam aus Osten und trieb uns langsam nach Westen. Das am meisten vorspringende Vorgebirge, welches wir bei der Annäherung an das Land sahen, wurde Cap der Entdeckung genannt. Am folgenden Morgen gelangten wir vor eine geräumige, ganz offene Bai. Hier schien die den Boden bedeckende Eiskruste von tiefen Schluchten durchfurcht; daher der Name „Bai der Schluchten". Im Hintergrunde der Bai lag das Eis in ungeheuren Blöcken, wie von einer vulkanischen Gewalt durcheinander geschleudert. Zahlreiche schwimmende Inseln ragten in die offene See hinein; ihre Oberfläche schien ebenfalls mit Eisschollen bedeckt, deren krystallartige Prismen sich in allen Richtungen durchkreuzten. Wir bemerkten inmitten der riesigen Massen oft schwarze, röthliche und braune Färbungen, die nicht immer dem Spiele des Lichts zugeschrieben werden konnten. Wahrscheinlich sind es Trümmer der Küste, von denen sich die Blöcke abgelös't.

Am 23. Jan. um vier Uhr morgens meldete die Wache, daß die See vor uns durch eine Kette von Eisinseln versperrt sei. Der Himmel war heiter, der Wind leicht und regelmäßig, die See glatt; nichts verkündete eine Veränderung des Wetters. Ich wollte daher meinen Weg behufs Recognoscirung des Landes fortsetzen und versuchte zwischen dem Lande und der mir angekündigten Inselkette durchzufahren; aber in dem Maße, als wir vordrangen, erkannte die Wache neue Eisinseln, welche sich bald als durch ein zusammenhängendes Eisfeld unter einander verbunden zeigten. Diese Eisschranke, welche sich im Süden an das Land anlehnte, erstreckte sich dann gegen Norden, um sich endlich nach Osten hin zu wenden. Wir fuhren ganz nahe an dieselbe heran. Große Eismassen überragten sie von allen Seiten. Die See brach sich mit Macht daran, ohne sie zu erschüttern. Obgleich diese Begegnung meine Pläne durchkreuzte, so hoffte ich doch, daß das Eis-

feld sich nicht weit nach Norden hin erstreckte, und daß wir es alsdann in kurzer Zeit würden umsegeln können, um demnächst demselben entlang zu steuern, während wir unseren Lauf gegen Westen beibehielten. Aber ich fand mich in meiner Hoffnung getäuscht. Als wir gegen Norden steuerten, erblickten wir das Eisfeld von neuem, welches uns wieder nach Osten zurückführte, indem es uns den Weg versperrte. Von der Höhe des Mastwerkes betrachtet, erglänzte dies Feld unter den schräg fallenden Sonnenstrahlen mit einem demant-ähnlichen Schimmer. In der Mitte desselben ragte ein ungeheurer Eisberg hervor, der in Bezug auf seinen Umfang so sehr von den bisher uns begegnenden abwich, daß wir bei ihm als Grundlage einen Kern festen Landes voraussetzten. Die Winde kamen fortwährend aus Osten, und wir mußten laviren, um aus dem Sack herauszukommen, in den wir hineingerathen waren. Jeder von uns sah nun wohl ein, daß unsere Lage gefährlich werden konnte, wenn die Ostwinde mit Macht zu wehen anfingen. Schon bei der ersten Polarexpedition hatten wir bemerkt, daß abends nach Sonnenuntergang stets oberhalb der Eisfelder eine ziemlich lebhafte Helle, als Rückstrahlung des Eises, herrscht. Besorglich untersuchte ich daher am Abend alle Punkte des Horizontes und überzeugte mich sehr bald durch die Richtung eines ausgedehnten Lichtstreifens am Himmel, daß wir das östliche Ende des Eisfeldes noch lange nicht erreicht hatten. Um 8 Uhr abends wendeten wir nahe am Lande. Um Mitternacht nahm der Wind an Stärke zu und um ein Uhr wehte ein Stoßwind mit außerordentlicher Heftigkeit, während der bedeckte Himmel bereits das schlimmste Ansehen gewonnen hatte. Der Schnee fiel in Wirbeln und verbarg uns das Land. Unser Gesichtskreis erstreckte sich jetzt nur auf drei Kabellängen*), und unsere Fahrt wurde höchst gefährlich. Glücklicherweise war der Raum, in welchem wir uns bewegen mußten, nicht zu sehr von schwimmenden Eismassen eingeengt; aber ein einziger Zusammenstoß mußte unseren Corvetten unfehlbar den Untergang bringen. Bald nach dem Beginne des Sturmes hatten wir die Zelée bei dem dichten Schneewirbel aus dem Gesichte

*) Eine Kabellänge beträgt 150 Faden oder 750 Fuß.

verloren und mußten über ihr Schicksal ernstliche Befürchtungen hegen. Trotz der Heftigkeit der Winde sahen wir uns genöthigt, noch viele Segel beizubehalten, um nicht gegen das Eisfeld mit fortgerissen zu werden, wo uns schnelles und unvermeidliches Verderben drohte. Das Mastwerk bog sich unter dem Gewichte dieser Segel; jeden Augenblick fürchteten wir unseren großen Mast umstürzen oder unsere Marssegel (in der Mitte der Masten) von dem Winde entführt und zerrissen zu sehen. Der inmitten der Wogen, welche von allen Seiten in ihn hineinschlugen, herumtaumelnde Astrolabe bot ein furchtbares Schauspiel dar; er neigte sich so sehr auf die eine Seite, daß seine Batterie leewärts (windabwärts) fast ganz von den Meeresfluthen bedeckt wurde. Die Kälte war äußerst heftig; das Vordertheil des Schiffes verschwand unter einer dichten Kruste von Glatteis. Der reichlich fallende Schnee hing sich an alles Tauwerk, gefror daran und vermehrte die Steifheit desselben. Es bedurfte der Anstrengungen der ganzen Mannschaft, um das geringste Manöver auszuführen, und ihre Kräfte mußten sich auf diese Weise bald erschöpfen, obgleich Officiere und Seeleute mit bewunderungswürdiger Ausdauer alle ihre Pflichten erfüllten. Um das Unglück voll zu machen, war der Compaß gänzlich unbrauchbar geworden, da die Magnetnadel bei der Annäherung an den magnetischen Pol beträchtliche Abweichungen erlitt.

Am 24. dienten die schwimmenden Eismassen, welche wir vorher bemerkt hatten, allein dazu, uns zu leiten; sie bewiesen uns hinlänglich, daß der Wind uns trotz des Lavirens schnell nach Westen fortriß und daß wir nur dann auf Rettung hoffen durften, wenn er nachließ. Doch im Gegentheil wurde er um sieben Uhr abends so heftig, daß unsere Matrosen kaum auf dem von den Wogen gefegten Verdecke bleiben konnten. Die Nacht war gräßlich; glücklicherweise begegneten wir nur einigen zerstreuten Eismassen, die wir zeitig genug erblickten, um ihnen auszuweichen, und während der Schnee in großen Flocken fiel, ein dichter Nebel uns aber die Gegenstände kaum von einem Maste zum andern erkennen ließ, stellte sich uns kein Hinderniß entgegen. Wir mochten kaum noch zehn Meilen von dem Hintergrunde des uns einschließenden Golfes entfernt sein, und zwölf

Stunden reichten hin, uns diesen Raum durchlaufen zu lassen. Daran hing unser Schicksal.

Am folgenden Tage, um zehn Uhr morgens, ließ der Wind endlich an Heftigkeit nach; die Stoßwinde wurden seltener und weniger stark; der Horizont hellte sich auf und die Hoffnung begann an Bord des Astrolabe wieder aufzuleben. Noch einmal begann der Wind mit Macht zu wehen, indem er uns Schneeschauern zuführte; dann nahm er plötzlich ab und beruhigte sich. Das Wetter wurde klar; wir sahen das Land wieder und konnten an dem Eise die Wirkung der Windstöße erkennen. Alle Inseln, welche wir bereits am 23. in der Mitte des Beckens wahrgenommen, waren fast ganz verschwunden; das Eisfeld selbst schien zurückgewichen zu sein. Wir sandten jetzt nach allen Seiten forschende Blicke nach der Zelée aus; vergeblich. Erst um sechs Uhr abends erkannten wir auf einmal zu unserer großen Freude ganz deutlich unsere treue, unter allen Segeln auf uns lossteuernde Gefährtin. Sie war beinahe sieben bis acht Meilen leewärts gerathen, hatte uns gesehen und sich mit Segeln bedeckt, um uns einzuholen. Zwei Stunden später segelten unsere Corvetten ruhig neben einander, als wenn nichts vorgefallen wäre. Am Abend verschönerte sich die See noch; es sprang ein schwacher Wind in SW. auf und ich gab mich der Hoffnung hin, dem Lande im O. entlang fahren zu können, nachdem ich im W. so plötzlich aufgehalten worden war. Der ganze 26. wurde dazu verwandt, in dieser Richtung vorzudringen; aber als die Winde wieder nach S. und SO. umsprangen, zögerte ich keinen Augenblick, unsere Corvetten mitten durch jene dem Lande vorliegende Kette schwimmender Inseln und Eisblöcke, die wir schon einmal passirt hatten, hindurchzuführen, um so schnell als möglich aus dem gefährlichen Golf hinauszukommen, der uns gar leicht Untergang und Verderben hätte bringen können. Nachdem wir uns abermals durch die Engfahrten drohender Wälle und Hohlgassen hindurchgewunden hatten, konnten wir uns um so mehr Glück wünschen, als am 27. heftige Ostwinde zu wehen anfingen, die uns reichlich Schnee brachten. Für jeden Preis mußten wir uns vom Lande entfernen und richteten die Nase des Schiffes nach Norden. Wir steuerten durch treibende Eistrümmer und

an einigen schwimmenden Inseln vorüber; am Abend hatten wir gänzlich freies Meer gewonnen. Die Winde, die am 28. wieder nach W. gegangen waren, schienen sich am folgenden Tage im Osten festzustellen, und wir richteten nun unseren Lauf nach SW., um Beobachtungen zur Bestimmung des magnetischen Pols zu machen.

Um Mittag befanden wir uns unter 64′ 49″ südlicher Breite. Die See ging noch sehr hoch, aber das Wetter war schön, obgleich nebelig, und unsere mit Segeln bedeckten Corvetten kamen rasch vorwärts. Um vier Uhr signalisirte die Wache eine unabsehbar ausgedehnte Eisscholle. Bald erblickten wir wirklich durch den Nebel eine lange Eislinie, welche sich von SO. nach NW. erstreckte und zusammenhängend schien. Sogleich gab ich Befehl, so dicht wie möglich bei dem Winde zu segeln. Kaum war diese Bewegung ausgeführt, als die Wache ein Schiff signalisirte, welches vor dem Winde auf uns zukam. In einem Augenblicke waren alle Leute auf dem Verdeck. Jeder wollte sich gern von der Wahrheit einer in diesen Seestrichen so unerwarteten Thatsache überzeugen. Das signalisirte Schiff fuhr schnell und war bei dem Anrufen der Wache schon ganz nahe bei uns. Der Nebel allein hatte es bis jetzt verborgen. Zu derselben Zeit, als wir seine Gestalt unterschieden, konnten wir seine Nationalflagge erkennen, welche es, sobald es uns wahrgenommen, aufgehißt hatte. Es war eine amerikanische Brigg, und der an der Spitze des großen Mastes wehende Nationalwimpel verrieth, daß es ein Kriegsschiff war. Wie es sich nachher bestätigte, setzten wir voraus, daß dies Schiff zu einer Polarexpedition unter den Befehlen des Capitain Wilkes gehöre, wovon wir schon zu Hobart-Town erfahren. Der Amerikaner steuerte gerade auf uns los, und es schien, als wolle er mit uns verkehren. Da er aber bedeutend schneller segelte als wir, so ließ ich, um ihm länger zur Seite bleiben zu können, noch Segel zusetzen. Dies gab zu einem Mißverstande Anlaß, in Folge dessen jener sich schleunigst von uns entfernte. — Nachdem wiederum reichlich Schnee gefallen, kündigte sich der 30. unter den besten Aussichten an. Die Winde kamen noch immer aus Osten, die See war unruhig und hohl, aber der Horizont

erschien heller. Wir konnten uns nun dem in S. signalisirten Eisfelde bis auf vier, drei oder zwei Meilen nähern. Der Anblick desselben war wunderbar. Wir erblickten eine steile Wand, welche eine gleichmäßige Höhe von 100 bis 150 Fuß hatte und eine lange nach W. sich vorstreckende Linie bildete. In der Ferne unterschieden wir stark vorspringende Caps, so wie auch Vertiefungen; aber alle diese Ungleichheiten des Bodens fielen gegen das Meer in einer geraden senkrechten Wand ab, welche an ihrer Basis mit Eistrümmern, hin und wieder auch mit großen Eisschollen bedeckt war; die See war im Allgemeinen ganz frei davon. Wir benutzten den ganzen Tag, um längs dieser Eisküste, welche wir Clarie-Küste nannten, auf einer Strecke von 20 bis 25 Meilen zu fahren, ohne irgend einen Gipfel, welcher die Schneefläche beherrscht hätte, oder einen Felsen zu entdecken; überall erblickten wir nur das feste Eis, welches die Sonnenstrahlen auf tausendfach verschiedene Weise wiederspiegelte. Am Abend erreichten wir ein vorspringendes Cap dieser Küste. Hier schien sich dieselbe nach SW. zu wenden, und die Helle, welche wir in dieser Richtung nach Sonnenuntergang bemerkten, zeigte uns an, daß sie sich noch auf eine sehr große Entfernung westwärts hin ausdehne. — Am 31. erwarteten wir unsere Eiswand wiederzufinden; aber um drei Uhr morgens sahen wir, obgleich wir während der Nacht nach Süden gehalten hatten, an ihrer Stelle eine furchtbare Kette schwimmender Inseln. Gleichzeitig unterschieden wir im SW. eine lebhafte Hellung und bald erblickten wir wirklich in dieser Richtung ein Eisfeld, welches sich, so weit man sehen konnte, nach W. und NW. erstreckte und rings um uns einen großen Golf zu bilden schien. Diese Schranke wurde Ursache, daß wir, nachdem wir noch einige magnetische Beobachtungen angestellt, am Abend des 1. Februar 1840 unter 55° 20′ südlicher Breite und 180° 21′ östlicher Länge diesen wilden Regionen ein letztes Lebewohl sagten. Wir wandten das Schiff nach Norden, um Hobart-Town wiederum zu erreichen.

Wir werfen hier einen Blick auf die fast gleichzeitigen Süd-Polar-Expeditionen der Amerikaner unter Lieutenant Charles Wilkes und der Engländer unter Capitain James Roß. Wilkes konnte am 30. Jan. 1839 in der von ihm genannten Piners-

Bai unter 140° 2′ östlicher Länge und 66° 45′ südlicher Breite das mit dunkeln vulkanischen Felsen auftauchende, schneebedeckte und allmälig bis zu 3000 Fuß steigende Land östlich und westlich bis auf 60 englische oder etwa 12 deutsche Meilen verfolgen und gab demselben den Namen des „Süd-Continentes". Seine Vermuthungen über die Ausdehnung dieses Landes blieben indeß noch sehr zweifelhaft; ja es fragt sich, ob er sich nicht über das wirkliche Dasein desselben getäuscht hat, wie wir bald sehen werden. Ein Jahr später machte Capitain Roß dem Südpol seinen ersten Besuch. Seine Entdeckungen sind jedenfalls die interessantesten, und wir geben das Wesentliche davon in Folgendem.

„Der Erebus unter Capitain James Roß und der Terror unter Capitain Crozier fuhren am 29. Sept. 1839 von England ab. Am 5. April 1840 wandte man sich vom Cap der guten Hoffnung nach OSO. und berührte am 12. Kerguelensland und am 29. (dem im voraus zu gleichzeitigen Beobachtungen auf verschiedenen Punkten der Erde bestimmten Tage) notirte man sorgfältig die Veränderungen der magnetischen Instrumente. Zufällig fand während dem einer jener magnetischen Stürme statt, die man bereits in Europa bemerkt hatte. Der Einfluß, welchen dieser Sturm auf die Instrumente zu Kerguelen ausübte, war der nämliche, wie der, welche man gleichzeitig zu Toronto in Canada beobachtete, ein Umstand, der die ungeheure Ausdehnung des magnetischen Einflusses und die wunderbare Schnelligkeit beweis't, mit welcher er den Durchmesser der Erde durchläuft. Außerdem zog man große versteinerte Bäume aus der Lava dieser vulkanischen Inseln; auch entdeckte man große Steinkohlenmassen, die einst für die Dampfschifffahrt in diesen Theilen der Welt nützlich sein können. — Am 12. December verließ Roß die Aucklands-Inseln, berührte die Insel Campbell und überschritt den südlichen Polarkreis am 1. Januar 1841. Nachdem er mehr als 200 (engl.) Meilen im Eisfelde zurückgelegt hatte, lief er am Morgen des 9. in eine vollkommen freie See ein und wandte die Schiffsnase nach SW., dem magnetischen Pole zu. Am 11. Januar signalisirte man unter 70° 47′ südlicher Breite und 172° 36′ östlicher Länge Land in der Entfernung von ungefähr 100 Meilen vorwärts. Es war das am meisten nach Süden

liegende Land, welches man bis jetzt noch entdeckt hatte. Es schien aus 9 bis 12,000 Fuß hohen, ganz mit Schnee bedeckten, senkrecht abfallenden Bergen zu bestehen, von deren Seiten unermeßliche Eisberge, wie Vorgebirge von mehreren Meilen Länge, sich in den Ocean erstreckten. Hie und da erblickte man einige nackte Felsspitzen; aber die Küste war so mit Eisstücken besetzt, daß man nicht landen konnte. Im SO. zeigten sich einige Inseln und auf einer derselben, die vulkanischen Ursprungs war, landete man. Sie liegt unter 71° 56′ südlicher Breite und 171° 7′ östlicher Länge. Nachdem man erkannt, daß die östliche Küste des großen, neu entdeckten Landes sich gegen Süden bog, während die nördliche sich in nordwestlicher Richtung fortzusetzen schien, beschloß der Capitain Roß, östlich von diesem Lande so weit er könnte nach Süden vorzugehen und wo möglich bis jenseits des magnetischen Pols vorzudringen, welchen seine Berechnungen in die Nähe des 76. Grades legten, um alsdann auf der Westseite zurückzukehren und so die Umschiffung des großen Landes, welches er vor Augen hatte, zu vollenden. Die Schiffe fuhren also im Osten dem Lande entlang und am 23. Jan. erreichten sie den 74. Grad südlicher Breite, den südlichsten Punkt, den man jemals hier erreicht hatte. Am 27. landete man auf einer ebenfalls vulkanischen Insel unter 76° 8′ südlicher Breite und 168° 12′ östlicher Länge. Am 28. signalisirte man einen 12,400 Fuß über der Meeresfläche erhabenen Berg, welcher unermeßliche Flammen- und Rauchgarben ausspie. Dieser Vulkan erhielt den Namen „Berg Erebus“; er liegt unter 77° 32′ südlicher Breite und 167° östlicher Länge. Ein im Osten gelegener erloschener Krater wurde der „Berg Terror“ genannt. Aus dem Erebus kam der Rauch in plötzlich ausströmenden Strahlen und erhob sich zu einer Höhe von 2000 Fuß. Der Durchmesser der Garbe am Krater betrug etwa 300 Fuß. Sie hatte die Gestalt eines umgekehrten Kegels und zu ihrer größten Höhe gelangt, hatte sie etwa 5 bis 600 Fuß Durchmesser. In einzelnen Zwischenräumen verflog der Rauch gänzlich und ließ den Krater durchaus frei, aber in einer so starken Flamme glänzend, daß der Schein davon selbst um Mittag gesehen wurde. Ein ewiger Schnee erhebt sich bis zum Rande des Kraters; auf

der Oberfläche desselben war keine Spur von Lava zu entdecken. Indem die Seefahrer fortfuhren längs dem Lande gegen Süden zu steuern, wurde ihr Weg bald durch eine Schranke festen Eises versperrt, welche sich mehr als 150 Fuß senkrecht über die Masten ihrer Schiffe erhob. Jenseits dieser Schranke erblickte man die Gipfel einer hohen Bergkette, die nach SSO. zu streichen schien. Sie erforschten diese Schranke nach O. bis zum 2. Februar, wo sie 78° 4′ südlicher Breite erreichten, den südlichsten Punkt, zu dem sie gelangt sind, und am 9., nachdem man der Eisschranke bis zu 191° 23′ östlicher Länge, das heißt auf eine Entfernung von mehr als 300 englischen oder etwa 60 deutschen Meilen gefolgt war, mußte man sich mit vieler Noth durch ein gefährliches Eisfeld einen Weg suchen und gegen NW. aufsteigen. Am 15. Febr. befand man sich wieder unter 76° südlicher Breite, der angenommenen Breite des magnetischen Pols. Durch große Eismassen suchte Capitain Roß einen Weg nach diesem Pol und gelangte so bis zu 76° 12′ südlicher Breite und 164° östlicher Länge, so daß er nur noch 157 Meilen oder 65 gewöhnliche Stunden von jenem Pole entfernt war. Hier hielt ihn das Land auf, und der Anblick der Küste und des Meeres war so drohend, daß man der Hoffnung entsagen mußte, mit den Schiffen vor Anker zu gehen, um zu versuchen, den ersehnten Punkt zu Lande zu erreichen. Das ganze Land erstreckt sich südlich beinahe vom 70. bis zum 79. Grade südlicher Breite und hat den Namen Victoria-Land erhalten. — Wieder nach Norden steuernd, überschritt die Expedition am 4. März den Polarkreis. Sie befand sich jetzt ganz in der Nähe der Länder, welchen der Lieutenant Wilkes den Namen des Süd-Continentes beigelegt hat. Am 5. hatte man die Breite erreicht und steuerte gerade auf sie zu. Am 6. befanden sich die Schiffe genau im Mittelpunkte der von dem amerikanischen Seefahrer bezeichneten Bergkette; aber weit entfernt, daselbst Berge zu sehen, fand man bei 600 Faden keinen Grund. Nachdem man in allen Richtungen und in einem Kreise von etwa 80 Meilen Durchmesser um diesen eingebildeten Mittelpunkt bei hellem Wetter gefahren war, welches Alles weithin sehen ließ, erkannten die Engländer, daß wenigstens diese Lage eines vorgeblichen südlichen Festlandes mit seinen an-

gegebenen 200 Meilen Küsten in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist. Der Lieutenant Wilkes wird ohne Zweifel durch Wolken oder durch ungeheure Nebelstreifen, welche in diesen Regionen leicht unerfahrene Augen täuschen, zu seinem Irrthume verleitet worden sein." — Eine zweite Fahrt war weniger glücklich. Auf einer dritten Fahrt nach dem Südpol recognoscirte Roß das Grahams-Land, und entdeckte am 5. Januar 1843 noch eine vulkanische Insel, die bei einem Durchmesser von zwei Meilen und bei einer Höhe von 10,500 Fuß einen vollkommen gut geformten Krater bildete. Sie liegt unter 64° 12′ südlicher Breite und 56° 49′ westlicher Länge. Im Westen dieser Insel erhebt sich ein prächtiger Berg, dessen Gipfel in einer weiten Hochebene endigt, bis zu 7000 Fuß über die Meeresfläche. — Wir kehren jetzt zu unseren französischen Corvetten zurück, indem wir Dumont d'Urville's Bericht weiter verfolgen.

Am 4. Februar hüllte uns ein dichter Nebel ein. Wie nahe bei einander sich die Corvetten auch hielten, so war es doch unmöglich die Zelée zu unterscheiden. Das Läuten der Glocken und häufige Kanonenschüsse halfen uns, eine Trennung zu vermeiden. Am 6. hatten wir den 58. Breitengrad erreicht. Bis dahin hatten uns noch immer einige schwimmende Eisinseln begleitet. Des Morgens erblickten wir deren noch drei oder vier, aber alsdann wurden sie seltener. Am Abend des 7. hatte sich der bedeckte Himmel aufgeklärt, aber der Horizont war auf seinem ganzen Umkreise von einem Nebelstreifen eingehüllt geblieben, welcher nur in den dem Zenith zunächst gelegenen Gegenden die Sterne des Firmamentes sehen ließ. Bald ließen die Ostwinde, die den ganzen Tag über mit Macht geweht und uns viel Regen gebracht hatten, plötzlich nach; gleichzeitig wurde der Himmel durch ein bleiches, dem des Mondes ziemlich ähnliches, aber in Hinsicht der Stärke veränderliches Licht erhellt: es war ein Südlicht. Lichtgarben, breit an ihrer nicht ganz zum Horizont reichenden Basis, schmal an ihrem höchsten Theil, schienen sich in einem und demselben Punkte zu vereinigen, der ungefähr 5 bis 6 Grad nördlich von unserem Zenith lag. Alle diese Garben, welche sich schubladenartig über einander entwickelten, schienen eine große Beweglichkeit beizubehalten; um 10 Uhr abends bil-

deten sie ein vollkommenes Gewölbe. In diesem Augenblick war das Schauspiel außerordentlich schön; besonders in SO. und NW. zeigten sich die glänzendsten Stellen. Nachher zeigten sich die Lichtstrahlen nur noch theilweise, indem sie einen mehr oder minder weiten Raum einnahmen, ohne jedoch wiederum ein vollständiges Gewölbe zu bilden. An den Nadeln der Compasse bemerkten wir keine auffallende Abweichung. Die See ging hohl, und das Schiff, welches nicht durch den Wind unterstützt wurde, drehte sich beständig um sich selbst.

Am 17. langten wir an der Einfahrt der Bai der Stürme an, und im Laufe des Tages ließen wir von Neuem den Anker auf der mit Wallfischfängern erfüllten Rhede von Hobart-Town fallen. Während unserer Abwesenheit waren drei der zurückgelassenen Kranken gestorben, alle übrigen befanden sich in der Genesung und bereit, wieder in See zu gehen. Kaum waren wir angelangt, als die Bewohner der Colonie auch schon uns zu Ehren Festlichkeiten veranstalteten; eine verdrängte die andere, und so verflossen uns die wenigen Tage, die wir hier rasteten, in der angenehmsten Weise.

Am 25. Februar verließen wir die Insel Tasmanien oder Vandiemensland und segelten in südlicher Richtung den Aucklands-Inseln zu. Diese bestehen aus einer Hauptinsel und mehreren kleineren Eilanden. Auf der Fahrt dahin hatten wir abermals mit dichtem Nebel zu kämpfen, welcher die Nacht äußerst finster machte, so daß wir uns genöthigt sahen, Raketen abzubrennen und Kanonenschüsse zu lösen, um nicht auseinander zu kommen. Am 11. März liefen wir in die Bai Sahra's-Bosom (Busen) ein, welche auf der Nordostseite der Hauptinsel liegt. Zu unserer Rechten zeigte die Insel Enderby ihre einförmigen und nackten Küsten, während zu unserer Linken die See sich an einem großen, von der Insel Green(l) und einigen Felsspitzen beherrschten Riffe brach. Ein breiter und tiefer Canal führt zu der Bai Sahras-Bosom; dieser Hafen ist einer der schönsten; wir durchschifften ihn jedoch nicht in seiner ganzen Ausdehnung, sondern ankerten in einer Bucht, in deren Mitte ein kleines Eiland liegt. Vor uns befand sich ein Sandstrand, wo ein Bächlein sich ins Meer ergoß. An seinem Ufer erhob

sich eine von Fischern erbaute und für ihre Nachfolger stehen gelassene Hütte. Herr Dumoulin nahm Besitz davon, um am Lande physikalische Beobachtungen anzustellen. Ein in der Nähe errichtetes Zelt sollte als Observatorium dienen. Wir glaubten uns ganz allein auf der Rhede, als wir durch zwei von der hohen See kommende Wallfischfahrerboote angenehm überrascht wurden. Sie theilten uns mit, daß sie einem portugiesischen Wallfischfahrer angehörten, welcher im Hintergrunde der Bai vor Anker liege. Sie hatten die äußere Küste umfahren, um Jagd auf Robben zu machen, die früherhin so häufig an diesen Gestaden waren, jetzt aber ziemlich selten geworden sind. Am folgenden Tage machte ich dem Wallfischfahrer einen Besuch; er stand unter den Befehlen eines englischen Capitains, der uns sehr herzlich aufnahm. Herr Robinson theilte uns mit, daß sein Schiff zu Lissabon ausgerüstet sei. Er hatte seit 15 Monaten Europa verlassen und erst 300 Fässer mit Wallfischthran angefüllt. Seit fünf Tagen befand er sich in diesem Hafen, und die Dauer seines Aufenthaltes sollte sich nach dem Fange richten, den er in diesen Seestrichen machen würde. Die Bai läuft hier in einen Strand aus, wo ein kleiner Fluß mündet. Die Gegend umher ist sehr sumpfig. In geringer Entfernung erblickt man einen Wald von krummen und vereinzelt stehenden Bäumen, deren dünnes Laub und deren mit dicken Flechten überzogener Stamm einen krankhaften Zustand beurkunden. Es ist eine Art Myrte, die überall am Meeresstrande, wie auf den Gipfeln der Berge vorherrscht. Wenn man das Holz davon verbrennt, so verbreitet es einen unangenehmen Geruch. Die nicht sehr zahlreichen Waldvögel, die gewohnt sind, hier ruhig in der menschenleeren Einsamkeit zu wohnen, näherten sich uns ohne Mißtrauen, so daß wir mehrere mit unseren Ladestöcken tödten konnten. Es waren Pinselvögel (Philedon), Ringamseln und hübsche kleine Papageien. Wir bemerkten mehrere Höhlen, welche, wie man uns sagte, von den Ratten, den einzigen Vierfüßlern dieser Inseln, ausgegraben waren. Die Menge der Flechten an den Bäumen, so wie die hiesigen Moosarten, der Bärlapp und das Haidekraut erinnerten ein wenig an die, freilich weit reichere Vegetation der Magellans-Straße. Man findet überall dichte Torfmassen, die unter den

Füßen des Wanderers erzittern. Der Boden ist in allen Richtungen von kleinen Wasserläuften durchschnitten, welche in die bedeckende Torflage einsickern und große Feuchtigkeit verursachen. Der Kern der im Ganzen bergigen Insel ist ein basaltisches Gestein oder ein röthlicher vulkanischer Tuff mit sehr feinem Korn. Am Gestade erstrecken sich Seetangpäcke bis zur Tiefe von drei bis vier Faden und nehmen oft wörtlich die ganze Meeroberfläche ein. Als wir auf unserem Boote zurückfuhren, mußten wir mehrere von diesen Seepflanzen angefüllte Punkte passiren und hatten jedesmal die größte Mühe hindurchzukommen. In der Umgebung der Bai fanden wir späterhin noch mehrere Hütten gleich der von uns eingenommenen, bei welchen die Fischer Kartoffeln und Gemüse angepflanzt hatten. Ungeachtet ihres Gedeihens sind sie doch in zu geringer Menge vorhanden, um den hier ankernden Schiffen zur Verproviantirung dienen zu können. Der Fischfang ist an dieser Küste sehr ergiebig; aber die Körper der gefangenen Fische hatten das Eigenthümliche, daß sie durchweg von feinen dünnen Würmern durchzogen waren, was ihrem Fleische ein marmorartiges Ansehen verlieh. Unsere Matrosen hielten diese Würmer anfangs für Adern und aßen ohne Nachtheil in Menge von dem Fleisch, als sie indeß merkten, daß die Officiere diese kranken Fische mit Widerwillen verwarfen, zogen auch sie ihre gesalzene Schiffsration vor. Die Herren Couppvent und Dumoutier benutzten eines Tages die Wallfischfängerboote, um Theil zu nehmen an der Robbenjagd. Ersterer sagt darüber unter Anderm Folgendes: „Wir verließen die Rhede in aller Frühe und drangen nach dem Süden der Insel vor. Dann liefen wir in den Hintergrund eines hübschen Schlupfhafens ein und zogen die Fahrzeuge auf den sandigen Strand. Feuer wurde angezündet und darüber setzte man einen Kessel zur Bereitung der Mahlzeit. Während dem machten wir einen Spaziergang längs der Bai. Wir fanden das Gestade mit Bäumen und großen chaotisch durch einander geworfenen Basaltblöcken bedeckt. Obgleich nun die Robben von Natur sehr unbeholfen sind, um sich auf dem Lande zu bewegen, so gelingt es ihnen doch, über diese Felsen hinweg zu klimmen und auf einige hundert Schritte von der See im dichten Gehölze und inmitten großer Pflanzen wäh-

rend des Tags einen Ruheort zu finden. Hier machen die Wallfischfänger Jagd auf sie, um ihre Haut zu erlangen, die einen ziemlich hohen Werth hat (etwa fünf Thaler das Stück), obgleich sie nicht zu der Gattung der eigentlichen Pelzrobben gehören. Wir setzten unseren Weg nach der Einfahrt der Bai fort. Die Felsen wurden immer steiler, und die Spitze der Bai hatte ein durchaus ödes Ansehen. Verkümmerte Büsche verrathen den vergeblichen Kampf der Zeugungskraft des Bodens gegen die scharfe salzige Luft dieser Küsten. Breitblätterige Pflanzen scheinen die kleinen Vertiefungen des Erdreiches aufzusuchen, um daselbst geschützt fortzukommen. Indeß scheinen diese traurigen Oerter doch großen Reiz für die Seeraben zu haben. Man trifft diese Vögel zu Tausenden auf den abschüssigsten Felsen; sie bauen ihre Nester an den Klippen und in den Höhlungen des Gestades. Weit entfernt die Annäherung des ihnen unbekannten Menschen zu fliehen, betrachten sie denselben vielmehr mit Neugierde und ohne Furcht und empfangen, wie der Pinguin, trotz des über ihrem Kopfe erhobenen Stockes den tödtlichen Schlag, bevor sie sich noch gerührt haben *). — Als wir nach der Rückkehr von unserem Spaziergange mit Essen beschäftigt waren, benachrich-

---

*) Aehnliches berichtet der Amerikaner Herr Eld (bei Wilkes) von der Macquarie-Insel, deren Südende unter 54° 44′ s. Br. und 159° 49′ ö. L. liegt: „Obwohl ich schon oft," sagt er, „von der großen Menge Vögel auf unbewohnten Inseln gehört habe, so war ich doch nicht darauf vorbereitet, sie in solchen Myriaden wie hier zu sehen. Ganze Abhänge der steilen Berge waren wörtlich damit bedeckt. An einem der Gipfel, den ich für ihren Hauptsammelplatz hielt, stieg mit jedem Schritte mein Erstaunen. Ein solches Quäken, Pusteln und Kreischen hatte ich von Vögeln nie gehört, nie für möglich gehalten. Es war unmöglich seine eigenen Worte zu hören, und jeder Vogel schien nur bemüht, noch mehr Lärm zu machen, als sein Nachbar. Bald fand ich, daß meine Anwesenheit mißfiel; denn sie schnappten nach mir, packten meine Hosen, zwickten mich ins Fleisch so heftig, daß ich mich vertheidigen mußte, und ich schlug etliche, die mich angefallen hatten, auf den Kopf. Diese Pinguins sind die sogenannten springenden Fettgänse (Aptenodytes chrysocoma), 16 bis 20 Zoll hoch, oben schwarz, unten weiß, am Kopf mit zwei langen gelben Federbüschen. Sie stehen aufrecht in Reihen, was ihnen das Ansehen lilliputischer Soldaten giebt." Vergl. unsere Weltkunde Band II. S. 51.

tigte man uns, daß eine Robbe ihren Kopf oberhalb des Wassers zeige und sich unserem Sandstrande zuzuwenden scheine. Sogleich bewaffneten wir uns mit Stöcken und verbargen uns hinter dicken Steinen und Büschen. Bald kam die Robbe aus dem Wasser empor und schüttelte sich mehrmals, indem sie ein klagendes Geschrei ausstieß. Dann bewegte sie sich auf dem Gestade vorwärts. Ihr Gang glich ziemlich dem Gange eines Krüppels, der sich auf seinen Armen fortschleppt. Sie stützte sich auf ihre beiden vorderen Floßfedern und ließ die weit kürzeren hinteren durch eine schwingende Bewegung folgen. Trotz dieser ungünstigen Gestaltung hatte ihr Gang etwas Lebhaftes und Rasches. Auf ein von dem Capitain gegebenes Zeichen stürzten wir Alle hervor, um ihr den Rückzug abzuschneiden. Die Robbe, die Größe der Gefahr begreifend, die ihr von so zahlreichen Feinden drohte, warf sich sogleich mit Heftigkeit vor, um unsere Linie zu durchbrechen und das Wasser wieder zu erreichen. In einem Augenblicke waren zwei Matrosen, welche ihr den Weg versperrten, umgeworfen, und sie war auf dem Punkte uns zu entrinnen; aber durch mehrere Stockschläge auf die Schnauze betäubt gemacht, fiel sie nieder, und es wurde ihr ein Strick um den Hals geworfen, da es die Absicht des Capitains war, sie als Geschenk für die Naturforscher lebendig an Bord unserer Corvetten zu bringen. Vergeblich versuchte dieses Thier, nachdem es wieder zur Besinnung gekommen war, zu beißen und seine Kette zu zerreißen. Eine zweite Robbe, die bald nachher auf dem Strande erschien, wurde auf dieselbe Weise gefangen und todtgeschlagen." — Die von Herrn Couppent an Bord des Astrolabe gebrachte Robbe wurde lange Zeit lebend erhalten, aber eines Tags gelang es ihr, ihre Banden zu sprengen und sich auf das Verdeck des Schiffes zu stürzen, indem sie Alles umwarf, was ihr in den Weg kam. Man mußte sie todtschlagen, und nur ihre Haut verblieb den Naturforschern.

Mit günstigem Winde und bei herrlichem Wetter schifften wir in sieben Tagen von den Aucklands-Inseln nach Neu-Seeland über. Dies Land, wo unsere Gegenfüßler wohnen, besteht

aus zwei durch die Cooks-Straße getrennten Inseln, von denen die südliche Tawai-Punamu, die nördliche Ikanamawi heißt. Eine Kette schneebedeckter Gebirge zieht sich hindurch. Es sind vulkanische Kegelberge, deren unterirdisches Feuer aber seit Jahrhunderten erlosch. Die Küsten sind reich an weiten Buchten und schönen Häfen. Tiefe Flüsse münden ins Meer und zahlreiche Wasserfälle stürzen sich von den Bergabhängen in die Tiefen. Die Seiten der Berge sind zum Theil mit dichten Wäldern bedeckt, in denen die riesenmäßige Kauri-Fichte wächs't. Strauchartige Farrenkräuter überwuchern den Boden. Man gewinnt hier das beste Lein der Welt, den sogenannten neuseeländischen Flachs (Phormium tenax). Nirgends trifft man ein giftiges Gewürm oder ein dem Menschen gefährliches Raubthier; dazu ist die Luft feucht und mild. Beide Inseln enthalten einen Flächenraum von 2900 □ Meilen. Die Zahl der Eingeborenen, die in einzelnen Stämmen unter Häuptlingen leben, wird auf 140 bis 180,000 berechnet. Dies als Vorbemerkung.

Am 27. März befand sich um sechs Uhr morgens die niedrige und eingeschnittene Küste Tawai-Punamu's einige Meilen vor uns. Die südlich davon gelegene Insel Stewart hatte uns Tags vorher nur eine drohende und fast unzugängliche, wenn gleich oft mit einer prächtigen Vegetation bedeckte Küste gezeigt; hier aber bot sich uns, während wir bis zum Cap Saunders hinaufschifften, ein höchst wechselvoller Anblick dar. Bald besteht die Küste aus Ketten von Anhöhen, bald zeigt sie Sandstrände, bald niedrige fruchtbare Länderstrecken, welche von schönen Hügeln, manchmal auch von hohen Bergen beherrscht werden; sie scheint wenig bewohnt zu sein. Das Cap Saunders bildet einen starken Vorsprung; in seinem südlichen Theile befindet sich der Hafen Otago. In diesen liefen wir ein. Vier Schiffe, zwei amerikanische, ein englisches und ein französisches, lagen daselbst vor Anker.

Wir wurden bald von Eingeborenen besucht. Diese Leute, sämmtlich tättowirt, boten allerdings das äußerliche Gepräge der Neuseeländer dar, die ich auf meinen früheren Reisen gesehen hatte; aber sie waren weit entfernt, durch die Berührung mit den Wallfischfängern gewonnen zu haben. Die Weiber sind da-

durch äußerst ausschweifend geworden, und die Männer hat der Genuß des Branntweins, gegen den sie ihre Waaren austauschen, abgestumpft und träge gemacht, so daß sie es größtentheils aufgegeben haben, sich ihre Nationaltracht zu fertigen; statt derselben hüllen sie sich auf ärmliche Weise in europäisches Wollenzeug. Nirgends bemerkt man eine Spur vorgeschrittener Gewerbthätigkeit. Die Strohhütten der beiden nächstgelegenen Dörfer sind äußerst elend: nur auf dem Bauche kriechend konnte man in das Innere derselben gelangen, wo man eine übelriechende Luft athmet. Das eine dieser Dörfer liegt in der Nähe der europäischen Fischereien. Herr Dubouzet besuchte die Wohnung des Häuptlings, der ihn nach englischer und polynesischer Sitte mit Darreichung von Hand und Nase begrüßte. Diese Wohnung lag nebst vier anderen Hütten auf einer Art Hochebene. Etwa ein Dutzend Sclaven beiderlei Geschlechts waren daselbst versammelt. Die Weiber bereiteten Kartoffeln, Fische und Muscheln zur Mahlzeit; andere verfertigten Matten und Körbe aus neuseeländischem Flachs. Alle empfingen Befehle von der Frau des Häuptlings, die unter freiem Himmel saß und die Arbeiten mit gebieterischer Härte anordnete. Sie trug einen ziemlich schmutzigen Schlafrock aus indianischem Kattun und überdies eine schöne Matte; auch zeichnete sie sich vor den übrigen Frauen durch die vollständige Tättowirung ihres Gesichtes aus, was ihren Mienen einen Anstrich von Würde verlieh. Ihr Sohn, ein junger sehr einsichtsvoller Mann, erwies ihr Zeichen einer großen Ehrerbietung. Die übrigen Männer des Dorfes streiften um die Hütten herum und verbrachten ihr Leben in Müßiggang, was sehr gegen die Beschäftigungen der Frauen abstach, denen alle Last der Arbeit aufgebürdet wird. Rings um das Dorf hatte man Kartoffelpflanzungen angelegt. Neben jeder Hütte sieht man ein von zwei Pfählen getragenes Flechtwerk, worauf die Wintervorräthe gelegt werden, um sie vor den auf Neuseeland äußerst zahlreichen Ratten zu bewahren. In der Nachbarschaft haben sich einige englische Colonisten angesiedelt. Es stehen dort etwa ein Dutzend kleine Häuschen, mit Gärten umgeben, in denen alle Gemüse Europa's gedeihen; zwei dieser Wohnungen sind Branntweinschenken, die ausgezeichnete Geschäfte zu machen schienen. In

dem Walde, dessen kräftige Vegetation einen fruchtbaren Boden verräth, besitzen die Colonisten einige urbar gemachte, mit Kartoffeln, Lattich und Rüben bestellte Vierecke. Zu den Arbeiten verwenden sie eingeborene Frauen und manchmal auch Männer gegen geringe Belohnungen an Branntwein. Die Nutzung dieser Ländereien veranlaßt oft Streitigkeiten. Ungefähr einen Monat vor unserer Ankunft war ein Amerikaner in Folge eines Streites von einem berauschten Eingeborenen getödtet worden. Der junge Mann sollte nach Sidney geschickt werden, zog es aber vor, sich sammt seiner Frau durch einen und denselben Flintenschuß den Tod zu geben. Dieser Vorfall hat böses Blut bei den Eingeborenen gemacht, und viele Europäer fürchteten von ihrer Rache. Herr Dubouzet sah das Grab der beiden Unglücklichen. Es war mit starken Palissaden umgeben und von Brettern eingeschlossen; den oberen Theil beschwerten Steine und Baumzweige; außerdem hatte man mehrere Matten darüber ausgebreitet. Einige Schritte von dem Grabe lag die Mutter des jungen Mannes, untröstlich über den Verlust desselben, ausgestreckt. Mit dem Gesichte der Erde zugewandt, erfüllte sie die Luft mit ihren Klagen. Nach der Trauersitte der Seeländer hatte sie sich eine Menge Einschnitte mit einem scharfen Steine beigebracht, der ihr am Halse hing. Das Blut rann über alle Theile ihres Gesichts; ihre aufgelös'ten Haare fielen unordentlich über die Schultern herab und ihre Züge trugen die Zeichen der größten Verzweiflung. — Ich selbst sah das Grab eines kürzlich verstorbenen Häuptlings. Es bestand einfach aus einigen mit einem starken Gitter umgebenen Steinen, auf welchem Wallfischgräten lagen. Das Ganze war mit rothem Ocker angemalt. Die Kleider des Todten hingen nahebei an den Aesten eines Baumes, wo sie von der Zeit zerstört werden mußten.

Am 3. April lichteten wir die Anker. Sobald wir die offene See erreicht hatten, warfen unsere Matrosen ihre Angelschnüre ins Wasser und fingen eine unermeßliche Zahl von Fischen. Wir erblickten auf unserem Wege eine Menge Wallfische, einige Meerschweine und endlich zwei Wallfischfahrer. Unser nächstes Ziel war der auf der Südküste der Halbinsel Banks gelegene Hafen von Akaroa. Windstillen hielten uns ab, in denselben einzu-

laufen. Ich gab daher Befehl, unsere Galeerenriemen klar zu machen. Vermittelst derselben und mit Hülfe einer Kühlte aus NO. gelang es uns bald, sehr nahe an den Felswänden entlang zu fahren, welche die östliche Einfahrt der Bai bilden. Als wir in der Mitte der Durchfahrt angekommen waren, ließ der uns bis dahin behülfliche schwache Wind gänzlich nach und trotz unserer Galeerenriemen wurde der Astrolabe durch die Strömung gegen eine Felswand fortgerissen, welche die Bai begrenzt. Sie erhob sich wie eine Mauer über unseren Köpfen und war nicht weiter als dreißig Fuß von den Seiten unseres Schiffes entfernt. Schon spritzte die Brandung zu uns hin, und alle Anstrengungen der Mannschaft schienen vergeblich. Der Astrolabe war zu einem gewissen Untergang verurtheilt, wenn nicht in diesem Augenblicke der Wind wieder eingetreten wäre, der uns dieser ungeheuern Gefahr entriß. Zwei Stunden nachher lagen wir ruhig im Hintergrunde der Bai vor Anker. Wir fanden auf der Rhede zwei Wallfischfänger. Nur kurze Zeit wollten wir uns hier aufhalten, um unseren Wasservorrath zu erneuern und uns einige Lebensmittel zu verschaffen. Mit Capitain Jacquinot machte ich einen Gang ans Land. Wir ließen uns in der Nähe eines Dorfes aussetzen und fanden daselbst etwa zehn elende Häuser; nur etwa ein Dutzend Eingeborene, fast lauter Weiber, bewohnten sie. In geringer Entfernung von dem Dorfe erblickte man einen Pa, eine Art befestigten Dorfes, welches gänzlich verlassen und zertrümmert war. An keinem anderen Punkte der Bai sah man Spuren von Wohnungen, außer den Häusern einiger Engländer am Meeresstrande, die man leicht erkennen konnte. So beschränkte sich der mächtige Stamm von Akaroa im Augenblicke unserer Anwesenheit auf einige Frauen mit zerzaus'tem Haare, die einzigen Wächterinnen dieser verlassenen Hütten. Die Bai schien verödet. Erstaunt über diesen unerwarteten Anblick befragte ich darüber die Engländer. Sie theilten mir mit, daß vor etwa zwei Monaten die Bai von den Eingeborenen der Bai Dusky überfallen worden sei, welche gräßliche Verheerungen in der Umgegend angerichtet und alle Bewohner niedergemetzelt hätten, denen die Flucht nicht gelungen wäre. Nach ihrem Abzuge hatte sich der Stamm von Akaroa versammelt, um Wiedervergeltung auszu-

üben, und erst vor wenigen Tagen hatten die Krieger der Bai ihren Herd verlassen; sie sollten zu denen von Otago stoßen und mit deren Hülfe nunmehr ihrerseits den feindlichen Stamm angreifen. Während dem waren ihre Frauen und Töchter zu Hause geblieben, indem sie ihre Rückkunft erwarteten und die umgekommenen Angehörigen beweinten. Wir bemerkten mehrere dieser Unglücklichen, welche Trauer hatten: mit blutigem Gesicht und aufgelös'ten Haaren gingen sie unter klagendem Geschrei von einem Grabe zum andern, auf denen sie kleine Steine aufhäuften. — Der Boden von Akaroa zeigt eine schöne Vegetation; er ist reichlich von Bächen bewässert und sicher zum Ackerbau sehr geeignet; doch wegen der vielen hohen, von tiefen Schluchten getrennten Berge ist die Ausdehnung des anbaufähigen Landes nur sehr gering. Das nackte Gestein der Bai ist vulkanischer Art.

Wegen strömender Regengüsse, Windstillen und widriger Winde konnten wir die Rhede von Akaroa erst am 17. April verlassen. Auf der Fortsetzung unserer Fahrt hatten wir dichten Nebel und Regen. Wir erblickten unter Anderm einen weißlichen schwimmenden Körper, auf den sich Tausende von Seevögeln niederließen; es war der Körper eines erst kürzlich zerlegten Wallfisches. Am 21. beleuchtete die aufgehende Sonne eine schöne Kette schneebedeckter Berge, die sich in scharfen Gipfeln 10 bis 12,000 Fuß hoch emporthürmten; ihre vom Eise tausendfach zurückgeworfenen Strahlen ließen die Umrisse derselben im hellen Glanze erscheinen. Dies prächtige Schauspiel dauerte indeß nur kurze Zeit; denn bald bedeckte der Nebel Alles mit einem so dichten Schleier, daß wir selbst den Platz nicht mehr erkennen konnten, welchen sie einnahmen. Mit einbrechender Nacht erreichten wir das Cap Campbell, in welches die Insel Tawai-Punamu im NO. ausläuft. Weiterhin segelten wir an der Cooks-Straße vorüber, an deren westlichen Eingang auf der Nordseite der Berg Egmont, der höchste Neu-Seelands, ein isolirter 14,000 Fuß hoher Riesenkegel, steht. Von nun an kehrte der Astrolabe in die Seestriche auf der Ostküste der Insel Ikanamawi zurück, welche er bereits auf einer früheren Reise erforscht hatte. Von einem günstigen Winde getrieben, kamen wir rasch vorwärts und liefen am 23. in die große Bai Taone-

Roa ein. Wir wollten uns daselbst mit Schweinen versorgen, die hier überflüssig und wohlfeil zu haben sein sollten. Herr Duroch wurde mit einem Boote abgeschickt, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen. Er berichtet über seine Expedition Folgendes: „Die Eingeborenen kamen, als sie uns vor Anker gehen sahen, zahlreich zusammengelaufen, da sie wohl dachten, daß es etwas zu verdienen geben würde. Sie trieben eine große Menge Rüsselvieh vor sich her, und bald begann der sonderbarste Markt, den ich je gesehen. Einige Schritte von uns befand sich eine elende Hütte ohne Dach. Dahin ließ unser zum Betrieb des Tauschhandels gewählter Commissarius seine mit Tüchern angefüllte Waarenkiste, aus Furcht vor Diebstahl, in Sicherheit bringen. Da die Hütte nicht sehr breit war, so nahm die Kiste den ganzen Hintergrund ein. Im Vordergrunde führten wir eine Art Gerüst auf. Darauf setzte sich einer unserer Matrosen, ein Gascogner Namens Tausier, welcher die Waaren trotz dem besten Marktschreier auszubieten begann. »Seht doch,« sagte Tausier zu allen diesen gemalten oder tättowirten Wilden, »seht doch diesen Ueberwurf, ich verkaufe ihn nicht, ich verschenke ihn! für zwei Schweine.« Die Ueberwürfe fanden ungeheuern Beifall; in einem Augenblicke waren sie vergriffen, und eine gute Anzahl Schweine grunzte schon auf dem Boden unseres Bootes. Nun kamen die Tücher an die Reihe. Die Eingeborenen wollten nichts davon wissen; doch Freund Tausier hielt ihnen von seiner Bühne herab eine so eindringliche und von so überzeugenden Grimassen und Geberden begleitete Rede, daß sie sich bald um die Tücher rissen. Für fünf Ellen Zeug bekamen wir ein dickes Schwein. Bevor der Wilde den Handel abschloß, prüfte er das Zeug mit der Vorsicht einer Wirthschafterin, welche eine Elle Kattun kauft, und um das Bild voll zu machen, spazierten zwei oder drei Engländer brummend und verdrießlich umher, indem sie behaupteten, daß wir die Preise in die Höhe trieben und dies sei höchst unrecht; doch die Menge war groß und Alles drängte sich, um nach der Hütte zu gelangen. Alles dies bildete ein buntes Durcheinander. Die Frauen mischten sich hinein und alle Männer befanden sich in der Nationaltracht. Sie waren in ihre Phormiummatten gehüllt, und einige darunter gab es von bemerkenswerther Feinheit.

Die Kleidung bestand aus zwei Matten: die eine bedeckte ihnen den Körper vom Gürtel bis zu den Füßen, die andere war über die Schulter geworfen; einige hatten Mäntel von Hundefellen. Sie waren prächtig tättowirt und trugen ihr Haar in einen Wulst gerollt und auf dem Scheitel befestigt. An ihrem Halse und den Nasenknorpeln hingen kleine, seltsam geschnitzte Steine grünen Nierensteins. Der eine derselben, der Häuptling des Stammes, hielt in der Hand einen Stock von etwa vier Fuß Länge, von einem schönen rothen Holze, an dessen einem Ende sich eine kleine Figur befand, ein Männchen darstellend, welches die Zunge herausstreckte und die Beine auseinander spreizte. Das Dorf dieser Leute wurde durch einen Fluß in zwei Theile getheilt. Auf unserer Seite bestand es aus etwa funfzig unordentlich neben einander aufgeführten, elenden Hütten. Der Eingang war auch hier so niedrig, daß man nur kriechend hineingelangen konnte. Das Innere zeugte von der ekelhaftesten Unreinlichkeit. Die meisten der Bewohner hatten ein kränkliches Aussehen und selbst das schärfste Auge mochte nicht im Stande sein, ihre Hautfarbe unter dem starrenden Schmutz zu erkennen. Das Dorf war durch Palissaden von fünf bis sechs Fuß Höhe umgeben, welche nur eine schwache Befestigung bildeten."

Wir schifften weiter und kamen am 26. April früh in Sicht der auf der Nordseite von Ikanamawi gelegenen Insel-Bai; aber der Wind war so schwach, daß wir erst gegen Abend den Ankerplatz von Korora-Reka erreichen konnten. An dem nämlichen Abend besuchte uns ein Fahrzeug mit mehreren Engländern. Sie kündigten uns an, daß England entschieden und in amtlicher Weise von diesen Inseln Besitz genommen habe. Am folgenden Tage sahen wir denn auch die brittische Flagge von einem auf dem höchsten Punkte der Rhede aufgepflanzten Signalmaste wehen. Neu-Seeland wird nun als besondere englische Colonie angesehen. — Auf diese Besitznahme und Colonisation der Insel durch die englische Regierung, wodurch nothwendig der Werth aller Ländereien bedeutend steigen mußte, hatte ein Heer von Speculanten schon längst gerechnet und zu dem Ende die größtmöglichste Masse Landes zu niedrigen Preisen an sich zu bringen gesucht, was bei der Unbekanntschaft der Häuptlinge mit der Natur eines Kauf-

Contractes nicht schwer halten konnte. Als daher die neue Colonial-Regierung alle Diejenigen, welche Land von den Eingeborenen erkauft hatten, aufforderte, ihre Besitztitel nachzuweisen, kamen merkwürdige Dinge zum Vorschein. Für ein buntes Tuch, eine rothe Mütze, ein paar eiserne Aexte, oder eine Vogelflinte hatte Mancher den Raum ganzer Grafschaften an sich gebracht. Die ganze Masse der angemeldeten Ländereien betrug etwa 40 Millionen englische Morgen (zu 140 □ Ruthen), und der Kaufpreis dafür etwa 40,000 Pfund Sterling, d. h. einen Penny für drei Morgen. Die ganze Oberfläche von Neu-Seeland mag 50 Millionen Morgen enthalten. Da aber der bei weitem größte Theil davon gar nicht an die Speculanten verkauft war, so ließen sich die angegebenen Landansprüche auch nicht einmal dem Raume nach unterbringen. Das Räthsel löst sich indeß, wenn man bedenkt, daß viele Häuptlinge ihr Land zwei oder drei Mal verkauft hatten. Die Regierung zerhieb den Knoten durch die Bestimmung, daß die Käufer nur so viel Land behalten sollten, als die wirklich bezahlte Summe ausmacht, wenn man fünf Schilling auf den Morgen rechne. Der Gewinn der Speculanten war dennoch ungeheuer. Im Norden der Insel-Bai hat man den Plan für die künftige Stadt Victoria ausgesteckt, und der Preis des Landes in der Nähe wurde unglaublich hinaufgetrieben. So erhielt der amerikanische Consul von der englischen Regierung für 325 Morgen 30,000 Pfund St. und ihm selbst verblieben noch 100 Morgen von einer Masse, die er wenige Jahre zuvor für eine Kleinigkeit an sich gebracht hatte. Oberhalb der Rhede von Korora-Reka befinden sich einige Vorrathshäuser, die für 600 Pfund St. jährlich verpachtet sind. — Die Häuptlinge weigerten sich anfangs durchweg in einen Vertrag mit England zu willigen, wodurch sie ihre Unterwerfung unter den Schutz, d. i. die Oberherrschaft der Königin Victoria, anerkannten; indeß die Austheilung von Tabak und Pfeifen brachte sie in gute Laune und durch mancherlei Ueberredungskünste bewirkte man endlich, daß etwa vierzig Häuptlinge, namentlich geringeren Ranges, die vorgelegte Urkunde unterzeichneten. Einer dieser Häuptlinge, Namens Pomare, erwähnte, wenn das Gespräch darauf kam, jedesmal der Scharlachuniform

und der Epauletten, welche Königin Victoria ihm zu schenken versprochen habe, indem er dabei ausrief: „Was für ein schöner Mann werde ich dann sein!“ — Sollten die Unzufriedenen die Waffen gegen die Engländer ergreifen, so werden sie bald durch europäische Kriegskunst überwunden werden*).

Die Insel-Bai könnte man füglich die Bai der Einfahrten nennen, sofern sie einer offenen Hand und deren ausgestreckten Fingern gleicht. Vier Flüsse ergießen sich in dieselbe. Der Anblick des Landes hat Aehnlichkeit mit dem des Feuerlandes. Schwarze Inseln und mannigfaltig gestaltete, zum Theil vulkanische Felsen finden sich an allen Punkten der Bai ganz eben so, wie in jenem Lande. Die Oberfläche scheint aus der Ferne wie mit einer großen Weide bedeckt; aber dies ist nichts weiter als Farrenkraut. Das Gestein ist sehr fest und meist mit einer zwei bis drei Fuß dicken Schicht von steifem Letten, dem Ergebniß der Zersetzung desselben, bedeckt. Die Berge um die Insel-Bai sind meist nur 3 bis 400 Fuß hoch; im Hintergrunde der Bai steigen sie bis zu 1000 Fuß. In größerer Entfernung ist viel Wald, aber in der Nähe sieht man rings umher nur dürre, unbewaldete Hügel ohne Thalgründe, und so wenig flacher Boden ist da, daß man oft Terrassen in die Abhänge hauen mußte, um Hütten darauf zu bauen. Das Dorf Korora-Reka liegt jedoch im Mittelpunkte einer Ebene, welche sich halbmondförmig auf eine Viertelmeile vom Gestade ausdehnt. Um das Dorf herum stehen ordnungslos die Häuser der Europäer; auch auf der ganzen Länge des Gestades hat man hölzerne Häuser aufgeführt, und täglich entstehen neue Bauten. Ich sah eine große Menge von Zelten, unter denen die Neuangekommenen lagern, bis sie sich Häuser erbaut haben. Das Dorf der Eingeborenen hat die Palissaden beibehalten, welche zu seiner Befestigung dienten. Die Hütte des Häuptlings bot manches Bemerkenswerthe dar. Im Innern war zwischen zwei Betten von Farrenkräutern nur ein

---

*) Seitdem ist es wirklich zum Kriege gekommen, und die Eingeborenen haben den Engländern wiederholt nicht unbedeutende Verluste zugefügt, sie sind aber zuletzt doch, nachdem sie einige tüchtige Schläge bekommen, zur Ruhe gebracht.

zwei Fuß breiter freier Raum gelassen. Hier lagen oder kauerten auf einem Strohlager, eingehüllt in eine dicke wollene Decke und eine kurze Pfeife im Munde, etwa zehn Personen jedes Alters und Geschlechtes, welche durch ihre Schaumünzen und Rosenkränze verriethen, daß sie Katholiken waren. Die Einfassung der etwa drei Fuß hohen Thüre und die eines Fensters war mit merkwürdigem, roth angestrichenem Schnitzwerk verziert. Thür und Fenster gingen auf eine Vorhalle hinaus, welche die ganze Breite der Hütte, das heißt 12 bis 15 Fuß einnahm und um 4 bis 5 Fuß vorsprang. Sie wurde von der Verlängerung des Daches der Hütte bedeckt und wie diese vermittelst zweier Bretter, welche einen Durchgang in der Mitte frei ließen, in zwei Lagerstellen getheilt. Die Scheidewände und die Wölbung waren aus kleinen Stäbchen oder Röhrchen gemacht, welche sauber in parallellaufende Bündel zusammengebunden und schwarz und roth in der Art eines Damenbrettes angestrichen waren. Das Dach war aus einer dichten Lage Stroh gefertigt, indem man viele Packen durch kleine Flechte verbunden hatte. Das Dach stand über die Wände der Hütte beinahe drei Fuß vor; gegen die dem Regen am meisten ausgesetzte Süd- und West-Seite reichte es fast bis zur Erde und wurde von einer Pfahlreihe getragen. Der obere Theil des Daches war mit einem weitmaschigen Netze von Stricken bedeckt, welches durch seitwärts herabhängende Steine auseinander gehalten wurde. Dieses Netz hatte den Zweck, das Dach gegen die Gewalt des Windes zu schützen. — Eine andere größere Häusergruppe, die aber kaum den Namen eines Dorfes verdient, ist Paia, der Wohnplatz der Missionaire, und mit Ausnahme ihrer Diener und Arbeiter giebt es dort keine Eingeborenen. Vor den netten freundlichen Häusern sieht man englische Blumen: Rosen von mehreren Arten, Geisblatt, Jasmin, Nelken; so auch Hecken von wilden Rosen.

Auf einem Spaziergange überzeugte ich mich von der Unwegsamkeit des Landes. Alle Hügel sind dicht mit hohem Farrenkraut bewachsen und mit einem niedrigen cypressenartigen Busch. Ich versuchte dann den Meeresstrand; aber auf jeder Seite wurde mein Weg bald durch Meeresarme, bald durch tiefe Ströme von süßem Wasser aufgehalten. Die Verbindung zwischen den

verschiedenen Inseln der Bucht wird fast ganz durch Boote bewerkstelligt. Zu meinem Erstaunen fand ich, daß fast jeder Hügel, den ich bestieg, in früherer Zeit mehr oder weniger befestigt war. Die Gipfel waren in Terrassen über einander ausgegraben und häufig von tiefen Gräben beschützt gewesen. Dies sind die Pa's oder Festungen, die uns Capitain Cook beschrieben. An den vielen Muschelhaufen und an den Löchern, die zur Aufbewahrung der Bataten dienten, sieht man, daß diese Pa's früher gebraucht wurden. Da es kein Wasser auf diesen Hügeln gab, so müssen die Bewohner nie eine lange Belagerung, sondern blos einen eiligen Angriff zum Plündern erwartet haben, und unter diesen Umständen boten die auf einander folgenden Stufen einen guten Schutz dar. Die Einführung der Feuerwaffen hat ihr ganzes Kriegswesen verändert. Eine offene Lage auf der Spitze eines Hügels würde jetzt sehr nutzlos sein; die Pa's werden daher heutzutage immer auf einer Fläche angelegt. Sie haben doppelte Palissaden von dicken und etwa zehn Fuß hohen Pfosten, die im Zickzack stehen, so daß jeder Theil bestrichen werden kann. Innerhalb der Palissaden wird ein Erdwall aufgeworfen, hinter denen die Vertheidiger sicher sind oder ihre Waffen darüber hinaus wirken lassen können. Die Neuseeländer betrachten diese Pa's als große Vertheidigungsmittel; denn die angreifende Macht ist nie so wohl geordnet, um in geschlossenen Massen die Palissaden zu stürmen, sondern Jeder ficht vielmehr in der Weise, die ihm am besten gefällt. Wie kriegerisch der Geist dieses Volkes ist, erhellt schon aus ihrem Benehmen, wie es Capitain Cook erzählt, indem sie das erste von ihnen erblickte Schiff, einen so großen und neuen Gegenstand, mit einem Steinhagel begrüßten und mit den Worten herausforderten: „Kommt an's Ufer, wir wollen Euch Alle tödten und auffressen!“ Die fortschreitende Gesittung schränkt jetzt die Kriege ein. Unter den südlichen Stämmen herrscht indeß noch viel Feindseligkeit. Folgende Anekdote ist charakteristisch. Ein Missionair fand einen Häuptling und seinen Stamm sich zum Kriege rüsten; sie hatten ihre Flinten gereinigt und geputzt, ihre Patronen waren fertig. Er sprach lange mit ihnen über die Nutzlosigkeit des Krieges und den geringfügigen Anlaß dazu. Der Häuptling wurde in seinem Entschlusse erschüttert und schien

zu schwanken. Da fiel ihm ein, daß ein Faß Pulver in schlechtem Zustande sei und sich nicht länger halten wolle. Dies brachte er als einen unwiderleglichen Beweis für die Nothwendigkeit eines baldigen Krieges vor, indem man unmöglich so viel gutes Schießpulver verderben lassen könne, und der Beschluß wurde demgemäß gefaßt. Einer der berüchtigtsten Krieger war Schongi, welcher England besuchte. Den Stamm, dessen erster Häuptling er war, hatte früher ein anderer am Themsefluß sehr unterdrückt. Die Männer dieses Stammes schwuren nun feierlich, daß ihre herangewachsenen Knaben diese Beleidigungen niemals vergessen oder vergeben sollten. Die Erfüllung dieses Vorhabens scheint Schongi's Hauptbeweggrund für seine Reise nach England gewesen zu sein. Geschenke schätzte er nur, insofern sie in Waffen verwandelt werden konnten; von den Künsten zogen ihn nur die an, die auf Verfertigung von Waffen Bezug hatten. In Sidney traf er mit dem feindlichen Häuptling von der Themse zusammen; beide betrugen sich höflich gegen einander, aber Schongi sagte ihm, daß er nie aufhören werde, ihn zu bekriegen, sobald er wieder in Neu-Seeland wäre. Nach seiner Rückkehr erfüllte er seine Drohungen und wüthete mit furchtbarer Grausamkeit. Der Stamm an der Themse wurde zerstreut, ihr Häuptling getödtet. Nichts destoweniger soll Schongi bei all' seinem tiefen Gefühl von Rache und Haß doch ein ganz gutmüthiger Mensch gewesen sein. Eine Neffe des oben genannten Häuptlings Pomare erzählte mir davon. Dieser Pomare war ein schöner Mann und hübsch tättowirt, sechs Fuß hoch und mit Ausnahme der Füße gut gebaut. Um seinen Nacken hatte er eine Wolldecke geschlagen, so daß der rechte Arm frei blieb; darunter trug er ein Hemd und ein Paar weite Hosen. In der Hand trug er gewöhnlich einen kurzen Mantel von Hundsfell. Eine blaue Matrosenmütze mit einer Goldborte zierte seinen Kopf. Seine Lieblingsfrau, die sich ebensowohl durch Verstand als Schönheit auszeichnete, begleitete ihn stets und er schien in ihre Einsicht großes Vertrauen zu setzen. Sein Hauptkrieger war Mauparawa, eine herkulische Gestalt, berühmt durch Tapferkeit und tollkühnen Muth. Nicht weniger berühmt ist Pomare's Neffe, Charley Pomare genannt, ein noch junger, sehr redseliger und, wie es scheint, in der Ge-

schichte seiner Insel sehr bewanderter Mann. Einer der letzten Kriege unter den Eingeborenen (im Jahre 1837) brachte ihn zu Ehren. Er entstand in Folge des Verschwindens einer Frau aus Otuiha, deren Ermordung und Aufzehrung man dem Stamm von Korora-Reka zur Last legte. Nach furchtbaren Vorbereitungen von beiden Seiten kam es endlich auf einem sumpfigen Felde zwischen Waikereparu und Otüiha zu einer Hauptschlacht. Hier führte Charley Pomare die Streiter von Otuiha an, während die von Korora-Reka unter Pi, dem großen Häuptling von Hokianga, standen. Der Kampf endete damit, daß der junge Pomare zuerst Pi und dann den zweiten Anführer, der dessen Körper retten wollte, mit seiner Doppelflinte erschoß. Die Köpfe der Anführer wurden abgeschnitten und als Siegeszeichen aufbewahrt. Die Körper blieben auf dem Felde liegen und wurden nicht verzehrt, obgleich die Leute von Hokianga als Kannibalen gelten. Dank dem Einfluß der Missionaire, daß es mit dem abscheulichen Menschenfressen nicht mehr so schlimm steht, als noch vor einem Jahrzehend! Sechszig Oefen sah ein Missionair einst nach einem hitzigen Treffen errichtet, und in allen lagen Menschenleichname zum Schmausen. Man hat Beispiele, daß Krieger sich in der Wuth des Kampfes über den gefallenen Feind gestürzt, um das aus der klaffenden Wunde hervorströmende Blut mit der Gier eines Raubvogels zu schlürfen. Gefangene hat man nicht selten an einen Baum gebunden, um das von den Gliedern abgeschnittene noch zuckende Fleisch zu essen und das in Bechern aufgefangene warme Blut zu trinken; auch hat man die armen Opfer des Hasses wohl zur Zielscheibe der Schießübungen gemacht und sie so unter langsamen Martern getödtet. Die Köpfe der getödteten Feinde pflegt man auf Stangen zu stecken, ihrer Hände bedient man sich zu Haken in den Hütten, um Körbe daran aufzuhängen; aus den Knochen der Arme und Beine werden Flöten gemacht. Dadurch wird schon die Jugend gegen den Anblick menschlicher Körpertheile abgestumpft. So sah ein Missionair, wie ein Kind mit der abgeschnittenen Hand eines Häuptlings spielte und wie mehrere Knaben sich das Haupt eines Sclaven als Ball zuwarfen. Mit der Barbarei gegen die Feinde hängt auch die Gefühllosigkeit zusammen, mit welcher man das

Leben der eigenen Freunde opfert. Wer auf einem Kriegszuge krank wird, den läßt man liegen, und so ließ einst ein berühmter Häuptling seine Lieblingsfrau auf dem Wege zurück. Sie wurde von den Hunden gefressen, nachdem sie selbst so manchen Gefangenen mit eigener Hand geschlachtet hatte. Bei dem Tode eines Mannes pflegt man die Wittwe sogleich alles ihres Eigenthums zu berauben und sie hülflos zu lassen; daher erhängen oder ersäufen sich viele Wittwen; andere tödten ihre weiblichen Kinder, um dieselben einem jammervollen Dasein zu entheben. Unter den eingeborenen heidnischen Frauen hat vielleicht ein Viertel dieses Verbrechen gegen die Menschheit begangen. Als ein Europäer einer jungen Mutter wegen eines solchen Kindermordes Vorwürfe machte, lautete die Antwort: „Ich wollte, daß meine Mutter es mit mir eben so gemacht hätte." In der That ist eine Frau eigentlich nur des Mannes vornehmste Sclavin; auch hat der Mann das Recht über das Leben seiner Frau. Die gemeinen Sclaven bestehen aus der Zahl der kriegsgefangenen Männer, Weiber und Kinder oder ihrer Nachkommen. Das Loos derselben ist leidlich. Aber wehe dem armen Sclaven, bei dem einmal der Drang nach Freiheit erwacht; wird man seiner mächtig, so ist der Tod die Strafe. Herr Anscow, ein englischer Kaufmann, war Zeuge einer solchen Scene. Ein funfzehnjähriges Sclavenmädchen war drei Tage ohne Erlaubniß weggeblieben. Als sie wieder eintrat, rief die Hausfrau einen Knecht und befahl ihm, sie zu tödten. Ein Schlag seiner Streitaxt auf die Stirn streckte sie nieder, und ihr Leichnam wurde noch an demselben Abend zur Mahlzeit gebraten. Bei dem Tode eines Häuptlings wurden dreizehn Sclaven geopfert, damit er in der anderen Welt Diener habe. Wehe auch einer armen Sclavin, wenn sie die Eifersucht der Hauptfrau erweckt hat! Einst wurde eine solche Sclavin auf Befehl der Hauptfrau entkleidet, an einen Baum gebunden, mit Saft übergossen und so allein gelassen. Am anderen Tage war sie durch Millionen Ameisen in ein Gerippe verwandelt. Noch ein Beispiel ähnlicher Grausamkeit. Ein Häuptling befiehlt einer Sclavin, den Ofen zu heizen. Als dies geschehen ist, befiehlt er ihr, sich selbst in den Ofen zu werfen. Sie sinkt vor ihm nieder, umfaßt seine Kniee, indem sie um

Schonung ihres Lebens flehet. Umsonst. Er packt sie, bindet ihr Hände und Füße, und wirft sie lebendig in die Gluth! — Noch immer haben die Neuseeländer dem Genuß des Menschenfleisches nicht ganz entsagt. Kurz vor unserer Ankunft war der Fall vorgekommen, daß ein Häuptling einen vierzehnjährigen Knaben tödtete, um ihn seinem kranken Sohne vorzusetzen, und als dies noch nicht half, sollte ein Mädchen ihm aufgetischt werden, aber das zeitige Dazwischentreten der Missionaire verhinderte es. In dem vorliegenden Falle sah man das Verzehren von Menschenfleisch als Mittel der Gesundheit an, und eben so ist auch hier der Aberglaube verbreitet, daß man durch den Genuß von Gehirn und Auge eines Feindes sich dessen Kraft und Muth zueignet, auch sich dadurch vergewissert, von dem Geiste desselben in einer anderen Welt nicht gequält zu werden.

Die Neuseeländer sind über Mittelgröße, gut und stark gebaut; einzelne findet man bis 6½ Fuß hoch. Ihre Farbe wechselt von Kastanienbraun zu leichter Kupferfarbe. Ihr Haar ist lang, sehr dick und gekräuselt; Manche lassen es lang wachsen und tragen es in einem Zopf, Andere schneiden es kurz ab. Wir sahen wenige mit Schnurrbärten, und ihr Bart am Kinn war schwach. Die Stirn ist hoch, geht aber etwas rückwärts; die Nase ist häufig adlerartig und vorstehend, die Augen schwarz und durchdringend, aber klein. Das Tättowiren wird wohl sobald nicht aufhören, da es eine Auszeichnung des freien Mannes zur Unterscheidung von seinen Sclaven ist. Die Tättowirung des Gesichtes ist sehr künstlich und wird mit wunderbarer Regelmäßigkeit ausgeführt. Früher wurde mit tättowirten Menschenköpfen ein bedeutender Handel getrieben; seit 1831 verbot ihn jedoch die Regierung von Neu-Südwales. Der Häuptling Schongi soll dadurch große Summen gewonnen haben, und Manche wollen seine Kriege der Gewinnsucht zuschreiben, da er in England den Werth, den man auf solche Köpfe setzte, kennen gelernt hatte. Der Charakter der Eingeborenen ist, wie schon aus der Art ihrer Kriegführung hervorgeht, rauh und wild, wie die Natur ihres Landes; ihr Sinn ist fest und starr, wie das Gestein ihrer Felsen; ihre Leidenschaften schäumen jach und unbändig, wie ihre Wasserfälle. Sie sind ausnehmend stolz und

empfindlich gegen Beleidigungen. Mit entschlossener Thatkraft verbinden sie eine ausgezeichnete Fassungskraft; aber die Rachsucht wird bei ihnen häufig die Lehrmeisterin der Hinterlist und Verstellung, der Lüge und Verrätherei, um urplötzlich über den arglosen Gegner herzufallen und ihn zu vernichten. Auf ihre Ehrlichkeit ist am wenigsten an den Küsten zu bauen, und ihre Habgier verleitet sie zum Stehlen und Betrügen, worin sie sich sehr gewandt zeigen. Der edleren Gefühle, wie der Dankbarkeit und des Zartsinnes, scheinen sie ziemlich bar zu sein. Völlerei und Unzucht haben ihren Hauptgrund im Verkehr mit den fremden Seefahrern. Im Innern sind die Sitten einfacher und reiner. Ein Mann, der sie lange gekannt, nennt sie gastfrei und vertrauensvoll gegen Fremde, ausdauernd, wo es sich um ein persönliches Interesse handelt, ihren Kindern ungemein zugethan und auf strenge Keuschheit ihrer Weiber haltend, so daß eine Verletzung derselben mit dem Tode bestraft wird. Sie würden sicher auch arbeitsam sein, wenn die freiwilligen Erzeugnisse ihres Bodens ihnen nicht Alles, was zur Nahrung und Kleidung nöthig ist, so leicht lieferten, daß der Sporn zur Anstrengung fehlt. Bei ihrer eingewurzelten Nachlässigkeit starren ihre Personen und Hütten von Schmutz; den Körper oder ein Kleid zu waschen kommt ihnen nicht in den Sinn. Als Jemand einst einen Häuptling, der ein ganz schwarzes, schmutziges Hemd trug, fragte, warum es so schmutzig sei, antwortete er verwundert: „Siehst du denn nicht, daß es alt ist?" Die einheimischen Matten sind oft sehr sinnreich und schön gearbeitet, manchmal auch gestickt. Die Kleidung wird indeß allmählig europäischer. Sie tragen dieselbe nicht sowohl der Bedeckung wegen, als vielmehr aus Stolz oder Eitelkeit; nicht selten kann man einen Eingeborenen in Rock und Weste, ohne Beinkleider und selbst ohne Hemde sehen. Ihre Haut schmieren sie zuweilen mit Fischöl ein. In den durchbohrten Ohren tragen sie kleine Ringe aus Jaspis oder Haifischzähnen, manchmal auch kleine glänzende Federn; Einige hängen ihre Pfeifen in den durchlöcherten Ohrläppchen auf. Krieger schmücken sich wohl mit Halsbändern von polirten Menschenknochen, als Siegeszeichen erschlagener Feinde. Außerdem tragen die Häuptlinge und ihre Frauen um den Hals den Heitiki,

der einer mit untergeschlagenen Beinen da sitzenden Menschenfigur ähnelt und nebst einer kurzen Keule vom Vater auf den Sohn erbt. Der Heitiki wird aus einem für heilig gehaltenen grünen Stein verfertigt, welcher sich auf der Süd-Insel nahe bei einem kleinen See findet; dieser heißt daher das Grünsteinwasser, Tawai Punamu, wornach Cook aus Mißverständniß die ganze Insel benannte. Die Waffen sind, außer dem neuerlich eingeführten Feuergewehr, Lanzen, Wurfspieße und Steinbeile. — Die Nahrung dieser Insulaner besteht hauptsächlich aus Kartoffeln, Fischen, Kumara oder süßen Bataten, Mais und Farrenwurzel, die sich im ganzen Lande findet; sie ist freilich nicht sehr wohlschmeckend, enthält aber viel Nahrungsstoff. Die Eingeborenen können immer davon leben, so wie von den Muscheln, die sich überall an der Seeküste finden, weshalb man eine Hungersnoth nie zu fürchten hat. Außerdem ist die Einführung der Kartoffel die größte Wohlthat gewesen; sie wird viel mehr gezogen, als irgend eine andere einheimische Pflanze. Diese, so wie die Kumara, hier eine kleine wässerige Wurzel, bewahrt man in Häusern, die besonders dazu gebaut sind, um sie gegen die Angriffe der Ratten zu sichern; sie werden auf vier ganz glatt geschabten Pfosten aufgeführt, und die Wurzeln innerhalb derselben in großen Körben aufgehängt. Hundefleisch betrachtet man als Leckerbissen. Schweine und Geflügel werden in Menge sowohl für den eigenen Gebrauch, als für die Schiffe gezogen. Mit Schlingen fangen die Eingeborenen Tauben, Enten und allerhand Arten Seevögel. Reis mit Zucker lieben sie sehr. Sie bereiten sich auch ein angenehmes, dem Sproßenbier ähnliches Getränk.

Um den Kriegstanz der Neuseeländer zu sehen, wurde Pomare aufgefordert, einen solchen zu veranstalten. Es waren 3 bis 400 Eingeborene mit ihren Weibern versammelt. Pomare theilte die Männer in drei Trupps, welche er in einiger Entfernung von einander aufstellte. Sie vereinigten sich sodann in eine dichte Schaar und begannen zu stampfen, zu schreien, zu springen und ihre Gewehre, Keulen und Ruder unter heftigen Gesticulationen nach einer Art wilden Tactes in der Luft zu schwingen. Höchst wunderlich machte sich dieser Haufen von bekleideten, halbbekleideten und ganz nackten Menschen. Nach einiger

Zeit rannten sie alle mit so wildem Geschrei zu einem Kriegsanlauf fort, daß nicht nur die in der Nähe weidenden Thiere davon liefen, sondern auch die Zuschauer nicht wenig erschreckt wurden. Nachdem sie etwa 300 Schritt weit gerannt, feuerten sie ihre Gewehre ab, und hielten dann unter lautem Geschrei an. Darauf kehrten sie gegen uns um und hielten in derselben Weise an: eine von der schrecklichsten Wuth bemeisterte Masse, die alle Bewegungen, um Feinde zu verstümmeln und zu tödten, durchmachte, bis sie sich erschöpft auf den Boden warfen und wie ermüdete Hunde nach Athem lechzten. Einer der Häuptlinge nahm dann einen alten zerbrochenen Dragonersäbel, lief, denselben schwingend, hin und her und hielt zugleich eine Rede, worin er die fremden Gäste willkommen hieß. Nachdem noch drei oder vier Andere in derselben Weise aufgetreten waren, erklärten sie, daß sie den ihnen versprochenen Reis mit Zucker jetzt haben müßten. Sie ließen sich indeß bereden, zuvor noch einen ihrer Festtänze zu geben. Zu dem Ende traten etwa funfzehn alte und eben so viel junge Leute auf, indem sie mit Armen und Beinen stießen und ihre Glieder auf alle mögliche Weise verdrehten. Die Mädchen hatten einen Theil ihrer Kleidung abgelegt, um ihre Gestalten im vortheilhafteren Lichte zu zeigen, und begannen ein zwischen Rede und Gesang schwankendes Getön, das von allerlei Gesticulationen begleitet war und an dessen Ende sie Kehllaute wie im Chor hervorstießen. Man brauchte ihre Sprache nicht zu verstehen, um ihren Sinn zu begreifen. Jetzt war indeß ihre Ungeduld nicht mehr zu zähmen, und als sie hörten, daß Reis mit Zucker vorgesetzt werden sollte, rannten sie den Berg hinab, wo sie sich mit Weib und Kind zum Mahle niedersetzten. Sie zügelten indeß ihre Gier; man sorgte für die Kinder, und Alle ließen es sich trefflich schmecken.

Eines Tages schiffte ich mich in einem Boote ein, um einen weiteren Ausflug an den Ufern des Wai-Tangui zu machen. Bei dieser Gelegenheit besuchte ich eine Besitzung des englischen Consuls, deren Beaufsichtigung er einem Engländer Namens Flint übertragen. Indem ich die Besitzung durchwanderte, erblickte ich ein Gitterwerk, an welchem sich Weinreben von schönem Wuchse rankten. Auf nähere Nachfrage erfuhr ich mit Ueber-

raschung, daß man bereits versucht habe, aus den hiesigen Trauben Wein zu machen. Als wir in Herrn Flint's Wohnung eingetreten waren, setzte mir derselbe einen leichten weißen Wein voll Feuers vor, den ich ausgezeichnet wohlschmeckend fand. Nach dieser Probe zweifle ich nicht, daß der Weinbau eine große Ausdehnung auf dem vulkanischen Boden und den sandigen Hügeln dieser Inseln erreichen wird. Der Engländer Flint hatte versucht, in das Innere des Landes einzudringen; aber nachdem er in die Nähe des See's Roto-Rocia gekommen, wurde er von den Eingeborenen gefangen und geplündert, später indeß wieder losgelassen. Nach seiner Aussage wäre etwa zwanzig Stunden vom Gestade ein Vulkan in voller Thätigkeit. Man findet im Innern auch See'n und heiße Quellen. Jenseits der Küstenkette erstrecken sich weite Bergebenen, und die meisten Thäler haben eine sehr fruchtbare Dammerde. — Um einen weiteren Blick in das Land zu thun, flechten wir hier den Reisebericht des Engländers Charles Darwin vom 23. Dec. 1835 mit ein.

„An einem Orte, genannt Waimate, ungefähr funfzehn Meilen von der Insel-Bai entfernt, und in der Mitte zwischen der östlichen und westlichen Küste gelegen, haben die Missionaire einiges Land zur Betreibung des Ackerbaues gekauft. Ich war bei dem Herrn W. Williams eingeführt worden, der auf meinen Wunsch mich dorthin einlud. Der englische Consul nahm mich in seinem Boote den Fluß hinauf, wo ich einen schönen Wasserfall sehen und wodurch ich zugleich meinen Weg verkürzen sollte. Nachdem wir ans Land gestiegen waren, gingen wir einige Meilen auf einem wohlbetretenen Pfade, der auf beiden Seiten von hohem Farrenkraut bestanden war, und kamen so zu einem kleinen Dörfchen. Als ich mich einer Hütte näherte, sah ich die Ceremonie des Nasenreibens oder vielmehr Nasendrückens. Die Weiber fingen bei unserer Annäherung an, etwas mit klagender Stimme zu murmeln; dann kauerten sie nieder und hielten ihr Gesicht aufwärts. Meine Begleiter standen über ihnen, legten die Rücken ihrer Nasen in einen rechten Winkel über die ihrigen und fingen das Drücken an. Das dauerte etwas länger als ein herzlicher Händedruck bei uns, und wie wir mit der Kraft des Handdruckes wechseln, so thun sie es mit dem Drücken. Während

dieses Vorganges ließen sie ein behagliches kurzes Grunzen hören, wie Schweine, wenn sie einander reiben. Als das Nasendrücken mit allen Anwesenden vorüber war, setzten wir uns in einen Kreis vor einer Hütte und ruhten eine halbe Stunde aus, indem die Führer ihre Pfeifen rauchten. Dann gingen wir weiter. Der Pfad führte durch dasselbe wellenförmige Land. Zur Rechten hatten wir einen sich schlängelnden Fluß, dessen Ufer mit Bäumen besäumt waren, und dort an den Hügeln gab es bewaldete Stellen. Das Ganze war, wie früher, mit dem einförmigen Farrenkraut bedeckt, was indeß keinesweges von Unfruchtbarkeit zeugt; denn wo das Farrenkraut dicht und mehrere Fuß hoch wächs't, wird das Land durch Cultivirung tragbar. Man glaubt, daß dies offene Land ursprünglich Wald war, der durch Feuer ausgerottet wurde. Gräbt man nämlich an den nacktesten Stellen, so finden sich oft Klumpen von dem Harze der Kaurifichte. Die Eingeborenen hatten einen triftigen Grund zu diesem Ausrotten, denn an diesen Stellen wächs't das Farrenkraut (Pteris esculenta) am besten, das vormals Hauptnahrungsmittel war. Die Landschaft hatte trotz ihrer grünen Farbe ein etwas trauriges Ansehen; nur gelegentlich fanden sich hübsche Partien. Der Boden ist vulkanisch. An mehreren Punkten kamen wir über schlackige und blasige Lava, und die Gestalt eines Kraters konnte deutlich an mehreren benachbarten Hügeln unterschieden werden. — Endlich erreichten wir Waimate, welches mit seiner weißen Kirche, mit seiner englischen Einrichtung und seinen wohlbebauten Feldern einen äußerst angenehmen Eindruck machte. Es giebt hier drei große Häuser, wo die Missionaire wohnen und nahe dabei sind die Hütten der eingeborenen Arbeiter. Auf einem benachbarten Abhange stand schon Gerste und Weizen in voller Aehre; in einem anderen Theile sah man Felder von Kartoffeln und Klee. Auch hatte man große Gärten mit jeder Frucht und jedem Küchengewächs, die England hervorbringt; viele gehörten einem wärmeren Klima an. Ich nenne Spargel, Bohnen, Gurken, Rhabarber, Aepfel, Birnen, Feigen, Aprikosen, Trauben, Oliven, Stachelbeeren, Johannisbeeren, Hopfen, Ginster für Hecken und Eichen, außerdem mehrere Arten von Blumen. Um den Hof standen Ställe, eine Scheune zum Dreschen nebst einer

Maschine zum Kornschwingen und eine Schmiede; auf dem Boden lagen Pflüge und andere Ackerwerkzeuge; in der Mitte sah man jene glückliche Mischung von Schweinen und Geflügel, wie man sie auf jedem englischen Hofe so gemächlich zusammen sieht. Einige hundert Schritte davon hatte man das Wasser zu einem Teich abgedämmt und eine große dauerhafte Wassermühle errichtet. Alles dies ist sehr bemerkenswerth, wenn man bedenkt, daß vor fünf Jahren hier nichts als Farrenkraut wuchs. Die Arbeit der Eingeborenen, gelehrt von den Missionairen, hat diese Umwandlung hervorgebracht. Der Neuseeländer hat das Haus gebaut, die Fensterrahmen gemacht, die Felder gepflügt, selbst die Bäume gepfropft. In der Mühle sieht man einen mit Mehl gepuderten Eingeborenen, gleich seinem Bruder Müller in England. Man hat auf diese Weise die Künste der Civilisation mit der Erziehung zum Christenthum verbunden. Einige junge Leute, die auf dem Gute beschäftigt und erzogen wurden, waren von den Missionairen aus der Sclaverei erlös't worden. Sie trugen Hemde, Jacke und Beinkleid und hatten ein ordentliches Aussehen. Ein junger Arbeiter brachte, während wir durch die Felder gingen, ein Messer und einen Bohrer, die er auf der Straße gefunden und von denen er nicht wisse, wem sie gehörten. Das zeugt für ihre Ehrlichkeit. Die jungen Männer und Knaben schienen dabei fröhlich und wohlgemuth. Am Abend sah ich Mehrere Schlagball spielen. Auch die jungen Mädchen, welche als Mägde im Hause waren, hatten ein reinliches, schmuckes und gesundes Aussehen. Die Frauen der Missionaire wollten sie überreden, das Tättowiren zu unterlassen;' aber als ein berühmter Operateur aus dem südlichen Theile der Insel kam, sagten sie: »Wir müssen jetzt gewiß einige Linien auf unseren Lippen haben, sonst schrumpfen unsere Lippen zusammen, wenn wir altern, und wir werden dann häßlich sein.« Am Abend übernachtete ich in Herrn Williams Hause und fand eine Menge Kinder, die zum Christtage versammelt waren, beim Thee um den Tisch herumsitzen. Ich sah nie eine hübschere oder fröhlichere Gruppe, und man bedenke, was dies inmitten eines Landes sagen will, wo Kannibalismus, Mord und alle schrecklichen Verbrechen herrschten. Am anderen Morgen wurden für die ganze Familie Gebete in der neuseeländischen

Sprache gelesen. Später ging ich nach dem nahen Walde, um die berühmten Kauri-Fichten zu sehen. Ich fand einen dieser schönen Bäume an der Wurzel 31 Fuß im Umfange; ein anderer hatte 33 Fuß und ich hörte von einem dritten, der 40 Fuß hatte. Der gewöhnliche Umfang ist 20 bis 25 Fuß oder 7 bis 8 Fuß im Durchmesser; die Höhe beträgt 120 bis 130 Fuß. Die Stämme sind merkwürdig durch ihre Glätte, die cylindrische Gestalt, den Mangel an Aesten, so wie dadurch, daß sie fast denselben Umfang auf eine Länge von 60 oder selbst 90 Fuß haben. Die Krone ist unregelmäßig verzweigt. Der Wald bestand fast ganz aus diesen Kauri's, und die größten standen wie riesenhafte Holzsäulen da. Aus der Rinde tropft eine Menge Harz, das gesammelt und für einen Groschen das Pfund an die Amerikaner verkauft wird; aber sein Gebrauch ist ein Geheimniß. Das Holz ist das werthvollste Erzeugniß dieser Inseln. Die Eingeborenen benutzen es zu ihren Canoe's, die aus einem einzigen Stamme gehauen werden. Wir sahen ein Kriegscanoe, das groß genug war, um 50 Mann zu fassen. Es hatte ein zehn Fuß hoch aufgerichtetes Vordertheil, das künstlich geschnitzt und mit Federbüschen verziert war; die Ruder waren löffelartig gestaltet, und die Kähne werden dadurch mit großer Raschheit vorwärts getrieben; da sie indeß keine Luvbäume haben, so schlagen sie leicht um. Am Rande des Waldes wuchs der neuseeländische Flachs in morastigem Boden; dies ist der zweite sehr werthvolle Ausfuhrartikel. Die Pflanze gleicht etwas der gemeinen Schwertlilie. Die untere Fläche des Blattes hat eine Lage von starken, seidenartigen Fasern, die obere besteht aus einer grünen Masse, die mit einer gebrochenen Muschel abgeschabt wird, und der darunter befindliche Flachs bleibt so in den Händen der Arbeiterin. In dem Walde selbst sah ich außer den Kauri-Fichten viele Baumfarren und hörte auch von Palmen. Einige der Wälder sind wegen der dicht überkleidenden Schlingpflanzen undurchdringlich. Ich sah nur sehr wenige Vögel. Man findet unter Anderm schwarze Papageien und viele Tauben. Der Rücken dieser letzteren ist dunkel-schieferfarbig und geht am Hals und an den Flügeln ins Broncefarbige über; der Kopf ist ganz schwarz, die Brust weiß; nur [illegible] Bauch hin werden die Federn

rothbraun; Schnabel und Füße sind glänzend roth. Die Papageien haben die Größe einer Krähe, sind ganz schwarz und nur bemerkenswerth durch zwei rosenrothe Auswüchse an der unteren Kinnlade. Außerdem erwähne ich eine Art Elster von der Größe einer Amsel. Ihre Farbe ist trüb-schwarz mit einem grünen Schimmer auf dem Rücken; an jeder Seite des Halses befindet sich eine weiße Feder, die nach vorn und aufwärts gekräuselt ist. Eine kleine Ratte ist das einzige einheimische Säugethier; durch Einführung der Wanderratte soll die neuseeländische Art aber innerhalb weniger Jahre von dem nördlichen Theile der Insel vertilgt sein. An vielen Stellen sah ich mehrere Arten von Unkraut, die ich, wie die Ratten, für meine Landsleute erkennen mußte; so Lauch und wilden Ampfer, ersterer durch ein französisches Schiff eingeführt, letzterer durch einen Engländer, der den Samen für den des Tabaks verkaufte. — Auf einem mir geliehenen Pferde kehrte ich nach der Inselbai zurück und wohnte am Weihnachtsfeste dem Gottesdienste in der Capelle zu Pala bei; ein Theil wurde in englischer, ein anderer in neuseeländischer Sprache gelesen. So weit ich habe erfahren können, bekennen sich die meisten Einwohner in diesem nördlichen Theile der Insel zum Christenthume oder stehen doch bereits unter dem wohlthätigen Einflusse desselben. Die Missionsanstalt zu Pala besitzt eine Druckpresse, wo ein Theil der heiligen Schrift und eine neuseeländische Grammatik gedruckt wird." — Anfangs hatten die Missionaire mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie bauten Häuser auf, die in Neuholland gezimmert waren, und beschützten sie nur mit Mühe vor der Einäscherung; ihre Gärten wurden oft von den Eingeborenen zertreten und Alles darin verwüstet; oft drangen wilde Haufen in ihre Wohnungen, zehrten alles Eßbare darin auf, zerschlugen die Geräthschaften oder nahmen sie weg; bei Nacht brachen Diebe bei ihnen ein, wobei einmal einige den Sohn eines Missionairs mit aufgehobener Axt an den Haaren faßten, indem sie drohten, sein Haupt bei dem ersten Worte des Vaters vom Rumpfe zu trennen. Nicht selten schleuderte man einen Hagel von Steinen gegen die Häuser, stahl das Vieh und Geflügel, riß die Umzäunungen nieder und zog dann lärmend davon. Hunderte von Eingeborenen überfielen zu-

weilen einen einsamen Missionair mit fürchterlich gellendem Geschrei, hielten ihre Speere gegen seine Brust, erhoben ihre Kolben und Aexte über seinem Haupte und verließen ihn nicht, bis der geängstete Mann einen recht tiefen Eindruck von ihrer Ueberlegenheit zu haben schien. Kein Wunder, daß mehrere dieser Männer mit zerrüttetem Nervensystem in ihre Heimath zurückkehren mußten. Spott und Hohn trat ihnen auf jede Weise entgegen. Nachdem sie die Sprache gelernt hatten, versuchten sie es, eine Schule zu errichten. Es kamen viele Kinder, aber blos um Lohn und Bezahlung für ihr Kommen zu fordern und, wurde dies verweigert, lachend davon zu gehen. Als sie eine Glocke zu läuten begannen, um zur Predigt zu rufen, war diese nicht selten das Zeichen, auf welches die Eingeborenen davon rannten, um Fische zu fangen oder in ihren Booten umherzurudern. Gelang es ihnen, ein Häuflein zur Predigt um sich zu sammeln, so stand Einer wohl mitten in der Rede auf und schrie: »Das ist Lüge! das ist Lüge! Laßt uns Alle gehen!« Funfzehn lange Jahre arbeiteten die Missionaire ohne ermuthigenden Erfolg, bis sich endlich ein kriegerischer Häuptling für sie erklärte und sie unter seinen Schutz nahm. Erst im Jahre 1830 konnte man acht Eingeborene taufen. Wie der Zustand der Neuseeländer damals noch war, lernen wir aus den Mittheilungen des französischen Capitains Laplace, der 1831 in der Inselbai mit dem Schiffe Favorite vor Anker ging. Während seines Aufenthaltes daselbst kehrten mehrere hundert Krieger auf ihren Piroguen von einem Feldzuge nach dem Süden zurück. Sie kamen als Sieger, nachdem sie sechszig Feinde getödtet, deren halbverzehrte Leichname bei dem Gastmahle aufgetragen werden sollten, wodurch ihre Ankunft gefeiert wurde. An demselben Abend sah man auch wirklich die Küste mit Feuern bedeckt, welche zu dem Festmahle leuchteten. Die Wilden sangen und tanzten beim Scheine der Flammen und setzten sich dann in den Zwischenpausen zum Mahle nieder. Das dauerte die ganze Nacht durch bis zum Anbruch des Tages. Darauf schiffte sich der größte Theil der Sieger ein, um ihre Wohnungen zu erreichen. Ehe sie aber die Rhede verließen, führten sie vor den Augen der Europäer eine Parade nach ihrer Art auf. »Keine Beschreibung,« sagt Laplace, »vermöchte das

gräßliche Aussehen dieser abscheulichen Halbmenschen angemessen zu schildern. Ihre ganz nackten, roth, schwarz und weiß gefärbten Körper, ihre mit gelbem Ocker beschmierten Haare, ihre barocke Haltung und ihre gräßlichen Geberden gaben ihnen das Ansehen von Dämonen. Auf den Vordertheilen ihrer Piroguen stehend, zeigten uns die Einen auf der Spitze blutgefärbter Stangen die Köpfe der im Kampfe getödteten Häuptlinge; die Andern schwenkten ihre Waffen und führten Tänze auf, welche alte im Hintergrunde der Piroguen sitzende Megären mit Händeklatschen begleiteten. Alle heulten Kriegsgesänge und suchten einander in Verzerrungen zu übertreffen. Ich möchte gern wissen, was einer jener Philosophen, welche den Wilden als ein Muster von Unschuld und Gutmüthigkeit betrachten, gesagt haben würde, wenn er dieses Schauspiel mit angesehen hätte.« — Jetzt haben die Kriege in vielen Districten schon völlig aufgehört und die Beispiele der Mordlust und Verrätherei werden selbst bei denen, die sich nicht zum Christenthume bekennen, immer seltener. Polack, ein Israelit, der lange Zeit mit den Neuseeländern in Handelsangelegenheiten verkehrte, sagt unter Anderm: »Die Mission hat mehr für die bürgerliche Gesittung der Insel geleistet, als alle europäischen Kaufleute zusammen, ja ohne sie wäre es für die Kaufleute zu unsicher gewesen, im Lande zu wohnen.« Man kann hinzufügen, daß im Gegentheil die europäischen Seefahrer alle Küsten mit dem Pesthauch der überhandnehmenden Unzucht und der Trunkenheit durch Einführung des Branntweins überziehen; das einzige Gegengift dagegen bleibt das Evangelium, welches den Menschen in seinem innersten Kern faßt und zur Gottähnlichkeit erneuert. Zu dem Ende wetteifern die Sendboten der englischen und römischen Kirche unter dem Vorsitz von Bischöfen, so wie die der Wesleyanischen Methodisten miteinander in ihrer Arbeit, und die gegenseitige Duldsamkeit der verschiedenen Religionsparteien trägt nicht wenig zu dem segensreichen Erfolge bei. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß die ausgestreute Saat erst durchweg bei dem heranwachsenden Geschlechte die rechte Frucht einer Anbetung des höchsten Wesens im Geist und in der Wahrheit bringen kann, während gegenwärtig eine Menge der Bekehrten bei dem tief eingewurzelten

alten heidnischen Aberglauben mehr nur an den äußeren Formen der neuen Religion klebt. Einige Züge dieses Aberglaubens werden zugleich zur Charakteristik dieses Volkes dienen; denn der Mensch malt sich seine Götter mit derselben sittlichen Farbe, die er an sich trägt. Der heidnische Neuseeländer verehrt vergötterte Menschen, welche Atua heißen und in jedem Stamme andere, immer aber abscheuliche Gestalten sind. Der höchste derselben, der König des Himmels, heißt Mawa. Er war einst auf Erden einer der größten Schmauser in Menschenfleisch, bis er wegen Ehebrecherei von seinem eifersüchtigen Weibe ermordet wurde. Dieser Himmelskönig ist ein unversöhnliches, rachsüchtiges Wesen; von ihm kommt alles Uebel her; nur mit Angst und Zittern wird sein Name genannt; um seinen Zorn zu besänftigen, werden Menschen geopfert und geschlachtet. Außerdem kann jeder Fisch, jeder Vogel, jeder Wurm zu einem Gott erhoben werden, und alle diese Götter zürnen den Menschen und sind ihre Mörder. Sie fahren in sie, machen dieselben besessen und wahnsinnig, erregen unerträgliche Schmerzen in ihren Eingeweiden und bringen zuletzt den Tod, indem sie den Menschen aus Gelüst nach seinem Fleisch von innen aufzehren. Wem sie ungünstig sind, den trifft Wassersnoth, Feuersbrunst oder die tödtliche Streitart eines Feindes. Alles dies geschieht aus Laune und Willkür, nicht aber um die Menschen als Missethäter zu strafen; denn die Götter waren ja einst auf Erden selbst dergleichen. Bei solchen Vorstellungen ist es erklärlich, wie der Neuseeländer geringere Götzen nur als Diener seiner Wünsche betrachtet und sie mit dem Banne eines Priesters belegt oder sie mit Schimpf überhäuft, wenn sie nicht thun, was ihrem Anbeter gelüstet. Man betet auch Wasserfälle, Sturmwinde und Vulkane an; viele Orte, namentlich die Gipfel der ehemals feuerspeienden Berge, sind tabu, d. i. heilig, und wer sie betritt, dem folgt die Todesstrafe. Die Sitte des Tabu oder des religiösen Bannes zieht sich freilich durch ganz Oceanien von Neuseeland bis zu den Sandwich-Inseln; aber vor Allem ist der Neuseeländer der Herrschaft desselben unterworfen. Er hat keine Ahnung, welche Idee dabei zum Grunde liegt; er glaubt blos, daß die Beobachtung des Tabu den Atuas angenehm sei, und das ist für ihn bestimmender Grund.

Noch gegenwärtig gilt dies Gesetz und wird selbst von Denjenigen gehalten, die für Christen gelten. Eine Probe davon hatte der amerikanische Schiffslieutenant Wilkes, als er versuchte, das Vordertheil eines Canoe an sich zu bringen. Es war zierlich ausgeschnitzt und stellte ein Thier mit einem Menschenkopf dar, der die Zunge herausstreckte. Es war etwas verstümmelt und lag in einem Vorrathshause; es hatte dem Häuptling Kiwikiwi gehört und war mit dem Tabu ersten Grades belegt. Der Wittwe Kiwikiwi's wurden Anerbietungen gemacht, und es wurde endlich nach einigen Hin- und Herreden für sechs Dollars erstanden. Nach geschlossenem Kauf wollte kein Eingeborener sich dazu hergeben, es fortzuschaffen, weil er sich dadurch dem Gesetze des Tabu aussetzte. Als der Transport an's Wasser dennoch geschehen war, konnte man es nicht durch das Wasser nach dem Boote schaffen, denn das war gegen das Tabu. Die Drohung, das Geld wieder herauszahlen zu lassen, wirkte indeß so auf die Habsucht des alten Häuptlings Kawiti, daß er in die Fortschaffung willigte und auch noch versprach am anderen Tage wieder zu kommen und es nach der Sitte der Eingeborenen roth zu bemalen, was er denn auch that.

Was die Tättowirung betrifft, so ist dieser Gebrauch zwar unter allen Bewohnern Oceaniens allgemein verbreitet; die Neuseeländer haben jedoch das Eigenthümliche, daß sie die Zeichnung in tiefen Furchen eingraben, während sie bei allen andern nur die Oberfläche der Haut durchschneidet. Der Operateur macht die auszuführenden Zeichnungen zuerst mit Kohlen auf die Haut. Hierauf nimmt er eine Art Lanzette, die aus einem Albatrosknochen verfertigt ist. Der Knochen ist am obern Ende bald schneidend, bald abgeplattet und mit mehreren scharfen Zähnen, wie ein Kamm, versehen. Dieses Werkzeug setzt er auf die Haut und schlägt mit einem Stäbchen auf den Rücken desselben, damit es in die Oberhaut eindringe und sie hinreichend tief durchschneide, indem er der aufgetragenen Zeichnung folgt. Das alles ist außerordentlich schmerzhaft, auch fließt reichlich Blut, welches sogleich abgewischt wird. So wie die Haut durchschnitten ist, wird die Farbe mittelst eines kleinen Pinsels in den Schnitt eingetragen. Die Tättowirung heißt bei den Eingeborenen Moko

und es hat damit ungefähr dieselbe Bewandniß, wie mit unseren Wappen. Je nach den Zeichnungen werden die verschiedenen Stufen der Erlauchtheit unterschieden. Nach einem ehrenvollen Feldzuge lassen sich die Häuptlinge gewöhnlich eine neue Zeichnung einschneiden, um das Andenken daran zu verewigen. Bei Verträgen mit den Häuptlingen vertritt die Abzeichnung ihres Moko die Unterschrift. Frauen dürfen auf dem Gesichte nur an den Augenbrauen, den Lippen und am Kinne mit einigen leichten Zügen tättowirt werden; auf den Schultern und anderen Körpertheilen dürfen sie sich kunstvollere Zeichnungen machen lassen. Das Moko verleiht dem Gesicht des Neuseeländers etwas Edles und Ausdrucksvolles; es verdeckt die Nacktheit des Körpers und man gewöhnt sich leicht daran. Die Haut erhält dadurch mehr Dichtigkeit und Festigkeit, um die Stiche der Muskitos, die Ungunst der sehr abwechselnden, oft feuchten und regnerischen Witterung, so wie die Hiebe der Feinde leichter zu ertragen. Der Schmutz, die Spuren der Krankheiten und sogar die Runzeln des Alters sind weniger sichtbar auf dieser gravirten, verhärteten und häufig mit Oel eingeriebenen Haut; endlich erkennt man dadurch sogleich den Rang und Stand einer Person, um derselben die gebührende Achtung zu erweisen. Abgesehen von dem Range, steht auch das hohe Alter bei Allen in großer Achtung. Ein Häuptling giebt sogar einem Manne der niedrigsten Classe zu essen, sobald ihn das Alter seiner Kräfte beraubt hat. — Die Menschen leben im Allgemeinen 80, die Frauen 85 bis 86 Jahre. Auf die Pflichten der Familien-Verwandtschaft wird streng geachtet. Junge Leute werden erst, wenn sie das 20. Jahr erreicht haben, als erwachsen angesehen, vollständig tättowirt und unter die Zahl der Krieger aufgenommen. Die Kinder werden früh zur Entwickelung der körperlichen Gewandtheit angehalten; sie üben sich in Schleudern und tanzen mit einander; auch spielen sie fröhlich mit fliegenden Drachen, Peitschen und kleinen Piroguen. Eigenthümlich ist eine Art Taufe der Kinder. Fünf Tage nach der Geburt legt nämlich die Mutter ihr Kind in Gegenwart von Freunden und Verwandten auf eine über zwei Haufen Holz oder Sand gebreitete Matte nieder. Alle Frauen tauchen nun nach einander einen Zweig in ein mit Wasser gefülltes Gefäß und besprengen die

Stirn des Kindes damit, während dem bekommt es seinen Namen, welcher nach der Meinung dieser Wilden eine heilige Sache ist und gewissermaßen einen wesentlichen Theil dessen ausmacht, der ihn führt. Dabei werden Wünsche ausgesprochen, wie im Folgenden: »Mein Kind, sei getauft! Wie der Wallfisch möchte es wüthend sein, möchte es drohend sein! Möchte diesem Kinde die Nahrung geliefert werden von Atua, meinem Vater! Möchte es sich wohl befinden und zufrieden sein! Möchte es seine Nahrung empfangen, wenn seine Gebeine aufgehoben werden!« Man glaubt nämlich, daß die abgeschiedenen Geister sich am Nordcap von Neuseeland versammeln und daselbst auch noch Nahrung zu sich nehmen; daher pflegt man auf das Grab der Todten Lebensmittel niederzulegen. — Die Zeit berechnen die Neuseeländer nach Nächten und Monden; die Entfernungen der Wege nach Tagemärschen. Sie reisen gerne und bleiben oft lange Zeit von ihren Wohnsitzen, theils in Handelsangelegenheiten, theils um fremde Gegenden kennen zu lernen. Von den Stämmen, durch deren Gebiet sie kommen, werden sie gewöhnlich gut aufgenommen und gastfrei bewirthet. Bei Tage wissen sie sich vermittelst der Sonne, bei Nacht vermittelst der Sterne recht gut zurecht zu finden. Während der Sommernächte pflegen sie oft Stunden lang die Bewegungen der Himmelskörper zu betrachten. Sie haben für jedes Gestirn einen besonderen Namen. Von dem Siebengestirn glauben sie, dies seien einst sieben ihrer Landsleute gewesen, die sich in dieser Himmelsgegend niedergelassen hätten, und jeder Stern stelle eins ihrer Augen dar, als den einzigen, nunmehr noch sichtbaren Theil ihres Wesens. —

Am 4. Mai sagten wir der Insel-Bai Lebewohl. Unsere Fahrt ging glücklich bis zur Torres-Straße: Am 1. Juni erblickten wir ein ungeheures Riff, welches auf den Charten mit dem Namen des großen Riffs bezeichnet ist und das sich mit der kleinen Insel Warior, von den Eingeborenen Toud genannt, vereinigt. Hinter dieser Insel wollten wir vor Anker gehen; wir geriethen jedoch in eine falsche Durchfahrt, in welcher nur sehr wenig Wasser war. Bald erhielt der Astrolabe einen Stoß,

blieb ohne Bewegung und neigte sich leicht nach der Seite. Die Zelée stieß zwei Kabellängen luvwärts von uns auf den Grund. Die See, von einem starken Ostwind bewegt, brachte eine ziemlich starke Hohlsee mit, welche unseren unglücklichen Corvetten heftige Erschütterungen verursachte; das Mastwerk drohte beständig zu brechen, und wenn dieser Kampf der Schiffe mit den Korallenfelsen einige Zeit anhielt, wurden sie ohne Zweifel bald zertrümmert. Ohne Aufenthalt mußten wir uns damit beschäftigen, aus dieser gefährlichen Lage herauszukommen. Die Segel wurden beschlagen, die Bramsegel abgetakelt und ihre Stangen abgenommen. Wir setzten die Boote in See, um rings um das Schiff zu sondiren, und beeilten uns einen schweren Anker auszuwerfen, um den Strömungen und dem Winde zu widerstehen, die uns unaufhörlich den Kanten der Klippe zutrieben. Während dem war die Nacht angebrochen, die See gefallen, und wir mußten gezwungen den folgenden Tag abwarten. Die schwarzen Bewohner der Insel Toud waren herbeigelaufen und betrachteten aus der Ferne unsere heftig auf den Grund stoßenden Corvetten. Alle Anstrengungen, sie wieder flott zu machen, waren vergeblich, und mit Sehnsucht erwarteten wir den Augenblick, wo die See wieder ihren höchsten Stand erreicht haben würde, um uns von dem schlimmen Uebel zu erlösen. Um sieben Uhr abends sahen wir neben dem Astrolabe einen Theil unseres losen Kiels schwimmen, und von jetzt an ruhte das Schiff nur noch auf seinem Kiel, der bei den heftigen Stößen, welche er erlitt, leicht brechen konnte. Um neun Uhr hatten wir bereits den dritten Anker ausgeworfen. Glücklicherweise gewährte uns die See, indem sie sich zurückzog, etwas Ruhe; die Corvette stützte sich auf die Korallen und fiel ein wenig nach der Seite. Gegen Mitternacht mußte die See hoch sein, aber die Dunkelheit war so stark, daß wir nichts von dem erblickten, was um uns her vorging; der Wind blies wieder heftig und der Astrolabe, durch die Wogen gehoben, erlitt aufs Neue furchtbare Erschütterungen, welche seine baldige Zertrümmerung verkündigten. — Um fünf Uhr morgens war ich sehr überrascht, als ich ganz in unserer Nähe die Insel Toud erblickte, von der wir tags vorher noch sehr weit entfernt waren. Während der Nacht war das Schiff nämlich trotz der drei Anker von

der Strömung und dem Winde beinahe fünf Kabellängen nordwärts fortgeführt worden, indem es auf seinem Wege über die Klippenreihe fortlief, auf welcher es sich zuletzt festgefahren hatte, und hing nun an den Seiten der Korallenfelsen, die sich zwar senkrecht, wie die Mauern unserer Wohnhäuser, aus der Meerestiefe erheben, aber dabei doch starke Unebenheiten darbieten, und gerade an diesen Unebenheiten hingen wir fest. Eben so ging es der Zelée. Die eine Seite unseres Schiffes stützte sich auf das Riff, während die See es durch ihren Druck auf der anderen Seite festhielt. Als die See nun fiel, begann der Astrolabe sich immer mehr auf die Seite zu neigen, so daß wir befürchteten, ihn bald umschlagen zu sehen. Die Zelée hatte weniger Neigung; sie war weiter vor die Klippenreihe geführt worden, und bei niedrigem Wasser befand sie sich beinahe auf dem Trockenen. In diesem Augenblicke schienen die beiden Corvetten das Ende ihrer mühsamen Fahrt erreicht zu haben; sie hatten ganz und gar das Ansehen zweier gescheiterter Schiffe. Indeß gaben wir uns noch nicht verloren, sondern hofften, mit der steigenden Fluth wieder flott zu werden. Um drei Uhr nachmittags war die See stehend und die Fluth hatte uns gar keine Bewegung verschafft; die beiden Corvetten waren beständig fast ganz außer Wasser. Sie mußten so schnell als möglich erleichtert werden, und da der Astrolabe sich in der schlimmeren Lage befand, so wurde beschlossen, ihn am folgenden Morgen auszuladen. Um sechs Uhr abends überraschte uns die Nacht in der bedenklichsten Lage, in der wir uns bis jetzt noch befunden hatten. Der Astrolabe war unter 32 Grad geneigt, und die See hatte ihren niedrigsten Stand noch nicht erreicht. Die Zimmermeister mit der Axt in der Hand standen am Fuße eines jeden Mastes, bereit denselben umzuhauen, um das Schiff, welches umzufallen drohte, zu erleichtern. Um neun Uhr abends zeigte der Schwingungsmesser die außerordentliche Neigung von 38 Grad an. Das Wasser hatte das Verdeck erreicht, und es beburfte nicht viel mehr, um das Schiff zu füllen. Das Wetter war fürchterlich; ein heftiger Südost wehte mit starken Stößen und brachte viel Regen. Jeden Augenblick mußten wir fürchten, den Astrolabe, nachdem er sich überschlagen, in den Fluthen untergehen und so alle auf ihm befind-

lichen Seeleute in seinen Fall mit fortreißen zu sehen. Die Mannschaft zeigte indeß bewundernswürdig viel Kaltblütigkeit und Muth; alle Befehle der Officiere wurden pünktlich ausgeführt, auch konnten wir in der gehörigen Ordnung zur Rettung schreiten. Alle Boote legten an Bord bei, alle Papiere der Expedition wurden bereit gelegt, um eingeschifft werden zu können; endlich wurde das Verdeck des Astrolabe, auf welchem man sich in Folge der Neigung nicht mehr bewegen konnte, mit Gepäck belegt, und alsdann erwarteten alle Leute stillschweigend meinen Befehl zur Abfahrt. Glücklicherweise war dieser Schrecken von kurzer Dauer. Durch eine sonderbare Wirkung, welche ich nur der Gewalt der herrschenden Winde zuschreiben kann, wodurch die Gewässer nach Westen zurückgetrieben wurden, begann die See zu steigen, ehe sie ihren niedrigsten Stand erreicht hatte. Bald verkündigte uns ein leichter Stoß gegen die Seite des Schiffes, daß unser Schicksal sich bald entscheiden werde; der Kiel mußte einen Unterstützungspunkt gefunden haben. Mit der steigenden Fluth bemerkten wir eine Abnahme der Neigung, und um zehn Uhr war jede Furcht beseitigt. Jeder hatte seinen Posten auf dem Verdeck wieder eingenommen, mit Ungeduld den Moment des hohen Wassers erwartend, um bei der Schiffswinde (Spill) thätig zu sein. Als dieser Moment eintrat, mußten wir jedoch zu unserem Leidwesen bemerken, daß alle unsere Anker auf dem Grunde trieben und uns gar nichts nützen konnten. Als wir neue Anker ausgeworfen hatten, war die See bereits im Fallen begriffen. Wir mußten daher die Fluth der Nacht erwarten, um flott zu werden. Der Zelée war es inzwischen gelungen, sich von den Klippen frei zu machen. So war wenigstens eine unserer Corvetten gerettet und auf alle Fälle im Stande, uns nach Frankreich zurückzubringen. Im Laufe des Tages wurden alle zur Flottmachung des Astrolabe nöthigen Maßregeln genommen. Es gelang uns sogar, die Corvette zu stützen, so daß wir ein plötzliches Umschlagen nicht mehr zu fürchten brauchten. Der Wind war fortwährend frisch, der Himmel schön. Gegen zehn Uhr abends verursachte uns die Ebbe nur noch eine mäßige Neigung; endlich verkündeten uns um halb zwei Uhr morgens mehrere Stöße, daß die Corvette zu schwanken begann. Tags vorher

hatten wir unseren letzten Anker ausgeworfen, und in diesem Momente hing unser Schicksal so zu sagen von dem Taue ab, welches uns mit dem Anker verband. Dreißig Mann von der Zelée hatten sich mit denen des Astrolabe vereinigt, um beim Spill zu winden, welches sich unter den Anstrengungen dieser braven Matrosen bog. Während einiger Augenblicke wand sich der Astrolabe auf seinem Korallenlager hin und her, dann zeigte uns der Compaß an, daß er endlich eine leichte Bewegung gemacht hatte. Unsere plötzlich angefeuerten Seeleute verdoppelten ihre Anstrengungen. Bald befand sich das Vordertheil des Schiffes frei, und als hierauf die Strömung der Fluth, die nach NW. trieb, sich gegen die Steuerbordbacke stemmte und ihre Gewalt mit der des Spills vereinigte, verließ der Astrolabe auf immer diese gefahrvollen Riffe unter dem Freuden- und Triumphgeschrei der beiden vereinigten Bemannungen.

Trotz des Kampfes, den unsere Corvetten gegen die Riffe der Insel Toud bestanden hatten, zogen sie doch sehr wenig Wasser. Es konnte indeß nicht bezweifelt werden, daß sie bedeutende Beschädigungen erlitten hatten*). Aber wir hatten weder die Mittel, diese festzustellen, noch sie auszubessern. Nachdem wir die Durchfahrt sorgfältig untersucht, befanden wir uns am 12. Juni unter Segel, und bald liefen wir in einen engen Canal ein, der auf beiden Seiten von ungeheueren Riffen eingefaßt wurde. Durch die Strömung unterstützt, durchschifften wir schnell den Raum, der uns von der offenen See trennte, und riefen dann diesen gefährlichen Klippen ein letztes Lebewohl zu.

Am 19. erblickten wir die hohen Küsten der Insel Timor, wo wir an der Mündung des Flusses Coupang, am Fuße des Forts Concordia, vor Anker gingen. Wir fanden daselbst zwei holländische Fahrzeuge. Das eine war ein Handelsdreimaster, das andere eine kleine Goëlette, welche Wachs und Sandelholz, die Hauptgegenstände des Handels von Coupang, geladen hatte. Wir bezweckten nur, unseren Wasservorrath zu erneuern, Holz

*) In Toulon fand man nachher, daß die Corvetten bei ihrer Strandung auf den Riffen der Insel Toud sehr starke Beschädigungen erlitten hatten und daß sie wahrscheinlich untergegangen wären, wenn sie auf ihrer Fahrt von Toud nach Frankreich Stürme auszuhalten gehabt hätten.

einzunehmen und unserer durch die letzten Strapazen hart mitgenommenen, schon lange auf gesalzene Speisen beschränkten Mannschaft frische Lebensmittel zu verschaffen. Der Gesundheitszustand an Bord war ziemlich befriedigend, doch waren Alle durch unsere Fahrt in der Torresstraße sehr angegriffen; unter den Officieren hatten wir mehrere Kranke, und ich selbst, von der Gicht geplagt, fühlte, daß, wenn unsere Seefahrt sich noch länger hinausziehen würde, ich es nicht aushalten würde. Glücklicherweise beschloß unser Aufenthalt auf Timor die Reihe unserer Arbeiten. Von hier aus sollten wir uns geradewegs nach Frankreich begeben; aber bevor wir in unser Vaterland zurückkehrten, blieb uns noch eine lange und mühsame Ueberfahrt übrig.

Die Stadt Coupang hat, von der See aus gesehen, ein ziemlich trauriges Ansehen; sie gewinnt auch nichts bei einer näheren Prüfung. Alles zeugt von Unreinlichkeit und Unthätigkeit. Die Rhede wird hauptsächlich von Wallfischfahrern besucht; denn nach dem Geständnisse aller Fischer scheint es, daß der Fang des Kaschelots, welcher gegenwärtig ausschließlich von den Amerikanern und Engländern betrieben wird, nirgends ergiebiger ist, als auf der Küste von Timor. Das Fort Concordia, welches den kleinen Hafen und das chinesische Viertel beherrscht, hat weder Gräben, noch äußere Verschanzungen; auch seine aus Sandsteinen erbauten Mauern sind allenthalben schadhaft. Es ist eine Festung nach türkischer Art und durchaus keines Widerstandes fähig. Alle Wohnungen, aus welchen die Stadt besteht, sind malaiische, mit wenig Ordnung und Sorgfalt ausgeführte Bauten. Die Wohnung des Residenten und die eines Kreolen sind die einzigen hervorstechenden Besitzungen. Coupang ist vielleicht die unwichtigste von allen holländischen Factoreien Indiens. Das ungesunde Klima, die wilden Sitten der Bewohner und vielleicht noch mehr die Entfernung dieser Niederlassung hat die Holländer verhindert, ihre Herrschaft über das Innere der Insel auszudehnen. Die Bewohner von Timor scheinen eine dunklere Hautfarbe zu haben, als die Javanesen; die Männer sind von kleinem Wuchse und schwächlichem Ansehen. Wie die Malaien haben sie ein Tuch um den Kopf gewunden, aber ihr Haupthaar ist stärker und wolliger. Alle kauen Betel; sie verfertigen eine Menge

kleiner Futterale aus Bambusrohr, welche zur Aufbewahrung dieses ihnen unentbehrlichen Krautes bestimmt sind. Uebrigens beschäftigen sie sich nur wenig mit dem Anbau der Ländereien, und obgleich ihre Inseln Kaffee und alle Colonialwaaren erzeugen könnten, so liefern sie doch nur Mais und Gemüse. Büffel, Ochsen und Pferde sind in großer Zahl vorhanden. Die Insel Rotti ist besonders ihrer Pferde wegen berühmt; diese Thiere, obgleich klein, sind lebhaft und kräftig; auch bilden sie einen der wichtigsten Ausfuhrartikel. — Der holländische Resident, Herr Gronovius, lud uns in seine Wohnung zu einem Mittagsmahl. Er war lange Zeit Resident der holländischen Niederlassung Pontianak auf der Insel Borneo gewesen; er wurde aber von dort abberufen in Folge von Feindseligkeiten, welche zwischen den Chinesen von Montradok und den Holländern zu Sambas ausgebrochen waren. Es fanden in diesem Kampfe empörende Grausamkeiten statt. So warfen die Chinesen holländische kriegsgefangene Soldaten lebendig den Schweinen vor, welche sie verzehrten. Seinerseits hatte der Resident zur Wiedervergeltung einen lebendigen Chinesen in einen Sack thun und ihn dann in den Fluß werfen lassen. Herr Gronovius erzählte auch von einem Ausfluge, den er zu dem Stamme der Dayaks unternommen. Diese Völkerschaft hatte sich versammelt, um die Ankunft einiger feindlicher Köpfe zu feiern. Die heirathslustigen Männer haben nämlich dort die Gewohnheit, ihren Bräuten als Hochzeitsgeschenk einen oder mehrere blutige Köpfe von Feinden anzubieten. Die Versammlung, in deren Mitte sich der Resident begab, bestand aus ungefähr 400 Personen beiderlei Geschlechts und fand in einer großen Hütte statt, die zur Wohnung mehrerer Familien diente. Man hatte ein berauschendes Getränk bereitet und alsdann das Gehirn der feindlichen Köpfe darin angerührt. Alle diese Wilden tranken davon und geriethen bald in vollständige Trunkenheit, welche in alle mögliche Lust ausartete. Am folgenden Tage gossen die Weiber sich beim Baden im Flusse aus den Stücken der am vorigen Tage zerschlagenen Schädel Wasser auf den Kopf. Kein Mann kann sich bei den Dayaks verheirathen, ohne einen oder mehrere Köpfe seiner Braut als Heirathsgut zuzubringen. Derjenige, dem es gelungen ist, mehrere

Trophäen dieser Gattung zu sammeln, erfreut sich eines großen Rufes; er schreitet mit erhobenem Kopf einher und flößt überall, wo er vorbeikommt, Achtung ein. Salz und Tabak sind die von diesen Wilden am meisten gesuchten Waaren. Nach der Aussage des Herrn Gronovius ist das Klima von Borneo sehr gesund, aber die Blattern richten daselbst gräßliche Verheerungen an. Durch ihn erfuhren wir auch, daß im November 1839, in Folge eines starken vulkanischen Ausbruchs auf Ternate, diese Insel durch ein heftiges Erdbeben bis in ihre Grundpfeiler erschüttert, die hübsche Stadt gänzlich zerstört und unter ihren Ruinen eine große Zahl der Einwohner begraben sei.

Am 26. Juni gingen wir unter Segel; Frankreich war nun unser ersehntes Ziel. Die Ostwinde brachten uns schnell vorwärts. Schon am folgenden Tage waren alle Küsten verschwunden und wir eilten der Insel Bourbon zu. — Am 19. Juli Mittags erschienen zuerst die hohen Piks der Insel Mauritius über dem Horizonte; bald nachher erblickten wir den Vulkan von Bourbon, obgleich wir fast noch dreißig Stunden davon entfernt waren. Ein Lavastrom ergoß sich aus dem Krater desselben und floß an den Bergwänden in einer langen Feuerfläche herab, welche bei Nacht unsere Fahrt erhellte. Am folgenden Tage folgten wir der Küste in der Nähe. Seit drei Jahren erblickten unsere Augen zum ersten Male wieder französisches Land; wir konnten daher auch nicht müde werden, es zu betrachten und uns an dem reizenden Anblick seiner schön geordneten Anpflanzungen zu erlaben. Eine kurze Windstille hielt uns etwas auf. Endlich ließen wir am 21. Juli des Morgens unsere Anker auf der Rhede von Saint-Denis mitten unter vierzehn französischen Schiffen fallen. Ich vernahm hier mit Freuden die Beförderung mehrerer Officiere der Expedition, theilte auch zwanzig Expeditionsmedaillen unter die Schiffer und Matrosen aus, welche sich am meisten verdient gemacht. Zur Ueberschiffung nach Frankreich nahm ich achtzig Militairpersonen an Bord, die auf beide Corvetten gleichmäßig vertheilt wurden. Nachdem wir uns mit einem hinreichenden Vorrath von Wasser und Lebensmitteln versorgt, lichteten wir am 30. Juli die Anker. Bis zum 8. August waren die Winde äußerst günstig und kürzten

unsere Fahrt auf wunderbare Weise ab. Wir hatten jedoch jetzt den 30. Breitegrad erreicht. Wir verließen die Zone der Passatwinde, um in die der veränderlichen Winde zu treten. Bald auch fühlten wir ihren Einfluß. Die Westwinde wurden uns hinderlich und zwangen uns zu laviren. Glücklicherweise waren diese sonst so beständig von Stürmen bewegten Seestriche ungewöhnlich ruhig. Es war dies der entscheidende Punkt unserer Ueberfahrt, denn es kommt nicht selten vor, daß man in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung von sehr heftigen Westwinden befallen wird, welche den Seefahrer nöthigen, sehr lange auf der See zu kreuzen, ehe er den indischen Ocean verlassen kann. — Damit hängt die Sage von dem fliegenden Holländer zusammen, und wir schalten darüber Folgendes aus den Erzählungen eines alten Seemannes ein.

„Wir befanden uns am Cap; es war Nacht, und ein schrecklicher Gewittersturm ras'te. Dem Zucken des Blitzes antwortete der Donner; die zornige See schleuderte weißen Schaum über Deck. Jetzt senkte sich die Wetterwolke dicht auf die See herab, und Wolke und See erglühten im rothen Widerschein der Blitze. Da schrie einer der wachthabenden Matrosen, daß er ein Segel sähe. Als wir beim Aufsteigen auf eine hohe Welle mit unseren Gläsern den am Horizont bezeichneten Punkt untersuchten, sahen wir in der That nicht weit von uns ein dreimastiges Fahrzeug, das mit vollen Segeln dieselbe Bahn, wie wir, zu verfolgen schien. Der Steuermann rief augenblicklich: »Gott sei uns gnädig, das ist der fliegende Holländer!« Der Capitain aber lachte dazu und sagte: »Unsinn! Schwatzt nicht so tolles Zeug, daß die Leute ängstlich werden; geht lieber an euren Posten und thut, was eures Amtes ist!« Der Steuermann ging auf seinen Posten; aber das räthselhafte Schiff ließ sich doch nicht wegstreiten; es blieb fortwährend an unserer Seite. So verstrich etwa eine Stunde. Uns Matrosen war das Herz in der Brust erstarrt, und der Capitain ging mit bleichem Antlitz auf dem Verdeck hin und her. Plötzlich legte das fremde Fahrzeug bei, das heißt, es that Alles, was ein gewöhnliches Schiff thun würde, wenn es in einem solchen Sturm überhaupt beilegen könnte. In seinem Laufe wurde es dadurch nicht im Geringsten

gestört; es hielt beständig gleichen Schritt mit uns, und wir sahen, wie es jetzt ein kleines Boot aussetzte, in welches fünf Menschen hinabstiegen und dann trotz der wüthenden See ruhig vom Bord stießen. Wir Matrosen standen dicht geschaart vor dem Fockmast und starrten nach dem pfeilschnell herbei gleitenden Boote hin, als ob es unser Aller Todesurtheil brächte. Schon konnten wir die Anzüge der darin Sitzenden erkennen; wir sahen deutlich die Ruder, welche sie, unbekümmert um Sturm und Wogen, im gleichmäßigen Tacte auf und nieder bewegten. Nun glitt es hinter den Bord, und wir erwarteten in jeder Secunde das Anstoßen desselben an unser eigenes Fahrzeug zu hören. Wir lauschten, wir bogen uns vor; die Kühnsten schauten über den Schiffsrand und kletterten selbst in die Fockwanten, um das Boot zu entdecken, — es war spurlos verschwunden, und als wir nach dem räthselhaften Schiffe selbst hinblickten, um zu sehen, ob es vielleicht dahin zurückgekehrt sei, war auch dies verschwunden. Der Capitain und der Steuermann standen in diesem Augenblick neben dem Gangspill: da wehte ein Papier zu den Füßen des Steuermanns nieder und der arme Mann schrie voll Entsetzen: »Der Brief! der Brief!« Das war sein letztes Wort: eine furchtbare Welle schlug über Deck und beide, Capitain und Steuermann, wurden fortgerissen in die See. Der Sturm verdoppelte sein Toben; das Gestenge krachte, und der Zimmermann brachte uns die Nachricht, das Schiff nehme durch das Springen eines alten, früher ausgebesserten Leckes Wasser ein. Alles mußte an die Pumpen. Wohl arbeiteten wir unaufhörlich, gleich leblosen eisernen Maschinen; es half nichts. Das Schiff füllte sich mehr und mehr; die Boote waren schon sämmtlich fortgerissen oder zertrümmert, und eben wollten wir ablassen von der Arbeit: da ging ein schriller Laut vom Bug nach dem Stern; es war von keiner Menschenstimme. Mein Kamerad schrie: »Das Schiff! das Schiff!« und ehe ich mich umwenden konnte, um zu sehen, was geschah, wälzte sich ein Ungeheuer von Woge auf uns ein. Ich sah unser Schicksal vor Augen. Mit einem brünstigen Gebet auf den Lippen, fühlte ich, wie Mast nach Mast unter dem entsetzlichen Drucke, wie des Stieres Gerippe unter der Umwindung einer Riesenschlange, zusammenbrach, bis

wir auf einmal insgesammt hinabgerissen wurden in den gähnenden Schlund des Todes. — Als ich wieder zu mir kam, hing ich krampfhaft festgeklammert an einem Stück der Hütte und schwamm allein unter Trümmern auf dem Meere. Der Sturm hatte ausgebraus't; nur die Wellen bäumten sich noch rollend, und schleuderten mich, wie Knaben einen Federball, zwischen Tod und Leben. Doch der Morgen wurde roth und ein nach dem Cap steuerndes Schiff, das die Sturmnacht glücklich überstanden hatte, entdeckte mich luvwärts. Eine mitleidige Woge brachte mich in die Nähe des Bugs und mit Hülfe eines zugeworfenen Taues war ich gerettet." — So weit unsere Erzählung. Jedenfalls hat die Sage eine geschichtliche Grundlage. Der fliegende Holländer war nämlich vor Zeiten ein tüchtiger und kühner Seemann, der sich wenig an Wind und Wetter kehrte und seine Reisen bei gehöriger Kenntniß der herrschenden Winde und Strömungen außergewöhnlich schnell und glücklich beendete. Dadurch erregte er die Aufmerksamkeit, auch wohl den Neid und Haß der übrigen Seefahrer. Er hieß Barend Focke, und man glaubte allgemein, er habe mit dem Bösen einen Vertrag geschlossen. Dies fand man durch sein plötzliches Verschwinden bestätigt, als er vielleicht in Folge eines Unglücksfalles Schiff und Leben verlor. Da er nichts von sich hören ließ, behauptete man, er sei in Gemäßheit des Pactes verdammt, bis zum jüngsten Tage am Cap der guten Hoffnung zu kreuzen; denn dort wollten ihn nach seinem Verschwinden mehrere Fahrzeuge zuletzt getroffen und angerufen haben. Die Sage setzt noch hinzu, er habe zu der Zeit, wo die Capstadt den Holländern gehörte, bei stürmischem Wetter in die Tafelbai einlaufen wollen. Das war aber streng untersagt, und er sei daher durch die Kanonen des Forts gezwungen, wieder die offene See zu suchen, worüber dann Focke gotteslästerlich geflucht und nun verurtheilt sei, hier bis zum jüngsten Tage zu kreuzen. Als einzige Aussicht auf Erlösung sei ihm gestellt, wenn er es möglich machen würde, einen Brief mit der Schilderung seines Schicksals nach Holland zu senden; die unsichtbaren Geister hielten aber zu gute Wacht, um dies zuzulassen, und wo ein Capitain ihnen zum Trotz dennoch die Erlösung des Unglücklichen versuchen will, wird sein Schiff so-

gleich vom Blitz mittendurch gespalten oder von der Wuth der Wogen zertrümmert. —

Am 15. August erblickten wir morgens um zehn Uhr des Nebels ungeachtet das Land. Der Wind wechselte mit Windstillen, und wir sahen fortwährend die hohen Gipfel Afrika's, welche vereinzelten Inseln im Ocean glichen. Endlich stellte sich der Wind in ONO. fest und von seinem frischen Hauche vorwärts getrieben, erblickten wir am 24. auf etwa zehn Stunden Entfernung den 3 bis 4000 Fuß hohen Tafelberg, und liefen nun, von jeder Besorgniß befreit, in das atlantische Meer ein, indem wir direct auf die Insel St. Helena zuhielten. — Am 7. September signalisirte die Wache Land vor uns. Der Himmel war bedeckt und ein dichter Nebel umhüllte alle Gipfel der Insel St. Helena. Bald erblickten wir die Häuser von James-Town; doch hier konnten wir unter dem Schutz des Landes nur mit Hülfe der oft heftigen Westwinde vorwärts kommen, welche plötzlich aus den Schluchten dieses unfruchtbaren Felsens hervorbrechen. Um Mittag lagen wir vor Anker und einige Stunden später konnten wir ungehindert ans Land gehen.

St. Helena erhebt sich wie eine große Felsenburg aus dem Ocean. Ein mächtiger, aus Strömen schwarzer Lava gebildeter Wall bildet um den ganzen Umfang der Insel eine steile Küste. Nahe bei der Stadt sind gleichsam zur Unterstützung der natürlichen Befestigung kleine Forts mit Kanonen erbaut worden und vermischen sich mit den zerrissenen Felsen. Die Stadt zieht sich durch ein flaches und sehr enges Thal in die Höhe; einige Bäume stehen zerstreut zwischen den Häusern. Die Vegetation hat hier unter dem 16. Breitengrad und in der geringen Höhe von 1500 Fuß einen auffallend englischen Charakter. Die Hügel sind mit Tannengruppen bedeckt; auf den Abhängen blüht hellgelb der Ginster; Thränenweiden stehen häufig längs den Bächen; die Hecken bestehen aus Brombeeren. Alles dieses erklärt sich durch die Einführung aus England. Nur auf den höchsten und steilsten Gebirgsrücken ist die ursprüngliche heimische Flora noch vorherrschend. Das englische Gepräge der Landschaft spricht sich auch in den zahlreichen Hütten und kleinen weißen Häusern aus: einige davon liegen im Grunde der tiefsten Thäler, andere auf

den Kämmen der Hügel. — Auf einer von tiefen Thälern begrenzten Grasebene liegt Longwood, wo Napoleon vom 18. Oct. 1815 bis zum 5. Mai 1821 die letzten Tage seines Lebens verbrachte. Aus der Ferne gesehen, erscheint das Haus wie ein englischer Landsitz. Davor sind einige bebaute Felder; hinter diesen ist der Hügel von farbigen Felsen, „Flagstaff“ genannt und die viereckige schwarze Masse der „Barn“. Im Ganzen ist der Anblick öde. In einem von ihm selbst gewählten Thale ruhte der Leichnam des außerordentlichen Mannes, bis man denselben 1840 nach Frankreich brachte und im Dome der Invaliden beisetzte. Die Matrosen des Astrolabe und der Zelée machten insgesammt nach dem Thale von Longwood eine Wallfahrt, und nachdem wir unseren Wasservorrath eingenommen, gingen wir am 6. September unter Segel.

Unsere Fahrt bot von nun an kein Ereigniß mehr dar, welches der Aufzeichnung werth wäre. Am 20. Oct. befanden wir uns in Sicht der Azoren, am 31. Oct. in Sicht der spanischen Küste und am folgenden Tage liefen wir in das mittelländische Meer ein. Endlich erblickten wir am 6. November um vier Uhr abends das Cap Sicié. Das Wetter war nebelig, und der Regen fiel in Strömen; doch blieben wir Alle auf dem Verdeck, begierig, Frankreichs Küste zu sehen, und um 10 Uhr abends ließen wir auf der Rhede von Toulon die Anker fallen, nachdem unsere Corvetten gerade an diesem Tage vor 38 Monaten den Hafen von Toulon verlassen hatten, um ihre Erforschungsreise zu unternehmen.



II.

Reisen

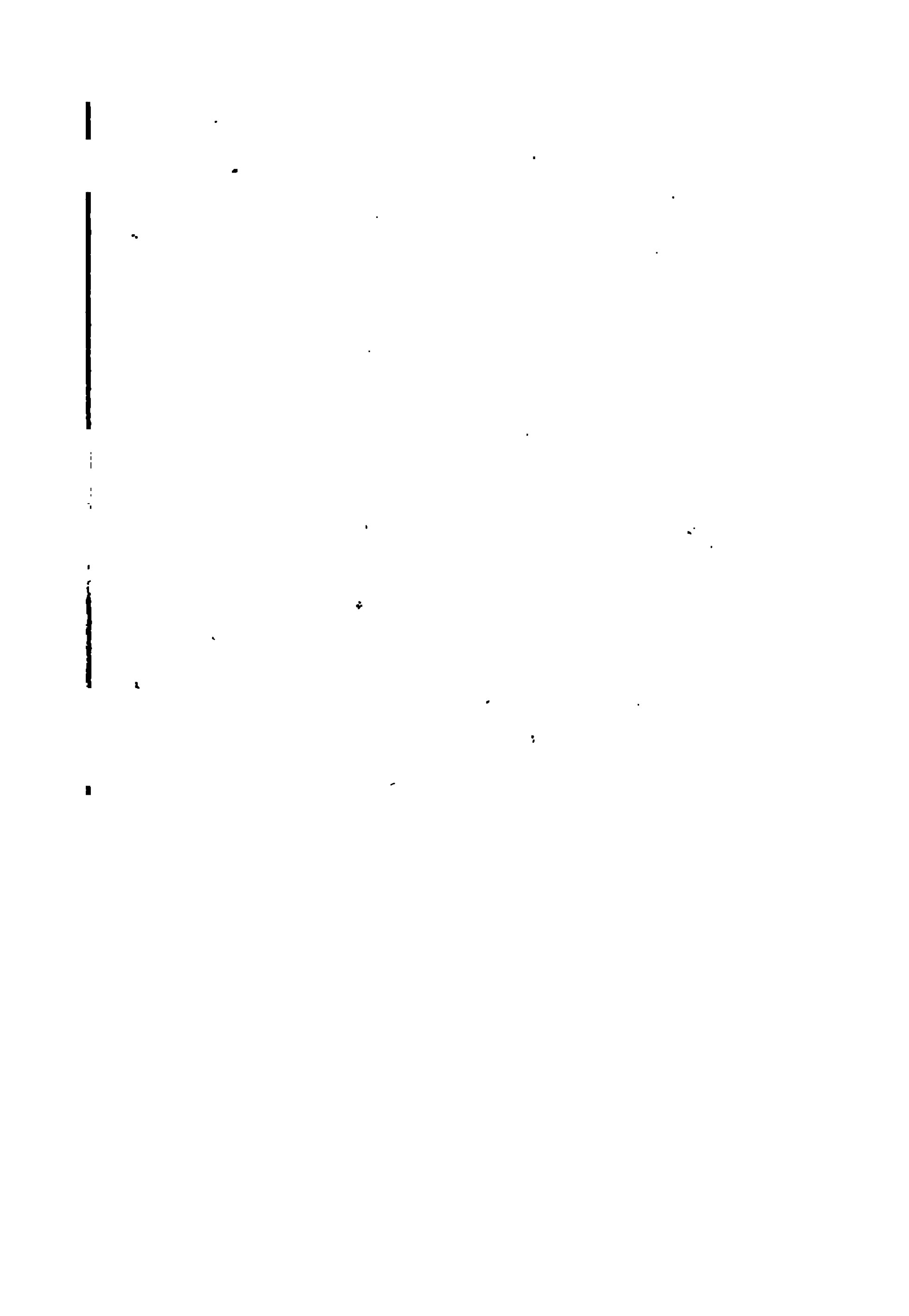
in

Neu-Holland und Tasmanien,

nach den besten neueren Quellen bearbeitet

von

K. D. F. Weichardt.



Einleitung.

Die Entdeckung Amerika's hatte in Europa eine Menge thatkräftiger Männer veranlaßt, den Westen aufzusuchen. Es war aber nicht allein die Sucht nach Geld und kostbaren Dingen, welches namentlich die Regierungen bestimmte, zur Erforschung des Westens Schiffe auszusenden, es war vielmehr eine jenem Zeitalter ganz besonders zum Bewußtsein gekommene Thatkraft, welches die ausgezeichnetsten Leute bestimmte, ihr Vaterland zu verlassen und auf Entdeckungen auszuziehen. Nachdem man im 16. Jahrhundert die bedeutendsten Inseln des großen Oceans entdeckt hatte, kam im 17. Jahrhundert auch das Festland an die Reihe. Dem Spanier Pedro Hernandez de Quiros gebührt das Verdienst, 1609 Neuholland aufgefunden zu haben; allein schon 1616 betrat Dirk Hartigh die Westküste und nannte die ganze Insel Eendrachtsland, ein Name, den noch die von ihm zuerst betretene Gegend besitzt. Zwei Jahre später nannte Zechaen einen Theil der Nordküste Neuhollands Arnhemsland, und noch ein Jahr später betrat Edel auf Neuholland den Theil der Westküste, der nach ihm den Namen Edelsland erhielt. Südlich von diesem liegt das Leuwinland, was der Holländer Leuwin 1622 entdeckte. 1628 wurde die Südküste zuerst von Nuyt aufgefunden und sie bald darauf zum Theil Nuytsland genannt, während de Witt die Nordwestküste entdeckte und ihr seinen Namen mittheilte. Den Namen Neuholland erhielt die große Insel 1629 durch Franz Pelsaert. Die wichtigsten Entdeckungen machte aber 1642 und 1643 Abel Tasman, der die Vandiemens-Insel (auch und

mit Recht Tasmania genannt) und Neuseeland auffand. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts traten Engländer an die Stelle der Holländer, und Dampier entdeckte noch 1699 Neubritannien. Eine genaue Kenntniß der Inseln im großen Ocean erhalten wir aber erst durch die drei Entdeckungsreisen Cook's, der leider wie Magelhäns auch hier sein Leben verlor. Ihm verdanken wir die Entdeckung der Societäts-Inseln (1769), der Norfolk-Insel (1770), von Neucaledonia (1774), der Sandwich-Inseln (1776) und mehrerer anderen Gruppen und Inseln. Er besuchte auch zuerst die Ostküste Neuhollands und wurde die erste Veranlassung zur Besitznahme dieser großen Insel, obwohl Sidney, die blühende Hauptstadt Neusüdwales', erst 1778 angelegt wurde, um Verbrechern zum Aufenthalte zu dienen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nahmen die Franzosen an den Entdeckungen im großen Ocean Antheil, doch sind auch im 19. Jahrhundert hauptsächlich Engländer zur Erforschung desselben thätig. Außerdem verdanken wir zweien Deutschen, Krusenstern und Kotzebue, freilich auf russischen Schiffen, manche wichtige Entdeckung. Zuletzt haben sich noch der Engländer King und der Franzose d'Urville große Verdienste um die Bekanntwerdung Australiens erworben.

Der Begriff sowohl als der Name des fünften Erdtheiles sind noch keineswegs bei allen Völkern auf gleiche Weise festgestellt. Namentlich vereinigen französische Geographen die ostindischen Inseln mit Australien und geben dem so gebildeten Erdtheile den Namen Polynesien, auch wohl, namentlich in den frühern Zeiten, Oceanien. Die Benennung Südland, terra australis, (Australasien bei den Engländern) ist am ältesten, obwohl auch der Name Neuholland für den ganzen Erdtheil hauptsächlich in Deutschland eine lange Zeit gebräuchlich war und selbst noch ist.

Eine willkürliche Linie, die anfangs von Norden nach Süden gehend, die Pelew-Inseln und Neuguinea von den Molukken trennt, und nachher westlich sich wendend Neuholland von den Sunda-Inseln scheidet, macht die Grenze zwischen den ostindischen Inseln und Australien. Auf der andern Seite umfaßt das letztere alle Inseln bis in die Nähe des amerikanischen Festlandes.

Der ganze Erdtheil enthält ziemlich so viel Land als Europa, nämlich ohngefähr 160,000 □ Meilen, hat aber, wie man sich denken kann, einen weit größern Umfang. Es ist hier nicht der Ort, über alle Inseln und Inselgruppen einleitend zu reden, da die folgende Reisebeschreibung sich nur auf das Festland Neuholland, was die Engländer Australien nennen, beschränkt. Die Insel hat die größte Ausdehnung von Westen nach Osten, da diese ohngefähr 560 Meilen beträgt; der größte Breitendurchmesser von Norden nach Süden hat nur ein Länge von c. 430, der kleinste aber von 220 Meilen. Um die Küste zu umgehen, muß man ohngefähr 1940 Meilen zurücklegen. Nach einer freilich oberflächlichen Schätzung mag die Insel 140,000 □ Meilen Oberfläche enthalten.

Neuholland hat eine so eigenthümliche Beschaffenheit, daß es sich wesentlich von allen andern Ländern unterscheidet. Einförmigkeit und Wassermangel zeichnen Neuholland vor Allem aus. Leider kennt man nur die Küsten, selbst diese nur theilweise. Erst unserm Landsmanne Leichardt ist es gelungen, von der Ostküste nach der Nordküste landeinwärts vorzudringen, doch ist dabei das eigentliche innere Land noch unberücksichtigt geblieben. Auf jeden Fall ist aber eine Expedition für Neuholland so bezeichnend, daß wir für gut hielten, einen Auszug seiner in der englischen Sprache gegebenen Beschreibung zu liefern. Von der Küste, die außerordentlich wenig eingeschnitten ist, nach dem Innenlande zu scheinen Terrassen über einander zu liegen. Eigentliche Gebirge sind nur wenige vorhanden und diese dann unbedeutend; meist bilden sie nur die Ränder der Terrassen. Dieses mag zunächst die Ursache des allgemeinen Wassermangels sein, da für den außerordentlich trocknen Sommer keine Reservoirs vorhanden sind, wie Schneegebirge, aus denen die ernährende Feuchtigkeit gewonnen werden könnte. Die Flüsse fließen sämmtlich sehr langsam, und besitzen in der Regel gar kein ordentliches Flußbett, sondern bestehen zum Theil aus zusammenhängenden Teichen und Tümpfeln, die aber ebenfalls während der heißen Jahreszeit ihr Wasser verlieren können. Im Winter und in den ersten Wochen des Frühjahres, das mit unserm Spätherbst zusammenfällt, kommen in der Regel so große Wassergüsse, daß

die Niederungen weit und breit überschwemmt werden. Eine Eigenthümlichkeit ist auch, daß die Flüsse keine Delta's, worunter man das neueste angeschwemmte Land versteht, besitzen.

Pflanzen- und Thier-Welt ist nicht weniger von der der übrigen Länder abweichend. Die meiste Aehnlichkeit hat die Flor noch mit der Südafrika's, unterscheidet sich aber doch hinlänglich. Epacrideen, Stylidieen, Proteaceen, Myrtaceen, Mimoseen und Casuarineen herrschen vor. Das freundliche Laub unserer Wälder fehlt eben so, wie das verschiedene Grün der Urwälder. Die Blätter sind zum Theil nadelförmig, ohne daß die Gehölze zu den Nadelhölzern gehören, oder haben seltsame Formen. Ihre Flächen sind oft weder einerseits der Erde, noch andererseits dem Himmel zugewendet, sondern stehen seitwärts. Auch die Blüthen haben eigenthümliche Formen und besitzen meist keinen Geruch. Die holzlosen Gegenden stellen oft Wüsten dar und besitzen dann nur zum Theil eine Zwiebelflor. Unsere Wiesen fehlen eben so, wie die Prairien und Savannen Amerika's. Was man Weideboden in Neuholland nennt, möchte noch den osteuropäischen Steppen am meisten entsprechen.

Eben so abweichend ist die Thierwelt, die zum Theil auf niederer Stufe steht, und selbst an untergegangene Formen, von denen wir hier und da noch Knochenüberreste finden, erinnert. Die Beutelthiere haben hier ihr eigentliches Vaterland; es giebt von ihnen Arten, die fast allen Familien aus der Classe der Säugethiere entsprechen und diese in der That auch zu repräsentiren scheinen. Affen und Wiederkäuer kommen ursprünglich gar nicht in Neuholland vor und eben so fehlen die größeren Raubthiere. Interessant ist der dortige einheimische Hund, gewöhnlich Dingo genannt. Wichtig sind die Schnabelthiere, die sonst nirgends vorkommen. Auch unter den Vögeln giebt es eigenthümliche Formen. So erinnert der Emu oder neuholländische Kasuar an den Strauß, hat aber anstatt der Federn lange weiche Haare. Papageien, Honigsauger und spechtartige Vögel kommen am häufigsten vor, Singvögel fehlen aber ganz und gar. An der Küste leben die größten Seethiere und der Reichthum an Wallfischen, Robben und Delphinen ist bekannt, da alljährlich Hunderte von Fischern zum Fang dahin ausziehen.

Was endlich noch die ursprünglichen Einwohner anbelangt, so bilden sie eine eigenthümliche Race, welche zwischen Malaien und Neger steht, dem letztern aber weit ähnlicher ist. Man begreift sie gewöhnlich unter dem Namen der Papu's. Sie sind schwarz und außerordentlich hager. Auch scheinen sie auf einer noch tiefern Bildungsstufe zu stehen, als die Neger. Ihre Sprache gehört ebenfalls einem eigenthümlichen Idiom an, zerfällt aber in eine große Menge von Dialekten. Wenn schon die Pflanzen- und Thierwelt in Neuholland keineswegs wie in den andern Erdtheilen vertreten wird, so ist dieses noch mehr mit den Menschen der Fall, die sich außerordentlich sparsam vorfinden*).

---

*) Unser theurer Mitarbeiter, Herr Pfarrer K. O. F. Weichardt in Nermsdorf, ist leider vor dem Druck dieses Bandes mit Tode abgegangen, und hat der Herr Professor Dr. Karl Koch in Berlin die Güte gehabt, die Durchsicht des Manuscriptes zu übernehmen.

Anmerkung des Herausgebers.

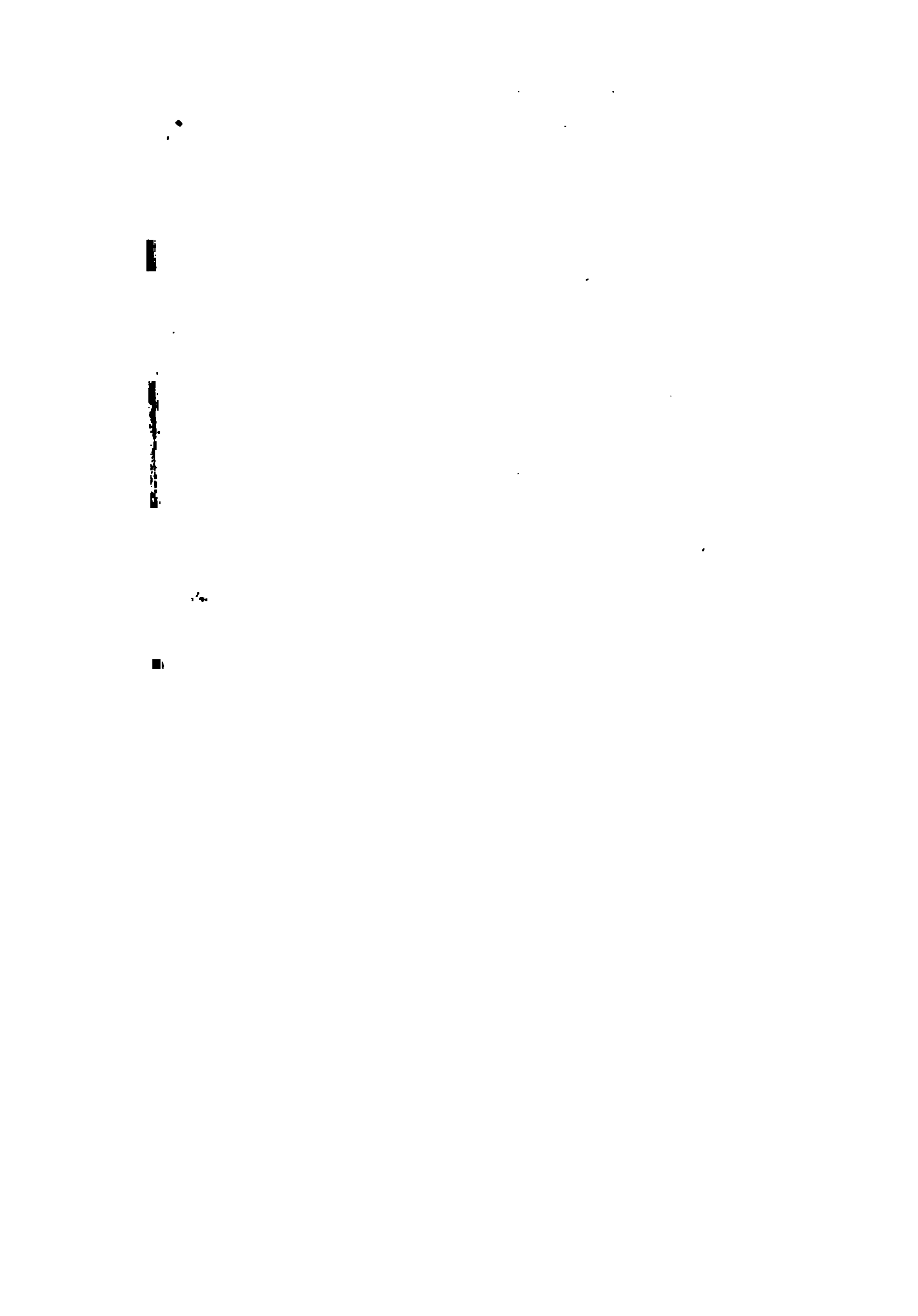
A.

Reisen

auf der Süd- und Ost-Küste Neuhollands und auf Tasmanien,

hauptsächlich

nach Stokes und Meinike, und mit Benutzung der neuesten englischen Reisewerke, der Froriep'schen Fortschritte der Geographie, des Auslandes und der allgemeinen Zeitung.



Erstes Kapitel.

Wir*) segelten am Morgen des 15. Nov. 1837 um die felsige und von Riffen umgebene Insel Rottenest, an der Südwestküste Australiens, und ankerten Nachmittags in der Gage's-Straße, der großen, doch gegen die Seewinde offenen Rhede des Schwanenflusses. Die Niederlassungen an demselben bilden einen Theil der im J. 1829 gegründeten Colonie Westaustralien. Freemantle an der Mündung des Schwanenflusses ist der Seehafen und das neun Meilen**) stromaufwärts gelegene Perth der Sitz der Regierung. Der erste Anblick von Westaustralien hatte eben nichts Einladendes. In düsteres Grün gekleidete Dünen, dahinter eine ziemlich einförmige, nahe an 2000 Fuß aufsteigende Bergreihe, das sind die Umrisse des wenig anziehenden Bildes, das sich dem Ankommenden darstellt. Freemantle, von dem ein Seemann witzig sagte: „Man kann es in Einem Tage durch eine Sanduhr laufen lassen," besteht nur aus einer Anzahl niedriger, weißer Häuser, die über den fast eben so weißen Sand zerstreut liegen. Die einzige in die Augen fallende Landmark, welche dem Seefahrer die Lage der Stadt und des Flusses bezeichnet, ist das deshalb jetzt auf meinen Rath weiß angestrichene Gefängniß — in der That ein seltsamer Leuchtthurm für eine australische Niederlassung, die sich so sehr ihres unverdorbenen Zustandes rühmt! Bald nach meiner Ankunft machte ich dem Gouverneur, Sir James Stirling, meine Aufwartung. Der erste Eindruck, den der Ansiedler bei seiner Ankunft von der neuen Heimath empfängt, kann für ihn nur ent-

*) Cap. Stokes.

**) Engl. Meilen, deren $4\frac{1}{2}$ = 1 deutschen.

muthigend sein, zumal wenn, wie das gemeiniglich der Fall ist, seine eigenen sanguinischen Hoffnungen auf ein zweites Paradies noch durch die Vorspiegelungen von Landverkäufern und Agenten gesteigert worden sind. Indessen, wenn er den Fluß zur Hauptstadt hinauffährt, verliert sich allmählig dieses Gefühl der Verzagtheit. Seine verschiedenen Windungen zeigen dem sorglich umherschweifenden Auge manch' trefflichen Fleck parkartigen Waldlandes, während der sich mehr und mehr weitende Strom mit dem weiter aufwärts sich dem Blick erschließenden schönen Melville-Becken in der That der Landschaft etwas Großartiges verleiht, und die auf seiner glatten, durchsichtigen Fläche auf und nieder segelnden Boote ein ermuthigendes Bild belebter Thätigkeit gewähren. Etwa in der Mitte dieses seeartigen Wasserspiegels fällt der Blick zum ersten Male auf die Hauptstadt Westaustraliens, ein auf dem rechten Ufer des Flusses längs eines malerischen Abhanges sich weithin streckendes Dorf. Die ferne Kette der Darlingberge verleihet dem Gemälde einen schönen Hintergrund. Der erfrischende Seewind, der stets Nachmittags die Oberfläche des Melvillewassers kräuselt, ist für die Bewohner eben so gesund als angenehm.

Wie alle australischen Flüsse, so ist auch der Schwanenfluß plötzlichen und furchtbaren Ueberschwemmungen ausgesetzt, welche die Getreidefelder in seiner Nachbarschaft überfluthen und Alles, was sich ihnen entgegenstellt, mit unwiderstehlichem Ungestüme fortreißen. Die ersten Ansiedler sind unter dem Schutze der Vorsehung einem großen Unglück dieser Art entgangen. Sie hatten ursprünglich zur Gründung ihrer neuen Stadt ein niedrig gelegenes Stück Land auserwählt, welches im Laufe des ersten Winters nach ihrer Ankunft von einer solchen Ueberschwemmung heimgesucht wurde. Hätte sich dieselbe um ein Jahr verzögert, so würden die Unglücklichen das Schicksal derer getheilt haben, denen Noah vergebens predigte; doch in Zeiten gewarnt, wählten sie eine gesichertere Stelle, von der sie und ihre Nachkommen in Zukunft ungefährdet Zeugen von der furchtbaren Großartigkeit solcher Naturereignisse sein und dankbar Gewinn ziehen können von der Fruchtbarkeit und dem Ueberflusse, die einer solchen allgemeinen Bewässerung folgen.

In das Innere der Colonie drang ich nur bis zur Darlingkette. Auf der Reise dahin kamen wir durch Guilford am Ufer des Schwanenflusses, 7 M. von Perth und 4 vom Gebirge. Es liegt auf einer hohen Stelle der aus angeschwemmtem Lande bestehenden Niederung, die auf beiden Seiten des Flusses in einer Breite von ½ — 1 M. hinläuft. Der Boden derselben ist so ausgezeichnet, daß er im J. 1843, nachdem schon 13 Jahre auf ihm geerntet worden war, noch einen reichlicheren Ertrag gab als bisher, ohne auch nur einmal gedüngt worden zu sein. Leider aber gehören solche Strecken fruchtbares Land, wie in Australien überhaupt, so namentlich auch hier, mehr zu den Ausnahmen als zur Regel. An der Darlingkette ist der rasche Uebergang von dem angeschwemmten Boden zu dem Urgebirge, aus welchem sie besteht, sehr auffällig. Muscheln, wie sie noch an den benachbarten Küsten vorkommen, wurden nahe dem Fuße des Gebirges bei Grabung eines Brunnens in der Tiefe von 14 Fuß gefunden, so wie auch Ablagerungen von Sand von der gleichen Beschaffenheit, wie der Flugsand am Meeresgestade. Diese Erscheinung und der gesammte Anblick, den hier das Land gewährt, lassen schließen, daß diese ganze Strecke zwischen dem Gebirge und der Küste erst in verhältnißmäßig neuerer Zeit dem Meere abgewonnen ist. Die ersten 3 M. landeinwärts besteht das Land aus 100—200 Fuß hohen, wenig bewachsenen Hügelreihen von Kalkstein, der in unzähligen Spitzen und sonderbaren Bildungen hervortritt. Darauf folgt sandiges Waldland und niedrige Hügel, und nur an den Bächen zieht sich ein Streif angeschwemmten Landes hin. Die Darlingkette durchzieht ganz Westaustralien in der Hauptrichtung von Nord nach Süd. Sie scheint nach Norden hin niedriger zu werden, und ihre bedeutendste Höhe beträgt nahe an 2000 Fuß. Die Klippen an der Küste bei der Mündung des Schwanenflusses haben ein höchst eigenthümliches Aussehen und gleichen einem von tausend verschlungenen Wurzeln gebildeten Flechtwerk. Es möchten vielleicht Korallenbildungen, zum quaternären Kalk ohne Zweifel gehörend, sein.

Wir bemerkten einen außerordentlichen Unterschied zwischen den hier unter dem Einfluß einer gebildeten Bevölkerung lebenden Eingeborenen und denen, die wir früher am König Georg's-

Sund gesehen hatten, einen Vorzug, der vornehmlich der besseren und gesicherteren Nahrung zugeschrieben werden muß. Die hiesigen Einwohner lieben das Weizenbrod außerordentlich, und um es zu erlangen, unterziehen sie sich harter Arbeit für die Ansiedler, indem sie Holz fällen und Wasser herbeischaffen. Einzeln erscheinen sie friedlich, harmlos und gutartig und leisten unter angemessener Leitung recht gute Dienste, aber wenn sie auch nur auf kurze Zeit wieder unter ihres Gleichen kommen, sind sie sogleich geneigt, in ihre wilde Lebensweise zurückzufallen. Wir nahmen einen geweckten jungen Mann, mit Namen Miago, in Dienst, der in mehrfacher Hinsicht sich uns außerordentlich nützlich erwies. Einmal bemerkten wir, daß er, wie die meisten Eingeborenen, tiefe Narben trug. Darüber befragt, belehrte er uns, daß sie diese sich selbst beizubringen pflegen, um sich der Beachtung ihrer Schönen zu empfehlen. Die Ureinwohner sind, wie alle Wilden, verrätherisch; denn der Ungebildete hat keine unbedingte Achtung vor der Wahrheit, und darum ist die Hinterlist sowohl in Wort als That in seinen Augen nichts Verwerfliches. So wurde mir in Perth folgender Vorfall erzählt: Ein Eingeborener, Namens Tonquin, bat einen Ansiedler, die Nacht in seiner Küche zubringen zu dürfen, die schon einem andern Eingeborenen zur Schlafstätte angewiesen war. Tonquin mochte gegen den Letzteren einen persönlichen oder Stammhaß hegen, genug in der Nacht stieß er ihm den Speer durch's Herz und legte sich dann ganz ruhig schlafen. Er leugnete am Morgen beharrlich seine That und wußte sich durch die Flucht dem zu entziehen, dessen Gastfreundschaft er so schmählich gemißbraucht hatte. Später aber sagte er aus, daß er, gehetzt von Ort zu Ort durch die Fußtapfen der Bluträcher, fast 14 Tage kein Auge habe schließen können. Er kam jedoch mit dem Leben davon, schwand aber durch die fortwährende Angst zu einem Schatten zusammen. Als ich ihn einige Jahre später sah, machte sein Aeußeres den günstigsten Eindruck auf mich, aber er war wahnsinnig geworden. Wenn nicht die Erinnerung an sein Verbrechen und nachfolgende Gewissensbisse, so hatte doch das unstäte Leben, das er führen mußte, um menschlicher Vergeltung zu entgehen, dies Strafgericht des Himmels über ihn gebracht. — Die Eingeborenen haben eine

abergläubische Scheu, sich den Gräbern der Verstorbenen zu nähern, von denen sie gar nicht oder, wenn dazu veranlaßt, nur mit leiser Stimme reden. Ein Ansiedler, der sich in einem gefährlichen Theil der Colonie niedergelassen, hatte zwei Soldaten zu seinem Schutze bei sich. In einem unbewachten Augenblicke drangen fünf Eingeborene bei ihm ein, und es entspann sich ein furchtbares Handgemenge. Den Soldaten aber gelang es zum Glück, zwei der Wilden auf der Stelle zu erschießen und die drei übrigen mit dem Bajonnete niederzustoßen. Alle fünf wurden darauf vor dem Thore begraben; und in der That hätte man dem Hause keine bessere Schutzwache geben können, denn selbst kein Rachegedanke würde in der Folge Jemanden dieses Stammes vermocht haben, diese gefürchtete Grenze zu überschreiten. — Am merkwürdigsten aber unter ihren abergläubischen Vorstellungen ist die bei ihnen allgemein verbreitete Meinung, daß die Weißen ihre verstorbenen Stammgenossen sind, die in diesem veränderten Zustande die Welt nach dem Tode wieder besuchen. Zu Perth wurde ein Ansiedler wegen seiner vermeinten Aehnlichkeit mit einem Verstorbenen von seinen angeblichen Verwandten aus einem am Murrayflusse wohnenden Stamme alljährlich zwei Mal besucht, obwohl sie jedes Mal einen Weg von 60 M., zu Zeiten durch Feindesland, zurückzulegen hatten. Schon diese seltsame Vorstellung der Eingeborenen erklärt sowohl den Schrecken, den ihnen stets die erste Bekanntschaft mit den Weißen einflößt, als auch den ursprünglich meist friedfertigen Sinn gegen dieselben, der nur durch deren eigene Schuld in das Gegentheil verkehrt zu werden pflegt; wie überhaupt die Eingeborenen Australiens zwar auf der tiefsten Stufe menschlicher Bildung stehen, doch aber zu den harmlosesten Wilden der Erde gehören. Ihre religiösen Vorstellungen sind außerordentlich vag und unbestimmt. Daß sie das Grab nicht als des Menschen letzte Ruhestätte betrachten, geht schon aus Obigem hervor; auch ist erwiesen, daß sie an unsichtbare höhere Mächte glauben — Gegenstände des Schreckens und der Furcht, mehr als der Liebe und Verehrung. Von Miago, den ich öfter darum befragte, erfuhr ich, daß sie an das Dasein eines bösen Geistes glauben, der in dunkeln Höhlen, Brunnen und an geheimnißvollen, düstern Orten hauset und Jingà genannt wird.

Ich hörte von einem Ansiedler, daß ein mit ihm reisender Eingeborener sich weigerte, Nachts an einen Brunnen zu gehen, aus Furcht vor diesen übelwollenden Wesen, da man meint, daß sie das frische Wasser bewachen und in den Stunden der Nacht am furchtbarsten und mächtigsten sind. Miago hatte diesen Gegenstand seiner Furcht nie gesehen, aber nach den Aussagen seiner Stammältesten bezeichnete er die sichtbare Erscheinung desselben als die einer ungeheueren, vielfach geringelten Schlange. Wenn Nachts die schlanken Waldbäume im Winde ächzten und knarrten, da pflegte er, entsetzt über die feierlichen, geheimnißvollen Töne, sich zusammenzuziehen und zu erzählen, wie zu solcher Zeit seine Landsleute ein Feuer anzündeten, um die schädlichen Einflüsse des bösen Geistes abzuwehren, und um dasselbe, ihre seltsamen, rhythmischen Beschwörungslieder singend, mit Furcht und Zittern den nahenden Tag erwarteten. Ueber die Eingeborenen hier vorläufig nur noch Folgendes: Die Eingeborenen Australiens unterscheiden sich fast in jeder Hinsicht wesentlich von allen anderen bekannten Racen der Erde. Nach ihrer Hautfarbe und Gesichtsbildung neigen sie sich zu der afrikanischen. Ihr langes, schwarzes, seidenartiges Haar macht sie den Malaien verwandt, ihre Sprache aber nähert sie den nordamerikanischen Indianern, während sonst in ihrem Aeußern, ihren Sitten und Gebräuchen dem Forscher Vieles entgegentritt, was er bei keinem andern Volksstamme wiederfindet. Sie sind von mittlerer Größe, auch wohl darüber, schlank gebaut, mit langen Armen und Beinen, in Folge ihres ununterbrochenen Wanderlebens und schlechter Nahrung ungemein mager, wobei eine auffallende Dickbäuchigkeit um so abstoßender und widriger erscheint. Der Gesichtsbildung nach stehen sie zwischen den Afrikanern und Malaien. Ein meist schmaler hoher Vorderkopf, kleine, schwarze, tiefliegende Augen, eine oben zwischen den Augen ein- und unten breitgedrückte Nase, die ohne diese künstliche Entstellung meist zu den Adlernasen zu rechnen wäre, hohe Backenknochen, ein großer mit Reihen kräftiger Zähne besetzter Mund und bei Vielen ein zurücktretendes Kinn, das sind die unschönen Einzelheiten, die in diesen Gesichtern oft zu einem abschreckend häßlichen Ganzen zusammentreten. Ihre Hautfarbe ist ein tiefes Braun oder ein

röthliches Schwarz in vielfachen Abstufungen; ihr schwarzes, weiches Haar neigt sich zum Kräuseln und zeigt auch um Mund und Kinn einen üppigen Wuchs.

Die eingeborene Bevölkerung ist nur sehr spärlich über die ungeheueren Länderstrecken verbreitet und seit dem Erscheinen der Weißen in trauriger Abnahme begriffen. In Neusüdwales kommen auf 320,000 engl. □ M. nicht mehr als 15,000 Eingeborene, in den meisten Districten durchschnittlich Einer auf 24 □ M., und dieses Zahlenverhältniß dürfte auch in den andern Landestheilen Australiens nicht um vieles von den Eingeborenen überstiegen werden. Als die wesentlichen Ursachen dieser Abnahme sind wohl die gegenseitigen Kriege und der feindliche Zusammenstoß mit den Weißen zu betrachten, ferner die Krankheiten und Laster der Europäer, die in ihren Wirkungen um so zerstörender auftreten, als sie in der unregelmäßigen Lebensweise der Eingeborenen ein Förderungs- und in dem Mangel einer vernünftigen Behandlung kein Hinderungsmittel fanden, endlich der allgemein verbreitete Kindermord, und vielleicht auch das allmälige Verschwinden verschiedener Thiere, deren Fleisch früher als Nahrungsmittel diente. Für die Vermuthung, daß dabei ein in dem Entwickelungsgange unseres Planeten und seiner Bewohner und in der Weltordnung nothwendig bedingtes Gesetz mitwirke, scheint die Erfahrung zu sprechen, daß dasselbe Aussterben auch bei solchen wilden Völkerstämmen auftritt, denen jene äußeren Ursachen fremd blieben. Mit welchen raschen Schritten dieses düstere Drama seinem Ende entgegeneilt, dafür nur einige Beispiele. Ein eingeborener Mahrut behauptete, daß sein bei Port Jackson lebender Stamm vor 30 Jahren noch 400 Köpfe gezählt habe — jetzt waren davon nur er und 3 Frauen noch übrig. Der Missionair Threlkeld, der sich längere Zeit in der Mission am See Macquarin aufhielt, um zur Uebersetzung der Bibel den Dialect des dort lebenden Stammes zu erlernen, hatte sich dieser Mühe nur unterzogen, um den Dialect eines Stammes zu bewahren, der bald darauf erlosch. Die Stämme des Westport-Districts zählten 1839 noch 207, dagegen 1845 nicht mehr als 47 Personen.

Unter den von den Weißen eingeschleppten Krankheiten stehen die syphilitischen oben an. Sie sind unter den Stämmen von Port

Philipp so allgemein, daß Alt und Jung, selbst Säuglinge ihnen verfallen sind, ja manche sogar von denselben bereits förmlich zerfressen auf die Welt kommen. Viele sterben auch an Lungenkrankheiten, besonders in Folge von während der Trunkenheit zugezogenen Erkältungen. Der größte Theil des nachwachsenden Geschlechtes kommt schon im ersten Monat um, und zwar durch die scheußliche Sitte des Kindermordes. Wenige Frauen besitzen mehr als zwei Kinder. Von allen denen, welche seit sechs Jahren unter dem Yarra- und Westport-Stamme geboren wurden, lebt nur noch ein einziges; die Kinder gemischter Abkunft werden fast durchgängig von der Mutter ermordet, vorzugsweise die Mädchen. Als man der Mutter eines solchen Mischlings ihre Grausamkeit vorwarf, äußerte sie, das Kind habe nicht am Leben bleiben können, da es weder weiß noch schwarz gewesen. Bei Zwillingsgeburten verfällt jedes Mal eins der Kinder der mörderischen Hand der Mutter. Besonders unter den westlichen Völkerschaften ist diese grausame Sitte noch allgemein verbreitet, wo die Ermordeten nicht allein von den Angehörigen, sondern selbst von der Mutter verzehrt werden. Die Schwarzen erwidern gewöhnlich auf die ihnen deshalb gemachten Vorstellungen: „wir besitzen kein Land mehr, daher bedürfen wir auch keine Kinder!“ Sowohl die Körperbildung als die Sitten und Gebräuche der einzelnen über das weite Festland zerstreuten Stämme setzen deren gemeinschaftliche Abstammung außer Zweifel, und wenn die sprachliche Verschiedenheit und die Erfahrung, daß oft benachbarte Stämme schon einander nicht mehr verstehen, dieser Annahme zu widersprechen schien, so haben dagegen neuere Forschungen die sprachliche Verwandtschaft in Bezug auf Wurzel und Grammatik unwiderleglich dargethan. Es sind nur verschiedene Mundarten einer Stammsprache.

Ueber die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen weiß man nur wenig, weil dieselben nur mit der äußersten Abneigung davon sprechen. Was man weiß, hat eine gewisse christliche Färbung und verräth den Einfluß der Weißen. Bai-a-mai nennen sie den Schöpfer aller Dinge; sein Sohn Burambin war ihm dabei behülflich. Diesem Bai-a-mai ist auch eine Art Dienst geweiht, der in Gesang und Tanz besteht. Der Gesang ist ihnen

von Fremden aus dem fernen Westen gebracht worden. Das Fest des Bai=a=mai fällt in den Monat Februar, und wer an ihm nicht Theil nimmt, zieht den Zorn der Gottheit auf sich. Bai=a=mai lebt auf einer Insel jenseits des großen Meeres und nährt sich von Fischen, die, wenn er hungert, auf sein bloßes Wort aus dem Wasser hervorkommen. Burambin, sagen Viele, wurde erst geboren, als die Missionaire nach Australien kamen. Dararwirgal ist der Bruder Bai=a=mai's und lebt ebenfalls im fernen Westen. Er verbreitete die Kinderblattern unter den Eingeborenen, weil er erzürnt war, daß er keinen Tomahak besaß. Jetzt besitzt er einen solchen und die Krankheit wird auch nicht wieder auftreten. Balambals sind weiße Engel, die auf einem Berge weit in Nordwesten leben. Ihre Nahrung ist Honig, und ihre Beschäftigung die der Missionaire. Wandang ist ihr böser Geist, dessen Namen „Teufel" sie erst von den Weißen erhalten haben. Er ist ein riesiger schwarzer Mann, der bei Nacht herumstreift, um die unglücklichen Wanderer, die sich verspätet, zu erschlagen und zu verzehren. Darum verlassen sie auch nur bei äußerster Noth des Nachts ihr Feuer und nehmen dann wenigstens einen Brand mit sich.

Jeder einzelne Stamm zerfällt wieder in einzelne Familien, deren Mitglieder einen gemeinsamen Namen tragen. Einige dieser Namen finden sich über den größten Theil Australiens verbreitet. Die Mutter bestimmt die Familie, zu welcher das Kind gehört. Jede Familie wählt sich ein Thier oder eine Pflanze als Waffenzeichen, ihren Kobong; mit diesen steht sie in einem mystischen Zusammenhange und darf dieselben nicht tödten oder abpflücken. Jede Familie zerfällt wieder in drei Classen, deren höchste aus den ältesten und treuesten Mitgliedern besteht. Erst in dieser wird der Aufgenommene in die religiösen Mysterien und in die gemeinsam regelnden Gesetze der Stämme eingeweiht. Jeder Stamm und in ihm wieder jede Familie besitzt ihr eigenes Gebiet, auf dem nur ihre Angehörigen jagen, fischen, Wurzeln graben rc. dürfen. Jeder Fremde, welcher uneingeladen das Besitzthum überschreitet, verfällt dem Tode. Jeder Mord kann nur durch den Tod des Urhebers gesühnt werden; um diesen kennen zu lernen, achtet man genau auf das erste Insect, welches von der

Leiche ausläuft. Dieser Richtung folgen die Rächer, und das erste Mitglied eines benachbarten Stammes, welches sie auf diesem Wege treffen, ist der Mörder. Jedes natürliche Unwohlsein wird der Einwirkung eines Zauberers, Boil-jas, oder eines Wangulls zugeschrieben. Letztere sind gewaltige Ungeheuer, welche die Süßwasser bewohnen.

Nachdem wir noch das Christfest und Neujahr hier unter einem unbewölkten, milden Himmel gefeiert hatten, gingen wir unter Segel und kehrten sechs Monate darauf nach einer ergebnißreichen Untersuchung der Nordwestküste von Australien wieder zum Schwanenflusse zurück. Wie sehr diese Colonie von ihrem Mutterlande noch vernachlässigt wird, beweist wohl am besten der Umstand, daß in der ganzen Zeit unserer Abwesenheit nur ein einziges Schiff hier einlief, und zwar nicht aus England. Dieser Mangel an Verkehr machte sich auf sehr empfindliche Weise fühlbar. Der Preis mancher nothwendigen Lebensbedürfnisse, die, wenn sie nicht mangeln, höchst billig sind, erreichte eine außerordentliche Höhe; so stieg das Pfund gelbe Seife bis auf vier Schillinge. — Bei unserer Landung belustigte uns sehr die wichtige Miene, welche unser schwarzer Begleiter Miago gegenüber seinen Landsleuten annahm; derselbe war uns ein sprechender Beweis, wie tief in der menschlichen Natur die Neigung zu Stolz und Eitelkeit wurzelt. Er erklärte, er würde nicht an's Land gehen, bevor seine Landsleute ihn nicht begrüßt hätten. Ausstaffirt mit einem alten Lieutenantsrock, weißen Beinkleidern und einer Mütze, auf der eine hohe Feder befestigt war, fühlte er sich hoch über sich selbst erhaben und blieb den ganzen ersten Tag an Bord, indem er ungeduldig, doch vergebens in jedes Boot, daß von der Küste abstieß, nach den dunkeln Gestalten seiner ehemaligen Freunde schaute. Da sie aber nicht kamen, so mußte er am andern Morgen endlich selbst gehen. Noch muß ich eines entschiedenen und höchst unerklärlichen Vorzugs Erwähnung thun, den Miago vor der ganzen Schiffsmannschaft in einer auf die Schifffahrtskunde bezüglichen Fähigkeit besaß. Er vermochte nämlich sogleich und pünktlich die genaue Richtung, in der der Ankerplatz lag, auf den wir zusteuerten, anzugeben, wenn auch weder Sonne noch Sterne ihm dazu behülflich sein konnten. Er

wurde häufig auf die Probe gestellt und unter den mannigfaltigsten Umständen, aber, so seltsam es auch sein mag, seine Angaben waren ohne Ausnahme richtig. Diese Fähigkeit würde mich sehr überrascht haben, wenn er sie auf dem Lande bekundet hätte, aber auf der offenen See erschien sie mir eben so unglaublich, als sie gewiß unerklärlich ist; doch ich habe oft gedacht, daß eine Kraft dieser Art jenen abenteuerlichen Seemännern eingewohnt haben muß, die lange vor Erfindung des Compasses auf gut Glück in weiten Reisen sich der offenen See vertrauten. — Wir hatten, so lange Miago bei uns an Bord war, uns alle Mühe gegeben, ihn der Lebensweise der Wilden zu entwöhnen und für eine höhere Gesittung zu erziehen; nicht wenig sahen wir uns daher getäuscht, als es sich zeigte, daß er schon nach kaum 14 Tagen wieder ganz der Alte war und wieder den eingeborenen Buschbewohnern zugezählt werden mußte. Sehr belustigend war, was er uns von ihren Vermuthungen bei der Ankunft der ersten Ansiedler erzählte. Er sagte, sie hätten geglaubt, die Schiffe seien Bäume und die Rinder ungeheuere Hunde (die einzigen größeren Vierfüßler, die sie außer dem Känguru kannten), deren Größe und deren Hörner sie in großen Schrecken setzten.

Wir kamen gerade zur rechten Zeit, um an den jährlichen Festlichkeiten theilzunehmen, durch welche die Einwohner die Gründung der Colonie feiern. Pferderennen und manche andere altenglische Belustigungen zeigten, daß die Colonisten noch den Geschmack und die Sitten der Heimath bewahren. Einige Eingeborene nahmen mit sichtbarer Freude an den Vergnügungen des Tages Theil, und wir waren verwundert, daß sie im Speerwerfen, worin sie eine so außerordentliche Geschicklichkeit besitzen, von einem englischen Mitbewerber übertroffen wurden. Die Eingeborenen in der Stadt Perth sind erklärte Bettler, und das zartere Geschlecht übt diese bequeme Kunst sogar noch unermüdlicher als das männliche. Ihre schmeichlerischen Bitten und ihre unabweisliche Zudringlichkeit verfehlen selten ganz ihre Wirkung, und „Quibra- (d. i. Schiff) Mann" muß nach der Versicherung, daß er ein „gar hübscher Gentleman" ist, dem dringlichen Begehren nach einem Geldstück willfahren.

Die zur Ausbesserung des Schiffes und zur Erholung der

Mannschaft bestimmte Zeit benutzte ich zu einem Ausflug nach York, das gegen 60 M. östlich von Perth liegt. An einem trüben Nachmittage ritten wir über die Darlingkette. Die Nacht war schon lange hereingebrochen, als willkommenes Hundegebell durch den dunkeln Wald schallte, uns die Nähe eines Obdachs verkündigend. Bald befanden wir uns an einem großen Feuer in dem einzigen Hause an der Straße und erquickten uns nach einem traurigen, nassen Ritt an der damals in den Außenstationen gewöhnlichen Kost, Schweine- und Kängurufleisch. Diese Besitzung ist längs der ganzen Wegstrecke die einzige Stelle, die man als fruchtbar bezeichnen kann. Der Boden bestand aus reicher, schwarzer Dammerde und war durch eine benachbarte Quelle gut bewässert. Unser Weg führte an einigen Stellen über Strecken lockeren, weißen Sandes und an andern um und über niedrige Braunsteinhügel. Als wir von einem derselben zu einer kleinen, reichen Niederung hinabstiegen, verkündete uns die Gegenwart von 3—4 Häusern, daß wir uns in dem Bereiche von York befanden. Die Ebene, auf der es liegt, bildet das westliche Ufer des Avonflusses, der jetzt, und zwar schon geraume Zeit, nur eine Kette von Wasserlöchern darstellt. In der Nachbarschaft liegen vereinzelte Hügel, die aus Granit bestehen, in verschiedenen Richtungen umher. Von dem Gipfel eines der westlichen blickten wir über eine weite Strecke wellenförmiges, dicht mit Bäumen bewachsenes Waldland, dessen Einförmigkeit nur selten durch einen Grasfleck unterbrochen wurde. Daß die Ansiedler die Arbeit hier nicht scheuen dürfen, bezeugte mir Herr Bland, der reichste Colonist in Westaustralien, den ich hinter dem Pfluge antraf. Dieser Theil des Landes hinterließ mir eben keinen günstigen Eindruck seiner Fruchtbarkeit. Ein in der Nachbarschaft kürzlich von den Eingeborenen verübter Mord hatte diese veranlaßt, sich von York zu entfernen, und nur einige, die zu jung waren, als daß sie der Verdacht der That treffen konnte, waren als Diener zurückgeblieben und schienen schlaue und kluge Bursche zu sein.

Wir kamen später, im Januar 1840, nochmals an den Schwanenfluß, unter Umständen, die einen glänzenden Beweis liefern, mit welcher Genauigkeit ein Schiff seinen Lauf nehmen

kann. Wir hatten während 52 Tagen kein Land gesehen und steuerten durch einen dichten Nebel, der uns nur einen kleinen Gesichtskreis gestattete. Plötzlich theilten sich die Dunstmassen für einen Augenblick, und vor uns lag die Einfahrt in die Gage's-Straße! — Wir fanden, daß die Colonie seitdem in ihrem Gedeihen sehr fortgeschritten war, und wurden wieder auf das Gastfreundlichste von den Colonisten aufgenommen. — An einem der schönen, milden Abende, die in Australien so häufig sind, schritt ich mit dem Surveyer-General (Oberlandmesser) Roe von seinem Landsitz an dem westlichen Ende der Stadt Perth durch ein Gehölz, das ihm die Aussicht auf den Schwanenfluß verbirgt, und bald lag dieser zu unseren Füßen. Eine Meile abwärts fiel der breite Schatten des Mount- (Berg) Eliza über den Fluß, und an dieser Stelle flatterten die weißen Segel eines Bootes. Dahinter dehnte sich, gleich einem See, die schöne Weitung des Flusses, das Melville-Wasser, aus, gekräuselt von der Seeluft, die uns erfrischend anwehte. Hier erzählte er mir von seiner Unternehmung, die Begleiter Capitain Grey's, die dieser auf seiner Entdeckungsreise in der Nähe der Shaks- (Haifisch) Bai (Westküste) hatte zurücklassen müssen, aufzusuchen. Die Schönheit der Landschaft zerstreute mich nicht, sondern erhöhte nur den Eindruck seiner Worte. „Als ich sie fand," sagte er, „waren sie am Fuße eines Vorgebirges, das zu ersteigen ihnen bereits die Kräfte mangelten. Einer von ihnen, da er sah, daß alle Hoffnung weiter zu kommen zu Ende war, warf sich auf seine Kniee nieder und betete zu dem Allmächtigen um Beistand. Eben als ein Anderer sich mit Bitterkeit über das Vergebliche dieses Beginnens äußerte, erschien Roe mit den Seinigen, wie geleitet von der Hand der Vorsehung, auf der Höhe über ihnen. Es würde peinlich sein, im Einzelnen den Zustand zu beschreiben, in dem sich diese armen Leute befanden. Einen von ihnen, Herrn Friedrich Smith, hatten sie zurückgelassen; so verwirrt waren sie in ihrer Verzweiflung, daß sie nicht deutlich anzugeben vermochten, was aus ihm geworden sei. Roe fand den Unglücklichen wenige Meilen weiter zurück todt in einem Busche liegen, in den er, wie es schien, nach einem vergeblichen Versuche, einen Sandhügel zu erklettern, zurückgestürzt war. Er war zu einem völligen Gerippe zusam-

mengeschwunden und im eigentlichen Sinne des Wortes verhungert. Sein Anblick preßte selbst dem sie begleitenden Eingeborenen eine Thräne der Rührung aus. Roe bestattete die Ueberreste des jungen, eines besseren Geschickes werthen Reisenden zur Erde und richtete ein Brettstück über seiner einsamen Ruhestätte auf. Die in Westen hinabsinkende Sonne schien zu zögern, als sie ihre letzten Strahlen auf den Todten warf, und goß einen Feuerstrom über das Wasser, als seine Wellen wie ein Grablied mit dumpfem Rauschen an das nahe Ufer schlugen. Das Geheul eines wilden Hundes drang in abgebrochenen Tönen aus der Ferne zu ihren Ohren, als sie ihr trauriges Geschäft vollführten, und unterbrach allein die tiefe Stille, die um sie herrschte, da sie langsam längs des Gestades weiter zogen. — Roe beobachtete auf dieser Reise eine wunderbare Gabe der Eingeborenen. Sein schwarzer Begleiter wußte nach Fußtapfen, die er von seinen Landsleuten im Sande fand, nicht nur wie viel es ihrer gewesen waren, sondern auch die Namen eines Jeden anzugeben; und diese Angabe bestätigte sich bei ihrer Rückkehr nach Perth, von wo diese Eingeborenen während Roe's Abwesenheit zu dem gleichen Zwecke abgesendet worden waren.

Wir besuchten in Gesellschaft des Gouverneurs und des Herrn Roe die Insel Rotteneſt, um eine geeignete Stelle für einen Leuchtthurm auszuwählen. Es war indessen hier eine Strafniederlassung für eingeborene Verbrecher gegründet worden. Mit Verwunderung sah ich die hier errichteten zierlichen Hütten derselben. Der Aufseher giebt ihnen nur anfangs einige Anleitung, und sie arbeiten dann danach mit bewunderungswürdiger Sorgfalt. Es macht einen betrübenden Eindruck, diese armen Menschen zu sehen, von denen Manche auf Lebenszeit der Freiheit beraubt sind, vielleicht wegen Verbrechen, zu denen sie durch die Behandlung derer getrieben wurden, die ihnen sowohl ihr Land als ihre Freiheit nahmen. Manche, wenn nicht die Meisten von ihnen, sind sich im Grunde ihrer Schuld gar nicht bewußt und fast unfähig, die Beziehung, in der die Bestrafung zu ihrem Vergehen steht, sich klar zu machen. Ihr Geist ist von der tiefsten Finsterniß umhüllt, oder wenn sie außer den Mitteln, ihre unmittelbaren Bedürfnisse zu befriedigen, noch etwas wissen, so ist

es, daß sie ihres rechtmäßigen Besitzthums von denen beraubt worden sind, deren Ketten sie jetzt tragen. Wahrlich, solche Betrachtungen sollte zuweilen der Weiße anstellen, der gegen Jene so hart zu verfahren gewohnt ist, und sich dadurch bewogen fühlen, anstatt sich nur auf Schutzmaßregeln zu seiner Sicherheit zu beschränken, auch Alles zu thun, um diese verachteten und unterdrückten Wilden der Stufe der Gesittung, auf der er selbst steht, möglichst zu nähern. Die Gefangenen sammeln Salz in den Lagunen, fällen Holz und bauen schon fast ihren Bedarf an Getreide. Einige zehren sich ab und sterben, Andere scheinen sich wohl zu befinden. Wenn indessen ein neuer Gefangener ankommt, da regen seine Erzählungen die alte Sehnsucht nach dem wilden Wanderleben, ihren Corroborins und den Freuden ihrer Heimath wieder mächtig auf, und an diese mahnt sie jeder blaue Rauchstreifen, der an den Höhen des Festlandes schwebt, nach dem immer wieder ihr unstetes Auge von dem Inselgefängniß schweift. Außerordentlich ist es, wie die Jungen in Folge der regelmäßigen Nahrung und der ihnen gewidmeten Sorgfalt schnell aufwachsen und ein besseres Aussehen gewinnen. Zwar fanden wir zu unserer Freude, daß man dem Unrecht und den Leiden, welche die Eingeborenen zu erdulden haben, jetzt seine Aufmerksamkeit zuwandte und daß sich das Bestreben, sie vor fernerer Entartung und endlichem Untergang zu behüten, geltend machte, doch der hierzu eingeschlagene Weg ließ keinen günstigen Erfolg erwarten. Man wollte die Eingeborenen in der Nähe der Ansiedler vereinigen, ohne sie zuvor mit den für ihren Unterhalt nöthigen Mitteln zu versehen, wodurch sie gewissermaßen genöthigt werden mußten, zu Räubereien ihre Zuflucht zu nehmen. — Der Wallfischfang wird in diesen Meeren von Fremden in solcher Ausdehnung betrieben, daß während unseres Aufenthaltes am Schwanenflusse nicht weniger als 13 amerikanische Wallfischfänger zugleich vor Anker lagen.

Die Colonie Westaustralien hat, wie es scheint, ihre Entstehung zunächst der im vorigen Jahrzehnt in England besonders regen Auswanderungslust und dem Wunsche, eine Niederlassung mit Ausschluß aller Deportirten zu gründen, zu ver-

danken. Man wählte hierzu das Küstenland am Schwanenflusse auf Anlaß eines eben so vortheilhaften als übertriebenen Berichtes des Capitain Stirling und des Botanikers Fraser über diesen von ihnen untersuchten Landstrich. Ersterer wurde zum Gouverneur der neuen Colonie ernannt und legte 1829 den Grund zu derselben und zu den drei Städten am Schwanenflusse. Nur seiner rastlosen und begeisterten Thätigkeit ist es zu danken, daß die Niederlassung noch besteht. Er vertheilte, um einen bei der Anlage von Sidney begangenen Fehler zu vermeiden, die Einwanderer längs der ganzen Küste, legte schon 1830 im Süden Preston am Hafen Leschenault, und Augusta, nahe der Flinders-Bai an, so wie auch die schon ältere Niederlassung am König-Georg-Sunde später mit der Colonie Westaustralien vereinigt wurde; ferner munterte er zu Erforschungen des Innern auf, die zur Entdeckung eines reicheren Weidelandes jenseits der Darlingkette führten. Er war es ferner, der den Muth der in ihren Erwartungen getäuschten Ansiedler bei den Entbehrungen, die sie sich anfangs auferlegen mußten, und bei den Unfällen, die sie heimsuchten, allein aufrecht erhielt und durch besonnene und umfassende Thätigkeit das Gedeihen der Colonie zu fördern suchte. Die dasselbe hemmenden Schwierigkeiten sind aber nicht sowohl in der theilweisen Unfruchtbarkeit des Bodens, als in dem Mangel an Arbeitern und in der dadurch bedingten Höhe des Arbeitslohnes zu suchen, so daß bisher das Getreide von Außen billiger eingeführt wurde, als es im Lande erzeugt werden konnte. Gegenwärtig zählt die Colonie bereits 26 Grafschaften, die sich gegen 250 M. landeinwärts und hinab bis zur Südküste ausdehnen.

Nach einem nochmaligen Aufenthalte am Schwanenflusse kamen wir, nach Süden segelnd, den 28. October 1840 an dem Cap Naturaliste vorüber und umschifften dann bei Cap Leeuwin die große, von Riffen umgebene Halbinsel, die zwischen beiden sich ausdehnt. Letzteres ist das Südwestcap Australiens und wurde schon 1622 von dem holländischen Schiff Leeuwin (Löwin) entdeckt, von dem das Vorgebirge wie die ganze südwestliche Küste den Namen empfing. Am 2. November fuhren wir an dem Baldhead, der als der steile östliche Abfall eines furchtbar öden

Granitrückens das Eingangscap in den König-Georg-Sund bildet, vorüber in diesen ein und gelangten glücklich durch den schmalen, durch Felsen die Schifffahrt gefährdenden Canal in den Princeßroyalhafen, dem einen der beiden großen Becken, welche der Sund bildet. Hier gerade oberhalb einer blendend weißen Sandbucht bezeichnen zerstreute Häusergruppen das Stadtgebiet von Albany. Dahinter erheben die Berge Clarence und Melville ihre kahlen Granithäupter, an deren Abhängen mächtige, seltsam geformte Granitblöcke umherliegen. Diese Niederlassung wurde 1825 von Sidney aus auf die Kunde, daß sich Franzosen hier anzusiedeln beabsichtigten, gegründet. Seit Albany Westaustralien einverleibt worden ist, hat man die hierher gebrachten Verbrecher wieder entfernt. Die jugendliche Stadt ist nur langsam in ihrer Entwickelung fortgeschritten, obwohl sie bei Weitem den besten Hafen in Westaustralien besitzt. Es ist zwar kein Ueberfluß an gutem Lande in der Nachbarschaft, doch hinlänglich genug, um zu zahlreicherer Ansiedelung zu ermuthigen, zumal da diese Gegend eine der gesündesten von ganz Australien ist und sich in allen Jahreszeiten einer außerordentlichen Gleichmäßigkeit des Klimas erfreut. Wie sich deshalb schon jetzt Manche vom Schwanenfluß hierher begeben, so dürfte das in der Folge auch von Westindien aus von Solchen geschehen, die an den Ufern des Ganges oder Indus ihre Gesundheit eingebüßt haben.

Ich stattete von hier aus mit Lieutenant Warburton den entfernteren Niederlassungen der Colonie in Begleitung eines Ansiedlers und einiger Eingeborenen einen Besuch ab. Nach einem Ritt von 15 M. erreichten wir den Anfang eines ausgedehnten, lichten Landstrichs, der die große Ebene genannt wird. Auf unserem Wege trafen wir auf eine Schaar Eingeborene, die eben beschäftiget waren, das Gebüsch niederzubrennen, was sie streckenweis jedes Jahr zu thun pflegen. Die Gewandtheit, mit der sie mit einem so gefährlichen Elemente, wie das Feuer, umgehen, ist in der That bewunderungswürdig. Die, denen dies Geschäft zunächst anvertraut ist und die die fortlaufenden Flammen leiten oder hemmen, sind mit großen grünen Büschen bewaffnet, mit denen sie das Feuer, wenn es eine falsche Richtung einschlägt, ausschlagen. Ihr einziger Zweck bei diesen Busch-

bränden scheint die Tödtung der Schlangen, Eidechsen und der kleinen, Wallaby genannten Gattung von Kängurus zu sein, die sie auf diese Weise mit lautem Geschrei aus ihrem Versteck hervorjagen, um von den Jägern mit Speeren oder Wurfstecken erlegt zu werden. Das Ganze gewährt ein äußerst belebtes Bild, in dem der geschäftige Wilde, jede Muskel angespannt und jede Kraft in Thätigkeit, sich auf das Günstigste darstellt und in der That als ein anderes Wesen erscheint. Das verderbliche Element scheint unter ihren Händen seine Natur zu ändern und statt der sonst zügellosen Wuth eine völlige Lenksamkeit anzunehmen. Diese schwarzen Wesen, beschäftigt die Flammen anzuzünden, sie zu lenken und ihnen ein Ziel zu setzen, bald hier bald da durch das dicke Unterholz zwischen Rauchsäulen hervorbrechend, während ihre dunkelen, beweglichen Glieder und erregten Gesichtszüge von der wilden Gluth des Feuers glänzen, boten ein Schauspiel dar, das sich mit Worten nicht wiedergeben läßt. — Als wir unser Lager hergerichtet hatten, sahen wir uns Abends nach einem Känguru um. Bald gewahrten wir ein Paar auf derselben Seite der Ebene, wo wir uns befanden, und vermochten uns ihnen durch das Gehölz bis auf 500 Ellen zu nähern. Sie eilten davon, eine Staubwolke hinter sich zurücklassend; da sie, wie sie zu thun pflegen, in einem Bogen liefen, so wurden wir ihrer bald von der Seite ansichtig. Es war eine herrliche Jagd! Sie rannten zu Boden gestreckt davon, kein Hopf oder Sprung war zu unterscheiden. Anfangs kamen die Hunde ihnen schnell nahe, dann aber blieben sie eine Zeit lang in gleicher Entfernung von dem Wild, indem beide Theile ihr Möglichstes thaten. Zuletzt als die Kängurus nach einem Lauf von etwa zwei Meilen beinahe schon den andern Rand der Ebene erreicht hatten, kamen ihnen die Hunde allmälig näher und endlich nach einer oder zwei Wendungen stürzte das kleinere, als es eben im Begriff war, den Wald zu erreichen. Es war ein junges, ansehnliches Männchen, von etwa 60 Pfund und gab für uns eine treffliche Abendmahlzeit ab. Die Eingeborenen kochten für uns den Schweif des Thieres auf ihre Weise, indem sie ihn mit sammt den Haaren rösteten.

Am andern Morgen zeigte es sich, daß unsere schwarzen

Freunde dem Känguru so zugesprochen hatten, daß es sehr schwer hielt, sie selbst von der Stelle zu bringen. Endlich willigten sie ein, uns zu begleiten, und wir zogen gegen sechs Meilen auf der Straße nach dem Schwanenflusse weiter bis zu einem Orte, wo eine Abtheilung Soldaten aufgestellt war. Nachdem wir hier wieder Gelegenheit gehabt, die unersättliche Eßgier unserer schwarzen Begleiter zu bewundern, schlugen wir eine westliche Richtung nach einer etwa 35 Meilen von dem Sund gelegenen Strecke guten Landes ein. Auf unserem Wege kamen wir an mehreren Gräben vorüber, welche von den Eingeborenen angelegt waren, um Kängurus darin zu fangen. Sie waren mit einer leichten Lage von Zweigen oder Gras überdeckt und unten sehr eng, so daß das Wild nicht Fuß fassen konnte, um herauszuspringen. Diese Thiere sind hier so zahlreich, daß manche Heerde sich wohl auf 100 belaufen mochte. Seltsam nahm es sich aus, sie über das Gras oder unter den Bäumen hinweg hüpfen zu sehen, die großen Männchen voraus und hinter ihnen ein Gefolge von Weibchen. Wir suchten einige Male auf sie Jagd zu machen, aber die Hunde hatten wunde Füße und konnten nichts ausrichten. Die Gegend gefiel mir sehr wohl und hatte ein ganz parkartiges Aussehen. Die ganze Nacht klang der Boden von den schwerfälligen Sprüngen der Kängurus wieder, die um unser Nachtlager hüpften. Wir schlugen darauf eine südliche Richtung nach einer der Farms der Lady Spencer am Hayflusse ein. Ein Theil unseres Weges führte durch ein Mahagonydickicht, und da ich ein junges ungebändigtes Pferd vom Cap ritt, so hätte ich wohl eher mit einem Elephanten, als mit ihm die gerade Richtung halten können, was überdies durch die große Einförmigkeit der Bäume sehr erschwert wurde. Als noch dazu durch ein aufspringendes Känguru meine Aufmerksamkeit abgelenkt wurde, mußte ich meine Zuflucht zu dem Compaß nehmen, um mich zurecht zu finden. Wir setzten ungefähr zwei Meilen von der Farm über den Fluß, der sich hier als ein unansehnliches Gewässer, von weitschattigen Bäumen überwachsen, zwischen grasreichen Ufern dahin schlängelt. Das Thal war eng und stieg auf beiden Seiten sanft aufwärts. Der Boden bestand aus trefflicher Dammerde. Am Abend kamen wir zu unserem alten Nachtlager zurück, den darauf folgenden nach

Albany, und am 15. November verließ unser Schiff den König-Georg-Sund.

Zweites Kapitel.

Ich beschloß zunächst die Colonie Südaustralien zu besuchen. Der ausgedehnte Küstenstrich zwischen ihr und Westaustralien tritt größtentheils in einem weiten Bogen nach Norden zurück und bildet den großen Australbusen. Diese Südküste wurde zuerst von dem Holländer Peter Nuyts im Jahre 1629 befahren und aufgenommen und erhielt nach ihm den Namen Nuytsland. Zu Lande bereiste sie zuerst Eyre, um einen Landweg zwischen beiden Colonien zu ermitteln. Er durchzog aber auf seiner unter großen Opfern und Gefahren vollführten Expedition eine unwirthliche, fast wasserlose Einöde, die der Eröffnung eines Ueberlandverkehrs unübersteigliche Hindernisse entgegenstellt. Durch starke Ostwinde aufgehalten, fuhren wir erst am 27. in die Investigatorstraße ein, die zwischen der großen Känguruinsel und der Halbinsel York nach dem St. Vincent Golfe führt. Am Morgen des 29. warfen wir in dem Holdfastbusen die Anker. Der Mount Lofty hob sich im Nordosten aus einer Bergkette hervor, und ein Flaggenstab über den zerstreuten Häusern einer Ortschaft bezeichnete das Stadtgebiet von Glenelg. In hohem Grade überrascht waren wir bei dem Anblick des nur sechs Meilen von da entfernten Adelaide, dessen zahlreiche Straßen und Plätze mit ihren stattlichen Gebäuden uns wie durch einen Zauber aus der Erde gewachsen schienen.

*) Besonders günstige Umstände vereinigen sich zu dem fortschreitenden Gedeihen der Colonie Südaustralien. Sie erstreckt sich vom 132. bis zum 141. Gr. östl. L. und umfaßt die nach ihrem Entdecker (1802) früher Flinder's Land genannte Strecke der Südküste. Die beiden größten Meerbusen derselben, Spencer's Golf und St. Vincent's Golf, von einander durch die lange und schmale York's Halbinsel getrennt, erschließen diese Colonie dem

*) Nach Dutton.

Meere. Vor dem St. Vincent's-Golf liegt die große Kängurü-Insel, welche ihn vor dem mächtigen Andrang des südlichen Oceans beschützt. Die Einfahrten in den Meerbusen, sowohl die Investigator- als die Backstair-Straße, sind völlig gefahrlos. Bei dem Cap Jervis, dem südlichsten Punkte der Colonie, erhebt sich plötzlich eine Hügelreihe, die 40 M. längs der Ostküste des Busens nach Norden läuft, dann entfernt sie sich von demselben um 15—30 M. und theilt sich etwa in 34° s. Br. in einen nordwestlichen und in einen nördlichen Zweig. Ersterer verliert sich später in den sandigen Ufern des sogenannten Torrens-See's (Lacus Torrens), während der andere als der Hauptzug, so weit man ihn verfolgte, keine Verminderung seiner Höhe wahrnehmen läßt. Diese Hügelreihen, deren vereinzelt hervorragende Spitzen 2000—3000 (Mount Bryant 3012) Fuß aufsteigen, sind mäßig hoch und steil, meist mit verschiedenen Holzarten bewachsen und theils dicht bewaldet, theils kahl. Mit Ausnahme der stets felsigen Gipfel sind sie mit grünem Rasen bedeckt, der reiche und nahrhafte Weideplätze darbietet. Die überall hin vertheilten schönen Baumgruppen geben ganz Südaustralien das Aussehen eines Gartens, und wenn auch die Eiche, wie mancher andere edle Baum unserer Waldungen, fehlt, so erhebt doch der Kino-Baum (Eucalyptus resinifera) sein Haupt oft stolz zum Himmel, auch ist die Casuarina mit ihren niedergesenkten und fadenartigen Zweigen nicht ohne Eleganz, und die Schönheit der verschiedenen Akaziengeschlechter, so wie vieler blühender Gesträuche, an denen die Landschaft Ueberfluß hat, ist nicht in Abrede zu stellen. Der Höhenzug des Mount Lofty (2334 Fuß), unmittelbar hinter Adelaide, ist mit einem Baum von faseriger Rinde bewachsen, der den Colonisten einen reichen Vorrath an Holz zum Bauen und zu tausend andern Zwecken liefert. Dieser bildet nebst der hohen Araukarie den Hauptbestandtheil der Wälder. Dabei ist der Boden meistentheils so vortrefflich und pflugfertig, daß die Kosten für die Bearbeitung desselben fast ganz wegfallen. So weit die Colonie erforscht ist, besteht etwa ein Drittel aus gutem offenen Acker- und Wiesenland, ein Drittel aus bewaldeten Hügeln, die sich zur Weide eignen, und der übrige Theil aus schlechtem, felsigem Boden;

aber eben dieser hat sich in den letzten Jahren als der werthvollste erwiesen wegen der reichen Minen, die hier entdeckt wurden. Wasser findet sich genug, wie zu jedem anderen Gebrauche, so auch für die ungeheuern Heerden, welche bereits das Land bedecken. Zwar besitzt dasselbe keinen einzigen schiffbaren Fluß außer dem Murray, dessen Mündung gefährlich ist, aber dieser Mangel hindert Südaustralien nicht, ein bedeutendes und dicht bevölkertes Land zu werden, indem die günstige, überall zugängliche Lage desselben gute natürliche Straßen ohne große Arbeit und Kosten herzustellen verstattet. In der an fünf Monate im Jahre dauernden Regenzeit sind alle Thalsenkungen reich an Wasserbächen, und zu jeder Zeit kann man durch gegrabene Brunnen zu 20 bis 100 Fuß Tiefe Wasser in Fülle erhalten. Die tiefen natürlichen Teiche, welche in Australien so gewöhnlich sind, lassen, da sich ihr Wasser das ganze Jahr hindurch wenig vermindert, auf mächtige unterirdische Quellen schließen. Ihre Ufer sind sehr steil und von Wasser unterspült, so daß manches Stück Vieh hineinstürzt und verloren geht. In einigen Gegenden der Colonie hat das Wasser für den Ankömmling einen ziemlich unangenehmen und etwas salzigen Geschmack, eine Wirkung des alaunhaltigen Bodens; doch ist es nicht im Geringsten ungesund. Die wohlbewässerten Districte südlich von Adelaide sind von hohem Werthe für den Ackerbau. In den Niederungen, nahe der Encounter-Bai, wo auch der Wallfischfang mit glücklichem Erfolge betrieben wird, an den Ufern des Victoria-See's und an dem westlichen Ufer des in diesen sich mündenden Murray befinden sich ausgedehnte Viehweiden, und viele Uferstrecken des See's und des Flusses bestehen aus reichem Lande mit angeschwemmtem Boden. Nahe der Südspitze, Cap Jervis, befinden sich reiche und schöne Thäler, weiter nördlich die fruchtbaren Stadtgebiete von Willunga und Noarlunga, letzteres mit einer großen Dampf-Kornmühle und einer 100 Fuß lang über den Oncaparinga gespannten Brücke, in deren Nähe der Fluß schiffbar ist. Noch weiter nach Norden steigt man in die Ebenen von Adelaide hinab, welche sich, von der Hügelreihe östlich begrenzt, an 40 Meilen weit in ununterbrochener Fläche nach Norden zu ausdehnen. Nordöstlich davon kommt man durch die reichen Thäler der Flüsse

Torrens, Nord- und Süd-Para in die Districte des Lynedoch-Thales und der Barossa-Höhen, welche mit dem üppigen Angus-Park den unübertrefflichsten Landestheil der Colonie ausmachen. Nördlich von dem schönen und fruchtbaren Thale des Light-Flusses dehnt sich bis zum Mount Arden hin das Baumland aus, bewohnt von Schaf- und Rindviehzüchtern, doch fehlt es auch hier nicht an dem schönsten Boden für neue Colonisten. Die Provinz ist in folgende Grafschaften, von Norden nach Süden getheilt: Stanley, Eyre, Gawler, Adelaide, Sturt, Hindmarsch, Neu-Schlesien und Russel. — Auf der Westküste von Spencers Golf befindet sich die Niederlassung von Port Lincoln, die namentlich wegen der feindseligen Haltung der Eingeborenen und der zu großen Abgeschiedenheit des Orts noch keinen guten Fortgang gehabt hat. — Ein sehr ausgedehnter und trefflicher Landstrich ist neuerlich in dem südöstlichen Theile der Colonie, in der Umgebung der Rivoli-Bai aufgefunden worden, der sich vom Murray bis zum Flusse Glenalg erstreckt. Es ist ein vulkanischer Boden und einige von den zahlreichen Kratern scheinen noch ganz kürzlich in Thätigkeit gewesen zu sein. Eigenthümlich ist, daß die meisten mit frischem Wasser angefüllt und unermeßlich tief sind. Das Wasser in einem derselben war dicht an dem Rande schon 103 Fuß tief. Man hat auch Höhlen von ungewöhnlicher Bildung aufgefunden. Am Eingang erscheinen sie sehr eng, so daß man nur auf den Händen und Knieen hineinkriechen kann; aber bei näherer Betrachtung findet man innere Räume von so ungeheurer Ausdehnung, daß man die Seitenwände nicht erkennen kann. Der Grund derselben bildet ein großes Behälter von frischem Wasser. In den Niederungen, nahe bei Rivoli-Bai, ist überall Wasser in Fülle, besonders da, wo die Theegebüsche Strecken von mehreren 1000 Acres Land bedecken. Die Bodenbeschaffenheit und treffliche Lage dieses Landstrichs setzt eine baldige Gründung zahlreicher Niederlassungen zwischen Adelaide und Port Philipp außer Zweifel.

Sein außerordentlich günstiges Klima verdankt Südaustralien besonders den Südwestwinden, welche den dritten Theil des Jahres hindurch wehen und immer kühl und gewöhnlich von Regen begleitet sind. Die trockene, warme und elastische Luft ist

äußerst gesund und besonders den Lungenkranken höchst zuträglich. Die Sterblichkeit betrug im Laufe der letzten fünf Jahre weniger als ein Procent. Es giebt eigentlich hier nur Frühling und Sommer, denn der sogenannte Winter ist ohne allen Frost und Schnee, kleidet vielmehr das Land in neues Grün und frisches Laub. Die Regenzeit dauert von der Mitte des Mai bis zum Anfange des October. Dann wird das Wetter allmälig wärmer bis zum Februar, der gewöhnlich der heißeste Monat ist. Die Sommermonate, December, Januar und Februar, sind sehr heiß, werden aber oft durch Gewitter gemildert. Nicht selten jedoch wird die Hitze erschwert durch heiße Nordwinde in Begleitung von Staubwolken, gegen welche man sich wegen der Feinheit des Staubes nur schwer schützen kann.

Erst durch Capitain Stuart's Fahrt den Murray hinab bis zum See Victoria im J. 1830 wurden die Blicke der Colonisten auf Südaustralien gelenkt, das bisher nach den ungewissen Berichten der Seefahrer von dessen Küsten als ein für die Ansiedelung ungünstiges Land gegolten hatte. Im J. 1834 traten 42 einflußreiche Männer zur Entwerfung eines Colonisationsplanes für Südaustralien zusammen, und dasselbe wurde durch eine Parlamentsacte zur britischen Provinz erhoben. Von dem wohlthätigsten Einfluß auf das sittliche und materielle Gedeihen der jungen Colonie war die Bestimmung, daß sie nie zur Aufnahme von Verbrechern dienen sollte, so wie die Aneignung eines Colonisationssystems nach Wakefield's trefflichen Grundsätzen der Selbsterhaltung, durch welches dem größten Hindernisse für das Gedeihen der westaustralischen Colonie -- dem Mangel an Arbeitskraft — hier auf die entsprechendste Weise begegnet wird. Der Erlös nämlich für die verkauften Staatsländereien fließt in eine Auswanderungscasse, die zur Herbeischaffung von Arbeitern verwendet wird. Je mehr Vermögende demnach einwandern, desto mehr Land wird verkauft; je größer die Masse des verkauften Landes ist, desto mehr nimmt der Auswanderungsfonds zu; und je größer dieser ist, desto mehr Arbeiter können von England herübergeschickt werden. Land an sich ist ja keinen Heller werth, wie reich es auch von Natur sei, sondern nur so weit Hände es zu bearbeiten da sind, bringt es Gewinn. Es ist daher Arbeit,

nicht Land allein, was der Colonist von Südaustralien kauft; und darin besteht der große Vortheil, den diese Colonie vor allen andern besitzt, und der ihr einen glücklichen Erfolg sichert. Doch drohte der jungen Colonie unter ihren ersten Gouverneuren, Hindmarsh (1835) und Gawler (1838) durch mancherlei Mißgriffe ein früher Untergang. Letzterer ließ mit geborgten Mitteln in der Hauptstadt Adelaide stattliche öffentliche Gebäude aufführen, und der hohe Lohn zog alle Arbeitskräfte nach der überfüllten Stadt, während die Ansiedler auf dem Lande aus Mangel an Arbeitern nicht einmal die nothwendigsten Lebensmittel zu bauen vermochten. Ungeheuere Summen mußten zur Herbeischaffung derselben in die Nachbarcolonien versendet werden. Die Einkünfte betrugen im J. 1839 kaum 20,000 Pfd. Sterl., hingegen die Ausgaben im ersten Quartal gegen 9000, im letzten schon 34,000, ja in dem letzten des folgenden Jahres sogar über 60,000 Pfd. Sterl., während 1839 die Colonie noch nicht mehr als 2500 Acker angebautes Land besaß! Nur durch die durchgreifendsten und entschiedensten Maßregeln, durch die er viele Sonderinteressen verletzen und viele Gegner sich erwecken mußte, vermochte der neue Gouverneur, der mit Südaustraliens Verhältnissen wohlvertraute Capitain Grey (1841), von der unheilvollen Bahn wieder einzulenken. Doch konnte er nicht verhindern, daß es 1841 nahe an 2000 gänzlich Verarmte in der Colonie gab, denen zu ihrem Unterhalte kaum etwas Anderes übrig blieb, als zu Raub und Plünderung zu greifen, und daß von den 1915 Häusern Adelaide's, in denen sich bisher die halbe Bevölkerung der Colonie zusammengedrängt hatte, 642 zu Ende des J. 1842 völlig leer standen. Dagegen waren durch die dem Landbau wieder zugewiesene Volksmenge bereits 19,000 Acker angebaut worden, und die Colonie wurde durch eine so reiche Ernte gesegnet, daß, sie einzusammeln, der Gouverneur die Soldaten den Ansiedlern zur Aushülfe senden mußte. Schon 1843 fand jeder arbeitsfähige Mensch Beschäftigung und Verdienst und hatte die ungeordnete Speculation, das Verderben der australischen Colonien, fast ganz aufgehört. Von da an begannen die Angelegenheiten sich ununterbrochen besser zu gestalten. Die Einnahmen überwogen die Ausgaben, der Werth der Ausfuhr den

der Einfuhr, und der Gouverneur konnte an die Abtragung der der Colonie zur Last gefallenen Schulden denken. Im J. 1845 wurden alle Häfen Südaustraliens für Freihäfen erklärt. Darauf folgte Grey, unter allgemeiner Anerkennung seiner bewunderungswürdigen Verwaltung der Colonie, dem ehrenvollen Rufe als Gouverneur von Neu-Seeland und erhielt Major Holt Robe zum Nachfolger.

Adelaide liegt freundlich auf beiden Ufern des Torrensflusses, der jedoch in der trockenen Jahreszeit nur aus einer Reihe von Wassertümpfeln besteht, und umfaßt über 1000 Acker. Das nördliche Ufer erhebt sich über die Ebene und bietet liebliche Aussichten auf die Hügel des Mount Lofty und auf die ganze Umgegend dar. Nord- und Süd-Adelaide sind durch zwei hölzerne Brücken verbunden, von denen jedoch die westliche, nachdem die Winterfluth sie wiederholt fortgeschwemmt hatte, neuerlich durch eine steinerne Bogenbrücke ersetzt worden ist. Die schönsten öffentlichen Gebäude sind unter Gawler errichtet, wie das Gouvernementshaus, das Hospital u. a. Das außerhalb der Stadt befindliche Gefängniß, ein weit ausgedehntes Gebäude mit achteckigen Thürmen und langen Mauern, das 1844 bei einer Bevölkerung der Colonie von 20,000 Einw. nur 25 Gefangene enthielt, ist als eine Satyre auf das freie, wohlgeordnete Südaustralien anzusehen, das wegen seiner Sicherheit in Hinsicht auf Leben und Eigenthum sprichwörtlich geworden ist. Die Südaustralienbank zeichnet sich durch die Zierlichkeit ihrer Bauart aus. Das Theater ist jetzt zu einem Gerichtshause umgeschaffen worden. Auch befinden sich in der Stadt zwei Banken, eine Sparcasse, drei Freimaurerlogen, ein Enthaltsamkeitsverein und eine Hülfsbibelgesellschaft. Die Straßen sind 66 — 132 Fuß breit, und unter ihnen ist die ansehnliche Hindley-Street der Hauptsitz des Handels. *) „Nach dem fünf Meilen entfernten Hafen führt eine kürzlich erbaute Eisenbahn.“ Derselbe ist acht bis neun Meilen breit und eine Meile lang und bildet, einer unermeßlichen Menge von Schiffen jeder Art vollkommene Sicherheit

*) Dieser Zusatz und die folgenden sind der Allgem. Augsb. Ztg. entlehnt.

bietend, einen großen natürlichen Dock. Einige der durch freiwillige Beiträge erbauten Kirchen sind schöne Gebäude. „Am Schlusse des J. 1847 traf von Neu-Südwales Dr. Tyrell mit vier Candidaten des Predigtamtes als Bischof von Südaustralien ein. Seine Diöcese umfaßt 120,000 □ M., die beinahe zu einem Drittel mit Colonisten besetzt sind." Doch gehört die Mehrzahl derselben den Dissenters an. Die Sonn- und Festtage werden in Südaustralien noch heiliger und strenger als in England gehalten. Die Schulen beschränken sich nur auf den Elementarunterricht. Die unglücklichen Zustände unseres Vaterlandes während der beiden letzten Jahre bestimmte eine große Anzahl Deutscher im Frühjahre vorigen Jahres Deutschland zu verlassen und sich in und bei Adelaide anzusiedeln. Der größte Theil dieser Ansiedler stammte aus Berlin und Schlesien. Den neuesten Nachrichten nach geht es ihnen aber keineswegs so gut, als sie selbst geglaubt hatten.

Die Menge der Gasthäuser, deren es 1840 in Adelaide allein 63 und in der ganzen Colonie 107 gab, ist leider eine Ursache von Ausschweifungen im Trunke. Doch nehmen die Bewohner des Buschlandes nie ein stärkeres Getränk als Thee zu sich, und die deutschen Colonisten sind Muster von Mäßigkeit. Diese gelangen daher auch meist bald zu einer unabhängigen Stellung, während der britische Arbeiter beständig in seiner Abhängigkeit bleibt. Es befanden sich vor 1849 auch unter den Ansiedlern etwa 1500 Deutsche, die zum Theil 1838 von Hamburg her auf dem Schiffe Zebra herüberkamen. Letztere haben in der Nähe des Mount Barker die Ansiedelung Hahndorf gegründet. Sie sind preußische Altlutheraner und zeichnen sich unter ihrem Seelsorger, Pastor Kavel, der sie hieher begleitete, durch Reinheit der Sitten, Gewerbfleiß, und darum auch durch Unabhängigkeit und Wohlhabenheit aus. Außerdem giebt es in Südaustralien noch vier deutsche Dörfer: Klemzig, Lobethal, Bethanien und Langmeil. Die Auswanderungen von Deutschland her werden immer wichtiger, um so mehr als die Minen durch die ausgezeichneten Bergleute vom Harz und aus Sachsen allmälig zu größerem Betriebe gelangen. „Nach neueren Nachrichten zählt gegenwärtig Adelaide schon gegen 25,000 E., hierunter ein Fünftel

Deutsche, deren Volksthümlichkeit gesichert ist, indem sie von der englischen Regierung auf gleichem Fuße mit den Nationalen behandelt werden. Im Juni 1847 haben Bremer Rheder ein großes dreimastiges Schiff mit dem Namen des preußischen Landtagsabgeordneten von Beckerath benannt, das, nach Südaustralien bestimmt, die erste deutsche Presse nach dem fünften Welttheil bringt." Bisher erschienen schon drei Zeitungen in Adelaide. Unter den gesellschaftlichen Belustigungen sind die Picknicks sehr beliebt, nicht selten werden auch Liebhaberconcerte zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet. Unbegrenzte Gastfreundschaft herrscht überall, und alle echt englischen Vergnügungen, wie Jagd, Wettrennen 2c. halten sich bei den Colonisten in frischer Theilnahme. Wie in dieser Colonie die größte Sicherheit herrscht, so nimmt sie überhaupt unter allen australischen Provinzen in sittlicher Hinsicht den ersten Rang ein — eine segensreiche Folge der freien Auswanderung und der Fernhaltung von Verbrechercolonien.

Einer der herrlichsten Landstriche Australiens ist die Gegend um den Mount Barker, dessen Höhen bis zu 3000 Fuß ansteigen. Alle britischen Kornarten und Früchte sind hier zu Hause. An den reichen und geschützten Abhängen liefert der natürliche Boden in drei oder mehreren Ernten hinter einander abwechselnd Weizen, Kartoffeln und Bohnen von so vortrefflicher Beschaffenheit und in solcher Fülle, wie nur der höchste Grad des künstlichen Ackerbaues in England es erzielen kann. Fremde, welche die Colonie besuchen, begeben sich daher gewöhnlich in diese Gegend, um sich an ihrer blühenden Natur und kühleren Bergluft zu erfrischen, und finden hier gastliche Aufnahme und allen englischen Comfort. Hier in der reizendsten Umgebung ist eine Stadt angelegt, die in fröhlichem Gedeihen begriffen ist. Nicht weit davon liegt das genannte Hahndorf mit seinen 3—400 Deutschen und die Stadt Nairne mit allen Anzeichen des Fortschritts und der Wohlhabenheit. Etwa zehn Meilen südwestlich befindet sich eine andere Niederlassung, Three Brothers Special Survey, mit den schönsten Meiereien und den üppigsten Gärten, in denen alle Arten europäischer Früchte und Gemüse herrlich gedeihen. Der Echunga Hock, ein Wein, welcher dort gekeltert wird, gleicht an Geschmack dem Moselweine. Nach Süden schließen sich noch

eine Reihe aufblühender Niederlassungen an. „Das Klima,“ sagt ein dortiger angesehener Landbesitzer, „ist dem von Griechenland gleich und (so kühne Hoffnungen hegt er schon für sein neues Vaterland!) wir besitzen hier alle diejenigen Elemente, welche einst die Größe jenes alten Landes begründeten. Was soll uns hindern, einmal eben so reich an Ruhm und noch weit reicher an Tugend zu sein? Unsere Lorbeern, wie unser immergrünes Laub, brauchen niemals zu welken. Unsere Eroberungen werden die des Friedens, unsere Triumphe die der Wahrheit sein.“ — „Die Bevölkerung überstieg 1847 die Zahl von 40,000 und hat sich demnach seit drei Jahren verdoppelt. Südaustralien ist die einzige unter allen britischen Colonien, die sich ganz allein aus eigenen Mitteln erhält, darum dringt sie jetzt auch auf die Gewährung einer vom Mutterland unabhängigeren Regierung und einer angemessenen Volksvertretung.“ Die Ländereien sind zum Behuf der Versteigerung in drei Classen getheilt, je nachdem sie in oder bei einer Stadt oder auf dem flachen Lande liegen. Als der geringste Preis sind 20 Schillinge für den Acker angenommen, wogegen z. B. 80 Acker bei Montacute, in denen sich Kupfer befand, zu 80 Pfd. Sterl. veranschlagt und für 1550 verkauft wurden. Nach der Erfahrung der ersten acht Jahre, in welchen nie eine Ernte mißrieth, prophezeit Dutlon eine fortdauernde Fruchtbarkeit, besonders wenn sie durch Vervollkommnung des Ackerbaues unterstützt wird. Zu den Vortheilen des Bodens und des Klimas kommt noch die Leichtigkeit das Land zu roden, da die Bäume meist nur parkähnlich zerstreut stehen und zugleich die Mittel an die Hand geben, die Felder mit Schutzwehren gegen die Kängurus zu versehen. Zum Pflügen werden allgemein Ochsen gebraucht, die sich Nachts in den Wäldern selbst ihre Nahrung suchen. Dünger ist bisher noch nicht angewendet worden; die Arbeit ist zu kostbar und das Land so fruchtbringend, daß es genügt, immer die Hälfte der Felder brach liegen zu lassen. Der Weizen wird von Mitte April bis Mitte Juni gesäet, die Gerste bedeutend später, und beide gedeihen erstaunlich gut. Ersterer giebt in der Gegend des Mount Barker auf dem Acker als niedrigsten Ertrag 30 — 35 Scheffel, öfter aber 40 — 45 Scheffel. Die Feinde, mit denen der Bauer zu kämpfen hat, sind

Mehlthau und Brand. Die Gerste wird, wenn sie früh gesäet ist, zwei Mal, selbst drei Mal geerntet. Roggen wird fast nur von den Deutschen gebaut. Hafer, Kartoffeln und Mais gedeihen am besten am Mount Barker. Im J. 1840 waren nur 2500, 1845 schon 30,000 Acker Land angebaut. Seitdem findet eine Ausfuhr von Weizen und Mehl nach den anderen Colonien, selbst nach dem Cap der guten Hoffnung und nach England statt. Um den Mangel an Arbeitern zu ersetzen, erfand ein Hr. Ridley eine Maschine, die das Korn zu gleicher Zeit schneidet und drischt und beide Geschäfte auf einem Acker Land in einer Stunde vollendet. Sie schneidet die Aehren oben von den Halmen ab und bringt sie unter einen Cylinder, welcher die Körner ausdrischt.

Sowohl alle in England gezogenen Pflanzen und Früchte, als die der wärmeren Zone gedeihen hier vollkommen. Während der reiche schwarze Boden an den Flußufern und Buchten der Cultur der Feige, Olive, Pfirsiche, Melone und Orange günstig ist, eignen sich die Hügel vornehmlich zum Weinbau. Der Wein ist sowohl an Güte, als an Fülle ausgezeichnet. Feigen, Oliven und Mandeln gedeihen so vortrefflich unter freiem Himmel, daß sie, einmal gepflanzt, gar keiner weitern Pflege bedürfen; und Rosinen, Feigen, Mandeln, Olivenöl werden bald mit zu den Ausfuhrartikeln gehören. Die Wassermelonen erreichen einen ungeheuern Umfang. Die Ricinuspflanze wuchert fast zu sehr, giebt aber ein treffliches Oel. Der Hopfen verspricht den besten Gewinn, und auch der Tabak würde sehr befriedigen, wenn man der Zubereitung der Blätter kundiger wäre. — Die Grasarten sind mannigfach, sehr nahrhaft und einen großen Theil des Jahres frisch. Die Heerden vergrößern sich in außerordentlicher Weise. Im J. 1838 gab es in Südaustralien erst 28,000 Schafe und 2500 Stück Rindvieh, dagegen 1844 schon 450,000 Schafe und 30,000 Stück Rindvieh; 1845 hatten sich die Ersteren wenigstens bis auf 600,000 vermehrt. Sie lieferten über eine Million Pfund Wolle, zu deren Ueberschiffung nach England 9—10 große Schiffe nöthig sind. Die südaustralische ist an und für sich von der gleichen Güte wie die von Neusüdwales, und steht der letzteren nur in der Wäsche nach, doch wird sie sich verbessern, seit man hier große Teiche und Behälter für das weichere Regenwasser

angelegt hat. Der größte Feind der Schafzüchter ist die Raude, mit der beinahe die Hälfte der Schafe in der Provinz behaftet ist. Die Rinder- und Pferdezucht ist für jetzt noch minder bedeutend, doch wird schon Butter und Käse in Menge ausgeführt.

Eine neue Quelle reichen Gewinns erschloß sich den Colonisten seit 1843 durch die Auffindung reicher Erzlager in verschiedenen Gegenden der Colonie, deren Ausbeutung den Bodenbesitzern gesetzlich zusteht. Seitdem hat sich's ergeben, daß der südaustralische Bergbau an Bedeutung von dem keines anderen Landes übertroffen zu werden verspricht. Die ganze vom Cap Jervis beginnende Hügelreihe hat, so weit man sie untersucht, auf eine Länge von 200 Meilen sich als entschieden metallhaltig erwiesen. Die Eisenerze sind bisher noch wenig ausgebeutet worden, doch sind sie im größten Ueberflusse und in möglichster Reinheit vorhanden. An vielen Stellen finden sich große, von Arsenik oder Schwefel ganz freie Eisenadern bis zu einer Breite von 40 Fuß, die an der Oberfläche hervorragen. Die wichtigste Kupfermine ist die von Kapunda, 25 M. nördlich von Adelaide. Dutlon entdeckte sie 1842 zufällig auf einem Spazierritt, indem er an einem Hügel eine große hervorragende Masse Thonschiefer bemerkte, die so stark mit Kupferoxyd überzogen war, daß es aus der Ferne schien, als wäre der Felsen mit einem schönen Moose bewachsen. Diese Mine lieferte 1845 bereits 1200 Tonnen Kupfererz von unvergleichlicher Güte und Reichhaltigkeit. Die Yattagolinga-Mine an der Rapid-Bai ist eben so reich an Kupfer als an Blei. Letzteres findet sich auf der Oberfläche an zahlreichen Stellen fast ganz gediegen, so daß die Tonne Erz 75 Prct. Blei und 18—20 Unzen Silber liefert. Auch in der unmittelbaren Nähe von Adelaide kommt dieses Erz in großem Ueberflusse vor und wird mit geringen Kosten gewonnen. Der südaustralische Bergbau dürfte für die Zukunft eine hohe Bedeutsamkeit gewinnen, denn zu der Menge der Erze kommt auch deren außerordentliche Güte, indem das hier gewonnene Kupfer das von Cuba und Südamerika, welches bisher das beste war, übertrifft. Dazu kommt, daß sie zu Lande wie zu Wasser sehr wohlfeil zu Markte zu bringen sind und bei der zunehmenden Wollenausfuhr statt des Ballastes in den Schiffen nach England ausgeführt

werden können. Bisher hat man die rohen Erze verschifft, seit aber eine Menge Schmelzer und Kohlenbrenner aus Clausthal im Harzgebirge in der Colonie angekommen sind, steht das Schmelzen des Metalls und damit noch eine bedeutende Verminderung der Transportkosten in naher Aussicht. Bis jetzt kann man sich hierbei nur der Holzkohle bedienen, doch ist das Vorhandensein von Steinkohlenlagern sehr wahrscheinlich geworden.

Sehr erfreut war ich über das Gedeihen der von deutschen Missionairen errichteten Schulen und namentlich über die Gelehrigkeit der eingeborenen Knaben und Mädchen. Doch würde die Zahl derselben noch weit größer sein, wenn man deren Väter dafür, daß sie der Hülfe ihrer Kinder entbehren, auf irgend eine Weise entschädigte, um sie dadurch zu bestimmen, dieselben zur Schule zu schicken. Auch wäre es unerläßlich, daß diese während dem von allem Verkehr mit ihren Volksgenossen abgeschlossen blieben, da durch den nachtheiligen Einfluß derselben die guten Wirkungen der Erziehung immer wieder aufgehoben werden. Endlich scheint es mir auch unangemessen, daß die Kinder allen Unterricht in ihrer Muttersprache erhalten, deren die Lehrer meist nur wenig mächtig sind, und die gewöhnlich nur der Dialect eines Stammes ist, so daß er oft schon einige Meilen weiter nicht mehr verstanden wird. Will man die schon hierdurch bedingte feindliche Entfremdung der verschiedenen Stämme aufheben und die Eingeborenen zu höherer Gesittung heranziehen, so ist es unerläßlich, daß man versucht, statt der mehreren hundert Dialecte, die alle nur der dürftige Ausdruck eines beschränkten Fassungsvermögens und engen Gesichtskreises sind, die englische Sprache zur allein herrschenden zu machen, und in dem Unterricht dieses, wenn auch noch fern liegende Ziel wenigstens anbahnt. — Vor einiger Zeit war Eyre's Expedition nach dem Norden aufgebrochen, und es war außerordentlich, welch regen Antheil die ganze Colonie an diesem kühnen Unternehmen bekundete. Wir theilen darüber das Wichtigste aus Eyre's Reisewerke in den folgenden Kapiteln mit.

Drittes Kapitel.

Von Südaustralien begleiten wir Capitain Stokes nach Van Diemensland, welches er auf seinen Fahrten mehrmals besuchte. Diese durch die Baßstraße von dem Südosten des australischen Festlandes getrennte Insel wurde 1633 von dem gefeierten holländischen Seefahrer, Abel Tasman, entdeckt, der ihr jenen Namen zu Ehren des damaligen Gouverneurs von Batavia beilegte. Aber Ehre dem Ehre gebührt! Die von Stokes vorgeschlagene Benennung der Insel: »Tasmanien« hat bereits Eingang gefunden und ist um so angemessener, als schon ein Landstrich an der Nordküste Australiens den Namen Van Diemensland führt. Die insularische Beschaffenheit von Tasmania wurde erst 1798 außer Zweifel gesetzt, wo der unerschrockene Baß, auf einem Wallfischboot von Sidney aus kreuzend, die nach ihm benannte Straße entdeckte. Tasmanien hat einen Flächenraum von 1150 deutschen □ M. Sein allgemeiner Charakter ist der australische, jedoch mit den eigenthümlichen Vorzügen, die durch seine insularische Beschaffenheit bedingt sind. Die den Anbau so hemmende Neigung des australischen Continents zur Bildung von Flachländern fehlet hier ganz, und die Küsten zeigen statt der abschreckenden Einförmigkeit und Unfruchtbarkeit kühne und großartige Bergformen. Das gute Land findet sich zwar auch nur einzeln, aber nicht durch so ausgedehnte Wüsteneien unterbrochen; die Flüsse sind zahlreicher und gleichmäßiger mit Wasser versehen, als die des Festlandes, und die Nähe der See schützet vor anhaltenden Dürren. Die Weltstellung der Insel ist die günstigste, so daß, was England für Europa ist, Tasmanien für Australien zu werden verspricht. Der Osten und die Mitte der Insel sind gegenwärtig in neun Districte getheilt, während der Westen noch fast ganz unbewohnt ist. Die ersten Niederlassungen wurden 1803 am Derwent und 1804 an der Tamar, den beiden Hauptflüssen der Insel, gegründet und bestanden zunächst aus von Sidney übergeführten Verbrechern. Bald wurden Hobarttown an ersterem, Launceston an letzterem Flusse die Mittelpunkte des Lebens und Verkehrs und der Verbindungsweg

zwischen beiden Städten durch das Innere aufgefunden. Unter der gleichen Oberleitung und unter verwandten Verhältnissen war auch der Entwickelungsgang dieser Colonie dem von Neusüdwales sehr ähnlich, auf dessen spätere Darstellung wir daher verweisen. Besonders schwere Kämpfe hatte Tasmanien mit den zahlreich entflohenen Deportirten, Bushrängers genannt, zu bestehen, die in Räuberbanden das Land plünderten, so wie mit den zu einem Rachekampf aufgereizten Eingeborenen. Die Insel ist bis zur Gegenwart eine Verbrecher-Colonie geblieben. Als Stokes am 6. Juli 1838 durch die Baßstraße segeln wollte, nöthigten widrige Winde ihn zur Umschiffung Tasmaniens. Ein heftiger Sturm wehte die Nacht über, so wie am folgenden Tage, und drohte das Schiff an der gefährlichen Küste zu zerschellen. „Am Morgen des 8.," berichtet er, „wurden wir des Südwestcaps von Tasmanien ansichtig, das in einer Spitze auslaufend sich gegen 1000 Fuß über die See erhebt, und an dessen weißer und verwitterter Felsenstirn sich die noch immer hochgehenden Wellen in einförmiger Regelmäßigkeit brachen. Die benachbarte Küste hatte ein eigenthümliches wildes, ödes, von Stürmen verheertes Aussehen. Wir erblickten die rauhen und baumlosen Abhänge nackter Hügel; wo sich hier und da Spuren von Vegetation zeigten, da bekundete ihr verkrüppelter Wuchs und ihre durch die herrschenden Winde bedingte nördliche Richtung die Ungunst des Klimas. Hohe, kahle Gipfel erschienen zuweilen durch die dicken Wolken, die sie umgürteten, und die ganze Küstenlinie erinnerte außerordentlich an die traurige Küste von Feuerland.

Bei der Einfahrt in den Canal d'Entrecasteaux bemerkten wir einen ansehnlichen Leuchtthurm, der, auf Bruny Island erbaut, dazu dient, die Schiffe den Untiefen am Eingang fern zu halten, auf denen so manches Fahrzeug Angesichts der Küste gescheitert ist. Wir fuhren, als es schon dunkel geworden war, gegen einen heftigen Nordwestwind in die Sturm-Bai ein, die ihren Namen vollkommen rechtfertigte und uns so aufhielt, daß es Morgen war, bevor wir dem Leuchtthurm an der Mündung des Derwentflusses gegenüber kamen. Die Nacht war bereits wieder eingebrochen, als wir die Bucht Sullivanscove erreichten, an der die Hauptstadt der Insel, Hobarttown,

liegt. Für unsere langsame Fahrt wurden wir durch den steten Wechsel anmuthiger Landschaften entschädigt, deren frisches Grün im Gegensatze zu der öden Küste, die wir eben verlassen, dem Auge um so wohler that. Die ausgedehnten Waldungen wurden häufig von gelichteten Stellen unterbrochen, wo der unternehmende Colonist durch die Axt und das Feuer dem Anbau den Weg gebahnt hatte, unter dessen Einfluß die Landschaft zuweilen an England erinnerte. Die Täuschung wurde noch erhöht durch anmuthige kleine Landhäuser, die hier und da längs der abhängigen Ufer des Flusses zerstreut lagen und zu dem Bilde gedeihlicher Fruchtbarkeit noch den Reiz friedlicher Anmuth und heimathlicher Erinnerungen fügten. Hobarttown besaß im J. 1839 bereits 14,000 Einwohner, während die Bevölkerung der ganzen Insel sammt dem Militair sich auf 45,000 belief.

Die Lage Hobarttowns ist für einen ausgedehnten Verkehr die allergünstigste, denn von hier ist die leichteste und bequemste Verbindung mit allen Theilen der Insel. Dadurch wird die Stadt zum Mittelpunkt aller Verbindungen des südlichen Tasmaniens mit der Außenwelt. Für die Zukunft ist ihr jedoch durch die Weltstellung noch eine viel höhere Bedeutung angewiesen. Wenn man bedenkt, daß sie im innersten Grunde einer ausgezeichneten Hafenküste, am Eingange in die größten Oceane liegt, für welche alle Tasmanien gleichmäßig das bequemste Verbindungsglied, den wahren Mittelpunkt bildet, so leuchtet ein, welche Wichtigkeit Hobarttown nicht etwa blos für den Wallfisch- und Robbenfang, wie bereits jetzt, sondern für den Weltverkehr gewinnen, und wie hier ein Theil der Handelsverbindung zwischen Indien, Südafrika und Europa einer- und dem großen Ocean, Westamerika und Ostasien andererseits sich vereinigen muß. Es kann danach nicht zweifelhaft sein, daß nächst Sidney kein Punkt in Australien zu einer so weltgeschichtlichen Bedeutung bestimmt ist, wie Hobarttown."

Der Gouverneur John Franklin nahm uns auf das Gastfreundlichste auf. Die Ungunst der Witterung gestattete uns nicht, der anmuthigen Gebirgsnatur der Nachbarschaft einen Besuch abzustatten. Doch folgten wir der Einladung zu einer Kängurujagd, die bei der eifrigen Verfolgung des von den Hunden

gehetzten Wildes durch ein hier und da durch offene Stellen unterbrochenes Waldland, in dem, halb im hohen Gras verborgen, umgestürzte Baumstämme lagen, für die Reiter nicht ohne Gefahr war. In Hobarttown sah ich zum ersten Male ein Albino oder weißes Känguru, welche Abart sehr selten ist.

Als ich 1842 wieder Hobarttown besuchte, unternahm ich eine Fahrt durch das Innere der Insel Launceston, in dem nordöstlichen Theile derselben, um den dort eben anwesenden Gouverneur aufzusuchen. Ich bestieg um 7½ Uhr Abends einen nur mit einem Pferde bespannten Postkarren; das Thier war aber kräftig und wurde oft gewechselt, und so erreichte ich schon am andern Morgen um 11 Uhr Launceston. Es war eine frostige Nacht, da ich mich aber wohl verwahrt hatte und der Weg gut war, so verfloß mir die Zeit auf angenehme Weise. Ueberall sprach man von drei kühnen Bushrängers*); alle Gastwirthe längs des Weges schienen einen Besuch derselben zu fürchten. Einer erzählte mir mit der gelassensten Miene, daß sie erst die vergangene Nacht ihm eine Pistole vor die Stirn gesetzt, und während dem seine Speisekammer ausgeräumt hätten. Die erste Hälfte der Fahrt ging durch ein mehr hügeliges und allmälig aufsteigendes Land, dann wand sich der Weg fast nur durch ein einziges langes Thal, das auf beiden Seiten von Bergreihen eingeschlossen war. Als wir uns Launceston näherten, wurde zur Rechten der herrliche Gipfel des Ben Lomond sichtbar. Ich war erfreut über die behaglichen Gasthäuser an dieser Straße, deren größter Theil so eben wie ein Kiesweg war. Es drängte sich

*) So werden die in das Buschland sich flüchtenden und ein wildes Jäger- und Räuberleben führenden Sträflinge genannt. Einer der berüchtigtsten war ein gewisser Michael Howe, der gegen sieben Jahre und einen Theil dieser Zeit völlig allein in den Wäldern lebte. Er führte eine junge Eingeborene mit sich, die er, heftig verfolgt, um durch sie nicht aufgehalten zu werden, auf der Flucht erschoß. Zwei Mal ergab er sich unter der Bedingung, daß man ihm das Leben schenke, verfiel aber bald wieder in sein Räuberleben. Endlich gelang es 1818 drei Männern ihn zu tödten. Er hatte mehrere Mordthaten und unzählige Räubereien verübt. Man fand bei ihm eine Art von Tagebuch, in dem er seine Träumereien mit Blut aufgezeichnet hatte, und das ein grauenhaftes Bild seiner geistigen Verwilderung enthüllte.

mir auf derselben immer wieder der Gedanke auf, wie leicht Hobarttown und Launceston durch eine Eisenbahn zu verbinden wären und wie sehr dadurch der Wohlstand der Insel sich heben würde. Die erste Ansicht von Launceston, der zweiten Stadt von Tasmanien, mit etwa 7000 Einwohnern, ist sehr anmuthig. Sie liegt in einem hier sich erweiternden Thale und ihre zerstreuten Häusergruppen ziehen sich in einer zwar gesunden, aber im Winter von dichten Nebeln heimgesuchten Niederung der Tamar hin. Diese, einer der bedeutendsten Flüsse der Insel, wird nahe bei der Stadt durch die Vereinigung des Süd- und des Nordesk gebildet. Letzterer zeigt eine halbe Meile zuvor einen ansehnlichen Wasserfall. Zu ihm führt ein längs eines Abgrundes sich hinwindender Fußweg, der uns plötzlich den Anblick des Falls gewährte. Brausend stürzte sich der Fluß über Felsen in die Tiefe, die wie ein siedender Kessel aufwellte und dampfende Nebel in die Luft sandte. Von den Gewässern des Südesk empfängt das Land um Launceston seine Fruchtbarkeit. Die zahlreichen freundlichen, über ein wellenförmiges Land zerstreuten Landsitze und die bis auf wenige ehrwürdige Zeugen der Vergangenheit völlig von Bäumen befreiten und gut bebauten Niederungen versetzten mich lebhaft in die Heimath. Die Stadt liegt 30 M. von der Mündung der Tamar entfernt. Das Thal, durch welches diese sich windet, ist eng und von meist steilen und dicht bewaldeten Höhen eingeschlossen. An den sanfteren Abhängen derselben, nahe Launceston, gewahrt man nette Landhäuser, die aus dem Gesträuch ihrer Gärten hervorschauen, während weiter abwärts zerstreute Wohnungen neuerer Ansiedler sich zeigen, welche gelichtete Stellen umgeben, die mit Mühe dem Wald durch Axt und Feuer abgewonnen sind. So hat Kunst und Natur sich verbunden, der Landschaft an den Ufern dieses wichtigen Flusses Anmuth zu verleihen. An dem östlichen Ufer gegen drei Meilen von der Mündung liegt in einer geschützten Bucht und von einer Gruppe kegelförmiger Hügel überragt das Dorf Georgetown, und ihm schräg gegenüber gewahrt man in der Tiefe einer sandigen Bai die alte Niederlassung Yorktown. Sie liegt jetzt fast ganz in Ruinen, und nur ein oder zwei der ursprünglichen Ansiedler wohnen noch daselbst. Die Mehrzahl der Bewohner hatte

aus einer gesetzlosen Bande bestanden, die vornehmlich vom Raube lebte. — *) In einer andern Bucht trafen wir auf ein Wallfischboot, das einer Anzahl von Seeleuten gehörte, die im Begriff waren, mit Vogelfedern und Fellen den Markt von Launceston zu besuchen, während sie ihre Weiber und Kinder auf den Inseln der Baßstraße, die sie bewohnen, zurückgelassen hatten. Wir kommen auf diesen eigenthümlichen Menschenschlag später zurück. Port Dalrymple, die Mündung der Tamar, die Capitain Flinders 1798 entdeckte, ist für den Seemann eben nicht zur Einfahrt einladend. Eine heftige Strömung, gehemmt durch zahlreiche Riffe und sich ergießend über einen so ungleichen Grund, daß das Senkblei eine Tiefe von 12—26 und dann 18 Faden angiebt, macht es bei ungünstigem Winde dem Fremden unmöglich, das Fahrwasser zu entdecken, und gestattet ebensowenig den Lootsen die ankommenden Schiffe zu erreichen.

Die Nordküste von Tasmanien trägt fast überall einen ernsten Gebirgscharakter, und die luftigen Berggipfel, öfter mit einander durch ein hohes Tafelland verbunden, schimmern, vom Meer aus gesehen, im Sonnenschein, als wenn sie Schnee bedeckte. Oestlich von der Tamar bis Cap Portland, der Nordostspitze der Insel, ergießen sich fünf für Boote schiffbare Flüsse, von denen die beiden östlichsten die ansehnliche Ringaroomabai bilden. In der Tiefe derselben steigt hinter sumpfigen Niederungen der hohe Gipfel des Cameron empor, neben denen weiter westlich die Spitzen der Berge Barrow und Arthur gegen 4500 Fuß in die Lüfte ragen. Längs der Küste wandert das Auge über unabsehbare waldige Höhenzüge, die nur selten Thäler oder vielmehr enge Schluchten durchbrechen, und welche fast überall ein undurchdringliches Buschwerk bedeckt. Nur an dem ansehnlichen Piperflusse gewahrte ich zum Anbau geeignetes Land, sonst war nur Berg oder Sumpf ersichtlich. Von der Tamar westlich münden an der kurzen Küstenstrecke von 29 Meilen nicht weniger als fünf Flüsse, die aber alle einen sehr kurzen Lauf haben und nur mit Booten oder kleinen Flößen zu befahren sind. Der erste

*) Wir verknüpfen hier mit Stokes' Bericht den von einem früheren Besuch der Nordküste Tasmaniens.

derselben bildet bei seinem Ausfluß die Bucht Port Sorel; die Mündung der übrigen gewahrt das Auge kaum an der niedrigen, sandigen Küste, hinter der unmittelbar steile Berge sich erheben. Weiterhin steigt eine nackte Granitmasse, Valentine Peak, 4000 Fuß in die Lüfte und bildet, im Sonnenlicht wie ein riesiger Thurm schimmernd, eine der bezeichnendsten Berggebilde dieser Küste. Aehnliche Höhen und zahlreiche Flüßchen zeigte dieselbe auch weiter westlich bis zu der kleinen Halbinsel, an deren westlichem Ende sich eine abgerundete und oben abgeflachte Masse von Trappgestein, Circular Head genannt, 490 Fuß über das Meer erhebt. Auf dieser Landspitze befindet sich die Hauptniederlassung der Landwirthschaftlichen Gesellschaft von Vandiemensland unter der Leitung eines Herrn Curr, dessen Haus mit seinen ausgedehnten Nebengebäuden und einem Park von einer Anhöhe auf der Nordseite dem Fremden freundlich entgegenwinkt. Diese Besitzung hat den Namen Hyfield erhalten, und links davon lagen die zerstreuten Häuser eines Dorfes. In dieser Niederlassung war mit dem besten Erfolge englisches Gras angesäet worden; ein Acker Wiese ernährte jetzt vier Schafe, während früher vier Acker für eines erforderlich gewesen waren. Mit Vergnügen bemerkte ich in dem Garten eine Anzahl englischer Fruchtbäume. Die Windungen eines schattigen Ganges verfolgend, fand ich unter einer Art von Nische das Grab eines Kindes, auf dem ein frischer Blumenstrauß lag, zum Zeichen, daß die Lebenden des kleinen Schläfers nicht vergessen hatten. Es war die Mutter, Curr's Gattin, wie ich nachher erfuhr, die jeden Morgen ihrem Liebling solche Spende brachte. Eine Thränenweide senkte ihre zarten Zweige über das Grab, Geißblatt und wilde Rosen erfüllten mit ihren Düften die Luft und selbst die Vögel schwiegen in der ernsten Stille, die ringsum herrschte. In dem Park zu Hyfield wurde einiges Rothwild gehegt, das von England eingeführt war. Auch sah ich darin zwei Emu's, bei deren Anblick sich mir eine von mir schon früher gemachte merkwürdige Beobachtuag wieder auf das Ueberzeugendste aufdrängte, die nämlich, daß der Emu eine höchst auffallende Aehnlichkeit mit der Gesichtsbildung der Eingeborenen von Neusüdwales hat. — Die Gesellschaft hat noch eine andere

Station gegen 60 Meilen südöstlich von Circular Head an den Surray-Hügeln inne. Doch muß man, um dahin zu gelangen, über verschiedene Flüsse setzen. Das dazwischen liegende Land ist nicht nur sehr bergig, sondern auch dicht mit riesigen Bäumen besetzt, von denen manche 30 Fuß im Umfange haben sollen. Letzteres bereitet der Urbarmachung des Landes große Schwierigkeiten, so daß jährlich nur 50 Acker für den Anbau gewonnen werden. Die Niederlassung besteht aus 100 Personen, zum Theil Sträflingen. Sie werden in guter Zucht erhalten, wozu namentlich das strenge Verbot geistiger Getränke mitwirkt. Uebrigens wollte es mich bedünken, daß die Gesellschaft ihren Unternehmungen eine zu große Ausdehnung giebt, als daß sie sehr gewinnreich sein könnten; überdies ist auch der Boden der Halbinsel nur von geringer Güte und ziemlich wasserarm. Die Strecke zwischen hier und Point Woolnorth, der Nordwestspitze von Tasmanien, schildert Graf Strzelecki mit folgenden bezeichnenden, aber nicht eben einladenden Worten: „Es giebt da," sagt er, „acht Flüsse, die so schwer zu überschreiten sind, wie der Scamander, mit tiefen Schluchten und felsigen Höhenzügen, und dazwischen Sümpfe, über die man noch schwerer kommt, als über die Berge und Flüsse."

Während meines Aufenthaltes in dieser Gegend erfuhr ich, daß in ihr sich noch eine kleine Schaar von Eingeborenen aufhielt, die, sich in den entlegensten Schlupfwinkeln der Wälder verbergend, nur selten bemerkt wurden. So war es ihnen gelungen, einige Jahre lang ihren Feind, den weißen Mann, zu vermeiden. Nur wenn der Hunger sie trieb, wagten diese ursprünglichen Eigenthümer des Landes sich hervor und verriethen dadurch endlich ihre Anwesenheit. Einen Schäfer in einer abgelegenen Gegend der Niederlassung kam wiederholt Mehl und Tabak auf eine geheimnißvolle Weise abhanden. Lange lauerte er vergeblich dem Thäter auf; endlich sah er eine Eingeborene sich in seine Hütte stehlen; er zog darauf die Thür derselben mittelst einer Leine zu und fing so die Diebin. Doch verging noch geraume Zeit, ehe man die Entdeckung machte, daß sie noch Genossen hatte. Ein Eingeborener tödtete aber später, wahrscheinlich aus Rache, den Schäfer durch einen Lanzenwurf.

Einige Jahre später wollte es der Zufall, daß ich Nachricht über das fernere Schicksal jener armen Gefangenen erhielt. Als ich 12 Meilen östlich von Dalrymple ein felsiges Vorgebirge, Stony Head, besuchte, betrat ich in dessen Nähe die Hütte eines Schäfers, der sich mir in seiner geschwätzigen Weise bald als ein »government man«, mit andern Worten, als ein Sträfling vorstellte, den man, wie es die gewöhnliche Rede ist, nur durch ein Mißverständniß aus England hieher geschickt hatte. Er hatte den ersten Theil seiner Strafzeit bei Circular Head ausgehalten, wo die vorerwähnte Eingeborene eine Zeit lang unter seiner Aufsicht gestanden hatte. Der Unmensch bekannte mir, ohne nur zu erröthen, er habe das arme Wesen wie ein wildes Thier in Ketten gelegt und, wenn sie irgend Etwas habe verrichten sollen, einen Brand vom Herde genommen und ihr denselben auf die bloße Haut gehalten. Das war genug — ich konnte den Fühllosen nicht weiter anhören — und eilte davon, ihm überlassend, sich über meine rasche Entfernung Rechenschaft zu geben. So verkehrt aber und so abgestumpft ist das Gefühl vieler Colonisten, daß sie gar nicht begreifen können, wie Jemand mit der schwarzen Race als mit seines Gleichen Mitleid hegen kann. In der That betrachten und behandeln sie dieselben wie wilde Thiere, die zu vertilgen erlaubt ist. Ein Freund von mir, der früher einmal die Insel mit zwei Eingeborenen bereiste, wurde fast überall gefragt, wo er sie gefangen habe? Diese immer wiederkehrende Frage ist wohl bezeichnend genug für die herrschende Denkart, und es bedarf dafür keiner weitern Beispiele.

Bald nach meiner Rückkehr nach Port Dalrymple wurde mir eine Anzahl von Eingeborenen zugesendet mit dem Gesuche, dieselben auf dem Vansittart, einem mir von der Regierung zur Verfügung gestellten Schiffe, nach der Flindersinsel in der Baßstraße überführen zu lassen. Es war ein ältliches Weib und ein Mann, zwei junge Männer und ein kleiner Knabe. Diese bildeten den Rest des kleinen Stammes, zu welchem jenes so grausam behandelte Weib gehört hatte. Dieselben waren weiter westlich bei Point Woolnorth von einigen Seeleuten ergriffen worden, nachdem ein Preis von 50 Pfd. Sterl. für ihre Festnahme ausgesetzt worden war. Eine ihrer Landsmänninnen, das Weib

eines dieser Seeleute, spielte die Verrätherin. Unter dem Vorwand, sie zu einem guten Jagdgrund zu führen, lockte man sie auf das Boot und, während sie an der Seekrankheit darniederlagen, segelte dasselbe mit seiner Fracht, die diesmal köstlicher als Seehundsfelle war, nach der benachbarten Niederlassung. Man nahm an, daß dies die letzten eingeborenen Bewohner von Tasmanien waren, doch behauptete sich eine Zeit lang noch die Sage, ein einziger junger Mann wäre noch zurückgeblieben. Wenn dem so ist, welch ein Loos war ihm da beschieden! Allein von seinem ganzen Stamm auf der weiten Insel noch übrig, zu einem Volke gehörig, gegen das die gehässigsten Vorurtheile herrschen, auf das wie auf wilde Thiere Jagd gemacht worden war von denen, die sich doch zu einer Religion bekannten, welche auch in der dunkeln Farbe den Bruder wiederzuerkennen fordert. Da konnte ihm nichts Anderes übrig bleiben, als in die unzugänglichsten Schlupfwinkel sich zu flüchten, sich in den düstersten Wäldern und in den dunkelsten Höhlen zu verbergen, und den Rest seines elenden Lebens in beständigen Kämpfen und dessen Erhaltung hinzubringen und in unermüdlichen Versuchen die endliche Auflösung zu verzögern, die allein ihm Sicherheit und Frieden bringen konnte. Sei die Nachricht von dem Dasein dieses letzten Mannes begründet oder nicht, in jedem Falle mahnt sie uns zu ernsten und vorwurfsvollen Betrachtungen. Ohne Jemandem meiner Landsleute damit zu nahe treten zu wollen, muß ich bekennen, ich bedauere, daß die Seite der Geschichte, die unsere Colonisation Australiens erzählt, das Auge der Nachwelt erreicht!

Das mehrerwähnte Weib war zweifelsohne die Frau eines der beiden jungen, von den Seeleuten gefangenen Männer und die Mutter des Knaben, der ihn begleitete. Die Hoffnung, sie wieder zu finden, die schon zuvor nach der Flindersinsel geschafft worden war, mochte ihm die Stunden seiner Gefangenschaft erleichtern. Aber was für eine Leidensgeschichte hatte sie ihm zu erzählen. Was hatte sie nicht dulden müssen als Strafe für den Versuch, den hungernden Ihrigen Speise zu verschaffen. — Die große Verschiedenheit dieser Eingeborenen von denen des australischen Festlandes ist auf den ersten Blick ersichtlich, indem

sie ganz die den Negern eigenthümliche Körperbildung und auch deren wolliges Haar besitzen, so daß sie unleugbar eine besondere Race bilden.

Da ich mit der Entfernung der letzten Eingeborenen von Tasmanien beauftragt war, so halte ich mich für verpflichtet, kurz zu berichten, was ein solches tragisches Ende verursachte. Die Geschichte lehrt uns, daß überall, wo die Civilisation mit wilden Stämmen in Berührung kommt, fast unvermeidlich der Verfall der Letzteren beginnt und sie mehr oder weniger rasch dem völligen Untergange entgegenführt. Sind die Ursachen davon politischer, moralischer oder physischer Art? — wir finden darauf noch keine entscheidende Antwort. Viele sind geneigt, sich mit dem Glauben zu beruhigen, dies Geschick trete nach einem geheimnißvollen Plan und Rathschluß der Vorsehung ein, und Alles, was auch die reinste Menschenliebe thun könne, sei, ihnen ihren gegenwärtigen Zustand zu erleichtern und gleichsam dem sterbenden Volk ein sanftes Ruhekissen unterzuschieben. Ich meinerseits kann hierbei die Weißen von sittlicher Verantwortlichkeit nicht freisprechen und muß es leugnen, daß sie nur einem allmächtigen Gesetze sich fügten, dessen Walten ihnen die Schuld des Verkommens solcher Völkerschaften abnimmt. Mit dem tiefsten Schmerze fühle ich mich verpflichtet zu bekennen, daß meine Landsleute in Tasmanien nicht den Edelmuth bekundet haben, der so oft der hervortretende Zug in ihrem Charakter gewesen ist. Sie haben schonungslos und absichtlich die Gefallenen mit Füßen getreten. Sie bekannten sich, wie schon gesagt, offen zu der Ansicht, daß die Eingeborenen nicht Menschen, sondern wilde Thiere wären, und zu was für Grausamkeiten mußte eine solche Lehre führen! Die natürliche Folge eines solchen Verfahrens, das sich die Weißen schon in der Kindheit der Colonie erlaubten, waren Gräuelthaten der Wiedervergeltung von seiten der Eingeborenen, die wieder die Erbitterung ihrer Gegner steigerten. So mehrte jedes Jahr durch Verbrechen und Rachehandlungen die gegenseitige Schuld, bis die Erinnerung an die ersten Veranlassungen dieser Feindschaft entschwunden war, und ein Vertilgungskrieg ausbrach. Obwohl die Eingeborenen, nur wenige Hunderte stark, gegen eine wohl dreißigfache Uebermacht den

Kampf zu bestehen hatten, so führten sie denselben, unterstützt von den undurchdringlichen Wäldern und ihrer Kenntniß des Landes, doch mit solchem Glücke, daß die Colonisten in die größte Bedrängniß geriethen und, zu den äußersten Anstrengungen genöthigt, 1830 sogar ein Heer von 3000 Mann gegen sie aufstellten, und das alles ohne Erfolg. Doch selbst bei so gesteigerter Erbitterung verleugneten die Eingeborenen ihre ursprüngliche Gutartigkeit nicht. Was blutige Gewaltthaten nicht vermocht hatten, das erreichte, als man zuletzt zu menschlicheren Mitteln griff, die Güte und die schonende Milde. Ein besonnener und unternehmender Mann, Namens Robinson, begab sich allein, ohne alle Begleitung unter die Wilden, unterzog sich großen Entbehrungen und Gefahren, und bewog endlich durch Ueberredung einen Stamm nach dem andern sich zu unterwerfen und sich ruhig nach den Inseln an der östlichen Einfahrt in die Baßstraße schaffen zu lassen. Nach dem Bericht des Capitains, der sie dahin überführte, schienen sie mit ihrem Schicksal ausgesöhnt zu sein, doch während der ganzen Fahrt saßen sie auf dem Hintertheile des Schiffes und schüttelten kleine Bündel menschlicher Gebeine, anscheinend als ein Zaubermittel gegen die Gefahren, denen sie sich ausgesetzt fühlten. Sie wurden anfangs von einer Insel zur andern gebracht, bis man auf der Westseite der Flindersinsel eine zur Ansiedelung geeignete Stelle fand. Ihr Vertrauensmann, Robinson, begleitete sie als ihr Oberaufseher, und unter seiner Leitung wurden sie zu einer geregelten Thätigkeit angewiesen und auch, wenngleich nur nothdürftig, im Christenthum unterrichtet, für das sie sich keineswegs unempfänglich zeigen. Als wir sie 1842 besuchten, hörten wir sämmtliche Eingeborene beider Geschlechter, Alt und Jung, einige geistliche Lieder singen, und etliche von ihnen verstanden auch ganz wohl den Sinn derselben. Walther und Marie Ann, ein Ehepaar, das in Robinson's Familie gelebt hatte, waren in ihrer Bildung so vorgeschritten, daß sie einen großen Einfluß auf ihre Landsleute ausübten. Die Eingeborenen bewohnen eine Anzahl steinerner Gebäude, die ein Viereck bilden; jenes Paar hat aber eine abgesonderte Wohnung inne mit einem Stück Land daneben. Marie Ann ist gar nicht ungeschickt in der Näherei und unter-

weist auch die Anderen darin. Die Männer dagegen, die man zur Landwirthschaft anzuregen gesucht hat, sind meist träge. Sie bewahren noch die Neigung zu ihrer ursprünglichen Lebensweise und suchen gern miteinander auf einige Tage das Buschland auf, wo sie dann, um sich völlig wieder der früheren Freiheit ihrer Gliedmaßen zu erfreuen, ihre europäische Kleidung bei Seite legen. Aber weder die neue Lebensweise noch der Rückfall in die alte, sagt ihrer Natur zu. Es herrscht unter ihnen eine solche Sterblichkeit, daß in nicht ferner Zeit wohl der ganze von den heimathlichen Wäldern verpflanzte Stamm erloschen sein dürfte. Die ursprüngliche Zahl von 200 war im Jahre 1842 bis auf 80 zusammengeschmolzen, dazu kamen nur 15 Geburten, und aus ihrem Heimathsland die letzten Sieben. Es scheint in der That unmöglich, daß ein in die Fremde versetzter Volksstamm, plötzlich genöthigt, Sitte und Lebensweise zu ändern, unter eine, wenn auch milde und väterliche Zucht gestellt, gezwungen, alle die mächtigen Triebe zu unterdrücken, die ihn zu seinem wilden und ungezügelten Leben zurückdrängen, gequält durch die Erinnerung der einst genossenen Freiheit, erbittert über die sittlichen Fesseln, die er tragen muß, und beständig im Stillen seufzend nach den gefährlichen Reizen der Wildniß, nach ihren Jagden, nach ihren Corrobbories, nach den Hügeln und Bergen und Strömen des Heimathlandes — ich sage, es ist unmöglich, daß ein Volk, das solch einen Wechsel erlebt hat, das solche Erinnerungen und solche Schmerzen hegt, fruchtbar sein und sich mehren und die Erde füllen sollte. Ihr Stern geht unter. Alles was wir jetzt noch thun können, ist, daß wir ihr unaufhaltsam hinschwindendes Leben durch gewissenhafte leibliche und geistige Pflege möglichst zu verschönern beflissen sind und aus ihrem beklagenswerthen Geschick eine große Lehre ziehen: die nämlich, daß wir die Eingeborenen der Länder, die wir colonisiren, nicht, bis es zu spät ist, den Gefahren eines ungeregelten Verkehrs mit den Weißen aussetzen sollten, und daß wir, ohne sie vor Letzteren in unangemessener Weise zu bevorzugen, erwägen, welch' große Verantwortlichkeit wir auf uns nehmen, indem wir ihr Land betreten, und wie unerläßlich es ist, das Verhältniß genau fest-

zusetzen, in dem sie zur Regierung, den Colonisten und dem Boden stehen.

Zerstreut auf den Inseln der Baßstraße lebt ein eigenthümlicher Menschenschlag, der in gewissem Sinne ein Mittelglied zwischen der weißen und schwarzen Bevölkerung bildet. Von der Mannschaft der Schiffe nämlich, die zwischen den Jahren 1800 und 1805 öfter die Inseln dieser Straße besuchten, wurde Mancher auf denselben so heimisch, daß er zurückblieb und als Bezahlung für seine geleisteten Dienste ein Boot und andere nöthige Gegenstände mit sich nahm; ihre Zahl wurde ohne Zweifel später auch durch entlaufene Sträflinge vermehrt. Selten leben mehr als zwei Familien auf einer Insel. Diese Seeleute oder (Baß-) Straßenmänner, Straitsmen, wie sie auch heißen, haben sich Weiber von den Eingeborenen des Festlandes genommen, die sie von diesen gegen Seehundsfelle eintauschten, später auch wohl mit List oder Gewalt sich raubten, und da diese schwarzen Schönen sich als ganz brauchbare Hausfrauen erwiesen, auch während die Männer auf der See waren, fleißig dem Fang der Wallabies oblagen, so hatten sie sich meist von ihren Gatten einer freundlichen Behandlung zu erfreuen. So entstand eine Bevölkerung, die sehr tüchtige Seeleute und ausgezeichnete Harpuniere stellt, wozu sie als Halbwilde durch die Schärfe ihres Blickes und ihre Gewandtheit in Handhabung der Lanze sich ganz besonders eignen. Die jungen Mischlinge aus diesen Ehen haben eine röthlich schwarze Hautfarbe und gute Augen und Zähne. Auf der Insel Preservation und in deren Nähe lebten 25 Kinder, unter denen sich einige ganz hübsche Knaben befanden. Ihre Väter ertheilen ihnen allen Unterricht, den sie geben können; Manche können die Bibel lesen und etwas schreiben. Die vorgenannte Insel fand ich von einem alten Seemann, Namens James Monroe, bekannter jedoch unter dem Namen: der König der östlichen Straitsmen, bewohnt. Noch ein anderer Mann und drei bis vier eingeborene Weiber bildeten diese Niederlassung, wenn man sie so nennen darf. Sie wohnten in einigen roh zusammengefügten, innerlich aber ziemlich reinlichen und wohnlichen Hütten auf einer fast baumlosen Fläche, und als Hausthiere hatten sie eine Anzahl Hunde, Ziegen und Geflügel um sich. An dieser

öden Stelle lebte Monroe bereits seit 23 Jahren, und manche Andere befinden sich in ähnlichen Lagen schon einen gleich langen Zeitraum. Es ist zu verwundern, welch einen Reiz eine solche wilde Lebensweise für diese Männer besitzt, die Nichts vermögen könnte, dieses freie, aber auch mühevolle und etwas gesetzlose Leben aufzugeben. Der Haupthandel der Straitsmen besteht in den Federn des schwarzen Sturmvogels, der jährlich die Inseln zwischen dem 15. bis 20. November besucht, um zu brüten. Derselbe legt nur zwei Eier von der Größe eines Gänseies und von angenehmen Geschmack. Das Männchen brütet bei Tage und das Weibchen des Nachts, indem sie abwechselnd auf der See Nahrung suchen. Sobald ihre Jungen flügge werden, verlassen sie die Insel. Die Nester befinden sich zwei bis drei Fuß tief in der Erde und so dicht an einander, daß man kaum einen Schritt ohne zu fallen gehen kann. Das Geschäft, diese Vögel zu fangen und ihre Eier zu sammeln, liegt zunächst den Weibern ob, ist aber nicht ohne Gefahr, da sich in den Löchern öfter giftige Schlangen aufhalten. Häufig fängt man die schwerfälligen Thiere auch in großer Menge, indem man sie in Gruben treibt. Das Fleisch dieses Vogels bildet geräuchert das Hauptnahrungsmittel der Straitsmen; sie behaupten, daß es dem Schöpsenfleisch ähnlich schmecke, was wir nicht finden konnten, und nennen ihn daher auch den Schöpsenfleisch-Vogel. Das Gefieder von 20 dieser Thiere wiegt ein Pfund und wird, in Packete von etwa 30 Pfund zusammengepreßt, von den Straitsmen auf den Markt nach Launceston geschafft, wo sie dafür die nöthigsten Bedürfnisse eintauschen. Die Ladung zweier Boote, die ich sah, bestand aus 30 Packeten und enthielt die Federn von 18,000 Vögeln.

Seit dem Jahre 1841 geht die früher so blühende Colonie von Tasmanien in beunruhigender Weise einem raschen und ungeahneten Verfall entgegen. Der Handel stockt, ganze Strecken angebauten Landes verwildern wieder, das Vieh wird für den halben Preis verschleudert, die Zahl der Bettler wird immer größer, die Klagen der freien Colonisten immer lauter. Der Verkauf von Kronländereien trug im J. 1841 58,000, im J. 1844 nur 2000 Pfd. Sterl. und 1845 nichts ein; in derselben Zeit haben die Einnahmen sich um die Hälfte vermindert. Und fragt

man, was in so kurzer Zeit eine so traurige Umgestaltung der Dinge hat bewirken können, so ist als Hauptursache die wachsende Zahl der hieher versetzten Verbrecher zu nennen, die namentlich seit der Entfernung der Sträflinge aus Neusüdwales auf eine die Wohlfahrt der freien Colonisten ernstlich beeinträchtigende Weise überhand genommen hat. In Vergleich mit den Letzteren als den Arbeitsgebern ist der aus Sträflingen und aus entlassenen oder noch unter Aufsicht stehenden Verbrechern bestehende Theil der Bevölkerung so angewachsen, daß es mehr Hände als Arbeit giebt, und das ganze Land mit Arbeitslosen, Armen und Dieben überfüllt ist, die die Insel nicht verlassen dürfen und natürlich den freien und wohlhabenden Colonisten zur Last fallen. Die nothwendige Folge dieser Uebelstände ist einerseits das Stocken der freien Einwanderung, andererseits die Auswanderung der Begüterten; letztere hat in so ausgedehnter Weise begonnen, daß, wenn sie so fortgeht, man berechnet hat, daß binnen sechs Jahren alle wohlhabenden Colonisten die Insel verlassen haben werden. — Auch das in neuerer Zeit beobachtete Verfahren, die Verbrecher einen Theil ihrer Strafzeit in Abtheilungen vereinigt arbeiten und wohnen zu lassen, während man sie früher als Hirten oder Feldarbeiter durch das Land vertheilte und sie so mit Bessergesinnten in unmittelbaren Verkehr brachte, kann nur höchst nachtheilig auf die sittliche Besserung dieser Leute zurückwirken, da ja die Erfahrung lehrt, in welch' schreckenerregender Weise bei solcher Gemeinschaft die sittliche Entartung der Verbrecher zunimmt. Ob und wie seit 1845 dem drohenden Verfall der Colonie von Seiten der Regierung Einhalt gethan worden ist, darüber fehlt es uns an genügenden Nachrichten.

Viertes Capitel.

Unter allen australischen Colonien ist die älteste, ausgedehnteste und bevölkertste die von **Neusüdwales**, deren Gebiet sich über die ganze südliche Hälfte der Ostküste erstreckt. Ihre Hauptstadt ist **Sidney** in der Grafschaft Cumberland. Längs der

Küste derselben laufen schroffe, über 200 Fuß hohe Sandsteinklippen hin. Die See durchbricht sie und bildet zwei steile Vorgebirge, zwischen denen das Schiff in den herrlichen, buchtenreichen Busen von Port Jackson einläuft. Der Anblick, der sich hier dem von langer Seefahrt ermüdeten Reisenden darbietet, erfüllt ihn mit Freude und Bewunderung. Die Sicherheit und Geräumigkeit des Hafens, seine geborgenen Buchten und stillen Inselchen, die mit ihren abhängigen Ufern auf den Silberfluthen ruhen, freundliche weiße Hütten und stattliche Villas, die hie und da aus dem sie umgebenden Gebüsch hervorschauen, und darüber ein Himmel von ätherischem Blau, bieten ein wahrhaft entzückendes Bild dar. Am westlichen Ende der Bai liegt Sidney in einer anmuthigen Bucht (Sidneycove) auf und zwischen zwei steilen, durch ein tiefes Thal getrennten Sandsteinbergen. Zuerst erblickten wir von ihr die hohe und schlanke Thurmspitze der Georgskirche, und als wir an den weißen Häusern der Lootsen und an anmuthigen Landsitzen vorübergekommen waren, breitete sich die Stadt selbst vor unseren Blicken aus. In dem von einem Bach durchflossenen Thalgrunde zieht sich die Haupt- (Georgs-) straße nach Westen über eine Viertelstunde aufwärts. An derselben liegen das Hospital, eine schöne in gothischem Style erbaute katholische Capelle; der Hyde-Park, eine Art von öffentlichem Pflanzengarten, das Fort Philipp mit seinem Telegraphen, die St. Jameskirche, die gothische Presbyterianerkirche und die Casernen, welche drei Seiten eines großen Platzes einnehmen, der sich nach der Georgsstraße öffnet. Nahe an der Spitze der Bucht steht die Wohnung des General-Statthalters, an die sich ein mit mannichfaltigen Gewächsen gezierter Garten schließt. Weiterhin sieht man das schöne Wohnhaus eines Herrn Campbell mit fruchtreichen Gartenanlagen, das Stadthaus, das Schiffswerft der Regierung mit seinen hölzernen Kais, an welche sich die Speicher der Kaufleute anschließen. Kaum ist man in den Hafen gelangt, so eilen zahlreiche Boote herzu, welche theils ihre Dienste, theils Früchte und andere Erfrischungen anbieten. Nahe am Regierungskai landet man. Von da aus bringen Träger und Wagen die Ankommenden in die Georgsstraße, in der sich, wie in andern Theilen der Stadt, eine Menge Gasthäuser und

gewöhnlicher Wirthshäuser befindet, unter denen sich mehrere durch ihre gute Einrichtung auszeichnen. Miethet man sich eine eigene Wohnung, so erhält man eine sehr geräumige für ein Pfund Sterling die Woche, wobei Kost und Bedienung mit einbegriffen sind. — Die Häuser bestehen meist aus weißen Sandsteinquadern oder aus Backsteinen und haben an der Vorderseite eine hölzerne Einfassung, hinter welcher sich gewöhnlich eine schöne Geraniumhecke befindet. Das Innere der Häuser entspricht größtentheils dem netten Aeußern in Reinlichkeit und Bequemlichkeit. Die Straßen sind breit und ansehnlich. Ihren Wasserbedarf erhält die Stadt durch den hindurchströmenden Bach und durch eine drei Meilen lange Wasserleitung, so wie durch gegrabene Brunnen. Die Stadt ist in Polizeibezirke abgetheilt, hat eine Ausdehnung von drei Viertelstunden und zählte im J. 1841 30,000 Einwohner. Sie ist aber in so raschem Emporblühen begriffen, daß sich seitdem ihre Seelenzahl verdoppelt hat und gegenwärtig über 60,000 beträgt. Sie liegt inmitten der Grafschaft Cumberland, wie diese im Mittelpunkt der gesammten Colonie, deren wichtiger Ein- und Ausfuhrhandel hier seinen fast alleinigen Sitz hat. Man findet daher in Port Jackson Fahrzeuge von allen Flaggen und Dampfschiffe vom kleinen Fährboot bis zum gewaltigen Seedampfer, der die Verbindung mit Neuseeland, Adelaide und Vandiemensland vermittelt. Besonders beschäftigt das bunte Gemisch der verschiedenen Nationen, Farben und Trachten den ankommenden Europäer. Da erblickt man neben dem fein und modisch gekleideten Engländer die Mannschaft des Wallfischfängers, und Chinesen, Malayen, Sandwich-Insulaner, Otahaitier und Neuseeländer im friedlichsten Verkehr mit einander. Nicht selten vernimmt man beim Lustwandeln am Strande des Abends von einem Schiffe die sanfte Weise eines otahaitischen Liedes, während von einem andern das fürchterliche Getöse eines neuseeländischen Schlachtgesanges herübertönt. Außerdem sieht man auch nicht selten einzelne Eingeborene des Landes halbnackt in den Straßen herumlaufen und als die zudringlichsten Bettler die Leute durch viele Straßen, nicht etwa mit Bitten, sondern mit Fordern eines Geldstücks verfolgen. Dieses bunte Gemisch der Begegnenden, die an vielen Orten

zahlreich zum Verkaufe ausgehängten, prächtig gefiederten Papageien, von denen das Stück für vier bis neun Groschen verkauft wird, die große Anzahl von Obsthändlern, welche an den Häusern und Straßenecken die mit Vortheil angebauten Früchte, Orangen, Limonen, Citronen, Weintrauben, Pfirsichen ꝛc. zu sehr geringen Preisen verkaufen, bilden mit den netten Häusern und den lieblichen Umgebungen ein recht anmuthiges Bild. Dasselbe wurde früher durch den Anblick der von der Regierung beschäftigten Verbrecher getrübt, die in ihren weißen Kitteln und Schifferhosen, in grauen oder gelben Jacken (nach der verschiedenen Dauer ihrer Anwesenheit), mit rothen, schwarzen oder gelben Nummern bezeichnet, theils einzeln, theils unter Begleitung, theils frei, theils mit rasselnden Ketten durch die Straßen zogen. Später pflegten die zu öffentlichen Arbeiten verwendeten Deportirten meist nach dem weiter westlich gelegenen Paramatta geschafft zu werden. Doch seit etwa zehn Jahren hat Neusüdwales aufgehört eine Verbrechercolonie zu sein, und alle Deportirten männlichen Geschlechts, die ihre Strafzeit noch nicht ausgehalten hatten, wurden nach der Insel Norfolk oder Vandiemensland gebracht. Man glaubt in eine große Stadt Englands versetzt zu sein. Alles ist wie bei uns, sagt jeder Engländer, die fatalen Schnapspaläste, die sonderbaren Apothekerläden, die Masse von Bethäusern der verschiedenen Secten, die Wettrennbahnen, Gasbeleuchtung, Miethkutschen, Polizeidiener ꝛc. Die Gutsbesitzer und reichen Kaufleute haben, wie in England, ihre epicuräischen Clubs, und die jüngere Welt besitzt ihren Hyde-Park in dem feenhaft gelegenen und geschmackvoll angelegten botanischen Garten, welcher besonders dann von der schönen Welt besucht wird, wenn die Spielleute des in Sidney befindlichen Regimentes aufspielen.

Daß auch das geistige Leben seine Pflege findet und in gedeihlicher Entwickelung begriffen ist, beweisen am besten folgende aus der neuesten Zeit stammende Angaben: In Sidney befinden sich gegenwärtig neun anglikanische Kirchen mit einem Lord-Bischof und fünf römisch-katholische mit einem Erzbischof an der Spitze, ferner vier presbyterianische und 22 Bethäuser verschiedener Secten, so wie eine Synagoge. Für Erziehung und

Bildung sorgen zwei Gymnasien, sieben von der Regierung unterstützte Schulen und eine große Anzahl Privatschulen; auch ist vor Kurzem sogar eine Universität gegründet worden. Zur Förderung von Kunst und Literatur besitzt die Stadt außer mehreren Privatsammlungen eine Bibliothek, eine Gemäldeausstellung, ein Museum und the Mechanic Schools of Arts für wissenschaftliche Vorlesungen. Es erscheinen daselbst sechs meist politische Zeitungen und eine monatliche Zeitschrift für Literatur. Ebenso ist auch für wohlthätige Anstalten durch Errichtung des Benevolent Asylum, einer Versorgungsanstalt für alte Leute, eines großen Spitals zur Verpflegung armer Kranken, zweier Waisenschulen für protestantische und katholische Kinder, und einer Apotheke, in der Armen unentgeldlich Arznei verabreicht wird, gesorgt. Ferner bestehen zur Förderung des Handels und Verkehrs fünf Banken mit einem Capital von drei Millionen Pfd. Sterl., eine Sparcasse, mehrere Versicherungsgesellschaften, und vier große bedeckte Märkte; auch beabsichtigt man jetzt die Errichtung einer großartigen Börsenhalle. Endlich befinden sich in Sidney auch zwei Theater, mehrere Concertsäle, Vereine für Landwirthschaft, Viehzucht, Ackerbau, Baumzucht und Gartenbau; selbst Jockey- und Jagd-Clubs fehlen nicht, die jährlich mehrmals Versammlungen, Ausstellungen, Wettrennen und Regatten veranstalten. Eine für die Colonie höchst wichtige Unternehmung ist der Bau einer Eisenbahn von Sidney nach Goulburn, einer Stadt von etwa 1200 Einwohnern in der Grafschaft Argyle. Die 120 englische Meilen lange Strecke ist bereits abgesteckt.

Neusüdwales ist die einzige australische Colonie, deren Geschichte etwas tiefer in die Vergangenheit zurückführt. Der innere Entwickelungsgang derselben ist als Lösung einer höchst schwierigen Aufgabe von hohem culturgeschichtlichen Interesse, indem er einen Klärungs- und Läuterungsproceß eigenthümlicher Art darstellt. Die Gründung einer Verbrechercolonie auf der Ostküste von Australien ist einer der schöpferischen Gedanken des großen Pitt. Der zum Gouverneur derselben bestimmte Capitain Phillip, ein geborener Deutscher aus Frankfurt am Main, ging im J. 1787 mit 11 Schiffen, auf denen sich die nöthigen Beamten, gegen 200 Seesoldaten und 776 Verbrecher befanden,

dahin ab. Sie landeten in der von Cook und Banks gepriesenen Botanybai (daher auch die Colonie noch öfter mit diesem Namen bezeichnet wird), die sie jedoch bald mit der weit günstiger, neun Meilen weiter nördlich gelegenen Sidneycove vertauschten, und legten daselbst am 26. Januar 1788 den Grund zur Stadt Sidney. Für den Hauptzweck der Unternehmung, die sittliche Besserung der Verbrecher, geschah aber von Seiten der englischen Regierung anfangs gar nichts, und während des ersten Vierteljahrhunderts ihres Bestehens war die Niederlassung nichts als ein großes Zuchthaus und zwar von recht schlechter und kostspieliger Einrichtung, dessen Annalen fast nur in einer widerwärtigen Aufzählung von Diebstahl, Betrug, Raub, Mord und Hinrichtungen bestanden. Dazu kam mannigfaches Mißgeschick, das ohne die unermüdliche Thätigkeit Phillip's der jungen Colonie gleich anfangs den Untergang bereitet haben würde. Zwar bildete sich bald neben den Sträflingen eine freie Bevölkerung von entlassenen Verbrechern und ausgedienten Soldaten, die aber, gering an Zahl und selbst tief entsittlicht, nicht geeignet war, die verderbten Zustände zu bessern. Einen für das Gedeihen der Colonie höchst unheilvollen Einfluß übten ferner die Officiere des in ihr ständigen Regimentes Neusüdwales aus, indem sie sich bald fast des gesammten Handels zu bemächtigen wußten und ihn auf die wucherhafteste Weise trieben. Bei dem Mangel an baarem Gelde bedienten sie sich statt dessen des von ihnen zollfrei eingeführten Rums als Umsatzmittels, und die Colonisten bauten gemeiniglich nur so viel Korn, um sich reichlich mit diesem geistigen Getränke versehen zu können. Dadurch stieg die Trunksucht zu einer so furchtbaren Höhe, wie wohl sonst nirgends auf dem Erdboden, und mit ihr ging Liederlichkeit aller Art im Schwange. Durch den mächtigen Einfluß dieses militärischen Kasten- und Wuchergeistes sahen sich die beiden folgenden Gouverneure, Hunter und King, die sich übrigens um die weitere Entdeckung und Colonisirung des Landes viel Verdienst erwarben, mannigfach in ihrer Wirksamkeit gehemmt, und als deren Nachfolger Bligh denselben durch Hebung der freien Colonisten und Beseitigung angemaßter Monopole zu brechen suchte, stand das verwilderte Officiercorps in offener Empörung gegen den Gouverneur auf

und machte ihn zum Gefangenen. Eine wüste und verschwenderische Militairherrschaft, die erst nach zwei Jahren mit der Abberufung des Regimentes und der Ankunft des neuen Gouverneurs Macquarie (1810) endete, folgte darauf. Seine zwölfjährige Verwaltung legte den Grund zu der späteren Blüthe der Colonie und war von den glänzendsten Erfolgen begleitet. Unter ihm nahm die Bevölkerung, die bisher kaum um 2000 Seelen gewachsen war, um fast 16,000 zu. Die Niederlassungen und der Anbau des Landes dehnten sich überraschend schnell (um das Fünffache) aus, und die seit 1813 gelungene Uebersteigung der blauen Berge und das Vordringen in südlicher Richtung bis Argyle eröffnete solche Hülfsquellen für die Viehzucht, daß diese eigentlich erst seitdem in Australien für begründet gelten kann. Der Kornbau nahm so zu, daß die Colonie seit 1817 endlich ihren Bedarf erzeugte und fremder Zufuhr entbehren konnte; auch erhielt sie in dem ebenfalls unter Macquarie's Oberleitung aufblühenden Vandiemensland eine Kornkammer für Jahre des Mißwachses und der Dürrung. Bleibende Denkmale seiner glänzenden Verwaltung gründete derselbe auch durch die Anlegung von Kunststraßen nach den neu angebauten Landestheilen, namentlich durch die über die blauen Berge, so wie durch die Verschönerung von Sidney, das bisher noch ein regelloser Haufen von Häusern und Hütten war, und durch Errichtung öffentlicher Gebäude, obwohl letztere noch außer Verhältniß zu den jungen Kräften der Colonie standen. Doch auch von ihm geschah für die sittliche Besserung der Verbrecher nur wenig, dagegen trat während seiner Verwaltung unter der übrigen Bevölkerung ein durch die Natur der Verhältnisse bedingter Gegensatz immer schroffer und feindseliger hervor. Denselben bildeten einerseits die freien Einwanderer, die Beamten und reichen Grundbesitzer, andererseits die ausgedienten Soldaten und die entlassenen Verbrecher, so wie deren Nachkommenschaft, auf denen in den Augen jenes aristokratischen Theiles ein unvertilgbarer Makel ruhte. Die Ersteren erhielten wegen ihres ausschließenden Zusammenhaltens in geselliger Beziehung den Namen der Exclusionisten, während sich die Letzteren wegen ihres Kampfes um bürgerliche Gleichstellung und Gleichberechtigung die Emancipa-

tionisten nannten. Macquarie suchte durch Landvertheilung und Zugeständnisse den Zustand der Letzteren zu heben und dadurch den gefährlichen Riß auszugleichen, erntete aber dafür nur den wachsenden Haß ihrer Gegner, deren Einfluß es endlich gelang, seine Abberufung (1821) zu bewirken. Doch damit endeten diese Parteikämpfe nicht, sondern wurden unter seinen beiden minder energischen Nachfolgern nur um so erbitterter, zum großen Nachtheil der Colonie, fortgeführt. Brisbane neigte sich im Gegensatz zu seinem Vorgänger der Partei der Exclusionisten zu, die unter ihm durch die vom Mutterlande begünstigte Einwanderung Begüterter ansehnlichen Zuwachs erhielt. Der dadurch hervorgerufene Unmuth der Gegenpartei wurde noch durch verfehlte Verwaltungsmaßregeln des Gouverneurs gesteigert und erreichte, als man bei Einführung von Schwurgerichten die Emancipationisten von den Geschworenen-Listen ausschloß, eine solche Höhe, daß auch Brisbane's Stellung eine unhaltbare wurde. Sein Nachfolger Darling verband mit dem redlichsten Willen die regste Thatkraft. Umfassende Reformen fanden in der Verwaltung statt, zahlreiche neue Niederlassungen wurden gegründet, treffliche Verbindungsstraßen gebaut, und die Entdeckungen im Innern mit Erfolg fortgesetzt. Aber auch er, reizbar von Natur und an militairischen Gehorsam seiner Untergebenen gewöhnt, wurde bald mit in den trüben Strudel jener unheilvollen Parteikämpfe hineingerissen und als Gegner der Emancipationisten von der auch hier schon zu einer Macht angewachsenen Presse, die er vergebens durch strenge Gesetze zu zügeln suchte, in wachsender Erbitterung so schonungslos angegriffen, daß die Regierung sich endlich genöthigt sah, ihm in der Person Bourke's (1831) einen Nachfolger zu geben. Letzterem gelang es durch weise Mäßigung und Besonnenheit, so wie durch gerechte Gewährung billiger Forderungen des bisher zurückgesetzten Theiles der Bevölkerung eine vermittelnde Stellung einzunehmen und, die wilderregten Leidenschaften wieder beschwichtigend, die Colonie einer bessern Zukunft entgegenzuführen. Die wichtige Einrichtung von Pönalstationen (entlegener Ansiedelungen für die Unverbesserlichen) entfernte den verworfensten Theil der Bevölkerung, bahnte einem besseren sittlichen Geiste den Weg, um dessen weitere Förderung später (seit 1838)

Gibbs, namentlich durch entschiedene Maßregeln zur Steuerung der Trunksucht, große Verdienste sich erwarb. Hob sich schon durch die stets zunehmende freie Einwanderung der früher so versunkene Geist der Colonie, so mußte die schon erwähnte Aufhebung derselben als Strafcolonie eine völlige Umwandelung der Verhältnisse begründen und von den heilsamsten Folgen begleitet sein. Immer mehr verwischen sich unter dem gegenwärtigen allgemein beliebten General-Gouverneur, Sir Charles Fitzroy die alten Gegensätze, und die Zahl der Verbrechen soll bereits schon verhältnißmäßig geringer sein, als in England. Von allen vormaligen bösen Geistern widersteht die Trinksucht am hartnäckigsten und ist namentlich unter den dortigen Irländern noch sehr verbreitet, während die Deutschen den nüchternsten und arbeitsamsten Theil der Bevölkerung bilden.

Neusüdwales umfaßte bereits 1829 einen Flächenraum von 1675 geogr. □ M. und wurde schon 1820 in 20 (jetzt 22) Grafschaften (Counties) eingetheilt. Von diesen liegen fünf im südlichen Theile (St. Vincent, Murray, King, Argyle, Camden), sieben in der Mitte und im Westen (Cumberland, Cook, Westmoreland, Georgiana, Bathurst, Roxburgh, Wellington), und acht im Norden (Northumberland, Hunter, Phillip, Bligh, Brisbane, Durham, Gloucester, Macquarie). Dazu gehören ferner südlich von Sidney die Niederlassungen Batman-Bai und Jervis-Bai, und nördlich von Sidney die Ansiedelungen Port-Stephens, Port-Macquarie, Moreton-Bai rc.

Das Klima ist eines der gesundesten und dem des südlichen Frankreich ähnlich. Ein kühler Seewind erhält in der Sommerzeit die Luft rein und ermäßiget die Hitze. Diese stieg 1846 durchschnittlich in dem heißesten Monate nicht über 18° R. und fiel in dem kältesten nicht unter 11° R. Wärme; der größte Wechsel pflegt nicht über 20° R. zu betragen. In den Bergen hingegen ist das Klima rauher. Der heißeste Monat ist der Januar, der kälteste der Juli, so daß, wie überhaupt in Australien, die Jahreszeiten denen in Europa gerade entgegengesetzt sind. Die Lage des Landes unterhalb des Aequators hat ferner zur Folge, daß der Nordwind heiß, der Südwind kalt weht. Unter diesem südlichen Himmel gedeihen alle Getreide- und Obst-

arten herrlich, eben so auch Südfrüchte, Oliven, Wein, Baumwolle und Tabak. Alle europäischen Hausthiere sind hier heimisch geworden und finden die nöthigen Bedingungen ihres Gedeihens. Die Bevölkerung hat sich in neuester Zeit in außerordentlicher Weise vermehrt. Während sie noch 1835 nur 71,000 Seelen betrug, stieg sie 1840 bereits auf 129,000 und 1845 auf 173,000 und soll gegenwärtig schon bis zu 200,000 angewachsen sein. Die Eingeborenen dagegen sind bis auf vereinzelte Ueberreste aus dem Bereich der Colonie verschwunden. In gleichen überraschenden Verhältnissen hat der Ackerbau und namentlich die Viehzucht zugenommen. Im J. 1846 waren schon 285,830 preuß. Morgen mit Getreide bebaut; rechnet man dazu noch die Gärten und Weinberge, so kommen auf jeden Kopf gegen zwei Acker bebautes Land. Die Regierung verkauft alles Land an den Meistbietenden; der niedrigste Preis, zu dem es früher vergeben wurde, betrug zwei Schilling sechs Pence, ist aber gegenwärtig auf ein Pfd. Sterl. per Acre ($1\frac{3}{4}$ preuß. Morgen) erhöht. Das benachbarte, noch unverkaufte Weideland kann ein Jeder gegen eine geringe Abgabe an den Staat zur Viehzucht benutzen. Die theils aus diesen Verpachtungen von Weideland, theils aus den Zöllen fließende Staatseinnahme belief sich 1845 auf 366,687 Pfd. Sterl. Die, welche auf ihrer eigenen Besitzung wohnen, brauchen keine directen Abgaben und Taxen zu zahlen. Der Ertrag des verkauften Landes wird, wie in Südaustralien, dazu verwendet, die Arbeitskräfte zu dessen Bebauung durch freie Ueberführung von Auswanderern zu gewinnen. Besonders die Schafzucht hat einen unglaublichen Aufschwung genommen. Im J. 1812 wurde einem reichen Grundbesitzer in Sidney, Macarthur, eine kleine Anzahl Merinoschafe zugeschickt. Das Schiff, welches sie überführte, hieß zufälliger Weise „Argo", und die Folgen dieser Sendung scheinen auch in der That die Mythe des goldenen Vließes zu verwirklichen. Die Ausfuhr der Wolle von den Nachkommen dieser Schafe belief sich im J. 1820 schon auf fast 100,000 Pfd. und überstieg 1847 wohl 20 Mill. Pfd. Die Anzahl der Schafe wird auf mehr als 10 Mill., die des Rindviehs auf zwei Mill. geschätzt, dazu gegen 90,000 Pferde und 40,000 Schweine. Alle diese Thiere bleiben das ganze Jahr hindurch auf der Weide, da

der milde Himmel Ställe und Winterfutter unnöthig macht. Fast der einzige Nutzen vom Rindvieh besteht im Talg und in der Haut. Die fetten Thiere werden am Ende des Sommers geschlachtet; das Fleisch wird im Kessel gekocht und, wenn der Talg abgeschöpft ist, meist weggeworfen, da die Bevölkerung nicht zahlreich genug ist, es alles zu verzehren. Man hat berechnet, daß auf diese Weise jetzt jährlich gegen 64 Mill. Pfd. Fleisch weggeworfen werden. Wie sehr der Wohlstand der Colonie vorzugsweise auf der Viehzucht beruht, erweisen am besten folgende Zahlen. Die Gesammtausfuhr betrug im J. 1847 ungefähr zwei Mill. Pfd. Sterl. an Werth; davon belief sich allein die Wollenausfuhr auf 1,400,000 Pfd. Sterl. und die von Talg, Häuten, Leder, Hörnern auf 300,000 Pfd. Sterl. Auch der Wallfischfang, zu dem Sidney 25 Schiffe aussendet, gestattet bereits eine Ausfuhr an Thran, Fischbein ꝛc. von 90,000 Pfd. Sterl. an Werth. Zudem wurde Sidney 1847 von mehr als 100 Wallfischfängern anderer Nationen besucht und dürfte bald die Hauptstation für den so wichtigen Fischfang in der Südsee werden. Die Einfuhr, die noch vor wenig Jahren die Ausfuhr bedeutend überstieg, beläuft sich jetzt ungefähr auf den Werth von 1,600,000 Pfd. Sterl. (darunter leider noch 300,000 Pfd. für geistige Getränke, 1¼ Pfd. auf jeden Kopf der Bevölkerung).

Die Verfassung hat in neuester Zeit eine den Wünschen der Colonisten entsprechendere Ausbildung erhalten. Der General-Gouverneur vertritt die königliche Macht und steht einem Verwaltungsrath von fünf Mitgliedern vor, zu dem außer ihm noch der Vice-Gouverneur, der Lord Bischof, der Colonialsecretair und der Schatzmeister gehören. Daneben versammelt sich jährlich ein gesetzgebender Rath, der früher nur aus 15 Personen, theils Beamten, theils angesehenen, von der Regierung auf Lebenszeit ernannten Colonisten bestand, jetzt aber in eine Vertretung der einzelnen Grafschaften und bedeutenderen Städte in denselben mit ausgedehnteren Befugnissen umgewandelt worden ist. Die von ihnen berathenen Gesetze gelten erst, wenn sie vom Gouverneur bestätigt und bei dem Obergerichte eingezeichnet worden sind. Ueberdies hat sich die Regierung des Mutterlandes ein unbedingtes Veto vorbehalten. — Die bewaffnete Macht in den

australischen Colonien besteht aus Abtheilungen der indischen Armee, die regelmäßig abgelöst werden. In Neusüdwales stehen gewöhnlich zwei Regimenter Fußvolk, die in einzelnen Abtheilungen über das Innere zerstreut sind.

Da in neuester Zeit nächst Amerika Australien vorzugsweise das Land ist, dem die deutsche Auswanderung in Ermangelung einer eigenen Colonie ihre Hoffnungen zugewendet hat, so dürften folgende der Schrift eines seit neun Jahren in Neusüdwales ansäßigen Deutschen entlehnte Bemerkungen nicht unangemessen sein. „Noch ist der Mangel an Arbeitern so groß, daß deren wohl 20,000, ohne ihre Familien zu rechnen, alsbald Beschäftigung in der Colonie finden würden, ohne daß der bisherige hohe Lohn dadurch sinken würde. Die Colonisten bestimmten 100,000 Pfd. Sterl. für Auswanderung, und der englische Colonialminister Lord Grey bevollmächtigte 1848 die Commissaire, in demselben Jahre noch wenigstens 10,000 Leute nach Australien zu schicken. Im Mai 1847 waren Arbeiter so nöthig, daß in dem gesetzgebenden Rathe der Colonie beantragt wurde, Arbeiter von China und den Südseeinseln überzuführen, doch beanstandete man, eine barbarische und uncivilisirte Menschenrace in die Colonie zu verpflanzen. Besonders gesucht sind Arbeiter und Tagelöhner, Leute, die des Ackerbaues und der Viehzucht kundig sind, Schäfer und Bergleute. Jeder gesunde Einwanderer kann ohne Mühe eine Stelle als Schäfer oder Schafwächter bekommen und auf einen jährlichen Lohn von wenigstens 15 Pfd. Sterl. (180 Fl.) nebst freier Kost und Wohnung rechnen. Auch Handwerker werden sehr gut bezahlt, wenn sie sich den englischen Handwerksbrauch angeeignet haben, und in Sidney sind die ersten Bäcker, Fleischer, Tapezierer, Buchbinder, Schneider, Uhrmacher, Juweliere und Schuhmacher Deutsche. Vor Kurzem wurde ein Naturalisationsgesetz für Fremde erlassen, nach welchem auch jeder Deutsche nach einem Aufenthalte von zwölf Monaten in den Genuß aller den englischen Colonisten zustehenden Rechte tritt. Denen, die sich als Landwirthe oder Viehzüchter ankaufen wollen, ist sehr zu empfehlen, zuvor auf ein Jahr in Dienst zu gehen, um sich die unerläßlichen Erfahrungen zu sammeln. Ein großer Theil des käuflichen Landes ist nur zu Weiden zu benutzen; dagegen finden

sich namentlich in der Nachbarschaft von Flüssen Striche angeschwemmten Landes von ausgezeichneter Fruchtbarkeit, die, häufig völlig frei von Bäumen und Wurzeln, nur des Pflugschaars warten, um einen reichen Ertrag zu geben. Manche behaupten, in guten Jahren 40 Bushel (1 B. wiegt 60 Pfd.) Weizen auf einem Acker geerntet zu haben; durchschnittlich darf man 20—25 Bushel annehmen. In den Niederungen herrscht zwar oft großer Wassermangel, nicht aber an der Küste, längs der Flüsse und in den höher gelegenen Landestheilen. Auch würde in den wasserarmen Gegenden nie wirklicher Mangel eintreten, wenn man den im Frühling meist reichlich fallenden Regen in Gräben und Wasserbehältern auffinge. Der Weinstock wird auf den Hügeln längs der Flüsse gezogen und sein Anbau nimmt sehr zu. Reben, die auf ein oder zwei Morgen gesetzt wurden, trugen schon nach 16 Monaten Trauben und der aus ihnen gekelterte Wein belief sich auf 4 Pipen (ungefähr 2400 Flaschen). Unter den verschiedenen Weinsorten sind die vom Rhein die verbreitetsten, auch hat man Burgunder- und Constantia-Reben; letztere wachsen schon in bedeutender Menge, und der von ihnen gewonnene Wein wird zwar nicht so liqueurartig wie der Cap-Constantia, aber doch süßlich und von sehr angenehmen Geschmack. Der gewöhnliche Wein gleicht dem Hochheimer und findet, die Flasche für einen halben Gulden, in der Colonie ihre Käufer. Bei dem zunehmenden Weinbau sind Winzer sehr gesucht, und solchen ist sogar mit ihren Familien eine freie Ueberfahrt zugesagt, wenn sie sich dazu verpflichten, gegen angemessene Vergütung für zwei Jahre einem Gutsbesitzer Weinberge anzulegen oder schon angelegte zu bebauen. — Die Schafzucht wirft einen bedeutenderen Gewinn ab, als die des Rindviehs. Bei dem Ankauf von Heerden wird gewöhnlich das Weiderecht auf den dazu gehörigen Stationen mit ausbedungen. Unter letzteren versteht man die noch unverkauften Kronländereien, deren Nutznießung auf 7, 14 oder 21 Jahre von der Regierung den Heerdenbesitzern gegen eine jährliche Abgabe überlassen wird. Je freier das Land von Bäumen und Gebüsch ist, desto vortheilhafter, weil das Vieh dann geringerer Beaufsichtigung bedarf, was bei dem hohen Arbeitslohn eine große Ersparniß ist. Der Preis von guten Schafen beträgt

gegenwärtig 4 Fl. 30 Kr. das Stück; man nimmt von einem jeden im Durchschnitt einen jährlichen Ertrag von zwei Pfund Wolle im Werthe von 39 Kr. an. Man hat berechnet, daß ein Ansiedler, der ein Capital von 3500 Fl. auf den Ankauf einer Schafheerde mit Station verwendet, dasselbe unter günstigen Umständen nach Verlauf von fünf Jahren bis zu dem Werthe von 29,000 Fl. erhöht haben kann. Wer sich als Schäfer verdingt, erhält, außer einem Jahreslohn von 270 Fl., eine wöchentliche Ration von 10 Pfd. Mehl und 10 Pfd. Fleisch, 2 Pfd. Zucker und ¼ Pfd. Thee. Handwerker, wie Maurer, Hufschmiede, Zimmerleute, Wagner, Küfer empfangen einen Tagelohn von 3 Fl. und, wenn sie sich auf ein Jahr verdingen, außer Kost und Wohnung jährlich 450—480 Fl., weibliche Dienstboten 180—280 Fl. Lohn. Schon die Colonie Neusüdwales bietet der Auswanderung so ungemessenen Raum, daß im Norden allein der Moreton-Bai-District, der sich des herrlichsten und gesundesten Klimas erfreut und dessen fruchtbare Ebenen der Clarence und der Richmond bewässern, zur Beschäftigung und Ansiedelung der ganzen überflüssigen Bevölkerung von Großbritannien genügen würde. Die Fahrt von Europa nach Sidney dauert 90—120 Tage und kann zu jeder Jahreszeit unternommen werden. Den 5. jeden Monats geht von London ein großes für Auswanderer eingerichtetes Schiff dahin ab, das einen Arzt an Bord hat, und die Regierung hat zu überwachen, daß es hinlängliche und gute Vorräthe und für alle Passagiere genügenden Raum enthält. Der Preis im Vordertheile des Schiffes beträgt mit Einschluß der Verköstigung für jede über 14 Jahre alte Person 15 Pfd. Sterl. oder 100 Thlr., in der Cajüte dagegen 37 Pfd. Sterl. 10 Schilling oder 250 Thlr. Von Mainz nach London wird die Ueberfahrt nebst Kost für 10 Thlr. 15 Sgr. besorgt. Eine directe und regelmäßige Ueberfahrt auch von deutschen Häfen nach den australischen Colonien ist in diesem Jahre in's Leben getreten, indem im Laufe desselben fünf große, für Auswanderer geeignete Schiffe von Hamburg aus dahin abgehen."

Noch mögen die wichtigsten Städte der Colonie hier eine kurze Erwähnung finden: Paramatta mit 5000 Einwoh-

nern*), 20 engl. M. von Sidney, mit dem es täglich vier Mal in Dampfbootverbindung steht, darf als dessen Vorstadt betrachtet werden und ist von schönen Landsitzen umgeben, auf denen der Gouverneur und mehrere reiche Gutsbesitzer im Sommer sich aufhalten. Auch das 48 M. von Sidney südlich gelegene Wollongong wird als Seebadeort fleißig besucht. Es ist der Hauptort des wegen seiner reizenden Lage und Fruchtbarkeit: der Garten von Neusüdwales genannten Bezirkes Illawarra. In seiner Nähe befinden sich ansehnliche Binnenseen, welche Jagd- und Fischliebhaber sehr anziehen. An der von Sidney nach Süden führenden Straße liegt das Städtchen Liverpool mit 600 Einw., der Obst- und Gemüsegarten der Hauptstadt, und an der nach Westen laufenden die Städte Windsor (mit 1679 Einw.) und Richmond, ersteres in der Mitte der besten Getreidegegend, letzteres in romantischer Lage am Fuße der blauen Berge. Ueber dieselben führt die Kunststraße noch 75 M. weiter bis nach dem Städtchen Bathurst (mit 1880 Einw.) in der Grafschaft gleichen Namens fort, in dessen Nähe vor Kurzem sehr reichhaltige Kupferbergwerke entdeckt wurden. Im Norden der Colonie ist Maitland (mit 3400 Einw.) die bedeutendste Stadt, die einen ansehnlichen Productenhandel treibt und in deren Nähe der beste Wein wächst. Sie liegt am Flusse Hunter und steht wie das an der Mündung desselben erbaute Newcastle durch Dampfschiffe in täglichem Verkehr mit der Hauptstadt. Bei letzterem Orte befinden sich die bedeutendsten Steinkohlenlager, die an Güte den englischen nicht nachstehen und bis nach Ostindien und China verschifft werden. Newcastle verspricht einst eine blühende Fabrikstadt zu werden und enthält bereits eine Eisengießerei und Maschinenfabrik, so wie bedeutende Salzwerke und Tuchwebereien. Noch weiter nördlich liegt an der Küste der hübsche Ort Macquarie, auf dessen Werfte die meisten und besten Schiffe der Colonie erbaut werden. Die nördlichste Niederlassung von Bedeutung ist das erst 1846 gegründete Brisbane, die Hauptstadt des Moreton-Bai-Districts, mit etwa 800 Einw., an dem Flusse

*) Nach Andern 10,000 Einw. Die Angaben über diese und die folgenden Zahlen weichen meist sehr von einander ab.

gleichen Namens. Das wärmere Klima hat hier die Anlegung von Baumwollen-, Kaffee- und Zuckerpflanzungen gestattet, und Brisbone verspricht dereinst für die Ausfuhr dieser Erzeugnisse ein bedeutender Handelsplatz zu werden. Außerdem zählt die Colonie noch viele andere Städtchen, deren zum Theil nur sehr geringe Einwohnerzahl zunächst dadurch bedingt ist, daß in derselben Viehzucht und Ackerbau beiweitem überwiegen. Doch entstehen jährlich neue Ortschaften und die schon vorhandenen sind in raschem Wachsthum begriffen.

Während unseres Aufenthaltes zu Sidney machten wir einen Ausflug nach der Botanybai, die, als der von Capitain Cook zuerst berührte Punkt der Küste, eine besondere geschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Unser Weg führte über eine sandige Ebene, aus welcher die der Küste entlang laufende Hügelkette aufsteigt. Wenig oder kein Grün erquickt das Auge, das, wohin es auch sich richtet, nur dürren Sand erblickt, in den der Fuß bei jedem Schritte einsinkt. Das Lästige des Weges war aber bald vergessen über den Gefühlen und Betrachtungen, die sich uns am Ziele desselben aufdrängten. An der nördlichen Seite der Einfahrt in die Bai steht ein Denkmal, das zur Erinnerung an den durch seine Entdeckungsreisen berühmten Franzosen La Perouse im J. 1828 hier errichtet wurde. Von hier aus erhielt man 1788 die letzte Nachricht von ihm, bis 1826 der Chevalier Dillon durch einen französischen Degengriff, den er mit einer andern Klinge bei einem Eingeborenen der Inselgruppe Tucopia fand, auf die Spur des geheimnißvoll Verschwundenen geleitet wurde und, dieselbe weiter verfolgend, sich überzeugte, daß dessen Schiff an den Felsenriffen der Insel Mannicolo gescheitert war. Dicht bei dieser Denksäule befindet sich auch das Grab eines katholischen Priesters, Namens Le Receveur, der als Naturforscher La Perouse auf seiner Erdumsegelung begleitete und hier fern vom Heimathslande starb. Ein Baumstumpf bezeichnet die Stelle, wo seine Gebeine ruhen. Gewiß, eine reiche Hoffnung künftigen Ruhmes erlosch in der Brust dieses Mannes, als er unter einem fremden Himmel, fern von der Heimath und von den Freunden und Angehörigen, sofern sein Stand ihm solche zu besitzen verstattete, in seinen letzten Schlummer sank. Er mußte fühlen, daß nur

Wenige noch seines Namens gedenken würden, außer dem vereinzelten Reisenden, der, wie ich, nachdem er den gleichen Gefahren die Stirn geboten, seinen kurzen Lebenslauf auf der kleinen Steintafel lieset, die auf seinem Grabe ruht. Noch höhere Bedeutung für die Colonisten hat ein Erinnerungszeichen auf dem gegenüberliegenden Cap Solander. Dort ist nämlich eine Metallplatte in den Felsen eingelassen, welche verkündet, daß hier der unsterbliche Cook zuerst die Küste betrat. Möchte die Dankbarkeit derer, die hier ein neues Vaterland gefunden haben, ihm dereinst hier ein seiner und ihrer selbst würdiges Denkmal errichten.

Der reichste Landstrich an der oft so unwirthbaren Küste ist, wie schon erwähnt, der Garten von Neusüdwales — Illawarra. Der hier an die Stelle des Sandsteins tretende Trapp verursacht eine solche Fruchtbarkeit des Bodens, daß seine Vegetation an Ueppigkeit dem der Tropenländer nicht nachsteht. In den tiefen Thälern, die das Land durchschneiden, breiten die hier zu Bäumen emporgewachsenen Farrnkräuter ihre reichen Blätter nach allen Seiten aus und bilden Laubgewölbe, die selbst die durchdringenden Strahlen der australischen Sonne abwehren. Die Gefühle der Ueberraschung und der Freude sind nicht zu beschreiben, die sich des Wanderers bemächtigen, wenn er in einen dieser reizenden Gründe hinabsteigt. Er blickt um sich auf die reichen Massen von Grün; unwillkürlich reibt er sich, als ob ein Zauber walte, die Augen und ruft aus: „Bin ich in Australien oder in Brasilien?" — In dem Tagebuche meines Aufenthaltes in Sidney finden sich an einem Tage nur die lakonischen und etwas räthselhaften Worte eingetragen: „Ist das Gras?" Es knüpft sich mir an diese kurze Bemerkung eine sehr anmuthige Erinnerung. Als ich eines Abends spät noch nach dem Strande ging, begegnete ich einer Gesellschaft von Fremden, die offenbar eben erst den neuen Welttheil betreten hatten. Ihre umherschweifenden, unsteten Blicke würden mich davon überzeugt haben, wenn nicht schon ihre ganze Erscheinung darüber jeden Zweifel verbannt hätte. Unter ihnen befanden sich einige junge Mädchen, von denen eine sich plötzlich von ihren Genossinnen entfernte und durch die Dämmerung einigen vereinzelten Fleckchen Rasen zueilte. Sie setzte mit Entzücken ihren Fuß darauf und rief mit einem Tone, durch

den noch ein tieferes Gefühl als das der Freude zitterte: „Ist das Gras?“ Die Worte an und für sich waren nichts; aber wie sie hier mit dem Ausdruck innigster Freude und Dankbarkeit über die Lippen des jungen Mädchens kamen, erzählten sie eine ganze Geschichte und erschlossen eine ganze Welt von Gefühlen. Nimmer werde ich die einfachen Worte der eben erst an's Land Getretenen vergessen, deren Gemüthsbewegungen, als sie zuerst wieder den festen Boden unter sich spürte und auf eine Erinnerung an ihr Heimathsland traf, nur der nachempfinden kann, der die Fahrt über den Ocean machte. — Eine Beobachtung, die mir Capitain King, der Sohn des ehemaligen Gouverneurs, ein sehr unterrichteter Seemann, mittheilte, führte mich auf merkwürdige Vermuthungen. Er sagte mir, daß an der Stelle der Sidneybucht, an welcher er früher die Anker zu werfen pflegte, sich jetzt kaum hinreichendes Wasser, um ein Boot zu tragen, befände. Da der Schlamm und das Geröll des kleinen Flüßchens, das hier mündet, diese Veränderung nicht bewirkt haben konnte, so untersuchte ich das Ufer der Bucht und konnte an ihm ziemlich deutlich die Spuren eines ehemals höheren Wasserstandes bemerken. Dies, verbunden mit der auch an anderen Stellen der australischen Küste beobachteten Abnahme der Meerestiefe, führt zu der gegründeten Vermuthung, daß dieser Theil des Festlandes sich hebt, und in der That hat sich die Ansicht immer mehr geltend gemacht, daß die gesammten weiten Ebenen Australiens erst in neuerer Zeit aus dem Meere aufgestiegen sind. Sie stellen sich auch in ihrem öden Thonboden oder in ihren unfruchtbaren, noch von keiner Dammerde überzogenen Sandflächen, so wie in dem noch ungeregelten Laufe ihrer Gewässer noch ganz als ehemaliger Meeresgrund dar, aus dem die Gebirge als Inseln hervorragten. Es ist daher auch die unerfreuliche Vermuthung nur zu begründet, daß das Innere des Landes bis über den Wendekreis des Steinbocks hinauf eine ungeheuere unbewohnbare Wüste ist.*)

*) Dies bestätigt die von Capitain Sturt 1845 ausgeführte Entdeckungsreise, der vom Darling aus mit Umgehung des Lacus Torrens bis 29° 40′ s. Br. und 140° 42′ östl. L., tiefer als irgend ein anderer Reisender in das Innere vordrang. Das Land bildete, je weiter er kam,

Werfen wir, ehe wir Neusüdwales verlassen, noch einen Blick nach Süden auf den zu ihm gehörigen ausgedehnten Landstrich, der, von dem größten Strom Australiens, dem Murray, und von dem Meere umschlossen und von den Bergketten der Austral-Pyrenäen durchzogen, ganz England an Umfang übertrifft. Dieses erst 1836 von dem Major Mitchell im Innern erforschte und 1838 colonisirte Gebiet*) hat nicht unpassend den Namen »Australia felix«, das glückliche Australien, erhalten. Die nach ihrem bevölkertsten Theile auch Port Phillip genannte Colonie, deren Hauptstadt Melbourne bereits 12,000 E. zählt, erfreut sich eines so raschen Gedeihens, daß sie wahrscheinlich bald, von Neusüdwales getrennt, zu eigner Selbstständigkeit gelangen wird. „Auf meiner Reise durch die Binnenstriche," erzählt Mitchell, „kam ich täglich durch Gegenden, welche an Fruchtbarkeit und malerischer Schönheit unübertroffen dastehen, über wasserreiche Flüsse und die fettesten Weidegründe. Stattliche Bäume und majestätische Berge schmücken diesen südlichsten Theil Neuhollands und die ganze Natur scheint die Europäer zu zahlreicher Ansiedelung einzuladen. Als ich, unter ihnen der Erste, diese erhabenen Einöden, diese noch von keiner Heerde berührten üppigen Wiesen betrat, fühlte ich, daß mir die Civilisation auf dem Fuße nachfolgen würde. Nicht zu dicht bewaldet und doch mit Holzungen überreichlich ausgestattet, mit einem höchst fruchtbaren Boden unter einem milden Himmelsstriche,

---

eine öde, zuweilen von Hügeln durchschnittene und fast wasserlose Sandwüste, in der endlich auch die letzten Spuren der Vegetation verschwanden.

*) Zwar wurde schon 1826 von Tasmanien aus der Versuch einer Niederlassung gemacht, auch ein Fort erbaut, das Unternehmen aber, man weiß nicht warum, bald wieder aufgegeben. Damals flüchteten sich zwei Sträflinge unter die Eingeborenen; der Eine wurde von denselben ermordet, der Andere verweilte unter ihnen bis 1835, wo ihn Ansiedler von Tasmanien entdeckten. Während der 11 Jahre, welche er in dem Buschlande außer allem Verkehr mit Europäern zugebracht, hatte er seine eigene Sprache völlig vergessen und war zu einem vollkommenen Wilden ausgeartet. Sein Denkvermögen war fast ganz verschwunden, so daß man von ihm über die Geschichte und Lebensweise des Stammes, unter dem er sich aufgehalten hatte, fast gar nichts erfahren konnte. Gewiß ein merkwürdiger Fall.

von der See und ansehnlichen Strömen umfriedet, und durch die von hohen Bergen herabfließenden kleinen Flüsse reichlich bewässert, bietet das glückliche Australien alle Hülfsquellen dar, die sich der Mensch nur wünschen kann." Auch im Innern ist schon ein großer Theil des von Mitchell erforschten Landes in Besitz und Cultur genommen. Zahlreiche Rinder- und Schafheerden beweiden die Wiesen; überall erheben sich freundliche Meiereien, und der müde Wanderer findet sogar gute Wirthshäuser. Der ganzen Natur wird allmälig ein neues Gepräge aufgedrückt, und die Bewohner gehen dem Wohlstande, ja dem Reichthume mit sicherem Schritte entgegen. Das Klima hat vor dem Sidney's viel voraus, und die Hitze wird nie so drückend wie dort, ebenso hat man auch Dürrung nicht in gleichem Grade zu fürchten. Ganz bleibt jedoch auch diese Niederlassung nicht von dieser größten aller Plagen Australiens verschont; auch in diesen Gegenden trocknet die Vegetation zuweilen in dem Grade aus, daß ein Funke eine ganze Landschaft in Flammen setzen kann. Feldbrände sind in der heißen Jahreszeit etwas sehr Gewöhnliches, und ganze Landstriche werden oft dadurch verheert und legen gleichsam Trauer an. Allein der erste Regen erweckt die Pflanzenwelt zu neuem Leben, und bald ist das Land wieder mit einem grünen Teppich von Gräsern und krautartigen Pflanzen überzogen, die später dasselbe Schicksal trifft. Die Bäume auf den Ebenen leiden dadurch sämmtlich mehr oder weniger; auf den Bergen und wohin sonst die Brände nicht dringen, erwachsen sie dagegen zu einer gewaltigen Größe. Die sogenannten Fadenrindenbäume und Kinobäume erreichen oft eine Höhe von 150—200 Fuß. Diese Brände drohen den Ernten und Hütten der Colonisten die größte Gefahr, wenn sie nicht rings um ihr Besitzthum den Boden einige Fuß breit auspflügen und von Allem, was darauf wächst, säubern. Ein Unglück kommt auch hier selten allein; auch die Ueberschwemmungen, welche im Winter sehr häufig vorkommen, können, wenn die Lage der Wohnungen und Aecker nicht mit Umsicht gewählt worden ist, fast eben so verderblich werden als das Feuer, und Mancher, dessen freundliche Wohnung, dessen Ernten auf diese Weise ein Raub des Wasser oder des Feuers wurden, dachte kaum noch daran, sein

zerstreutes Vieh wieder zu sammeln, sondern verließ im höchsten Unmuthe die Colonie.

Die hier sehr ergiebige Känguruajagd ist nicht immer gefahrlos, da sich alte Männchen, die 6—7 Fuß hoch werden, oft auf's Grimmigste vertheidigen. „Als ich einst," erzählt der Engländer Haydon, der fünf Jahre in dieser Colonie verweilte, „einen Fluß im Gipp's-Lande (dem südöstlichen Theil derselben) verfolgte, der durch den Sonnenbrand in eine Reihe von Lachen verwandelt worden war, hörte ich plötzlich ein lautes Geschrei um Hülfe erschallen. Ich eilte dem Orte zu und sah zu meiner Verwunderung ein gewaltiges Känguru mitten in einer Lache stehen, an deren Rande ein zerfleischter Hund in seinem Blute lag. Ich wollte eben das Känguru durch einen Büchsenschuß zu Boden strecken, als ich im Rohr ein zerkratztes, blutiges Menschenantlitz erblickte. Das Känguru hatte den am ganzen Leibe zitternden Mann beinahe ertränkt und übel zugerichtet. Er erzählte mir, daß dies schon der zweite Hund sei, den er heute auf der Jagd verloren. Das alte Kängurumännchen war vor demselben gar nicht weit geflohen, sondern hatte an dem Rande der Lache Halt gemacht und sich seinem Verfolger gestellt. Der Jäger war dem Hunde zu Hülfe gekommen, allein das Känguru hatte sich von dem Ersteren gegen den Letzteren gewandt, diesen in's Wasser gezogen und dort so oft untergetaucht, daß es ihm nur mit der größten Mühe gelang, dem Ertrinken zu entgehen."

Haydon ist der Meinung, daß die Wildnisse Australiens ein sehr merkwürdiges Thier bergen, das bis jetzt den Europäern noch unbekannt blieb. „In den Gebirgen hinter Westernport," berichtet er, „soll, wie die Colonisten behaupten, ein Thier hausen, welches, nach der Beschreibung der Eingeborenen, mit dem Orang-Utang Aehnlichkeit haben würde. Ist dabei auch abergläubische Furcht mit im Spiele, so mag doch etwas Wahres an der Sache sein, denn auch eine eigenthümliche Fährte, die man in jener noch beinahe unerforschten Gegend fand, und mehrere andere Umstände sprechen dafür. Ein Eingeborener gab mir über dieses Thier folgende Auskunft: Es ist so groß, wie der Mensch und ganz von derselben Gestalt wie dieser, jedoch, mit Ausnahme des Gesichts, welches wie dasjenige eines alten

Mannes aussieht und voller Runzeln ist, mit steifem, borstigem Haar bedeckt. Es hat lange Zehen und Finger. Es häuft Steine übereinander, um sich vor Regen und Wind zu schützen, geht gewöhnlich mit einem dicken Knüppel bewaffnet umher und erklettert ungemein behend Bäume. Sein ganzer sehniger Körper fühlt sich so hart wie Holz an. Vor vielen Jahren überfielen mehrere dieser Thiere ein Lager der Eingeborenen und schleppten einige Frauen und Kinder fort; seit der Zeit fürchten sich die Bewohner jener Gegend sehr, sich in der Nacht von ihren Hütten zu entfernen. Nur ein jetzt noch lebender Mann des Stammes Woeworong, Carbora, ein großer Arzt, hat ein solches Thier erlegt, indem er dasselbe mit dem Tomahawk in's Auge schlug, nachdem er vergebens versucht hatte, es an andern Körpertheilen zu verletzen. Dies ist keineswegs sonderbar, da vor der Ankunft der Europäer der steinerne Tomahawk der Eingeborenen eine ganz stumpfe Waffe war, und auch der Körper anderer Thiere, z. B. der des südamerikanischen Faulthieres, hart wie Holz ist. Mir ist Etwas aufgestoßen, was vielleicht mit dem Dasein dieses Thieres zusammenhängt. Als ich einst in dem Gebirge mehrere Tage lang der Fasanenjagd oblag, errichtete ich mit Hülfe eines Europäers und zweier Eingeborenen eine Rindenhütte; allein kaum hatte ich mich in derselben zur Ruhe begeben, als ich durch ein höchst eigenthümliches Geschrei, das mit der Stimme keines der mir bekannten Thiere dieses Landes die geringste Aehnlichkeit hatte, erschreckt ward. Die Eingeborenen sprangen auf und ergriffen ihre Flinten, während sich Angst und Schrecken in ihren Gesichtszügen malte. Doch sprachen sie kein Wort, während das räthselhafte Geschrei immer noch in den Bergen widerhallte. Als ich einen derselben ziemlich laut fragte, weshalb er so erschrocken sei, bat er mich leise zu reden; das Geschrei komme von einem Bundyil-carno oder Teufel, wie sie das Thier nennen. Bald darauf wurde Alles still und ich bemühte mich einzuschlafen; allein die Eingeborenen legten sich die ganze Nacht über nicht wieder nieder, und bei Tagesanbruch bestanden sie darauf, daß wir diese Gegend verließen."

Stokes fuhr im December 1838 zum zweiten Male in das anmuthige Wasserbecken von Port Phillip ein, das, nur

durch eine schmale Einfahrt mit dem Meere verbunden, in seiner glatten Oberfläche einem ausgedehnten Landsee gleicht. Von da besuchte er das Stadtgebiet von Melbourne, das sich fünf Meilen oberhalb der Mündung des damals noch von dichten Waldungen überschatteten Yarra-yarra-Flusses befindet. Es begann dort eben ein neues geschäftiges Leben sich zu regen. Nahe an 2000 Personen hatten sich bereits daselbst versammelt, und täglich trafen neue Ansiedler ein. Er rühmt das parkartige Aussehen des Landes und die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, die ihres Gleichen in Australien nicht hat. Port Phillip begann daher mit einem Male eine solche Anziehungskraft auf die englischen Auswanderer zu üben, daß es damals kaum ein Dorf gab, in dem nicht einige Bewohner, ihre geringe Habe sammelnd, nach diesem Lande der Verheißung aufbrachen, in der Hoffnung, schnell ihr Glück zu machen. „Der Yarra-yarra," erzählt Stokes, „ist wegen seiner zahlreichen Fälle selbst für Boote nur noch wenige Meilen oberhalb Melbourne schiffbar. Manche Stellen sind außerordentlich malerisch — durchsichtige, von keinem Lufthauch bewegte Wasserflächen breiten sich zwischen steilen Ufern aus, die bis zum Rande des Flusses mit einer reichen Pflanzenwelt bekleidet sind. Die Zweige der Bäume hängen, von ihnen wiedergespiegelt, über die stillen Wasser hernieder, und die Gegenstände hüllen sich in so tiefe Schatten, daß das Auge sie von demselben kaum zu scheiden vermag."

Als Stokes nach drei Jahren wiederum Melbourne besuchte, vermochte er es kaum wiederzuerkennen. Werften und Waarenhäuser dehnten sich längs der Ufer des Yarra-yarra aus, während weiter abwärts Gerber und Seifensieder auf beiden Ufern sich niedergelassen hatten, wo früher Theebaum-Dickichte sich hinzogen, aus denen der anmuthige Klang des Glockenvogels den Wanderer begrüßte. Die malerische Wildniß hatte der unromantischen Wirklichkeit des Gewerbfleißes weichen müssen. In dieser Gegend findet sich eine Art Manna vor, die schon bei seiner früheren Anwesenheit die Aufmerksamkeit des Reisenden erregte. Auf den Zweigen mehrer Baumarten, namentlich Eucalypten, die von großen Schwärmen Cicaden besucht waren, und auf dem Boden darunter bemerkte er eine weiße Masse, die

wie kleine Schneeflocken aussah. Dieselbe findet sich, jedoch von blaßgelber Farbe, auch an einer kleineren Gattung von Eucalypten im Hochlande, und ist als Nahrungsmittel von den Eingeborenen sehr gesucht, die oft ein ganzes Pfund davon in einer Viertelstunde von den Bäumen abkratzen. Es hat einen höchst lieblichen mandelartigen Geschmack und ist so süß, daß man nur wenig davon essen kann. Er hielt diese Manna für eine Ausschwitzung der Blätter und der Rinde jener Bäume. Genaue Beobachtungen des Schiffschirurgs, Herrn Bynoe, bewiesen jedoch, daß dieselbe in Form einer syrupartigen Feuchtigkeit aus dem After jener die Bäume in ungeheueren Schwärmen bedeckenden Cicaden herausgespritzt wird, und, indem sie an den Blättern und Trieben der Bäume herabtrieft, erhärtet und einen weißen Beschlag, jene sogenannte Manna, bildet.

Der östliche Theil dieser reichen und fruchtbaren Colonie wurde von dem polnischen Grafen Strzelecki entdeckt, der diesen Landstrich zu Ehren des damaligen Gouverneurs Gipps' Land nannte. Folgende Stelle aus dem Port Phillip Herald, welche die Beschwerden schildert, die dieser ausdauernde Reisende auf seinem Wege nach Western Port zu bestehen hatte, verdient, als für das Reisen in den Wildnissen dieses Landes überhaupt bezeichnend, der Erwähnung. „Der Graf, dessen Natur an die Beschwerden und Entbehrungen einer Fußreise durch das unwirthbare Innere schon gewöhnt war, blieb allein unter seinen Gefährten noch kräftig und, obgleich er mit einer 45 Pfund schweren Last von Instrumenten und Papieren beladen war, schritt er doch Tag für Tag seinen erschöpften Begleitern als Wegbahner durch das fast undurchdringliche Theebaum-Dickicht voran, das dicht mit Gras, Winden, Farrn, Binsen und Weidengestrüpp verwachsen war. Hier sah man den Grafen sich mit Händen und Knieen mitten durch das Geschlinge Bahn brechen, dort mit dem ganzen Gewichte seines Körpers sich durch das dichte Unterholz zwängen, um seinen Leidensgefährten das Vordringen zu erleichtern. So ging es Zoll um Zoll weiter, während ununterbrochene Regengüsse ihnen weder Tag noch Nacht zu ruhen gestatteten. Ihre Speise bestand während der

letzten 18 Tage der Reise aus etwas Fleisch von dem eingeborenen Bär oder Affen, dem einzigen Wild dieser Gegend, ohne das sie hätten Hungers sterben müssen. — — — Am 22. Tage, seit sie ihre Pferde hatten zurücklassen müssen, wurden die Reisenden Western Port ansichtig."

B.

Auszug

aus

Leichardt's Reise

in das

Innere von Neuholland von der Moreton-Bai in Neusüdwales nach Port Essington auf der Nordküste.

Erstes Kapitel.

Im Anfang des Octobers 1844 trat ich *) meine Entdeckungsreise von der Moretonbai, einer Strafcolonie an der Nordküste von Neusüdwales, wohin ich mich von Sidney aus begeben hatte, an, um das neuholländische Festland bis Port Essington, einer an der Nordküste auf der Halbinsel Koburg gelegenen Handelsstation, zu durchkreuzen. Meine Begleiter waren die Herren Gilbert und Calvert, ein junger Mann, Namens Roper, John Murphey, ein Bursche von 16 Jahren, William Philipps, ein Convict (Sträfling), und zwei Eingeborene, Harry Brown und Charley. Zwei Andere, einen Herrn Hodgson und einen Neger, mußte ich in Betracht unserer geringen Vorräthe schon bald wieder zur Umkehr veranlassen. Ich führte 16 Ochsen und 15 Pferde mit mir; 9 der Ersteren benutzte ich als Lastochsen. Unsere Pferde trugen anfänglich einen großen Theil unserer Lebensmittel, und wir gingen zu Fuße. Ich hatte geglaubt, in kürzerer Zeit die Reise vollführen zu können, und wir waren daher nicht ausreichend mit Lebensmitteln versehen.

Von der Moretonbai gelangten wir über Jimba zu dem Stromgebiet des Condamine und betraten bei der langgestreckten Hügelreihe der Darling-Dünen weite Ebenen mit üppigem Gras und Kräutern. Hülsenfrüchtler und Zusammengesetztblüthler waren bei weitem die vorherrschenden Pflanzen. Die Blumen der

---

*) Ludwig Leichardt wurde den 21. October 1813 zu Trebotsch bei Breslow in der Mark geboren, studirte zu Berlin und Göttingen, bereiste dann England, Frankreich und Italien, und schiffte sich 1841 nach Sidney ein, wo der deutsche Forscher seine eben so schwierige als ruhmvolle Laufbahn begann.

Ersteren hatten in der Regel eine prächtige rothe, die der Anderen hingegen eine hellgelbe Farbe. Gürtel von offenem Waldland, das vornehmlich aus dem „Buchsbaum" der Colonisten, einer Art Eucalyptus, bestand, trennten die verschiedenen Ebenen von einander; Flecken von Gesträuch, bestehend aus verschiedenen Acazien und andern meist kleinen Bäumen, schienen die Vorposten der ausgedehnten Dickichte im Innern zu sein. Namentlich sind es drei Arten von Acazien, die den Gebüschen einen eigenthümlichen Charakter verleihen, die eine, die Myal-Acazie, mit herabhängenden, die andere, die Acazie von Coren, mit erhobenen Zweigen, welche beide nur Sträuche bilden, und die Bricklow-Acazie. Letztere ist ein schöner, 50—60 Fuß hoher Baum mit silberfarbigen, leicht gekrümmten Blättern, der dem Wald ein eigenthümliches Aussehen verleiht. — Nach den ausgedehnten Ebenen des Condamine betraten wir einen Landstrich, der wechselnd mit offenem Walde, reichen Grasflächen oder mit undurchdringlichem Acaziengestrüpp, das sich oft über Flächen von 20—30 Meilen ausbreitete, bewachsen war. Unter 26° 4′ s. Br. erreichten wir ein neues Stromgebiet, dessen Hauptfluß ich den „Dawson" nannte. Reiche Niederungen breiten sich längs seines Ufers aus. Später tritt ein ansehnlicher Fluß hinzu, den ich mit dem Namen „Palm-tree Creek" belegte, da die herrlichsten Corypha-Palmen an ihm wachsen. Westlich von ihm dehnten sich zahlreiche von Acaziengestrüpp unterbrochene Ebenen aus, die fast ausschließlich mit Verbenen bewachsen waren und darum auch den Namen „Verbenen-Ebenen" erhielten. Ueber ein flaches Tafelland gelangten wir unter 25° 29′ zu dem „Robinson's Creek", der, nach Südwesten fließend, dem Gebiet des Condamine anzugehören schien. Schilfbewachsene Sümpfe und Lagunen breiteten sich, mit Wasservögeln bedeckt, längs des linken Ufers aus. Von da betraten wir einen Gebirgsknoten, von dem die Wasser nach allen Himmelsgegenden abflossen. Doch gelang es uns, aus dem verwickelten Gebirgslabyrinth über einen wegsamen Paß unter 25° 5′ zu den Quellen eines neuen Flusses zu dringen, den ich nach der Menge baumartiger Sagobäume den „Zamia Creek" benannte. Während an ihm unsere Pferde in der Nähe des Lagers grasten, warfen

Eingeborene ihre Speere nach ihnen und verwundeten eines derselben tief in die Schulter. Bisher hatten die Schwarzen sich uns nur in freundlicher Weise genähert, und so forderte uns dieser Vorfall zur größten Wachsamkeit auf. Auf dem linken Flußufer umgingen wir einen Gebirgszug, dessen zwei höchste Gipfel wir schon längere Zeit erblickt hatten. Den einen, ein in scharfen Umrissen aufsteigender Pik, nannte ich den „Aldis Peak", den andern, eine kuppelförmige Höhe, den „Mount Nicholson", so wie ich dem gesammten ausgedehnten Höhenzuge, an dem sich unsere Expedition nun bewegte, den Namen „Expedition Range" beilegte. Seine Hauptkette bestand aus Basalt, die Ausläufer hingegen aus Sandstein. Erstere war mit lichtem Walde bedeckt, in dem zahlreiche Sagobäume wuchsen, während sich auf den Letzteren das gewöhnliche Gestrüpp und anderes Gebüsch vorfand, wie es auch meist die Ebenen überzog. Wir überschritten mehrere Flußbetten, die sich hie und da in zahlreiche mit Binsen bewachsene Wassertümpfel ausbreiteten, weiterhin auch wohl gänzlich ausgetrocknet erschienen.

Später erreichten wir einen nach Norden fließenden, wasserarmen Strom, den ich, da ich an ihm am 29. December den 1844 erschienenen Cometen zuerst bemerkte, den „Comet River" nannte. Auf einem Ausfluge, den ich von da aus mit Brown zur Erforschung der Umgebungen machte, bemerkte ich die Ueberreste einer Hütte, die aus einer auf zwei gabelförmigen Pfählen ruhenden Stange bestanden. Beide waren mit einem scharfen eisernen Tomahawk abgehauen worden; es schien uns, daß dieses das Werk eines weißen Mannes, vielleicht eines Vagabunden aus der Strafcolonie an der Moretonbai war. Später sahen wir eine dicke Rauchwolke aufsteigen, die uns die Nähe eines Lagers der Eingeborenen verrieth. Wir näherten uns vorsichtig und hielten dann an, um sie zu beobachten. Bald aber wurden wir von Einem derselben bemerkt, der, wenn wir recht verstanden, mit dem Geschrei: „ein weißer Mann!" begleitet von der ganzen Schaar, davonlief. Wir ritten nach ihrem Lager und fanden Alles zur Mahlzeit bereit, die aus Eiern einer Hühner-Art, aus geröstetem Opossumfleisch rc. bestand. Zierlich geflochtene Körbchen, Dillis von den Eingeborenen genannt, lagen umher, und in einigen

derselben befanden sich etwa ein Zoll lange Rüben von süßem Geschmack und angenehmem Geruch. Auch Kugeln von Pfeifenthon zu ihrer Bemalung, gute Opossummäntel, Kängurunetze und einige Speere hatten sie bei ihrer eiligen Flucht zurückgelassen. Ich kostete eines der Eier, und fand es trefflich; alles Andere ließ ich unberührt, da es schien, als hätten sie es unserer Redlichkeit anvertraut. Nachts hörten wir das laute Quaken eines Frosches: „brrr, brrr", wahrscheinlich eine neue Art, denn wir hatten diese Töne nie zuvor vernommen. Nirgends sahen und hörten wir zuvor so viele Kakadus als hier. Sie flogen uns in Schwärmen oft mehrere Meilen von Baum zu Baum voraus, die Lüfte mit ihrem ununterbrochenen Geschrei erfüllend, und kehrten dann in langen Zügen nach ihren Wohnplätzen zurück, von denen wir sie aufgescheucht hatten. Wir erblickten einige Kängurus und schossen mehrere Tauben mit schönen broncefarbigen Flügeln. In den Tümpfeln lebten kleine braune Schlangen in großer Menge, die in dem seichten Wasser ihre Köpfe über die Oberfläche erhoben, bei unserer Ankunft aber sich nach den tieferen Stellen zurückzogen. — Unsere Mehlvorräthe nahmen reißend ab, so daß wir den täglichen Verbrauch auf drei Pfund beschränken mußten. Weiterhin (von 24° 25′ bis ziemlich 23° 41′) wurde das Bett des Comet River ganz trocken, so daß wir 75 Meilen längs seines Ufers ziehen mußten, ehe wir wieder eine Reihe mit gutem Wasser angefüllter Tümpfel fanden. Doch auch diese kamen später nicht mehr vor, und wir würden die Nacht ohne Wasser haben zubringen müssen, wenn wir nicht noch vor Einbruch derselben in einer kleinen Vertiefung einigen Vorrath gefunden hätten, den wir jedoch noch mit unseren Pferden und Rindern, so wie mit der genannten Schlangenart und einem großen Fluge broncefllügeliger Tauben zu theilen hatten, die rasch herniederflogen, hier ihren Abendtrank einzunehmen. — Am andern Morgen kam ich, den Fluß weiter abwärts reisend, nach einem Ritt von drei Meilen in ein gut bewässertes Land. Unter dem dasselbe bedeckenden Buschwerke kam eine Cappern-Art mit großen, weißen, süßduftenden Blüthen sehr häufig vor. Ihre Frucht war ein kleiner, mit Warzen bedeckter Apfel, dessen scharf schmeckender Saame von einem gelben, eßbaren Fleisch umgeben war.

Auf einem meiner Ausflüge zur Untersuchung der Umgegend fand ich am 10. Januar 1845 zu meiner unaussprechlichen Freude einen aus Westen kommenden, ansehnlichen Fluß. Er hatte indessen kein fließendes Wasser, sondern bestand aus mehreren kleinen See'n, die bei einer Breite von 1—200 Fuß eine Länge von 2—3 und selbst 8 Meilen hatten und unseren Blicken die schönste Aufeinanderfolge großer Wasserflächen darbot, die wir seit dem Brisbane (Moretonbai) gesehen hatten. Sein Lauf ging durch ein sehr tiefes und gewundenes Thal, das von hohem, aber gemeiniglich ebenen Lande begrenzt war. Die Schluchten, die zu dem Flusse hinabliefen, waren, wie das zunächst gelegene Hochland, gewöhnlich mit einem Streifen dichten Gesträuches bedeckt. Weiter hinauf wechselten freie Ebenen mit offenem Waldlande, dazwischen wieder Strecken, die ein fast undurchdringliches Gestrüpp bedeckte. Wir trafen häufig auf Spuren von Eingeborenen, die kürzlich den Fluß hinabgezogen waren, nachdem sie vorher das Gras verbrannt hatten. Auf den Ebenen fanden wir Basalt; hie und da waren sie mit weißen und rosenrothen Quarz- und Conglomeratstücken bedeckt. Ich nannte diesen Fluß den Mackenzie*). Er durchlief ein besser bewässertes Land. Kleine Bäche, die sich zwischen mit Gesträuch bewachsenen Sandsteinhügeln hinwanden, waren voll Wasser. Auch sahen wir viele mehr oder minder zusammenhängende Sümpfe, die ganz mit schönen Seerosen bedeckt waren. In den Wassertümpfeln lebten viele Muscheln und zahlreiche Fische von beträchtlicher Größe. Die letzteren waren des Nachts so lebendig, daß ich einmal in dem Wahne stand, daß sich eine ganze Schaar von Eingeborenen bade. — Am 14. Januar sammelten wir an dem Ufer des breiten und sandigen Flußbettes eine Bohnenart mit blaßrothen Blüthen und 3—5 Zoll langen Hülsen, deren Ranken sich weit über den Boden ausbreiteten, oder sich um Sträuche und Bäume wanden. Diese später an solchen Stellen sehr häufig

*) Es dürfte wohl derselbe Fluß sein, dessen Quellen Th. Mitchell 1846 unter 24° 50′ südl. Br. und 146° 42′ östl. L. entdeckte, und ihm den Namen Victoria gab. Er fand an demselben über 100 Meilen weit grünende Ebenen und vermuthete, daß er dem Golf von Carpentaria zufließe.

vorkommende Pflanze war uns eine sehr angenehme Erscheinung, denn ihre den Pferdebohnen ähnliche Saamen benutzten wir, geröstet und zerstoßen, als ein Surrogat des Kaffees. Große Haufen Muschelschalen, die verschiedenen Generationen von Eingeborenen Nahrung gegeben haben mochten, bedeckten die tiefen, abhängigen Ufer des Flusses und machten es wahrscheinlich, daß dieser Theil des Landes sehr bevölkert sein müsse. Wir sahen auch vielfach betretene Pfade und zahlreiche Feuerstellen an den Lagerplätzen. Einmal schien es uns des Nachts, als wenn das ganze Land ringsum in Flammen stände, denn nicht allein, daß die Schwarzen hier und da Feuer angebrannt hatten, sondern auch an bereits verlassenen Lagerstätten entzündeten sich, durch den herrschenden Nachtwind angefacht, die noch glühenden Stämme von Neuem. Unsere Besorgniß wurde um so größer, als auch der Lärm und das Plätschern der größern Fische in den Teichen gar kein Ende nahm. Wir dankten Gott, als wir endlich den Tag herannahen sahen. — Als wir uns am 16. Januar eben anschickten, einen Ochsen zu schlachten, hörten wir den Ruf eines Wilden; bald darauf näherten sich uns zwei Männer, die eine Unterredung zu wünschen schienen. Der Aeltere von ihnen war ein muskulöser, kräftiger Mann, doch, wie die meisten Eingeborenen, mit ziemlich dünnen Beinen versehen. Er trug einen ansehnlichen Schnurbart, während nur spärliche Haare sein Kinn bedeckten; einer seiner Vorderzähne war ausgeschlagen. Sie sprachen eine von der an den Darling-Dünen ganz verschiedene Sprache, doch bedeutete auch bei ihnen „Yarrä" Wasser. Die beiden folgenden Tage hielten wir einen Rasttag und brachten die Zeit damit zu, das Fleisch des geschlachteten Ochsen in Scheiben und Streifen zu zerschneiden und es an der Sonne zu trocknen, das Fett aber auszulassen und die Haut zuzubereiten. — Charley fand, als er nach den Pferden ritt, einige Teiche, die mit einem tiefgrünen Kranz von Seerosen, die aber aus Nelumbium-Arten bestanden, eingefaßt waren. Diese schöne Sumpfpflanze haftet mit einer einzigen Pfahlwurzel in dem tiefen, weichen Schlamm; das große, schildförmige Blatt hat 12—18 Zoll im Durchmesser, und der Blattstiel eine Länge von etwa 8 Fuß. Die blaßrothe Blüthe ist der unserer Seerose sehr

ähnlich, aber weit größer; das Saamengehäuse bildet einen großen Zapfen, in dem ¾ Zoll lange Nüsse eingesenkt sind.

Wir beabsichtigten nun den hier in vielen Windungen sich fortschlängelnden Mackenzie zu verlassen, ich unternahm aber zuvor mit meinen zwei schwarzen Begleitern eine Wanderung in nordwestlicher Richtung zur Erforschung des Landes. Von einer Höhe gewannen wir eine ausgedehnte Aussicht und erblickten mehrere Höhenzüge. Als wir am folgenden Tage, um das Lager bald wieder zu erreichen, unsere Pferde in einen kurzen Galopp setzten, verloren wir unsere Wegspur und wußten nicht, ob wir sie zur Rechten oder Linken gelassen hatten. In der Hoffnung, eine von uns auf dem Heimwege aufgefundene Höhe, Mount Stewart, werde uns zum Führer dienen, schlug ich eine südöstliche Richtung ein, die uns bald in ein Dickicht von Bricklow-Acazien brachte. Wir bemerkten einen Eingeborenen, und Brown rief ihm zu, zu warten; doch er war über den plötzlichen Anblick zweier auf ihn zureitender Männer so erschrocken, daß er eilenden Laufes in dem Gesträuch verschwand. Den ganzen Tag ritten wir durch verworrenes Dickicht, das nur an drei oder vier Stellen von schmalen Streifen offenen Landes unterbrochen war. Die Dichtigkeit des Gesträuches, welches ein fast ganz ebenes Land bedeckte, gestattete uns kaum einige Ellen vor uns zu sehen, so daß wir an unserer Landmark vorüber kamen, ohne sie zu erblicken. Als die Nacht nahte, und das Land offener wurde, befanden wir uns in einer uns völlig fremden Gegend. Doch wurden wir an dem Rande des Gesträuchs durch den Anblick einiger großen Teiche erfreut, an deren schlammigem Rande sich mehrere Spuren von Emus und Kängurus befanden. In einem kürzlich verlassenen Lager der Eingeborenen fanden wir eßbare Wurzeln, ähnlich den großen Knollen der Georginen, die wir, von quälendem Hunger gepeinigt, gierig verschlangen. Brown schoß zum Glück zwei Tauben. Bald näherte sich auch ein Emu der Lagune, blieb aber stehen, als es uns ansichtig wurde, dann ging es, mit mißtrauischen Blicken uns musternd, in einem Bogen um uns herum. Als Brown sich ihm zu nähern versuchte, trabte es eine kleine Strecke davon, stand wieder still und setzte dieses quälende Spiel fort, bis wir erschöpft unsere

Pferde bestiegen, um unseren Weg fortzusetzen. Wir schlugen eine nordöstliche Richtung ein; doch es wurde bald sehr dunkel, und ein furchtbares Donnerwetter entlud sich über uns, so daß wir Halt machten. Wir banden unsere Pferde an und breiteten unsere Decken über uns aus, aber das Unwetter war so heftig, daß wir ganz durchnäßt wurden. Da keine Wassertümpfel in unserer Nähe waren, so sammelten wir das Wasser, was von unseren Decken rann, und breiteten, da wir unser Feuer nicht wieder anzuzünden vermochten, dieselben über einige Stöcke aus, um auf diese Weise ein Zelt zu bilden. Unter diesem fielen, ungeachtet unseres traurigen, halbverhungerten Zustandes, unsere Häupter schwer auf die Sättel nieder, die uns als Kopfkissen dienten. Wir hatten einen gesunden Schlaf, bis der Morgen tagte. Es gelang uns nun ein Feuer anzuzünden, so daß wir bald um einen Theetopf und eine Taube saßen, und setzten nach diesem kärglichen Frühstück unseren Weg in der früheren Richtung fort. Brown hielt sich für verloren, brummte und gab auf alle Weise seinen Unwillen zu erkennen. In ernster Erwägung unserer Lage entschloß ich mich, zurückzukehren zu den Bergen, von denen wir den Rückweg angetreten hatten. So brachten wir in Angst den Tag zu und als die Nacht herankam, fielen wir vor Müdigkeit fast von unseren Sätteln. Die andere Taube ward zwischen uns getheilt, unser Thee aber war zu Ende. Vom Hunger gequält, verschlang ich die Knochen und Füße der Taube, um dem immer stärkern Verlangen meines Magens zu genügen. Eine schlafende Eidechse fiel in unsere Hände; sie wurde geröstet und gierig gegessen. Brown klagte immer lauter über zunehmende Schmerzen in seinen Füßen und verlor allen Muth. „Wir sind verloren, wir sind verloren!" war Alles, was er hervorbringen konnte. Als wir am andern Morgen, den 21., etwa vier Meilen durch ein hübsches, von lichtem Gebüsch unterbrochenes Land weiter gezogen waren, erkannte Brown den Ort wieder, wo wir am 19. gefrühstückt hatten; all' seine Schwermuth und Angst verschwand nun mit einem Male. In südöstlicher Richtung gelangten wir endlich Nachmittags in unser Lager zurück, wo, wie man sich denken kann, meine lange Abwesenheit ernstliche Besorgnisse erregt hatte. Es wurde mir in der Folge

noch oft Gelegenheit geboten, das außerordentliche Gedächtniß meiner beiden schwarzen Begleiter zu bewundern, mit dem sie Oertlichkeiten, die sie zuvor ein Mal gesehen, wieder erkannten. Es war gleichsam, als wenn die Gegenstände auf ihre Netzhaut einen tieferen Eindruck hinterlassen hätten, als auf die der Europäer; ihre Erinnerungen sind merkwürdig genau, selbst in den geringfügigsten Nebenumständen. Eigenthümlich geformte oder gruppirte Bäume, abgebrochene Zweige, geringe Unebenheiten des Bodens — in der That hundert Dinge, die wir nur bei ganz besonderer Aufmerksamkeit bemerken, scheinen eine Art von daguerreotypischem Eindruck auf sie zu machen, von dem jede Einzelnheit sich leicht wieder vergegenwärtigt.

Durch das Ungewitter, das wir in der Nacht des 19. erlebt hatten, war der Anblick des Landes um Mount Stewart völlig verändert worden. Alle Teiche längs der Bäche, alle Wassertümpfel waren mit Wasser gefüllt; der Bach, an dem wir lagerten, hatte fließendes Wasser; das Gras sah frisch und grün aus; der kurz zuvor noch dürre Boden war morastig geworden und erschwerte uns das Reisen. Doch wir fühlten uns ganz heimisch, denn wir fanden überall Wasser und Gras. — Wir zogen die folgenden Tage in nordwestlicher Richtung an dichtem Gestrüpp vorüber über mit Wald bedeckte Grasflächen und über einzelne Ebenen mit schwarzem, fruchtbarem Boden. Charley fand in der Nähe unserer Lager häufig Bienenstöcke voll des süßesten und aromatischesten Honigs, den wir je gekostet hatten. Eine Art wilden Majorans, die hier reichlich wächst und die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt, scheint die hauptsächlichste Quelle zu sein, aus der die Thierchen ihre süße Nahrung schöpfen. Wir sammelten uns von diesem Gewächs einen ansehnlichen Vorrath und fügten es unserem Thee hinzu in der doppelten Absicht, seinen Geschmack zu verbessern und unseren Vorrath zu schonen.

Am 26. näherten wir uns einer ansehnlichen Bergkette. Es läßt sich schwer beschreiben, welchen Eindruck dieser Anblick auf uns machte. Wir waren lange durch einförmiges Waldland gereist, was nur dann und wann licht erschien und durch das mehrfach erwähnte abscheuliche Gestrüpp ersetzt wurde, von dem uns aber doch ein Blick auf ferne Höhen möglich war. Abwech-

selung erfreut des Menschen Herz im Allgemeinen, aber noch mehr unter solchen Umständen. Hier zeigte sich nun völlig offenes Land, bedeckt mit Gras. Nach Westen hin schien es sich zu verlieren und allmählig erhob sich ein Gebirge, vor dem sich eine Reihe einzeln stehender, riesiger, in hohen Domen auslaufender Berge unmittelbar aus der Ebene erhob. Sie bestanden aus Dolomit. Ich nannte die Kette Peaks Range. In der sicheren Hoffnung, an ihrem Fuße Wasser zu finden, ritt ich mit Calvert nach denselben voraus. Wir kamen zwischen zwei der höchsten Piks hindurch und gewannen auf der Westseite neue Gebirgsansichten. Die anscheinend einzeln stehenden, kegelförmigen Berge schienen sich ohne Ende hinzuziehen. Von einem andern Standpunkte aus gesehen, stellten sie sich weit schmäler, in Form ungeheuerer Spitzen und Nadeln dar. Nirgends jedoch zeigte sich Wasser, und halbverschmachtet machten wir zeitig Halt. Am andern Morgen waren unsere Pferde verschwunden, und erst nach einem Gange von vier Stunden fand sie Calvert wieder. Die armen Thiere waren nach Wasser davon gelaufen, ohne welches gefunden zu haben. Obgleich wir in einer Gegend reis'ten, wo Dolomit, Sandstein und Basalt mit einander in Berührung kamen, und sich daher Wasser erwarten ließ, so konnten wir doch nicht einen Tropfen ausfindig machen. Als wir über die heiße Ebene ritten, begannen die Pferde uns den Dienst zu versagen, und weder Peitsche noch Sporen vermochten ihren Schneckengang zu beschleunigen. In jedem kleinen Schatten zerstreuter Bäume glaubten sie einen Ruheort zu sehen und wollten nicht weiter. Mit offenem Munde suchten wir jeden kühleren Luftzug aufzufangen, Lippen und Zunge waren wie verdorrt; unsere Stimme wurde heiser, unsere Rede unverständlich. Um meinem Pferde Erleichterung zu verschaffen, versuchte ich zu gehen, doch nach wenig Schritten schon war es unmöglich, ich war zu erschöpft. Endlich kreuzten wir die Spuren von Pferden und Ochsen und erreichten bald darauf unser ersehntes Lager.

Das wasserleere Bett eines aus Westen kommenden Flusses (des Hugh's Creek) führte uns in 22° 20′ zu einem anderen

Flusse mit einem breiten sandigen Bett und hohen Ufern, die mit Kinobäumen und Casuarinen besäumt waren. Ich nannte ihn den „Isaaksfluß"; auch in ihm war kein Wasser. Als wir uns ihm näherten, hörten wir den wohlbekannten Klang eines Tomahawk und gewahrten bald drei schwarze Weiber, von denen zwei eifrig beschäftigt waren, nach Wurzeln zu graben, während die dritte, in dem Gipfel eines hohen Kinobaumes sitzend, einem Opossum oder einem Bienenschwarm nachstellte. Sie erhoben bei unserem Anblick ein fürchterliches Geschrei, indem sie dazu ihre Stöcke schwangen und sie an die Bäume schlugen, als ob wir wilde Thiere wären, die sie damit zurückzuschrecken gedächten. Ungeachtet unserer friedlichen Geberden rannten die beiden Wurzelgräberinnen alsbald davon, und das Weib auf dem Baume weigerte sich beharrlich herabzusteigen. Als ich sie in der Sprache der Eingeborenen nach Wasser fragte, antwortete sie, flußabwärts deutend: „Yarrä ya"; ihre Aussage bewährte sich als richtig. Eine große Anzahl Eingeborener, Männer, Knaben und Kinder, kamen auf das Angstgeschrei ihrer Genossinnen herbei gelaufen, zogen sich aber, als wir mit unseren Pferden auf sie zu galoppirten, wieder in das Gestrüpp zurück. — Ich sandte Gilbert und Brown aus, Wasser zu suchen. Sie fanden eine mit Binsen bewachsene Lagune am linken Ufer des Isaaks und blieben an ihr über Nacht. Ganz in ihrer Nähe lagerte auch eine Anzahl von Eingeborenen, die, ohne ihre Nachbarn zu bemerken, sich den größten Theil der Nacht lebhaft unterhielten.

Vergeblich hoffte ich auf einer Excursion nach der gegen Westen aufsteigenden Coxenskette in einem der zahlreichen von ihr ausgehenden Fluß- und Bachbetten Wasser zu finden. Ich erstieg den Coxen's Peak und genoß von ihm eine weite Aussicht. Nach Südwest und West dehnte sich die Peak Range mit ihren hohen Spitzen aus und dahinter wurden andere Berge mit zum Theil abgeflachten Gipfeln sichtbar. Nach Norden stieg eine Kette über die andere empor, während nach Osten das Land in großer Ausdehnung bis zum Fuße ferner Gebirge flach erschien. Nach Süden schweifte der Blick, ohne einen Ruhepunkt zu finden, über endlose, waldbedeckte Flächen, die in völliger

Einförmigkeit, mit Ausnahme einer fernen blauen Erhöhung, in einer ununterbrochenen Linie am Horizonte verliefen. Kein Rauch, keine Spur von Wasser, kein auf die Nachbarschaft der Seeküste deutendes Anzeichen war in dem unermeßlichen Meer von Wald und Gesträuch zu schauen. Die großen geologischen Umrisse dieses interessanten Landes konnte man hier auf einen Blick überschauen. Längs der östlichen Kette des basaltigen Tafellandes erhob sich eine Reihe von Dolomit-Kegeln, die sich, der Küste gleichlaufend, von Südost nach Nordwest erstreckten. Der ganze Landstrich zwischen dieser Kette und der Küste schien aus Sandstein zu bestehen, dem auch die Coxen's Range anzugehören schien. Porphyr, Grünstein, Granit und Syenit, die auf langen Strecken an der Ostküste Australiens vorherrschen, waren hier gar nicht vorhanden. Die Beschaffenheit des Bodens ließ sich leicht an den Baumarten erkennen, mit denen er bewachsen war. Unter diesen erwähne ich die in dieser Gegend zuerst von mir gesehene Gummipappel, die ich so wegen ihrer Aehnlichkeit mit der europäischen Zitterpappel benannte. Eine andere Art Eucalyptusbäume und schöne Casuarina's wuchsen namentlich in der Nähe der Bäche. — Als wir zum Isaaksfluß zurückkehrten, schoß Brown ein Känguru, das, von der Mittagshitze erschöpft, im Schatten eines Bastard-Buchsbaumes saß. Es war ein ansehnliches Weibchen mit einem Jungen. Wir kochten Letzteres zu unserer Mittagsmahlzeit und schickten das Erstere zu unseren Gefährten in's Lager, die zu ihrem Abendbrot und Frühstück nichts als einen Ibis, eine Ente und eine Krähe gehabt hatten. Indessen verfolgte ich mit Gilbert den Fluß weiter abwärts, gewahrte in dem Bette desselben zahlreiche Spuren von schwarzen, einheimischen Hunden, Emus und Kängurus und fand endlich in 22° 11′ einen Wassertümpfel auf. Die Eingeborenen hatten ihn ringsum mit Zweigen eingezäunt, damit kein Sand hineinfiel, und daneben kleine Brunnen gegraben, augenscheinlich um reineres und kühleres Wasser zu erhalten. Tauben trippelten hin und her nach dem Wasserrand; Kakadus beobachteten uns aus den Wipfeln der nächsten Bäume und hoben dazu mit lautem Geschrei ihre Flügel, als wenn sie die Besitzergreifung ihres Wassers uns streitig machen wollten, wäh-

rend zahlreiche Krähen, die ein benachbartes Buschfeuer herbeigelockt hatte, sich uns zutraulicher näherten.

Am 17. Februar schlachteten wir in unserem Lager einen Ochsen. Wir hatten die erfreuliche Entdeckung gemacht, daß auch das Fett sich gut trocknen ließ und sich trefflich hielt, ja daß die fetten Stücke viel zarter blieben und mit der Zeit noch besser wurden. Doch bedurften wir vier Tage zur Beendigung dieses Geschäftes. — Am Morgen des 19. verließ Charley ohne Erlaubniß das Lager und kehrte erst Nachmittags wieder zurück. Er hatte in der letzten Zeit öfters so willkürlich verfahren und wiederholte Klagen waren über ihn laut geworden, daß er nach Opossums und Honig auf eigene Faust ausging, während wir die Pferde und Ochsen bewachten. Ich verwies es ihm und drohte ihm im Wiederholungsfalle die Kost zu entziehen. Er brach darauf in die heftigsten und ungeziemendsten Reden aus und drohte sogar mir den Mund zu stopfen. Als ich mich ihm daher näherte, um ihn aus dem Lager zu weisen, vergaß sich der Bursche so weit, daß er mich so heftig in's Gesicht schlug, daß ich zwei Zähne verlor. Nun kamen meine Begleiter mir zu Hülfe und nöthigten ihn, uns zu verlassen. Auch der andere Schwarze, Brown, verließ uns bald darauf. — Wir brachen ohne die beiden Eingeborenen am 21. wieder auf. Es war ein sehr heißer Tag, ganz dazu geeignet, unsern schwarzen Flüchtlingen den Unterschied zwischen Reiten und Gehen, zwischen einem bestimmten Mahle nach einer ermüdenden Tagereise und der Sorge der Selbsterhaltung begreiflich zu machen. Es dauerte auch gar nicht lange, als man plötzlich Brown's Ruf vernahm, und dieser auch alsbald herbei kam. Er hatte es schon herzlich satt und bat uns inständig, ihn wieder mit uns gehen zu lassen. Ich gestattete es ihm, jedoch unter der Bedingung, daß er alle Verbindung mit Charley von nun an abbreche. Doch auch Charley kam am Abend des andern Tages und bat mich inständig, ihm doch zu erlauben, daß er sich uns wieder anschließen dürfe. Nach einer Berathung mit meinen Gefährten wurde ihm die Rückkehr gestattet, aber er mußte den Tomahawk, den er zu führen pflegte, an mich zurückgeben. Sein unbändiger Sinn schien offenbar gebrochen zu sein. Er versprach heilig, für die

Zukunft in Allem gehorsam zu sein und sich allen meinen Anordnungen zu fügen. — Am 27. hatten die Eingeborenen in meiner Abwesenheit unser Lager besucht und sich ganz friedlich betragen, indem sie die Unsrigen mit Emufedern und Waffen beschenkt hatten. Phillips hatte ihnen dagegen eine Krönungsmünze der Königin Victoria, die ihnen sehr zu gefallen schien, gegeben. Es waren rüstige, wohlgebildete und meistens auch noch junge Leute, während einige alte Weiber mit weiß gemalten Kreisen im Gesichte von fern standen. Sie waren sehr verwundert über die weiße Haut meiner Gefährten und betasteten sie wiederholt vor Erstaunen. Mittags hielten wir bei einem Flüßchen an, bei dem die Eingeborenen mehrere Wasserlöcher gegraben hatten. In seiner Nähe fanden wir den Schädel eines Eingeborenen — die erste Spur menschlicher Gebeine auf unserer Reise — und nannten es daher Skull Creek. Am Nachmittage zogen zwei Gewitter, die sich wie gewöhnlich im Osten und Westen gebildet hatten, über uns herauf und brachten einen heftigen Regenguß, der uns bis auf die Haut durchnäßte, zugleich aber auch uns sammt unserem Vieh, das vor Hitze und Durst laut keuchte, auf das Wohlthätigste erfrischte. Eine Reihe von Gewittern schien diese Gegend vorzugsweise heimgesucht zu haben und hatte sie in das üppigste Grün gekleidet.

Wir verließen nun die Windungen des Isaaksflusses, dem aufwärts wir gegen 70 Meilen gegangen waren, und zogen in nordöstlicher Richtung weiter. Das schöne offene Land zwischen den beiden Höhenzügen, durch welche der Fluß bricht, eignet sich auf's Trefflichste zur Viehzucht. Es war zwar großer Wassermangel, aber, wie wir später erfuhren, auch für die Colonie Neusüdwales ein dürres Jahr. Doch die Brunnen der Eingeborenen und der üppige Wuchs der Binsen an manchen Stellen des Flusses zeigten, daß selbst oberflächliche Brunnen den Squatter (ersten Ansiedler) in Fällen der Noth reichlich mit Wasser versehen würden; auch bewahren die langen Reihen großer Wassertümpfel, die wir so häufig in dem Gebüsche antrafen, wenn sie einmal gefüllt sind, auf lange Zeit ihr Wasser.

Durch eine Schlucht dringend, überschritten wir am 7. März die gebirgige Wasserscheide, welche die Quellen des Isaaksflusses

von denen eines andern nach Nordwesten laufenden trennt, dessen Hauptarm ich den Suttor und das zu ihm uns führende Gewässer den Suttor Creek nannte. Wenn sich ein oberflächlicher Beobachter plötzlich von einem binsigen Sumpfe Europas zu einem der Wassertümpfel, die wir hier trafen, versetzt sähe, er würde kaum den Unterschied gewahr werden, wenn nicht Casuarinen und die weißen Stämme des majestätischen Kinobaumes daran ständen. Binsen und andere Sumpfpflanzen, Vögel und Insecten, ähnlich den unserigen und doch von ihnen verschieden, findet man hier wieder. Die Aehnlichkeit verschwindet aber noch mehr, wenn man den lauten Ruf des zur Familie der Eisvögel gehörigen Riesenjägers (Dacelo gigantea), das lärmende Geschrei der weißen Kakadus oder den hohlen Ton des durstigen Emus vernimmt. Von einer Hügelreihe, die längs eines Nebenbaches des Suttor hinlief, erfreute ich mich einer weiten Aussicht. Nach Norden und Nordosten wurden manche hohe Ketten sichtbar. Nach Süden war der Horizont in äußerster Ferne nur durch einige einzeln stehende Berge unterbrochen. Eine Gruppe von Bergen erschien auch in Nordwesten. Das ganze Land bildete nach Westen niedrige Höhenzüge, zwischen denen sich der Fluß in Windungen seinen Weg zu bahnen schien. Die Höhen, auf denen wir standen, so wie die Ufer des Baches zeigten zahlreiche Kiesel. Zum ersten Male, seitdem wir die Moretonbai verlassen hatten, trafen wir wieder auf Urgestein. — Am 14. machten Roper und Charley flußabwärts eine kleine Expedition. In dem trockenen Bette hatten sie an verschiedenen Stellen Wasser gefunden. Ein Schwarzer begrüßte Charley, als er aber Roper erblickte, erschrak er über dessen weiße Farbe so sehr, daß er alsbald einen Baum erkletterte. Seine Frau that, obgleich sie sich keineswegs in einem zum Klettern einladenden Zustande befand, ein Gleiches. Als Roper den Stamm des Baumes umging, um dem Schwarzen in's Gesicht zu sehen und mit ihm zu reden, wich dieser aus, indem er sich wie ein Leguan (eine Art großer Eidechsen) um den Stamm herum wand. Zuletzt jedoch antwortete er auf die Frage nach Wasser, indem er nach Westnordwest deutete.

Oft suchten wir Tagereisen weit nach Wasser und fanden

es zuletzt ganz in der Nähe unseres Lagers. So war es am 17. März der Fall. Die Auffindung einzelner Wassertümpfel in einem bewaldeten Lande hängt allein vom Zufalle ab. Unsere Pferde und Ochsen hatten hier nicht die Spur des Instinctes, Wasser aufzufinden, dessen andere Reisende so oft Erwähnung thun; ich erinnere mich der Fälle, wo unser Vieh die ganze Nacht über sich kaum 50 Ellen vom Wasser befand. Ja so oft wir zu kleinen Wassertümpfeln kamen, mußten wir das Vieh erst zu ihnen treiben, sonst würde es vorübergelaufen sein. Ich beobachtete deutlich, daß es sich bei seinem Suchen allein durch das Gesicht leiten ließ, indem es entweder sich durch einen fernen Fleck von tieferem Grün angezogen fühlte oder einer Vertiefung oder einem Bette folgte. Ich kenne keinen einzigen Fall, wo unser Vieh von selbst Wasser gefunden hätte. Die Pferde waren im Allgemeinen von Natur aus unruhiger und ungeduldiger. Wenn wir nach einem langen Tagemarsch das Bett eines Baches oder Flusses erreichten, pflegten sie in dasselbe hinabzusteigen und es eine lange Strecke zu verfolgen. Wenn ich nach Wasser ausging, so untersuchte ich zunächst die Nachbarschaft von Hügeln und Bergketten, deren Größe und Ausdehnung es am ersten voraussetzen ließen. In einem offenen Lande giebt es für ein erfahrenes Auge manche Anzeichen; so ein Baumdickicht mit grünerem Laub, oder eine Stelle mit üppigerem Gras; wo ein Tümpfel oder überhaupt sich Wasser vorfindet, sieht man in der Luft kreisende Adler, Krähen, Kakadus und Tauben, namentlich vor Sonnenuntergang. Der Ruf der Grallina australis, so wie Schaaren kleiner Finken machten mich allezeit aufmerksam. An den Rändern der Dickichte zog sich häufig eine ganze Reihe von Wassertümpfeln hin. Dagegen war ein flaches, schwach bewaldetes Land ohne irgend eine Unterbrechung der Ebene keineswegs ermuthigend. Ich bin oft mehr als 25 Meilen in einer geraden Linie gegangen, ohne Wasser zu finden. Wenn wir zu Bächen gelangten, war es schwierig zu entscheiden, ob wir das Bett auf- oder abwärts reisen sollten, da manche näher der Quelle, andere weiter abwärts mehr mit Wasser versehen waren; doch erlangten wir durch die tägliche Erfahrung eine Art Instinct in Betreff der Richtung, die wir zu nehmen hatten.

Die Bergrücken in der Nähe der Wassertümpfel, an denen wir uns gelagert hatten, bestanden aus vulkanischem Gestein, das viel Eisen enthielt. Das Wasser enthielt so viel Eisen, daß unser Thee ganz schwarz aussah. — Auf einem Ausfluge am 17. März kamen wir zu einer Stelle, wo der Fluß aus dem Gestrüpp in eine Buchsbaumniederung trat und sich in verschiedene unregelmäßige Canäle zertheilte, die ein undurchdringliches Dickicht von Melaleuca's einfaßte. Die hier auftretende Buchsbaumart mit tiefen Sprüngen in der Rinde und sehr gelbem Holz, benannte ich, weil sie ausschließlich in der Nähe des Wassers wächst, den Wasserbuchsbaum. Am Beginn der Buchsbaumniederung trafen wir auf einen betretenen Pfad der Eingeborenen, der uns zu einem tiefen Wassertümpfel führte. Weiterhin kamen wir zu einem zweiten, der noch reichlicher mit Wasser versehen war. Als wir den dritten erreichten, rief mir Charley freudig zu: „Sehen Sie her, Herr, welch ein großes Wasser!“ Vor uns breitete sich eine ausgedehnte Wasserfläche aus, deren hohe, buchtenreiche Ufer dichtes Acaziengebüsch bedeckte. Es ist eine Eigenthümlichkeit dieses merkwürdigen Landes, daß sich in ihm die Gegensätze so häufig begegnen — neben dem elendesten Gesträuch das schönste Waldland, inmitten der dürrsten Gegend ein reicher Wasservorrath. Schwärme von Enten bedeckten den Rand des See's, Pelicane schwammen, unsern Kugeln unerreichbar, in dessen Mitte und Landschildkröten tauchten in das Wasser; als wir auf dem wohlbetretenen Pfade diesem schönen Gewässer entlang zogen, das, drei Meilen lang, wahrscheinlich dem Suttor zum Ausfluß dient. — Am 22. März kamen Gilbert und Charley auf einem Kundschaftsritt mit einer Schaar von Eingeborenen zusammen. Die Weiber flohen erschrocken in das Gebüsch, während die Männer eine Unterredung begannen, dieselbe aber gelegentlich durch Ausspeien und einen Ausruf, der wie „Puh, Puh!“ klang, augenscheinlich zur Kundgebung ihres Abscheues, unterbrachen. — In 21° 6′ südl. Br. fand ich zuerst die Careya arborea, einen kleinen zur Familie der Myrteen gehörigen, 15—20 Fuß hohen Baum. Auch erblickten wir sehr zahlreiche Corypha-Palmen; einige waren abgestorben, da man ihnen die Krone abgehauen hatte. Wahrscheinlich diente den Eingeborenen

die Endknospe, ähnlich dem Palmkohle in Asien, als Nahrung. — Während wir einmal auf Enten Jagd machten, kamen wir zu einem Lager von Eingeborenen, die nicht einen geringen Schreck über den Knall unserer Flinten verriethen und eine Zeit lang unsere Spur mit Geheul verfolgten. Als wir Tags darauf wiederum sämmtlich an ihrer Lagerstätte vorüber kamen, fiel es uns auf, daß sie uns nicht eher, als bis wir dicht bei ihnen waren, weder hörten noch sahen, obgleich wir sie schon aus großer Entfernung bemerkt hatten. Die Jüngeren liefen davon, während ich vom Pferde stieg und auf einen alten Mann zuging, zu dem sich bald einer seiner Gefährten gesellte. Wir hatten mit ihnen eine lange, aber erfolglose Unterredung, denn weder Brown noch Charley vermochten ein einziges Wort ihrer Sprache zu verstehen. Phillips wünschte seine Jacke gegen einen Opossummantel zu vertauschen; der Alte nahm zwar die Jacke gern an, wollte aber den Mantel nicht lassen, und so kam der Tauschhandel nicht zu Stande. — An der Stelle, wo sich der Suttor mit einem anderen, von Westen kommenden Flusse, dem Cape, vereinigte, zog sich das breite Bett des ersteren in einen tiefen Canal zusammen, der in seiner ganzen Ausdehnung eine schöne Wasserfläche zeigte, auf welcher Charley einen Pelican schoß. Weiter abwärts besserte sich die Gegend, und wir kamen am 28. März durch gutes Weideland mit offenem Gehölze.

Um den westlichen Fuß des Maconelberges sich windend, vereinigt sich in 20° 37′ der Suttor mit dem von Nordwesten kommenden Burdekin, dessen Bett an dieser Stelle eine ganze Meile breit ist. Wir verweilten an dieser günstigen Stelle vom 29. März bis zum 2. April und schlachteten einen Ochsen. Außerhalb des Flußbettes sahen wir noch 15—18 Fuß weit Spuren von Wasser, so daß zu gewissen Zeiten hier eine ungeheure Menge Wassers vorhanden sein muß. Man sah hier einen schwarzen Schwan. Wir zogen den Fluß aufwärts. Das Land war hügelig und gebirgig, der Boden mit Geröll bedeckt, die Uferränder aber von tiefen Rinnen und Bächen durchschnitten. Wir bemerkten einen großen Feigenbaum, von 50—60 Fuß Höhe, der mit einem reichen, weithin schattengebenden Laub bedeckt und mit Früchten wie übersäet erschien. Die Feigen

waren von der Größe eines kleinen Apfels, und hatten reif einen angenehmen Geschmack, waren aber mit kleinen Fliegen und Ameisen bedeckt, so daß sie nur langsam und mit Mühe genossen werden konnten. Diese Bäume, welche sich ziemlich häufig vorfanden, waren durch die Pferde der Eingeborenen leicht aufzufinden, ein Zeichen, daß diese Frucht zu ihren Lieblingsnahrungsmitteln gehört. —

Es war gemeiniglich in den Stunden, wo wir weiter zogen, zwischen 8 und 12 Uhr, sehr warm, doch die frische Luft der Nächte und Morgen stärkte uns für die Anstrengungen des Tages. Vom Wetter begünstigt, reisten wir mit Vergnügen einem so schönen Gewässer entlang. Ich gebe hier ein Bild unserer täglichen Lebensweise, wie es sich fast stets wiederholte. Ich erhob mich in der Frühe gewöhnlich, wenn ich den lachenden Ruf des früher erwähnten Riesenjägers vernahm, der wegen seiner Pünktlichkeit nicht unpassend die Ansiedlersuhr genannt worden ist. Ein lauter Zuruf weckte alsbald meine Gefährten. Brown schickte sich darauf an, den Thee zu machen, und Calvert würzte das gedämpfte Fleisch, das über Nacht am Feuer gestanden, mit Salz und Majoran, während ich und die Uebrigen uns wuschen und Alles zum Frühstück vorbereiteten, welches für uns Alle aus 2½ Pfd. Fleisch und einem Quarttopf mit Thee für jeden Einzelnen bestand. Während Calvert Jedem seinen Antheil reichte, pflegte Charley mit den Pferden anzukommen, die dann für ihre Tagesarbeit zugerüstet wurden. Nach dem Frühstück trieben Charley und John Murphy die Ochsen zum Lager zurück, deren Beladung bei unseren sehr geschmolzenen Vorräthen wenig Zeit verlangte. Etwa 7¼ Uhr setzte sich dann der Zug in Bewegung, und nach einem vierstündigen Marsch suchten wir eine geeignete Stelle für unser Lager zu gewinnen. Den Burdekin, der uns durch seinen geraden Lauf und seine ununterbrochene Strömung sehr begünstigte, verfolgten wir durch mehr als zwei Breiten- und ebensoviel Längengrade, fanden jedoch an ihm nicht immer angenehme Lagerplätze. Die Ufer bildeten gewöhnlich tiefe Abhänge, die dicht mit einem hohen schilfigen Gras bewachsen waren. An dem Rande des Wassers erhob sich dann ein anderes steiles Ufer, bedeckt mit dicht verwachsenen

Theebäumen. Häufig floß der Strom an dem jenseitigen Ufer hin und wir mußten zu ihm einige 100 Ellen über ein breites Lager von lockerem Sand gehen, der unsere Mokassins anfüllte. Zwei Mal schlug ich mein Lager auf seinem trockenen Sandbett unter dem Schatten von Casuarina's und Melaleuca's auf, von denen das Wasser nur wenige Fuß entfernt war. Ich war von Dank gegen die Vorsehung für diesen reinen Wasserstrom erfüllt, der uns jeden Abend versorgte, auch hatte, obwohl wir eine Expedition wie die unsere mit der vollen Erwartung vieler und großer Entbehrungen angetreten hatten, ein allmächtiger Beschützer uns bis jetzt nicht nur vor Noth bewahrt, sondern auch häufig Ueberfluß bescheert. Wir wurden Alle hier stärker und gesünder, obwohl fortwährendes Reiten sehr angreifend ist. — Sobald Mittags das Lager aufgeschlagen und den Pferden und Ochsen ihre Last abgenommen ist, haben wir Alle unsere festgeordneten Geschäfte. Das Feuer anzuzünden fällt mir zu, Brown hat das Wasser zum Thee zu holen und Calvert wiegt 1¼ Pfund Mehl zu einem Fettkuchen, unserer Lieblingsspeise, ab. Wenn der große Theetopf geleert ist, werden 2½ Pfund getrocknetes Fleisch zu unserer späten Mahlzeit gedämpft, und während des Nachmittags geht Jeder seinen eigenen Geschäften nach. Ich schreibe mein Tagebuch, oder botanisire in der Umgegend, oder mache einen weiteren Ausflug zur Ausforschung des Landes. Auch meine Begleiter zeichnen ihre Bemerkungen auf, oder sammeln Sämereien und sehen sich nach merkwürdigen Steinen um. Gilbert nimmt seine Flinte und geht auf die Jagd, während Andere ihre Kleider waschen und flicken, Sättel ausbessern ꝛc. Ein lauter Ruf vereiniget uns wieder gegen Sonnenuntergang um unser Tischtuch, und während wir unsere Mahlzeit einnehmen, bieten die Vorkommnisse des Tages, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges uns erwünschten Stoff zur Unterhaltung dar. Bei Anbruch der Nacht begeben wir uns zu Bett. Die beiden Schwarzen, so wie ich selbst, breiten ein Jeder das seinige unter freiem Himmel aus, während die Andern ihre Zelte haben. Dort dauert unter den Zeltgenossen die Unterhaltung noch eine Weile fort, während Brown mit melodischer, klagender Stimme seine Corroborrigesänge anhebt, die mich in



den Schlaf zu wiegen pflegen. Phillips ist eine eigenthümliche Natur; er schlägt sein Zelt gewöhnlich in einiger Entfernung von den Uebrigen auf unter einem schattigen Baume, wo er es sich so bequem macht, als der Ort es gestattet, indem er Zweige und Gras unter sein Lager breitet und sein Zelt mit ihnen bedeckt, um es schattig und kühl zu erhalten; ja er pflegt sogar blühende Lilien um sein Zelt zu pflanzen, um sich an ihrem Anblick während seines kurzen Aufenthaltes zu erfreuen. Wenn die Nacht vorrückt, verstummt der Gesang der Schwarzen, die geschwätzige Zunge John's kommt zur Ruhe, nachdem sie Gilbert in den Schlaf gelullt, und zuletzt wird selbst der redselige Calvert stille, da Roper's kurze Antworten seltener werden. Das Wiehern unserer Pferde, der entfernte Klang der Glocken unserer Rinder, oder das gelegentliche Geschrei der Nachtvögel unterbricht allein das Stillschweigen des Lagers. Das Feuer, das, so lange der Corroborrisänger es unterhielt, hell brannte, wird immer düsterer und raucht leise unter dem großen Topf, in dem unser Fleisch langsam schmort. Die glänzenden Gestirne des Himmels ziehen unverhüllt über die Häupter der träumenden Wanderer der Wildniß, bis der mahnende Schrei des Weckvogels sie wieder zu den Geschäften des kommenden Morgens ruft.

Unter 18° 48′ erreichten wir ein ausgedehntes Thal mit einer großen Anzahl von Teichen, in welches der Fluß an der östlichen Seite eintrat. Als ich am 6. Mai längs eines mit dichten Binsen bewachsenen Bruches hinritt, hemmte bald ein Wall von basaltischer Lava, der aus großen Blöcken und Tafeln in wilder Unordnung übereinander gehäuft war, meine Schritte. Man konnte erkennen, daß die Lava viel neueren Ursprungs war, als das Gestein des Tafellandes; die Lavamassen breiteten sich weit aus und schienen in drei Strömen in das Thal auszulaufen. Auf unserem Rückwege nach dem Lager trafen wir auf eine große Anzahl Weiber und Kinder, die bei unserem Anblick mit lautem Geschrei davonliefen. Hierdurch herbeigelockt, zeigten sich einige junge bewaffnete Männer, deren Begehren nach einem Geschenk ich bei meiner Rückkehr in's Lager zu befriedigen versprach. Als ich es erreichte, waren die Schwarzen bereits dort angekommen und hatten ziemlich dringend in dasselbe

einzutreten begehrt. Da eben nur wenige meiner Gefährten gegenwärtig waren, mußten diese sie in guter Stimmung zu erhalten suchen, indem sie ihnen auf ihre Fragen nach unserer Natur und unseren Plänen Auskunft ertheilten. Diese Fragen waren oft seltsam und komisch genug; so deuteten sie auf die in unserer Nähe weidenden Ochsen und fragten, ob das etwa unsere Weiber wären? Ochsen wie Pferde sind bekanntlich in Australien ursprünglich nicht heimisch und daher für die den Colonien fern lebenden Eingeborenen Gegenstände des Staunens und Schreckens. Am anderen Morgen kehrten sie wieder in großer Anzahl zurück und erstiegen die Bäume auf der anderen Seite des Bruches, um zu beobachten, was wir in dem Lager vornahmen. Nun wurde es nöthig, ihnen unsere Ueberlegenheit zu zeigen. Wir schossen daher nach einem Habicht, deren viele auf den benachbarten Bäumen saßen, doch unser Schuß fehlte, und die Eingeborenen beantworteten ihn mit einem lauten Gelächter. Ich warf ihnen darauf eine zinnerne Theebüchse zu, und sie uns dagegen eine Menge gerösteter Nymphäen, deren Samen und Wurzelstöcke das vornehmste Nahrungsmittel der Eingeborenen bildet. Ersterer enthält viel Stärkemehl und Oel und ist außerordentlich nahrhaft. Nachdem ich ihnen noch einige Stücke getrocknetes Fleisch gegeben und sie durch Zeichen angewiesen hatte, es zu rösten, zog sich die schwarze Schaar zurück. Auch die folgenden Tage kamen wir in zunächst friedliche Berührung mit den Eingeborenen, doch warfen sie einmal ihre Speere nach zweien meiner Leute — eine Warnung für uns, ihnen nicht zu sehr zu trauen.

Jenseit des Basaltzuges betraten wir ein ebenes Tafelland, auf dem Meilen lange und breite, von Bächen durchschnittene Grasflächen mit offenem Walde abwechselten. Gegen Nordosten, den Basalt von dem Urgebirge trennend, zog sich ein ansehnlicher Fluß hin, den ich wegen der großen phantastischen Baue der weißen Ameisen, die sich in seiner Nähe zahlreich zeigten, den „Big Ant-hill Creek“ nannte. Auf einem Ausfluge, den ich von da aus unternahm, mußte ich 50 Stunden des Wassers entbehren; als ich, zu dem Flusse zurückkehrend, endlich auf einen Wassertümpfel stieß, stürzten ich und das Pferd halb-

verschmachtet auf das Wasser und konnten lange nicht satt werden. Nahe dabei war ein alter Lagerplatz, und die Ueberreste mehrerer Hütten lagen um zwei große Kinobäume zerstreut. Der Rauch von Feuern der Eingeborenen stieg nach allen Richtungen auf und deutete an, daß diese Gegend reichlich mit Wassertümpfeln versehen sein muß, da sie aber mit keinem Gewässer in Verbindung stehen, findet sie der Reisende nur durch einen glücklichen Zufall auf. Während meiner Abwesenheit hatten Schwarze in freundlicher Absicht die Unsrigen im Lager besucht. Sie waren im Begriff nach der Seeküste zu gehen, um Muscheln, namentlich den Nautilus, zu suchen, aus dem sie sich verschiedene Schmucksachen bereiten. — Unter 18° 22′ stießen wir auf Gewässer, die gegen Nordosten abflossen. Das erste derselben nannte ich „Separation Creek", da es das Urgestein von dem Basalte trennte. Das ganze Tafelland, das 2000—2800 Fuß über dem Meere liegen mag, ist mit dem üppigsten Graswuchse bedeckt und in der Mitte nur während der trockenen Jahreszeit wasserlos. Es nimmt die Mitte der Halbinsel York ein, indem es gleich weit von der Ostküste wie von dem Golf von Carpentaria liegt. Ich machte am 21. Mai von da mit Brown den Versuch, ein nach Westen fließendes Wasser aufzufinden, und verfolgte in dieser Richtung einen Nebenarm. Große Granitblöcke bedeckten in wilder Unordnung die Gipfel der Hügel, deren Abhänge dichtes Gebüsch überzog. An ihnen waren die Eingeborenen beschäftigt Opossums und Honig aufzusuchen, und wir hörten ihren Ruf und das Geschrei ihrer Kinder. Als wir in ein anderes Thal hinabstiegen, war der ganze Abhang in Feuer, doch kamen wir ohne große Schwierigkeit durch dasselbe. Noch überstiegen wir viele Bergrücken und gelangten von einem Bach zum andern, die jedoch alle nach Norden liefen. Zuletzt ganz erschöpft und fast daran verzweifelnd, ein nach Westen fließendes Gewässer aufzufinden, trafen wir auf einen breiten Bach mit westlichem Lauf, dessen sandiges Bett von Theebäumen eingefaßt war, und gelangten, den Spuren zahlreicher Kängurus und eingeborener Hunde folgend, zu einem Wasserpfuhl. Weiterhin war der Bach mit Binsen bewachsen, das Wasser in ihm wurde häufiger, und zuletzt lag ein großer Teich vor uns, den ebenfalls ein dichter

Kranz von Binsen umsäumte. Brown war so glücklich, zwei Enten zu schießen, und als die Sonne hinter den benachbarten Hügeln verschwand, richteten wir unser Nachtlager her. Am andern Morgen kehrte ich, durch manche neue Pflanze bereichert, zu den harrenden Gefährten zurück und verlegte am 23. das Lager zu dem neuen westlichen Bache, der mit einigen andern die Quelle eines Flusses bildete, dem wir von da abwärts folgten und den wir „Lynd" benannten.

Den 24., den Geburtstag der Königin Victoria, feierten wir mit einem Fettkuchen, zu dem wir uns den Talg aufgespart hatten, und mit einer Kanne Thee, der mit Zucker versüßt war. Des letzteren hatten wir schon seit Monaten uns enthalten und noch etwa 10 Pfund für Krankheitsfälle oder festliche Gelegenheiten aufbewahrt. So sehr ist es der menschlichen Natur Bedürfniß, die Einförmigkeit des Lebens durch hervortretende Tage zu unterbrechen, daß wir uns dieses Tages eben so und noch mehr erfreuten, als wenn wir ihn inmitten aller Segnungen der Civilisation begangen hätten. — Eigenthümlich gestalteten sich während der Reise meine Träume. Während sie in der ersten Zeit mich zu den jüngsten Erlebnissen vor unserem Aufbruch zurückversetzten, vergegenwärtigten sie mir in dem weiteren Verlaufe Ereignisse aus früherer Zeit mit allen phantastischen Zugaben eines Traumes, und Scenen aus Frankreich, England, Italien gingen an mir vorüber. Dann kamen Erinnerungen an mein Universitätsleben, meine Eltern und Verwandten, zuletzt an die Tage meiner Kindheit und meiner Schulzeit. Nachdem so mein ganzer Lebenslauf wieder an mir vorübergezogen, war ich in meinen Träumen fast fortwährend in Sidney, um Unterstützung nachsuchend in der Meinung, daß, obgleich ich mein Lager verlassen habe, ich doch mit neuen Hülfsmitteln zu demselben zurückkehren werde. Merkwürdig war dagegen, daß alle meine Begleiter im Geiste schon am Ende unserer Reise waren, träumend, daß sie die Seeküste erreichten und Schiffe träfen oder in Port Essington sich durch ein behagliches Leben erholten, während ich später mich beim Erwachen in derselben Lage befand, die ich im Traume verließ. In den ruhigen Augenblicken des Tages oder wenn ich bei Einbruch der Nacht an meinem

Feuer saß, waren meine Gedanken unwiderstehlich dem Fortgang und dem Erfolge meiner Reise zugewandt. Ich mußte mir Gewalt anthun, nicht an die abwesenden Freunde und vergangene Zeiten zu denken, und der Gedanke, daß jene mich für todt oder für nicht glücklich in meiner Unternehmung hielten, wandte dieser sogleich wieder meine ganze Aufmerksamkeit zu. — Den größten Theil meiner Zeit nahmen weite Untersuchungsritte in Beschlag. Auf ihnen befindet sich der Reisende in einem Zustande fortwährender Aufregung, jetzt voller Hoffnung, indem er nach einer fernen Kette blauer Berge vordringt, oder der günstigen Biegung eines Flusses folgt, und nun wieder tief entmuthigt, wenn er dem Berge, dem Flusse sich nähert, ohne Wasser zu finden, oder letzterer eine ungünstige Richtung einschlägt. Der Abend naht, die Sonne ist schon hinter den Horizont gesunken, aber noch immer verfolgt sein Blick durch die Dämmerung angestrengt das dunkele Grün eines Baches, oder strebt dem pfeilschnellen Fluge einer Taube zu folgen, deren Flügelschlag ihn plötzlich mit neuer Hoffnung erfüllt. Bald aber verfällt er in noch tiefere Niedergeschlagenheit, und mit trauerndem Herzen legt er sein Haupt zur oft unterbrochenen Ruhe nieder, während sein armes Roß neben ihm vor heftigem Durst das trockene Gras verschmäht. Wie oft habe ich mich in diesen wechselnden Zuständen der freudigsten Hoffnung und des tiefsten Elendes befunden, dahin reitend durstig, fast leblos und nahe daran, vor Mattigkeit aus dem Sattel zu fallen; während mein armes Roß, erschöpft wie sein Reiter, wund, strauchelnd über jeden Stein, nachlässig gegen die Bäume rennend und mir die Kniee verwundend, mich kaum zu tragen vermochte. Da läßt sich plötzlich der eintönige Ruf der Grallina australis, das Geschrei von Kakadus oder das Quaken von Fröschen hören, und die Hoffnung lebt wieder auf. Wasser ist gewiß nun nahe! Die Sporen werden dem erschöpften Thier in die Seite gesetzt, das, des Reiters Erwartung theilend, seinen Schritt beschleunigt — und ein Teich, ein Bach oder Fluß liegt vor mir! Bald ist das Pferd abgesattelt, ein Feuer angezündet, das Fleisch zugerichtet, und der Theetopf beginnt sein behagliches Summen — die Freude des armen Kundschafters ist vollkommen, und ein Dankgebet steigt über seine frohen Lippen zu dem All-

mächtigen empor, der auch des Wanderers in der Wildniß nicht vergißt.

Das Land längs des Lynd war sehr bergig und mit Geröll bedeckt, und das Flußbett nahm bedeutend an Breite zu. Als ich mit Brown vorauseilend in 17° 54′ s. Br. durch eine breite Felsenschlucht gekommen war, stießen wir auf einige Eingeborene, die sich mit Weib und Kind gelagert hatten. Die Männer schwangen ihre Speere und schüttelten ihre Waddis, um uns zu erschrecken, als wir aber demungeachtet uns näherten, ließen sie alle ihre Habseligkeiten mit Ausnahme der Waffen im Stich und eilten mit bewunderungswürdiger Gewandtheit die Felsen hinauf. Als wir am andern Tage wieder an dieser Stelle vorüber kamen, hatten die armen Leute augenscheinlich sich noch nicht wieder zurückgetraut, vermuthlich aus abergläubischer Furcht. — Unter den neuen und bemerkenswerthen Sträuchen und Bäumen, auf die ich fast bei jedem Schritte stieß, sei hier nur Cochlospermum gossypinum (aus der natürlichen Familie der Theegewächse), der einheimische Baumwollenbaum von Port Essington, erwähnt, dessen prächtige gelbe Blüthen und große Kapseln voll seidenartiger Baumwolle unsere Aufmerksamkeit erregten. — Von einer der Höhen gewannen wir eine sehr eigenthümliche Aussicht. Niedrige Höhenzüge von verschiedener Ausdehnung streckten sich durch das Land, deren felsige Kämme sich über den offenen Wald, der ihre Abhänge bedeckte, erhoben. Von Baumgruppen überwachsene Felsenmassen lagen an den Seiten zerstreut umher, oder stiegen, zuweilen der gehobenen Haube eines gereizten Kakadus gleichend, zu den Gipfeln empor. Eine Hügelreihe dieser Art nach der andern tauchte auf unserem Zuge empor.

Am 27. schlachteten wir einen Ochsen, und als wir nach drei Tagen weiter zogen, nahmen Schwärme von Krähen und einer Art Weihen (Milvus isiurus) von dem Lager Besitz, nachdem sie uns, während wir unser Fleisch trockneten, förmliche Gefechte geliefert hatten. Ihre Kühnheit war außerordentlich, so daß wir uns ihrer räuberischen Anfälle kaum erwehren konnten. Wir fanden einen kleinen Baum mit hellgrünen Blättern und einer runden kornreichen Frucht, die, wenn sie reif, ziemlich

fleischig und säuerlich war, und mich im Geschmacke an das deutsche Roggenbrot erinnerte; ich nannte daher diese kleine Baumart den Brotbaum. Das Flußbett war häufig steinig und sehr breit, mit niedrigen Ufern und ohne Wasser. Die höchsten Fluthspuren liefen 6—8 Fuß vom Boden an den Stämmen der an dem Ufer wachsenden Casuarinas, Melaleucas und Kinobäume hin. — Unser Salz ging zu Ende, und da ich auf meinen Ausflügen nie welches mit mir geführt und es bei getrocknetem Fleisch weder im gerösteten noch im rohen Zustande vermißt hatte, so empfahl ich meinen Begleitern, es auch zu versuchen, und wirklich fanden Alle an gutem getrockneten Rindfleisch ohne irgend eine Zubereitung viel Geschmack, denn geröstet wurde es voller Asche und verbrannte leicht. Doch da es ein sehr hartes, sehniges Fleisch war, so litten unsere Zähne so sehr darunter, daß wir nach acht Tagen zu unserer früheren Gewohnheit, es zu dämpfen, zurückkehren mußten. Nach kurzer Zeit schmeckte es uns auch so ohne Salz trefflich.

Zweites Kapitel.

Die Gegend behielt auch weiter flußabwärts ihre bergige und felsige Natur bei, die uns und unseren Thieren das Reisen sehr beschwerlich machte. Am 4. Juni führte ich jedoch meine Begleiter in eine ebenere Gegend zu einem Wassertümpfel. Hier hatte ich Tags zuvor eine Familie von Eingeborenen bei ihrer Abendmahlzeit überrascht. Ich fand ihre Kulimans voll Honigwaben, von denen ich mir, einige Nasenringe unserer Ochsen zum Ersatz zurücklassend, eine zulangte. Einige Körbe enthielten Wurzeln und Knollen, einen schönen Bergkrystall, eine Seemuschel und andere geringfügigere Dinge. Nachts schliefen wir im Freien unter dem herrlichsten Sternenhimmel. Wir hatten eine Breite erreicht, welche uns nicht allein die ausgezeichnetsten Gestirne des südlichen, sondern auch des nördlichen Himmels zu erblicken gestattete, und ich werde nimmer der innigen Freude vergessen, mit der ich meine Genossen gegen vier Uhr des Morgens herbeirief und ihnen zum ersten Male das schöne Gestirn des großen

Bären zeigte. — Weiterhin wurden die Wassertümpfel größer und die Sumpfvögel häufiger. Die Bohne, die wir zuerst am Mackenzie gefunden, und von der ich schon oben gesprochen, wuchs auch hier häufig, und war uns geröstet eine angenehme Speise.

Am 6. und 7. Juni reisten wir von 17° 30′ s. Br. durch ein felsiges Hügelland und trafen auf zwei große Bäche, die von Süden in den Lynd mündeten und von denen der eine laufendes Wasser hatte. Nun begann auch der Lynd eine Strecke zu fließen, das Wasser verlor sich aber bald wieder in dem Sande. Doch am Ende der Tagereise kehrte es zurück, und wir waren hocherfreut, an den vierten fließenden Strom unserer Reise gelangt zu sein. Der Condamine zeigte wenigstens bei Regenwetter eine Strömung, die durch ihre schmutzige Farbe ihren Ursprung verrieth; der Dawson begann da zu fließen, wo wir ihn verließen, und der Burdekin hatte mit einigen seiner Zuflüsse, so weit wir ihn verfolgten, Wasser. Letztere beiden, so wie der Lynd waren sehr klar und erhielten durch viele Quellen Zuflüsse. — Am 10. fanden wir in einem langen Sumpfe einen Sägefisch (Pristis), dessen Vorkommen im Süßwasser mir sehr überraschend war. Er hatte eine Länge von 3—4 Fuß und konnte erst wenige Tage todt sein. Er mochte wohl während einer Fluth den Fluß heraufgeschwommen sein, denn der Sumpf, in dem er sich befand, war in keinem Zusammenhange mit dem wenigen fließenden Wasser, das sich fast im Sande verlor. — Das Flußbett wurde am 11. sehr breit und eine fast ununterbrochene waldige Niederung dehnte sich längs seines Ufers aus. Wir ergötzten uns an den herrlichen Düften einiger in Blüthe stehenden Acazienarten. Wasservögel wurden immer häufiger und Brown versah uns reichlich mit Enten. — Am 14. trafen wir unter 16° 38′ s. Br. auf zahlreiche Hügel der weißen Ameise, die, spitz zulaufend, 2—3 Fuß hoch waren. Später kamen wir zu einem merkwürdigen Lagerplatz der Eingeborenen, der einige zwei Stockwerke bildende Hütten von eigenthümlicher Bauart enthielt. Es waren nämlich vier in Gabeln auslaufende Stämme in den Boden gerammt, welche starke Stangen trugen. Ueber diese hatte man Rindenstücke gebreitet, dick und groß genug, daß ein Mann darauf liegen konnte; darüber waren Baumschalen

gebogen, die ein gewölbtes Dach bildeten. Nahe dabei bemerkten wir die Spuren eines großen Feuers, um welches viele Muschelschalen zerstreut lagen. Schon überall längs des Lynd bestanden die Hütten der Wilden aus großen Rindenstücken, die jedoch nicht von Stangen getragen, sondern gebogen und an beiden Enden in die Erde befestigt waren. Diese künstlicheren Gebäude fanden wir später bei unserer Reise um den Golf häufig; wir überzeugten uns hinlänglich, daß es keine Begräbnißstätten, sondern Wohnungen waren, die bei der nassen Jahreszeit eine bessere Schlafstätte gewähren sollten.

Am 15. kam Brown von einem Ausfluge mit reicher Beute zurück und zugleich mit der erfreulichen Nachricht, daß der Lynd, dem wir von 17° 58′—16° 30′ s. Br. gefolgt waren, sich mit einem von Südosten kommenden Flusse vereinige. Wir erreichten denselben nach einer Tagereise und gaben ihm den Namen Mitchell. Er bildete zahlreiche Windungen, und sein Bett war breit, sandig und ohne allen Pflanzenwuchs. Ein schmaler Strom wand sich durch die Sandfläche und dehnte sich von Zeit zu Zeit zu großen Wassertümpfeln aus. In einiger Entfernung von dem Flusse wurden die Bäume dürftig und vereinzelt, und noch weiterhin dehnten sich kleine Ebenen aus, die nur spärlich mit Gras bekleidet waren. Dahinter dehnte sich endlich ein offener Wald der Acazienart aus, die wir zuerst an der Expeditions Range angetroffen hatten. Dieser kleine Baum versah uns mit einem hellambrafarbigen und gesunden Harze, das wir öfters in natürlichem Zustande oder in heißem Wasser aufgelöst genossen. Gegen Ende der Tagereise kamen wir zu einigen sehr ansehnlichen Sümpfen, deren einer mehrere Meilen lang war und anscheinend dem Flusse gleichlief. Er war außerordentlich tief, mit den breiten Blättern von Sumpfpflanzen bedeckt und reichlich mit großen Fischen versehen, die Nachts ihre Gegenwart durch ein ununterbrochenes Plätschern verriethen. Wir vermißten am andern Morgen John Murphy's Pferd, und Charley, der nach demselben ausritt, brachte uns die traurige Nachricht, daß er das arme Thier auf dem Sande des Lynd mit aufgeschlagenem Leibe und blutenden Nüstern gefunden hätte. Es war entweder von einer Schlange gebissen worden, oder hatte ein schädliches

Kraut gefressen, das die andern Thiere glücklich vermieden. Ereignisse dieser Art waren wohl geeignet, uns mit dem Gefühle unserer Abhängigkeit von der Vorsehung zu erfüllen, die uns bisher so gnädig gewesen war. — Da unser Fleischvorrath aufgezehrt war, machten wir hier für einige Tage Halt und schlachteten einen fetten Stier. Obwohl wir sehr geneigt waren, das Jahresfest der Schlacht bei Waterloo zu feiern, so blieb uns doch hierfür nichts mehr übrig, als die von Süßigkeit durchzogenen Packtücher, in denen sich unser Zucker befunden hatte. Wir hatten dieselben für diesen Zweck aufgehoben und kochten sie nun mit unserem Thee. Unser letztes Mehl war schon vor drei Wochen aufgezehrt worden, und an den Genuß eines Fettkuchens durften wir daher nicht mehr denken. — Das Land dem Mitchell entlang bildete eine ungeheure, ununterbrochene Ebene mit thonigem Boden. Auch am folgenden Abend gelangten wir (in 16° 22′ s. Br.) zu einem tiefen Sumpfe, bei dem ich den reifen Samen der Grewia, eines zur Lindenfamilie gehörigen Baumes, in großer Menge fand. In Wasser abgekocht lieferten sie ein Getränk von angenehm säuerlichem Geschmack, das entschieden allen andern, die wir auf unserer Reise versucht hatten, vorzuziehen war. Charley und Brown kamen spät am Abend vom Flusse zurück und erzählten, daß sie in dem Sande desselben die Fährte eines großen Thieres gesehen hätten, das *etwa die* Größe eines ansehnlichen Hundes haben müsse und einen langen Schwanz wie eine Schlange nachschleppe. Als sie ein Gewehr abgeschossen, hätten sie einen tiefen Laut wie das Brüllen eines Ochsen gehört, worauf sie erschrocken weiter gezogen wären. Es war dies das erste Mal, daß wir das Dasein eines Krokodils in den Gewässern des Golfes gewahrten.

Am 21. Juni kamen wir (in 16° 9′ s. Br.) an einigen ausgedehnten Sümpfen vorüber, die im Schmucke der schönen, ansehnlichen Blüthen einer weißen Nymphäe prangten, deren Samengehäuse einige Familien von Eingeborenen geschäftig sammelten. Nachdem die Pflanze auf der Oberfläche geblüht, nimmt die Frucht an Größe und Schwere zu und sinkt dann langsam auf den Grund, wo deren durch Fäulniß befreite Kerne entweder eine Beute der Fische und Wasservögel werden, oder

neue Pflanzen bilden. Wir beobachteten die Eingeborenen, wie sie eifrig danach untertauchten und dann wieder auf der Oberfläche des Wassers erschienen; wir wurden nicht eher von ihnen gewahrt, als bis wir dicht vor ihnen standen. Da ergriffen sie aber eilig mit Zurücklassung ihrer Nymphäen-Ernte die Flucht. Meine Leute brachten mir die Blätter der ersten Palme, die wir an den Gewässern des Golfs fanden. Unter keinem andern Himmelsstrich habe ich schönere Morgen und Abende erlebt. Unser Gesundheitszustand bewies, wie angemessen dieses Klima unserer Natur war; denn ohne die Bequemlichkeiten, die sonst als unentbehrlich gelten, ohne Mehl, ohne Salz und elend gekleidet, waren wir doch alle gesund, wenn auch zu Zeiten sehr matt und erschöpft. Nachts streckten wir uns fast so nackend wie die Eingeborenen auf den Boden nieder und überzeugten uns je länger je mehr, daß die Zelte auch noch zu dem entbehrlichen Luxus gehörten.

Die beiden folgenden Tage kamen wir an lange zum Theil mehr oder weniger ausgetrocknete Sümpfe und Wassertümpfel, an denen wir uns reichlich mit Geflügel versehen konnten. Die Palmen wurden von nun an häufiger und erreichten eine Höhe von 40—50 Fuß. Das Flußbett bildete eine 1½ M. breite Sandfläche, in der das Wasser kaum einen 60 Fuß breiten Streifen bildete. Da der Mitchell in großen Windungen noch weiter nordwärts floß, beschloß ich ihn hier zu verlassen und mich der Seeküste zu nähern, um in einem Bogen um den großen Golf von Carpentaria zu ziehen. Wir schlugen daher den 26. Juni eine rein westliche Richtung ein und zogen diesen und den folgenden Tag über weite Ebenen, die durch Waldgürtel von einander getrennt waren. Der Rauch von Feuern der Eingeborenen stieg von allen Seiten auf, sie selbst aber sahen wir nicht. Die Weihen waren so kühn, daß sie während unserer Mahlzeit über uns auf den Zweigen saßen und mit ihren Fängen auf die Schüsseln herniederstießen, die wir in den Händen hielten, um uns die Speisen zu rauben. — Es ereignete sich heute ein Vorfall, der uns große Besorgniß einflößte. Als Charley und Brown in der Nähe unseres Lagers sich nach Wild umsahen, bemerkten sie einen Eingeborenen, der sich nach unseren Ochsen schlich, offenbar

in der Absicht, sie zu einer Schaar seiner schwarzen Gesellen zu treiben, die mit geschwungenen Speeren ihrer warteten. Charley und sein Begleiter eilten vorwärts, dies Vorhaben zu verhindern, worauf die Eingeborenen mit Ausnahme eines lahmen Burschen, der seine Freunde zum Kampf zu überreden suchte, sich zurückzogen und, als ein Gewehr abgefeuert wurde, in schleuniger Flucht ihr Lager verließen. Die Weiber hatten sich schon zuvor entfernt, ein Beweis, daß Unheil beabsichtigt war. Auch am folgenden Tage stieg nach allen Richtungen Rauch auf und zeigte, wie dicht das Land bevölkert war. In der Nähe der Sümpfe bemerkten wir oft kahle Plätze, die 12—15 Fuß im Durchmesser hatten; an einem jeden war ein Kreis von zehn und mehr Feuerstellen. Es scheint, daß die Eingeborenen zwischen diesen Feuern zu sitzen pflegen.

Am Ende unseres Tagemarsches lagerten wir uns an einem seichten Wasserpfuhl, der von kleinen Theebäumen dicht umgeben war. Da das Wasser nur den untern Theil des Beckens einnahm, so fand unser Gepäck in demselben noch Platz. Roper und Calvert schlugen an dem Saume des Gehölzes ihre Zelte auf, mit dem Eingange nach dem Gepäck zu, während Gilbert und Murphy die ihrigen unter den Bäumen anbrachten. Phillips war wie gewöhnlich fern von den Uebrigen und an der gegenüberliegenden Seite des Wassers. Unser Feuer brannte an dem Rande des Beckens außerhalb der Bäume. Meine Genossen hatten sich bereits nach ihren Ruhestätten zurückgezogen, und ich lag im ersten Schlummer nahe dem Feuer, als mich plötzlich ein lauter Lärm und der Hülferuf Calvert's und Roper's aufschreckte. Es war ein Ueberfall der Eingeborenen! Ohne Zweifel hatten sie während des Nachmittags unsere Bewegungen überwacht und die Lage der verschiedenen Zelte sich gemerkt; sobald es dunkel war, schlichen sie auf uns zu und warfen einen Hagel von Speeren nach den Zelten von Calvert, Roper und Gilbert, auch einige nach Phillips und dem Feuer. Charley und Brown riefen nach Zündhütchen, und sobald sie damit versehen, feuerten sie ihre Gewehre in den Haufen der Eingeborenen ab, die sogleich flohen und Roper und Calvert, von mehreren Speeren getroffen und schwer von ihren Waddies verletzt, zurückließen.

Einige dieser Speere hatten Widerhaken und konnten nur mit Schwierigkeit herausgezogen werden. Ich mußte einen durch den Arm von Roper ziehen, um erst den Widerhaken abzubrechen, und einen andern aus den Weichen Calverts schneiden. Murphy war es gelungen, sich aus dem Zelte zu flüchten und hinter einem Baume zu verbergen, von wo er auf die Eingeborenen feuerte und einen derselben schwer verwundete, noch ehe Brown schoß. Auf meine Frage nach Gilbert meldete mir Charley, daß unser unglücklicher Genosse nicht mehr am Leben sei. Ich eilte zu ihm; er lag am Boden in einer kleinen Entfernung von unserem Feuer und jedes Lebenszeichen war bei ihm verschwunden. Der Körper war indessen noch warm, und ich öffnete mehrere Adern, aber vergeblich — der Lebensstrom stand still; er war ein todter Mann! Sobald wir uns von unserem panischen Schrecken wieder erholt hatten, wurden alle Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung eines neuen Ueberfalls ergriffen. Wir brachten die Nacht wachend zu und löschten unsere Feuer aus, um den Eingeborenen unseren Standort zu verbergen. Ein heftiger Wind wehte von Süden, der die Nachtluft peinlich kalt machte; es war, als wenn er durch unsere Körper zöge. So brachten wir eine schreckliche Nacht zu. Roper hatte drei Speerwunden in seine Kopfhaut erhalten, ein Speer war durch seinen linken Arm gedrungen, ein anderer in seine Wange und hatte den Sehnerv verletzt, und ein dritter in seine Lenden. Calvert hatte heftige Schläge mit einem Waddi erhalten und außer dem Speer, der in seinen Weichen saß, war auch noch ein zweiter in sein Knie gedrungen. Beide litten großen Schmerz und vermochten sich kaum zu bewegen. Der Speer, der das Leben des armen Gilbert geendet, war zwischen dem Schlüsselbein und dem Nacken in die Brust gedrungen, hatte aber eine so kleine Wunde verursacht, daß ich sie anfangs nicht zu entdecken vermochte. Die Richtung der Wunde ließ vermuthen, daß er sie empfangen hatte, als er sich bückte, um das Zelt zu verlassen. Mit Tagesanbruch verband ich die Wunden meiner Gefährten sorgfältiger, als dies in der Nacht hatte geschehen können. Schon sehr früh hörten wir das Geschrei der Eingeborenen, das wie eine Wehklage klang, auch fanden wir Blutflecken auf ihrer

Spur, und so mochte wohl auch von ihnen Jemand getödtet oder schwer verwundet sein. Im Laufe des Nachmittags begrub ich den Leichnam des Freundes und las über ihm die Leichengebete der englischen Kirche; dann zündeten wir über dem Grabe ein großes Feuer an, um die Entdeckung und Wiederausgrabung des Leichnams zu verhindern. Calvert und Roper erholten sich wunderbar. Da es gewagt war, länger an dieser Stelle zu bleiben, so beschloß ich weiter zu ziehen, oder wenigstens zu versuchen, ob meine verwundeten Gefährten die Reise zu Pferde vertragen könnten. Unsere ganze Energie war geweckt; wir sahen uns in Gefahr und strengten jeden Nerv an, uns aus dieser peinlichen Lage zu befreien, doch war ich mir wohl bewußt, daß Besonnenheit hierzu vor Allem Noth that.

Am 1. Juli verließen wir das traurige Lager. Das Land war meist eben und sehr wasserarm. Am 2. trafen wir wieder sehr zahlreiche Ameisenhaufen, die entweder einzelne steile, 3—5 Fuß hohe und am Boden kaum 1 Fuß breite Kegel bildeten, oder sich in langen einander berührenden Reihen von höchst merkwürdigem Aussehen aneinander schlossen. Diese Ebenen schienen durch lange Landstriche stets in gleicher Richtung angelegt zu sein und diese von den vorherrschenden Winden abzuhängen. — Am 3. erregte ein mittelgroßer, schattiger Baum mit weitausgebreiteten Aesten unsere Aufmerksamkeit, der in der Farbe und Gestalt seiner Blätter mit der Ulme Aehnlichkeit hatte. Er trug eine längliche, gelbe Pflaume mit rauhem Kern und einem mehligen, schmackhaften Fleisch, das jedoch etwas sehr Zusammenziehendes hatte. Ich nannte den Baum den „Nonda“, nach einem ähnlichen, von den Eingeborenen so bezeichneten an der Moretonbai.

Auf unserer langen Tagereise am 5. verriethen mehrere dem Salzboden eigene Gewächse, so wie Bäche mit salzigem Wasser und ein Salzüberzug, der zuweilen den Sand bedeckte, daß wir uns dem Meere näherten. Als wir über die Ebenen zogen, schien der ganze Horizont von Rauch umzogen, und näher dem Flusse zeigten sich betretene Pfade der Eingeborenen, die sich in zahlreicheren und größeren Stämmen in der Nähe der Seeküste aufzuhalten pflegen, wo sie sich reichlicher und sicherer mit Nahrungsmitteln versorgen können. Der erste Blick auf den Golf wurde von Allen mit

unbeschreiblichem Jubel begrüßt. Wir hatten nun zu Lande einen Verbindungsweg zwischen der Ostküste von Australien und dem Golf von Carpentaria entdeckt! Wir hatten auf unserem langen Zuge immer wieder Wasser getroffen, auf dem größten Theile desselben sogar fließendes, und ein Land durchreist, das fast in seiner ganzen Ausdehnung sich zur Viehzucht eignet. Die lange Dauer unseres Zuges durch die Wildniß hatte offenbar bei meinen Begleitern ein Mißtrauen in meine Befähigung, sie zu dem ersehnten Ziele zu geleiten, geweckt, und in ihren trübsinnigen Gesprächen hatte ich oft die kleinmüthige Aeußerung gehört: „Wir werden nie nach Port Essington kommen!" Man kann daher ermessen, warum Brown's freudiger Ruf: „Das Salzwasser!" mit einem lauten Hurrah von der ganzen Gesellschaft beantwortet wurde, und warum alle Mühen und Entsagungen für den Augenblick fast so völlig vergessen waren, als wenn wir schon an dem noch weit entfernten Ziele unserer Reise wären.

Wir kamen am 7. Juli an einen Salzwasserfluß mit einem breiten, sandigen Bette und mit Theebäumen eingefaßten Ufern. Da es eben Ebbe war, so vermochten wir hindurch zu reiten, Angesichts einer Heerde schwarz geflügelter Pelicane, die uns ruhig anschauten. Die Furth befand sich etwa in 16° 30′ s. Br., und der Fluß scheint der in den Golf mündende Staaten zu sein. Ein grasreicher, offener Wald dehnte sich zu beiden Seiten desselben aus, und auf der linken liefen große, tiefe, mit Nymphäen gefüllte Sümpfe in gleicher Richtung hin. Als meine Leute um unser Lager ritten, um sich zu überzeugen, daß keine Eingeborenen in der Nähe waren, kamen sie an ein Lager derselben, in dem sich nur Weiber und einige alte Männer befanden, die sogleich davon liefen, jedoch das Gras hinter sich anzündeten, um die Reiter an ihrer Verfolgung zu hindern. Als Charley in der Dämmerung die Pferde zurückbrachte, schlüpfte die Gestalt eines Eingeborenen wie ein Geist in unser Lager und ging gerade auf das Feuer zu. John, der ihn zuerst sah, schrie: „Ein Schwarzer! Seht her, ein Schwarzer!" und alsbald waren alle Flinten auf ihn gerichtet. Aber der Fremde war unbewaffnet und wußte offenbar nicht, wo er war, denn als er sich plötzlich von uns und den Pferden umringt sah, klimmte

er behende in den Gipfel eines Baumes, wo er zwischen einigen dürren Zweigen wie eine fremdartige Erscheinung oder wie eine Bildsäule stand. Wir riefen ihm zu und forderten ihn durch Zeichen auf, herabzusteigen, doch er blieb bei alle dem stumm und unbeweglich. Wir feuerten darauf ein Gewehr ab, aber auch das blieb ohne alle Wirkung. Darauf bestieg Charley einen benachbarten Baum, um ihm zu zeigen, daß wir an ihn konnten. Das wirkte besser, denn kaum hatte er diese Absicht bemerkt, so gab unser Freund die augenscheinlichsten Proben, daß er weder taub noch stumm war. Er ließ sich in allen nur denklichen Tönen hören und that sein Möglichstes, die stillen Wälder von seinem wilden Geschrei wiederhallen zu lassen; unsere Pferde, die unter dem Baume standen, wurden scheu und die nicht angebunden waren, liefen davon. Wir waren in großer Besorgniß, sein ununterbrochener Hülferuf möchte den ganzen Stamm herbeiziehen, und jeder von uns gab ärgerlich seine Rathschläge. Charley wünschte ihn zu erschießen, da wir sonst Alle getödtet werden würden. Andere schlugen vor, uns zu entfernen, um dem Schreier Gelegenheit zu geben, sich aus dem Staube zu machen. Ich entsetzte mich vor dem Gedanken, einen armen Burschen zu erschießen, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er unser Feuer für das seines Stammes gehalten hatte. Ich ging daher zu unserem in der Nähe befindlichen Feuer und machte ihm von da Zeichen herabzusteigen und seiner Wege zu gehen. Er fing darauf an etwas ruhiger zu werden und zu sprechen, verfiel aber bald wieder in den früheren Lärm und warf nach uns mit abgebrochenen Aesten. Wir zogen uns jetzt weiter zurück, um ihn zur Flucht zu veranlassen, was wir bisher unterlassen hatten, damit er sich nicht einbildete, wir wären über seine Beschwörungsformeln erschrocken, denn er sang mit kläglicher Stimme Corroborries und schrie wie ein Kind, häufig ausrufend: „Mareka! Mareka!" — ein Wort, das vermuthlich gleichbedeutend mit „Marega" ist, mit welchem Namen die Malaien die Eingeborenen der Nordküste belegen. Nachdem er sein Klaggeschrei noch eine Weile fortgesetzt hatte, ließ es allmählig nach; wenige Minuten darauf wurde ein leises Geräusch gehört, und er war verschwunden, sicher beglückt, den Händen der Menschen fressenden

Blaßgesichter entronnen zu sein. Am andern Morgen beobachtete uns der ganze Stamm gutbewaffnet, doch ohne uns im Geringsten zu belästigen. Ihr Genosse wird gewiß eine schreckliche Erzählung von den Abenteuern der vergangenen Nacht seiner schwarzen Nachkommenschaft hinterlassen.

Am 10. kamen wir bald nach unserem Aufbruch an den Van Diemen, einen gegen 140 — 160 Fuß breiten Fluß mit steilen Ufern und einem sandigen Bette. In demselben befanden sich einige gutgebaute Hütten der Eingeborenen, die in Gestalt eines Vogelbauers gewölbt und mit Gras und Baumrinde bedeckt waren. Einige Meilen weiter wählten wir uns einen guten Lagerplatz aus, wo wir unser letztes Stierchen schlachteten. Hier kamen wieder einige Eingeborene zu uns, dünne, schmächtige Gestalten, die großes Mißtrauen verriethen. Als Brown, um sie zu überraschen, sein Pferd bestieg und herum zu traben begann, ergriffen sie erschrocken die Flucht. Einer derselben hatte eine eigenthümliche Waffe, die, zierlich gearbeitet, aus einem langen hölzernen Griff mit einem an dessen Ende befestigten scharfen Stück Eisen bestand. Das Eisen hatte er wahrscheinlich von den Malaien erhalten, die jährlich den Golf zu besuchen pflegen. — Unser Fleisch war bald getrocknet und am 12. aufbrechend, zogen wir durch ein schönes Land, das mit Gras und offenen Waldungen bedeckt war und Ueberfluß an Wasser hatte. Wir setzten über einen kleinen Fluß, der ein breites, sandiges Bett, zahlreiche Wasserstellen und steile, bewachsene Ufer hatte, und den ich nach unserem unglücklichen Gefährten den „Gilbert" nannte. Am 14. zogen wir durch eine unermeßliche Buchsbaum-Niederung, die nur von einigen offenen Stellen und zwei mit Theebäumen eingefaßten Bächen unterbrochen wurde. Bei dem zweiten kamen wir an einem alten Lagerplatz der Eingeborenen vorüber, an dem wir einen Zaun von dürren Zweigen bemerkten und, mit ihm gleichlaufend, eine Reihe von Feuerstätten. Zwischen diesen und dem Zaune schienen die Eingeborenen sich gelagert zu haben. Seitwärts standen drei Hütten, welche die Gestalt von Bienenstöcken hatten und deren einzige Oeffnung so klein war, daß ein Mann kaum hineinzukriechen vermochte. — Roper's Zustand war so bedenklich geworden, daß er die Beine nicht

mehr zu bewegen vermochte, und wir ihn von einer Stelle zur andern tragen mußten. Nachdem wir zu seiner Erholung zwei Tage im Lager verweilt hatten, kamen wir am 17. zum Caron-flusse oder besser -Bache. Sein Bett war trocken, aber auf beiden Seiten zogen sich Linien von Nymphäa-Sümpfen ihm entlang. Weiterhin kamen wir an eine Reihe von Sümpfen, von denen einige weiße Kraniche und ein Flug schwarzer Ibise sich erhob. Brown schoß einen der letzteren, welcher uns ein treffliches Gericht lieferte. Charley gab, als er von einem Jagdritt zurückkehrte, eine bezeichnende Beschreibung dieses Landes, indem er ausrief: „Es ist ein elendes Land! Nichts zu schießen, und nichts zu sehen, als Buchsbäume und Ameisenhügel!“ Doch der Buchsbaumwald war offen und das Gras gut, und Ansiedler würden wahrscheinlich ein weit günstigeres Urtheil fällen. Am 18. kamen wir dem Golf näher, und Charley ritt bis zu einer sandigen Bucht, wo der Ocean frei vor ihm lag. Er hatte an diesem Tage großes Jagdglück, denn er fing ein Emu und schoß ein braunes Wallabi, ein Känguru und sechs Enten.

Am 20. Juli zeigten sich auf dem unserem Lager gegenüberliegenden Felsen einige Wilde, und Einer forderte mich auf, zu ihm zu kommen. Ich that es, ließ aber Brown in einiger Entfernung mit einer Doppelflinte folgen. Nach langem Zögern nahten sich mir vier Schwarze und begannen, durch Geschenke ermuthigt, mich zu mustern und meine Kleidung, meine Uhr ꝛc. zu bewundern. Seltsam war es, daß die Eingeborenen immer am meisten unsere Hüte anstaunten. Sie begleiteten uns dann furchtlos zu unserem Lager, wo sie ihre Bewunderung über unsere Pferde und Ochsen durch ein eigenthümliches Schnalzen und Klatschen mit der Zunge oder den Lippen ausdrückten. Als wir aufbrachen, geleiteten sie uns noch auf einem Fußpfade längs eines Salzwasserflüßchens, das sie den Yappar (vermuthlich der Flinders des Capitai Stokes) zu nennen schienen. — Calvert war indeß wieder so weit hergestellt, daß er seine Geschäfte verrichten konnte, und auch mit Roper ging es etwas besser. Seit Gilbert's Tode gingen wir bei Errichtung unseres Lagers anders zu Werke. Ich wählte dazu eine völlig freie, von allem Gesträuch und Dickicht entfernte Stelle aus, auch wenn sie vom Wasser

etwas ablag. Unsere Packsättel wurden in zwei gleichlaufenden Linien dicht neben einander aufgehäuft nach der Seite hin, von wo ein verdeckter Angriff der Eingeborenen erwartet werden konnte. Hinter diesem kleinen Bollwerk suchten wir ermüdet, wie wir gewöhnlich waren, zeitig die Ruhe. Charley hatte gewöhnlich die erste Wache, dann lösten wir ihn der Reihe nach ab. Drei Pferde pflegten angebunden zu werden, und eins blieb aufgezäumt; bei diesen Maßregeln schliefen wir so sicher als je. Die Eingeborenen hielten unsere Pferde für große Hunde und fragten häufig, ob sie bissen, was ich denn auch bejahte, um sie in heilsamer Furcht zu erhalten.

Am 25. Juli trafen wir nur auf Salzwasser und mußten nach einer ermüdenden Tagereise ohne Wasser uns lagern. Nachts hatten sich unsere Ochsen, um Wasser zu finden, verlaufen, und ich schickte am Morgen meine Leute sämmtlich zu unserem letzten Lager zurück, während ich allein bei dem Gepäcke blieb. Sie fanden drei unserer Ochsen in einem kläglichen Zustande wieder und trafen auf Charley, der mit vier andern zurückkehrte, die eine weite Runde längs aller Salzwasserbäche gemacht hatten. Zwei meiner Begleiter kamen erst am andern Morgen in das Lager zurück. Ich hatte mich in einem Zustande der ängstlichsten Erwartung in Betreff des Schicksals unserer Ochsen befunden und war hocherfreut, als sie alle wieder zurückgebracht wurden. Dazu war ich von brennendem Durst gepeinigt, da 48 Stunden kein Tropfen Wasser über meine Lippen gekommen. Nachdem ich aber drei Quart kalten Thee getrunken hatte, erholte ich mich bald wieder. Wir fanden das breite Bett eines Baches, das mit einer Menge des reinsten und weißesten Salzes angefüllt war, und kamen etwas weiter aufwärts zu der Vertiefung eines kleinen Teiches voll Salzklumpen, deren sie in zehn Minuten mehr, als zu unserem ferneren Reisebedarf nöthig waren, sammelten. Ganze Schiffsladungen von Salz könnten hier in der kürzesten Zeit gesammelt werden.

Am 29. stießen wir auf einen Stamm von Eingeborenen, der in einem Wassertümpfel fischte. Die Männer erhoben ein fürchterliches Geschrei, das unsere Ochsen in Schrecken setzte, und eilten zu der Stelle, wo sich ihre Weiber aufhielten. Als

wir an ihrem Lager vorüber waren, folgten sie uns von Ferne. Ich ging nach ihnen zurück und hing einen Nasenring an den Ast eines Baumes. Dadurch ermuthigt, näherten sie sich und baten um eine Unterredung. Sie hatten Alle ein gutes Aussehen. Unter ihnen waren 3—4 alte Männer mit grauen Bärten; diese stellten mir einen jungen gewandten Burschen vor, mit einem Netze auf dem Kopfe und einer Feder in der Nase, den sie „Yappar“ nannten. Er war wahrscheinlich ein Jüngling von dem Stamme der Yappar, der als Bote vorausgesandt worden war, sie von unserem Herannahen zu benachrichtigen. Als sie meine Uhr sahen, deuteten sie auf die Sonne und schienen auch den Gebrauch meiner Flinte wohl zu kennen. — Wir reisten am folgenden Tage über eine unabsehbare Ebene, die nur hie und da einen einsamen Baum oder ein kleines Fleckchen Wald zeigte. Westlich von ihr streckte sich ein grüner Waldsaum von Nord nach Süd. Auf einem verbrannten Grasflecke gewahrten wir zwei Emus. Brown und Charley machten Jagd auf sie, doch das Pferd des Ersteren strauchelte und warf ihn ab, wobei unglücklicherweise der Schaft der doppelläufigen Vogelflinte zerbrach und die Läufe verbogen wurden. Unser Hund, Spring, packte das Emu und wurde von ihm mit zu einem Sumpfe geschleppt. Hier sprang es in das Wasser, tauchte Spring und den indeß zu Fuß herbei geeilten Charley ein paar Mal unter und entkam dann glücklich, obwohl sein Schenkel zerfleischt war.

Am 31. entdeckte Charley einen Wassertümpfel, der jedoch von Eingeborenen in Besitz genommen war. Diese hatten sich, als ich darauf zuritt, entfernt, und nur ein kleiner Bube war zurückgeblieben, der wahrscheinlich geschlafen hatte. Er weinte bitterlich, als er, wahrscheinlich um seine Mutter zu suchen, durch das Gras lief. Da ich einen Eisenring an seinen Hals binden wollte, um seinen Eltern unsere friedliche Gesinnung zu erkennen zu geben, fing ich den kleinen Burschen, der seinen Stock nach mir warf, und als ich ihn festhielt, sich männiglich wehrte. Nachdem ich ihn mit einem Klitsch auf seinen kleinen fetten Hintertheil entlassen hatte, lief er schreiend davon, hielt aber immer dabei den Eisenring fest in der Hand. Seine Mutter kam lautlachend auf ihn zu und liebkoste ihn unter Scherzen. —

Die Eingeborenen hatten sorgfältig das Gras längs jedes Gewässers und um alle Wassertümpfel herum verbrannt, damit es bei Eintritt des Regens durch einen jungen kräftigen Wuchs ersetzt würde. Ueberraschend war mir die Darstellung eines Emufußes, den ein Eingeborener in die Rinde eines Kinobaumes eingegraben und sein Werk mit aller Genauigkeit eines guten Beobachters ausgeführt hatte. — Als wir am 4. August uns genöthigt sahen, einen nicht eben fetten Ochsen zu schlachten, und mit der Zubereitung des Fleisches beschäftigt waren, sahen wir gegen Sonnenuntergang zahlreiche Eingeborene sich unserem Lager nahen, die mit herausforderndem Geschrei ihre Speere schwangen und damit an ihre Wommalas schlugen. Zwei unserer Leute ritten ihnen entgegen und feuerten eine Pistole ab. Dies brachte sie sogleich zum Schweigen, und Einige kauerten sich auf die Erde nieder. Noch ein Mal drohten sie, sich den Reitern entgegenzustellen und sie zu umzingeln, als diese aber Miene machten, sie von dem Flusse abzuschneiden, eilten sie zu demselben und flüchteten sich auf das andere Ufer. Wir waren die Nacht sehr wachsam, wurden aber nicht beunruhigt.

Drittes Kapitel.

Am 6. verließen wir die großen Sümpfe, die ungefähr in 17° 47′ s. Br. liegen mochten, und folgten bis 17° 57′ den Windungen eines Flusses, der, wie ich vermuthe, der Albert des Capitain Stokes und der Maet Suyker (?) der holländischen Seefahrer ist. Ebenen, Waldland und Buschholz wechselten mit einander ab. Einige große und tiefe, dem Fluß gleichlaufende Becken waren trocken. Der Tag war schon weit vorgerückt, und wir hatten noch kein trinkbares Wasser gefunden. Wir sahen überall abgebranntes Gras und einzelne Baumstämme brannten noch; frisches Wasser konnte nicht fern sein. Zuletzt bemerkte ich einige Bäume von frischerem Aussehen und fand an ihnen einen kleinen Wassertümpfel. Eingeborene, die hier durch unsere Ankunft verscheucht worden waren, hatten einen guten Vorrath an Wurzeln und schönem, durchsichtigem und eßbarem Harze zurückgelassen.

Auch fanden wir Seemuscheln und einen gewaltigen Waddin, den nur ein starker Arm regiert haben konnte, so wie Netze und Fischergeräthe. Als am 9. Charley die Pferde suchte und sich an einem Wassertümpfel niedergesetzt hatte, um zu trinken, kamen von der andern Seite zehn Emus auf dasselbe zu. Er erlegte deren zwei, zerbrach denselben die Flügel und verbarg seinen Fang unter dem Wasser. Dies Flügelbrechen ist ein seltsamer Brauch der Eingeborenen, da den Emus, wenn sie wieder *lebendig* werden sollten, ihre kurzen Flügel nur wenig zur Flucht behülflich sein würden. Noch ein drittes Emu wurde an demselben Tage erjagt, und mit reicher Beute beladen, reisten wir über eine Aufeinanderfolge von Ebenen, die durch schmale, von Blutholz, Buchs- und Theebäumen gebildete Waldzüge von einander getrennt waren. Die Nacht überfiel uns, als wir über eine große Ebene zogen, aber Charley, der nach Wasser vorausgesandt war, hatte ein großes Feuer angezündet, das uns zum Führer diente. Er hatte an den steilen Ufern des Albert Halt gemacht, dessen Wasser aber hier noch salzig war. Zum Glück waren wir noch mit etwas Wasser versehen und zudem hatten wir frisches Fleisch, das unser Bedürfniß nach Wasser minderte. Während meiner Nachtwache setzte ich mich auf den Rand des steilen Ufers und lauschte auf das Plätschern der zahlreichen großen Fische, die auf Augenblicke die spiegelglatte Wasserfläche bewegten. *Brown* fand eine seichte Stelle, wo wir über den Fluß setzen konnten, nachdem wir mit großer Schwierigkeit unsere Ochsen und Pferde die steilen Ufer hinabgebracht hatten. Als wir in die Ebenen kamen, die sich auf beiden Seiten des Flusses, so weit das Auge reichte, ausstreckten, sahen wir in unserer Nähe zur Rechten Rauch aufsteigen, wurden aber bald gewahr, daß der Fluß dazwischen lag. Wir folgten daher der Spur Charley's in nordwestlicher Richtung, der bald mit der erfreulichen Kunde zurückkam, daß er einige gute Wassertümpfel gefunden habe. Die Abhänge derselben waren steil und sumpfig, und einer unserer Ochsen war so erschöpft, daß er hinabrutschte, in's Wasser rollte und so tief in den Sumpf sank, daß wir ihn schlachten mußten, nachdem alle Versuche, ihn herauszuziehen, mißlungen waren. Der Nordwind, der schon seit einer Woche fast den ganzen Tag

über geweht hatte, trocknete das Fleisch auf der einen Seite, auf der andern aber fing es an übelriechend zu werden, so daß ich viel davon wegwerfen mußte. Die Eingeborenen hatten den Wassertümpfel mit einem Zaun umgeben und nur eine Oeffnung für die hier sehr zahlreichen Emus gelassen, denen sie hier wahrscheinlich in einem Versteck auflauern. Am 14. erlegten meine Leute vier Emus, zwei derselben Murphy, der das flüchtigste Pferd ritt und am leichtesten war. Daß wir Emus zuweilen zu Pferde zu überholen vermochten, beweist, in welch trefflichem Zustande unsere Thiere noch waren. Selbst unsere Ochsen, obwohl wund, wenn sie in's Lager kamen, erholten sich alsbald wunderbar und sprangen in dem grasigen, schattigen Bette des Baches spielend wie junge Stiere umher.

Am 20. August erreichten wir einen andern Fluß mit sandigem Bett und steilen von Theebäumen überwachsenen Ufern, dessen Wasser 5—6 Ellen breit und sehr seicht war. Ich nannte ihn den Nicholson. An beiden Seiten liefen Ketten von tiefen Lagunen in gleicher Richtung hin, die auf der Westseite mit Nymphäen und Villarsien bedeckt waren. Wir zogen durch ein mit dichtem Gesträuch bedecktes Land, die Sonne ging unter, und wir mußten uns lagern, ohne Wasser gefunden zu haben. Als der Mond aufging, stieg ich daher wieder mit Charley zu Pferde und, die Sterne zu Führern nehmend, gelangten wir durch ein freieres Land gegen Mitternacht zu einem Bache, der große Wassertümpfel enthielt. Sie waren aber alle trocken und mit verwittertem Grase bedeckt. Auch in einem zweiten Bache waren die tiefen felsigen Wasserbehälter leer. Ihm gegen zwei Stunden abwärts folgend, bemerkte Charley, daß der Schlamm an einer Stelle feucht war, und sammelte, indem er einen Fuß tief grub, einen für uns und unsere Pferde genügenden Wasservorrath. Wir kamen an einem Lager der Eingeborenen vorüber, dessen zahlreiche Feuer höchst einladend in der kalten Nacht aufloderten, und fanden endlich zwei Meilen weiter abwärts eine Vertiefung mit Wasser. Hier verweilten wir eine Stunde und schlugen dann, nachdem wir unsere Spur verloren hatten, die Richtung nach den Sümpfen des Nicholson ein, wo wir verabredeter Maßen wieder zu den Unsrigen stießen. Wir waren mit

Ausnahme einer Stunde von zehn Uhr Nachts bis sechs Uhr des darauf folgenden Nachmittags zu Pferde gewesen und die ganze Zeit durch das abscheulichste, unwegsamste Land geritten. Am folgenden Tage lagerten wir uns nach einem langen, höchst beschwerlichen Ritte durch das dichteste Gestrüpp an dem gestern von mir aufgefundenen Wassertümpfel und machten an dem Bache, den ich den Mondscheinbach benannte, einen Rasttag. Wir benutzten denselben zur Einsammlung einer großen Menge von Terminalia-Harz, das wir auf verschiedene Weise zubereiteten, um es schmackhafter zu machen. — Am 24. August kehrten Calvert und Brown, die ich Wasser zu suchen ausgesandt hatte, mit der niederschlagenden Nachricht zurück, daß sie keins gefunden, indem die Bäche in ihrem oberen Laufe trocken wären und weiter abwärts Salzwasser enthielten. Es stand eine sehr lange Tagereise und vielleicht ein Lager ohne Wasser in Aussicht, so daß ich unsere Töpfe mit Wasser füllen und mit Häuten zubinden ließ; wirklich brach die Nacht herein, ohne daß wir das sehnlich Gesuchte gefunden hatten. Dagegen gelang es uns am andern Morgen, den 26. August, einen schönen Teich aufzufinden, den wir in der Abenddämmerung übersehen hatten. — Drei Tage darauf kamen wir abermals zu einem kleinen Fluß, den ich den Marlow nannte und an ihm einige Meilen abwärts zu reichlichem Wasser, das uns schon lange, ehe wir es erreichten, das Geschrei des rothbrüstigen Kakadu anzeigte. Nachts besuchten fliegende Hunde, eine Art großer Fledermäuse, die Blüthen der Theebäume, und wir schossen einen derselben, der sehr fett und äußerst schmackhaft war. — In der Morgenfrühe des 3. Septembers weckte mich die Wache mit der Nachricht, daß ein Wilder dem Lager nahe. Ueberzeugt, daß man einen Angriff beabsichtige, gab ich sogleich das Lärmzeichen, und ein Jeder griff nach seiner Flinte; da wurden wir erst gewahr, daß es unser Brown war. Er hatte unbemerkt sein Lager verlassen und gerieth so bei seiner Rückkehr in große Gefahr erschossen zu werden, denn sein lauter Ruf: „Ich bin's! Ich bin's!" als er seine gefahrvolle Lage gewahrte, wurde von uns für das Kriegsgeschrei angreifender Eingeborenen gehalten.

Nachdem wir mehrere Bäche gekreuzt, schlugen wir am

6. September unser Lager in 16° 41′ s. Br. wieder an einem schönen Fluß auf, in dessen an 300 Ellen breiten Bette sich jedoch nur ein schmaler Canal laufenden Wassers befand, und der mir der **Van Alphen** der holländischen Seefahrer zu sein schien. Zuvor waren wir durch einige jener merkwürdigen ausgetrockneten Theebaum-Sümpfe geritten, die von Massen großer Muschelschalen umgeben waren, welche deutlich zeigten, daß diese Strecken lange unter Wasser gestanden hatten, obgleich sie jetzt mit kleinen etwa sechs Jahre alten Theebäumen bestanden waren — ein deutlicher Beweis dafür, daß die letzten Jahre außerordentlich trocken gewesen sind. Am folgenden Tage trat zum ersten Male eine kleine Palme mit fächerförmigen Blättern (Livistona humilis) auf, ein unansehnliches, stammloses Gewächs, das zwischen Sandsteinfelsen wurzelte. Eine höhere Gattung dieser Palme bildet lange Waldstrecken auf der Halbinsel Coburg und in der Nähe der Alligatorflüsse. — Unser Theevorrath nahm außerordentlich ab, und um dies heilsame Getränk zuletzt nicht ganz zu entbehren, mußte ich dessen Gebrauch sehr einschränken und die schon einmal benutzten Theeblätter Abends noch einmal überbrühen lassen. Thee ist einer der wichtigsten Vorräthe für eine solche Reise; Zucker dagegen kann man sehr wohl entbehren. Auch der Mangel an Mehl hat nicht die geringste nachtheilige Wirkung auf uns geäußert. — Am 9. leitete mich ein gangbarer Pfad zu einem schönen Salzwasserfluß von ansehnlicher Breite. Ein anderer noch betretenerer Pfad führte zu einer Fischerei der Eingeborenen, bei der sie ein stehendes Lager zu haben schienen. Die Hütten waren in dauerhafter Weise aus Stangen errichtet und mit Gras und Blättern bedeckt; dabei befanden sich große Feuerplätze mit Steinhaufen und Fischgräten in Menge. Das wie gewöhnlich aus Pfählen verfertigte Wehr zog sich über eine seichte Stelle des Flusses. Eine Quelle mit Süßwasser sprudelte unterhalb des Lagers. Ich vermuthe, daß dieser Fluß der **Abel Tasman** der holländischen Seefahrer ist. In denselben ergoß sich nur in geringer Entfernung von der Fischerei ein Bach, der uns süßes Wasser die Fülle darbot, und an ihm schlugen wir unser Lager in 16° 28′ s. Br. auf. Der kleine Fluß bahnte sich seinen Weg durch Sandsteinfelsen und

sein schmales Bette, das ein eisenhaltiges, von Quellen gespeistes Wasser enthielt, war mit hohen Binsen bewachsen und von verschiedenen Bäumen mit dichtem grünen Laub versehen. Frösche quakten und Heimchen zirpten die ganze Nacht; auch der Ruf der Ziegenmelker und das Geheul der Eulen drang von allen Seiten zu unserem Ohr. Große Fische plätscherten im Wasser, Wallabies schrien erschrocken, als sie zum Bache herabkamen und unsere Pferde erblickten, und Moskitos ließen uns durch ihr lautes Summen nicht zum Schlafen kommen. Diese Laute thierischen Lebens zur Nachtzeit bildeten einen wohlthuenden Gegensatz zu der Todtenstille, die bisher, so lange wir um den Golf reiseten, fast immer um unser Lager geherrscht hatte.

Am 14. trafen wir abermals auf einen breiten Salzwasserfluß, an dem wir gegen zehn Meilen aufwärts gehen mußten, ehe er Süßwasser enthielt. Die Ufer waren reich mit Gras bewachsen und zeigten offene Waldungen. Auf dieser kurzen Strecke längs des Flusses sahen wir wenigstens 100 Emus, die, durch den jungen Graswuchs herbeigelockt, in Heerden von drei, fünf, zehn und mehr grasten. Wir schossen sieben dieser Vögel und benannten nach unserem außerordentlichen Jagdglück das Gewässer „den Sieben-Emu-Fluß“. Einer Spur der Eingeborenen folgend, fand ich in dem Flußbett einen Brunnen mit trefflichem Wasser, während das des Flusses noch einen leichten Salzgeschmack hatte. Ein Fischwehr lief über den Strom, der hier etwa 20 Ellen breit war. Noch tief in die Nacht hinein waren wir damit beschäftigt, unsere Emus zu zerlegen. — Am 16. leitete uns ein Fußpfad der Eingeborenen zu einem großen Brunnen am Uferabhange eines herrlichen Salzwasserflusses. Seine Ufer umsäumte ein dichter Wald von Sagobäumen, welcher schöne, malerische Baum in dieser Gegend sehr häufig war. Als wir unsere Pferde tränkten, fanden wir, daß der Wasservorrath nicht einmal für sie hinreichte und der Brunnen sich nur sehr langsam wieder mit Wasser füllte. Wir hatten ihn förmlich gegen die Pferde zu vertheidigen, die ungestüm sich zum Wasser drängten, oder vor Ungeduld wiehernd ängstlich an dem steilen Abhange lauerten. Als Charley diesen Brunnen auffand, sah er ein Crocodil, das seinen langen Kopf in die Brunnenöffnung

gesteckt hatte, um sich an einem Trunk frischen Wassers zu erlaben. – Das von mir der Cycas-Bach benannte Gewässer, an dem wir lagerten, mündete zwei Meilen weiter in einen größeren Fluß, welchem ich den Namen Robinson beilegte. Ich ging, das Land auszukundschaften, an einer felsigen Stelle über den Fluß und gelangte weiter abwärts zu einer kleinen Theebaumschlucht mit zwei Wasserpfützen, bei denen einige Eingeborene ihr Lager aufgeschlagen hatten. Es waren nur zwei Männer darin, die, als sie uns erblickten, ihre Beschwörungsgesänge anzustimmen begannen, sich aber, als wir demungeachtet vorschritten, über das Wasser retteten. Wir fanden in dem Lager ein Anzahl Früchte des Sagobaumes und des Pandanus spiralis, einer eigenthümlichen Pflanze, mit starkem Wurzelwerk, stacheligen Blättern und melonenähnlichen Früchten. Diese scheinen, durch Wässerung und Gährung genießbar gemacht, getrocknet und zu Mehl zerstoßen, in dieser Jahreszeit das hauptsächlichste Nahrungsmittel der Eingeborenen zu sein. Auch rother Ocher, zum Bemalen des Körpers, ein Tomahawk von Grünstein und einige Fächer von Emufedern fanden sich vor. -- Die Nächte waren gewöhnlich bewölkt, die Tage dagegen, bevor sich der Seewind erhob, sehr heiß. Seine erfrischende Kühle spürten wir aber wenig in den Wäldern, die bei dem Staube, den unsere Ochsen aufwühlten, die Hitze fast erstickend machten.

Am 21. Sept. trafen wir nach einem Marsch von 15 M. auf den größten Salzwasserfluß, den wir bis jetzt gesehen hatten, und den ich Macarthur nannte. Tiefe, von Theebäumen überwachsene, aber völlig ausgetrocknete Löcher zogen sich längs seines Ufers hin, dem wir durch ein offenes Weideland aufwärts an mehreren Inseln vorüberritten. Tags zuvor hatten wir mit einer Anzahl gut aussehender Eingeborenen Geschenke gewechselt. Ein junger Mann, dessen Körper roth bemalt war, konnte sogar hübsch genannt werden, obwohl seine Züge etwas Wildes und Leidenschaftliches hatten. Auf unsere Frage nach Wasser wies er in der Richtung hin, in der wir gingen; sie schienen zu sagen, es ist fern, aber es ist groß. „Baco! Baco! Umara!" wiederholten sie oft mit Nachdruck. Sie mußten in einigem Verkehr mit Weißen oder Malaien gestanden haben, denn sie kannten den

Gebrauch des Messers und schätzten ihn so hoch, daß Einer mir für ein solches ein Weib anbot. Eben so schienen sie auch mit den Wirkungen unserer Feuerwaffen bekannt zu sein. Vermuthlich hatten einige von ihnen Malaien auf deren Inseln begleitet. Diese veranlassen häufig die Eingeborenen hierzu, um sie sich zu befreunden, wenn sie in diesem Theile des Golfes fischen. — Wir waren Abends ohne Wasser. Am andern Morgen mußten wir unseren ältesten und schwersten Ochsen schlachten, der vor Mattigkeit eine Strecke zurückgeblieben war. Ein Theil der Haut wurde getrocknet und etwas davon an unsere Suppe gethan, was dieselbe sehr verbesserte. Wir tranken an diesem Tage (den 22. Sept.) unsere letzte Kanne Thee und waren nun allein noch auf getrocknetes Fleisch und Wasser beschränkt. Auch andere Uebelstände machten sich sehr emfindlich fühlbar. Unsere Wäsche und unsere Kleidungsstücke waren in den traurigsten Zustand gerathen; es fehlte uns bereits an Zeug, sie auszubessern und an Seife sie zu waschen. Dazu fing mein Hut Feuer und verbrannte völlig — ein harter Verlust in einem solchen Klima, bei dem ich täglich den heißesten Sonnenstrahlen ausgesetzt war. — Durch Zufall entdeckten wir eine merkwürdige medicinische Eigenschaft der harzigen Absonderung an den Kapseln einer Grevillea. John hatte einige derselben gefunden und vorn auf der bloßen Brust geborgen. Als er im Lager ankam, fühlte er einen heftigen Schmerz und sah zu seinem größten Schrecken, daß die Haut an dieser Stelle schwarz geworden und mit einer großen Menge Blasen bedeckt war. Brown berührte nur die Haut seines Armes mit diesem Stoffe, und sogleich traten auch bei ihm Blasen hervor. — Die Bohne von Mackenzie wuchs in großer Menge längs des Flusses, und wir sammelten davon so viel, daß wir in den nächsten drei Wochen täglich wieder eine Kanne Kaffee trinken konnten.

Unter 15° 35′ s. Br. gelangten wir zum Rothen Känguru-Flusse (Red Kangaroo River), den ich so benannte, weil ich diese Art von Kängurus in seiner Nähe zuerst traf, und betraten dann am andern Ufer ein Gebirgsland. Als wir zwischen den zwei letzten Bergen der Kette durch eine Schlucht zogen, bestieg Charley einen derselben und sah von da deutlich

im Meer eine Insel, die keine andere als Cap Mària am westlichen Ende des Golfs sein konnte; auch hatte er einen großen von Westen nach Norden laufenden Fluß erblickt und längs desselben, so weit das Auge reichte, sandige Ebenen. In Folge der langen Märsche, der schlechten Weide und des Mangels an Wasser auf der Ostküste des Golfs wurden unsere Ochsen mit jedem Tage magerer und schwächer. Einer nach dem andern hielt im Marsche an, legte sich nieder und erklärte damit, daß keine Macht der Erde ihn zum Vorwärtsschreiten bewegen könne. So mußten wir wieder einen Ochsen schlachten, und ich sah mich genöthigt, zur Erleichterung der Packthiere alles Papier zum Trocknen der Pflanzen, meine Sammlung von Holzarten, so wie eine mineralogische zurückzulassen. Die kleine Thierwelt, die uns begleitete, hatten wir stets vor Augen; sie war der fortwährende Gegenstand unserer Aufmerksamkeit. Wir wurden mit ihnen so genau bekannt, daß die geringste Veränderung in ihrem Gange oder Blicke sogleich bemerkt wurde. Jeder Ochse, jedes Pferd hatte seine besondere Art und Eigenthümlichkeit, die oft der Gegenstand unserer Unterredung war. Man wird daher meine Betrübniß begreifen, als neue Vorfälle uns bald wieder nöthigten, zwei unserer Lieblingsochsen zu schlachten, und als auch unser für die Jagd so unentbehrlicher Känguruhund starb. Brown hatte, ob zufällig oder durch ein unbewußtes Gefühl von Schwermuth veranlaßt, sich angewöhnt „des Kriegers Todtenmarsch" zu pfeifen und zu summen, eine Melodie, die eine so eigenthümlich niederschlagende Wirkung auf mich übte, daß ich Brown häufig auffordern mußte, ein anderes Lied anzustimmen.

Von der Limmenbai, der wir jetzt nahe gekommen waren, setzte ich meine Reise in einer westnordwestlichen Richtung fort und gelangte, nachdem ich noch zwei bedeutende Salzwasserflüsse, den Limmenbai-Fluß und den Wickham, die sich mit einander vereinigen, gekreuzt hatte, am 19. October zu einem großen Süßwasserflusse, den ich gegen West und Nordwest weit hinauf zu dem Plateau von Arnheimsland verfolgte. Der neue Fluß, den ich den Roper nannte, war 12—1600 Fuß breit und längs seines linken Ufers zog sich gutes Weideland und offenes Buchsbaumgehölz hin. Das Land schien wieder bevöl-

kerter zu sein; wir kamen an einigen Fischereien vorüber und bemerkten, daß man sich beim Fällen der Bäume eines eisernen Tomahawks bedient hatte. Eingeborene, Krähen und Weihen waren stets die Anzeichen eines guten Landes. Meine Leute schossen an diesem Tage über 50 Enten, die zu drei Mahlzeiten völlig von uns aufgezehrt wurden. Am 21. October warteten wir lange auf die Rückkehr unserer Pferde; endlich kam Charley mit der erschreckenden Nachricht, daß drei der kräftigsten im Flusse ertrunken waren. Dieses unglückliche Ereigniß versetzte mich in die tiefste Bestürzung und nöthigte mich, einen Theil meiner botanischen Sammlung den Flammen zu übergeben. Die Thränen traten mir in die Augen, als ich die wichtigsten Ergebnisse meiner Reise in Rauch aufgehen sah. In der Nacht hörten wir den Ruf von Eingeborenen auf dem andern Flußufer. Am andern Morgen kamen drei derselben kühn auf uns zu; nachdem wir uns gegenseitig beschenkt hatten, luden sie mich in dringender Weise ein, sie zu ihrem Lager zu begleiten, und waren sichtlich verwundert, daß wir nicht schwimmen konnten. Ich gab ihnen einige Nägel, und sie baten mich, dieselben zu Angelhaken zu krümmen. Sie schienen schon Weiße gesehen, oder von ihnen gehört zu haben, schlangen jedoch, als sie mich zum Lager begleiteten, ihre Arme um mich, aus Furcht von unseren Pferden und Ochsen gebissen zu werden. Sie waren beschnitten und hatten sich zwei Vorderzähne ausgebrochen; auch trugen sie auf ihrer Brust wagerechte Narben. In dem Gebüsche des Flusses hielten sich sehr viele fliegende Hunde auf, deren wir einige erlegten. — Am Morgen des 23. kamen unsere schwarzen Freunde wieder und gaben ihr Nahen durch ein leises Pfeifen kund. Wir luden sie ein näher zu kommen, und manche neue Gesichter wurden bei uns eingeführt. Von drei jungen Leuten wurde der eine „Gnangball", der andere „Oball" und ein Knabe „Nmamball" genannt. Diese drei Namen wurden noch mehreren Andern beigelegt und unterschieden vermuthlich drei verschiedene Stämme oder Familien. Wir gaben ihnen einige Bogen Papier, auf die Kängurus, Emus und Fische gezeichnet waren. Als wir unsere Ochsen beluden, kam ein ganzer Haufen lärmend herbei. Einer tanzte und hüpfte mit ununterbrochenem Geschrei umher

und glich, seine Wommerah schwingend, und auf dem Kopf mit einem Büschel Opossumhaaren geschmückt, einem Tambourmajor. Ein zerrissener Sattelgurt, den ich um ihn schlang, übte eine wunderbar beruhigende Wirkung auf ihn. Als sie uns verließen, wiesen sie den Fluß abwärts und wiederholten das Wort: „Aroma! Aroma!" Bergketten und hohe felsige Rücken zeigten sich nach allen Seiten; von einem derselben stieg eine Rauchsäule wie ein Signalfeuer auf. Die ausgedehnten Wiesenbrände und unsere zahlreichen schwarzen Gäste bezeigten, daß das Land bevölkert war. Der Roper theilte sich in zwei ziemlich gleiche Arme, und an dem steilen Ufer des nördlichen schlugen wir unser Lager an einer Stelle auf, wo ich glaubte, daß unsere Thiere sicher an das Wasser gelangen könnten. Ein Pferd jedoch, das ich auf dem größten Theile der Reise geritten hatte, glitt in den Strom, und alle Anstrengungen ihm herauszuhelfen, waren vergeblich. Seine fortwährenden Versuche, das sumpfige Ufer zu erklettern, erschöpften es nur. Endlich fand ich etwas weiter aufwärts einen erträglichen Landungsplatz, aber als ich mit dem ermatteten Thiere nach demselben hinaufschwamm, verwickelte es sich in die Leine, an der ich es führte, und ertrank. So hatten wir jetzt nur noch neun Pferde. Als sie zum Lager gebracht wurden, glitt noch ein zweites in's Wasser, doch ich schwamm mit ihm zugleich nach dem erwähnten Landungsplatze, und es gelang uns, dasselbe zu retten. Bald traten felsige Hügelreihen an das nördliche Ufer heran, die das Flußthal von einem freien, grasreichen, aber sehr steinigen Lande trennten, von dem sich Bäche den Weg durch Schluchten zum Flusse bahnten. Weiter nördlich erblickten wir andere Höhenzüge, die denen längs des Flusses gleichliefen und wie diese aus Sandstein und einem harten Thonschiefer bestanden. — Die Tage waren sehr heiß, die Nächte warm und hell, doch ohne Thau, und Nachmittags wehte meist bis Sonnenuntergang ein heftiger Ostwind. Wir folgten am 25. October dem Fluß über zwölf Meilen in seinen verschiedenen Windungen. Einige Höhenzüge näherten sich demselben, oder schlossen ihn ein, und drei durch ihre Gestalt sich auszeichnende steile Berge bildeten besondere Landmarken. Dichte, hohe Binsen bedeckten den Zugang zum Flusse und zu dem unteren Theil der Wasserschluchten,

und edle Casuarina's wetteiferten in ihrer Schönheit mit den Theebäumen. Der Fluß bildete lange Wasserspiegel, die durch einen Strom mit einander verbunden waren. Weiter aufwärts wurde das Flußbett außerordentlich wild; zwischen zerstreut umherliegenden Sandsteinen und Reihen felsiger Wasserlöcher wand sich ein Canal voll fließenden Wassers hindurch, während die Ufer von herrlichen Casuarina's, Thee- und Kinobäumen überwachsen waren.

Am 27. gewann das Land längs des Flusses ein weit freundlicheres Ansehen; derselbe verzweigte sich in verschiedene Pandanus-Canäle mit fließendem Wasser oder Reihen von Wassertümpfeln, die eine schöne, grasreiche Ebene bewässerten; diese begrenzte ein von Ost nach West laufender Höhenzug, hinter dem sich Rauchwolken erhoben. Unsere Pferde fingen seit dem Sieben-Emu-Fluß an immer hinfälliger zu werden. Ich sah mich genöthigt, zeitig Halt zu machen, und ließ sie nach Belieben grasen, ohne wie gewöhnlich für den Fall eines Ueberfalls der Eingeborenen zwei gekoppelt zurückzubehalten. Nach Einbruch der Nacht schlichen sich vier Schwarze zu dem Lager und waren eben in Begriff ihre Speere zu werfen, als Charley, der die Wache hatte, sie bemerkte und Lärm machte. Wir sprangen sogleich auf, sie waren aber schon verschwunden. Am 29. October endlich lagerten wir an einer der Quellen des Roper. — In dieser Zeit litt ich an einer großen Reizbarkeit der Haut und war ganz mit Hitzblattern bedeckt. Der leiseste Druck oder die geringste Reibung verursachte Entzündung und Beulen, namentlich in der Gegend der Kniee. Phillips litt in gleicher Weise an dem Arm und Ellenbogen. — Am 1. November gelangten wir durch eine anmuthige Gegend zu einem ansehnlichen Bache mit einem 16—20 Fuß breiten Wasserstrom und hohen schattigen Uferbäumen. Wieder stiegen von allen Seiten Rauchwolken im Thale auf. Bei Sonnenuntergang sammelte sich eine große Anzahl Eingeborener in der Nähe unseres Lagers und zündeten das Gras an, so daß sich der Himmel von den weithin sich ausbreitenden Flammen röthete. Sie versuchten uns zu erschrecken, indem sie einem heulenden Chorus von einheimischen Hunden nachahmten, zogen sich aber zurück, als dieses ohne Wirkung

blieb. Unsere beiden Schwarzen brachten Abends 29 fliegende Hunde von der Jagd zurück. Wir zogen noch zwei Tage in einem felsigen Hochlande dem Bach aufwärts, der noch immer fließendes Wasser behielt, und stiegen am 3. in das Thal eines kleinen Flusses hinab, der nach Süden strömte. Alle Gewässer, die wir bisher berührt hatten, fließen, wie ich vermuthe, dem Roper zu, während wir nun das Wassergebiet des Südalligator-Flusses betraten. Die Scheide zwischen den östlichen und westlichen Gewässern befand sich nach meiner Berechnung in 133° 35′ östl. L. Unsere Ochsen waren von der außerordentlichen Hitze so verschmachtet, daß wir sie nur mit der größten Mühe verhindern konnten, mit ihrem Gepäck in das Wasser zu springen. Einer von ihnen, der den Rest meiner Pflanzensammlung trug, nahm die Gelegenheit wahr und setzte in einen tiefen Teich, in dem er gemächlich herumschwamm, während ich hätte vor Betrübniß weinen mögen, als ich meine Pflanzen völlig durchnäßt sah. Da uns dieser westliche Fluß zu weit nach Süden führte, verließen wir ihn nach einigen Tagen und schlugen wieder die alte nordwestliche Richtung ein, worauf wir abermals ein Tafelland erreichten, das in seiner Oberflächenbildung ganz mit dem früheren übereinstimmte, nur daß der Sandstein hier in viel mächtigeren Lagen zu Tage trat und häufig vielfach zerrissene und zerklüftete Felsenzinnen bildete. Von einem dieser Felsen gewann ich eine weite Uebersicht über meine Umgebungen, einzelne Sandsteinmassen und ganze Sandsteinzüge breiteten sich nach allen Seiten hin aus und erhoben ihre weißen, scharfen Umrisse und senkrechten Klippen hoch über die sie einschließenden Waldbäume.

In einem der Flußbetten hoffte ich einen Ausgang aus diesem Felsengewirre zu finden, eine Hoffnung, die ich aber bald aufgab, da sich uns in einem tiefen Steilabsturze zwischen zwei jähen Gebirgszügen ein unübersteigbares Hinderniß entgegenstellte und uns zwang, uns gegen Norden zu wenden. Darauf stießen wir am 11. November unter 133° 6′ auf einen Fluß, der uns zu einem tiefen Thale führte. An ihm sahen wir Myriaden fliegender Hunde, die in dicken Klumpen auf den höchsten Bäumen an den schattigsten Stellen des Thales hingen. Sie

flogen auf, als wir vorbeikamen, und das Schlagen ihrer großen häutigen Flügel verursachte ein Geräusch wie das eines Hagelwetters. — Am 12. verloren wir abermals ein Pferd. – Nachdem wir im Thale über den Fluß gesetzt, und theils in nördlicher, theils in nordwestlicher Richtung weiter vorgedrungen waren, überschritten wir nochmals das Tafelland, von dem neue zahlreiche Bäche, meist in Zwischenräumen von 1—3 Meilen, gegen Westen abflossen. Sie hatten insgesammt ihre Quellen an dem Fuße von Felsenrücken, welche von dem Tafellande aufsprangen. Unmittelbar an ihrem Ursprunge bilden sie meist Sümpfe, fließen dann einige Meilen in steilen Felsenbetten und öffnen sich darauf wieder in fruchtbare Grasflächen. Am 17. November folgten wir einem solchen felsigen Bache abwärts, der mehrere hohe Fälle bildete. Plötzlich erschloß sich uns eine ausgedehnte Aussicht auf ein weites herrliches Thal. Wir standen an dem Rande eines tiefen Abgrundes von vielleicht 1800 Fuß. Ein großer Fluß, in den sich mehrere Bäche, die von Osten, Süden und Westen herabkamen, ergossen, schlängelte sich durch das Thal, welches von hohen, doch weniger jähen Bergketten begrenzt war, während andere sich in Norden erhoben. Wir waren genöthigt zurückzugehen, um eine Stelle aufzufinden, die uns hinabzusteigen verstattete. Glücklicherweise hatte kurz zuvor ein Gewitter eine große Anzahl kleiner Felsenbecken in dem Bette des Bachs gefüllt. Nachmittags ging ich in Begleitung von Charley zu Fuß in nördlicher Richtung, denn kein Pferd konnte zwischen den großen lockeren Sandsteinblöcken fortkommen, und untersuchten einige Rinnen und Bachbetten, die alle einen wilden, felsigen Charakter hatten, fanden es aber unmöglich, in dieser Richtung zu dem Thale hinabzusteigen. Wir begaben uns daher am 18. November zu dem Bache zurück, an dem wir am 16. gelagert hatten, und Nachmittags zog ich demselben mit Charley abwärts. Er endete aber gleich den andern zuletzt in einem Abgrunde. Eine große Anzahl Bäche verfolgten die gleiche Richtung, aber alle liefen zu Abgründen und Schluchten, an denen auch der kühnste Gemsenjäger nicht gewagt haben würde hinabzusteigen. Ich entschloß mich nun, das Land nach Süden zu untersuchen, und da es schon spät und mein Pferd wund war, so blieb ich für die Nacht allein

auf der nächsten grasigen Niederung und sandte Charley zurück, um meinen Gefährten die Weisung zu geben, das Lager am andern Tage so weit als möglich den Bach hinab zu verlegen.

Ich beschichtigte am andern Tage, den 19. Nov., meinen quälenden Hunger, nachdem ich 20 Stunden nichts genossen, mit einer kleinen Frucht, die nahe den Felsen wuchs, welche die sandigen Niederungen begrenzten, bis mein Begleiter mir ein Stück gedämpfte Ochsenhaut brachte. Wir begannen nun einen Ausweg aus diesem Felsenlabyrinth zu suchen. Nach langem sehr erschöpfenden Auf- und Abklettern an felsigen Wasserrinnen, befanden wir uns wieder an dem jähen Rande des schönen Thales, das wie das gelobte Land vor uns lag. Wir gewannen hier einen ausgedehnten Blick auf die dasselbe östlich begrenzenden Felsen, auf denen wir standen, und sahen weithin zu unserer Rechten eine senkrechte Mauer sich ausdehnen, die manche enge Einschnitte zeigte, durch welche die Bäche ihren Weg zum Thale nehmen. Dieselbe Felsenwand setzte sich auch zur Linken fort, wurde da jedoch von einem, wenn auch sehr steilen Bergabhange, unterbrochen. Nach diesem richteten wir unsere Schritte. Er bestand oben aus Sandstein und Conglomerat, weiter unten aus feinkörnigem Granit und Feldspath. Im Thale rauschte der Bach über ein Kieselbett und erweiterte sich von Zeit zu Zeit zu einem schimmernden Wasserspiegel. Nachdem wir uns unter den herabhängenden Zweigen schattiger Theebäume eine kurze Rast gegönnt, traten wir den Rückweg an, auf dem ich mir an den Bäumen mit dem Tomahawk für den folgenden Tag Merkmale machte, und trafen, ehe wir es gedacht, wieder im Lager ein. In der Nacht hatten wir ein heftiges Gewitter, welches unseren Bach füllte, daß er in zahlreichen Wasserfällen dahinrauschte. — Am 20. schritten wir auf dem von mir an den Bäumen bezeichneten Wege zu dem Abhang, über den wir, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, hinab in das Thal gelangten. Er befand sich in 132° 15′ östl. L. Unser Hornvieh und unsere Pferde waren in einem traurigen Zustande. Der Weg über das lockere Gestein den felsigen Bächen entlang hatte ihre Füße sehr wund gemacht und ihre Beine mit Schwären bedeckt. In der letzten Zeit war das Futter schlecht gewesen, aber in dem Thale trat das zarteste

Gras wieder in reichem Ueberflusse auf, in dem unsere Thiere, während der kurzen Rast, die ich ihnen hier gestattete, schwelgten. Der Bach bildete einen anmuthigen Wasserfall von ansehnlicher Größe, der, umringt von reichem, saftigem Grün, wie ein Silbergürtel an der jähen, nackten Gebirgswand herniederfloß. Wir folgten dem Gewässer, bis es nach drei Meilen sich mit einem größeren vereinte. Hier versagte einer unserer beiden noch übrigen Ochsen den Dienst und so machten wir an dieser günstigen Stelle Halt und schlachteten ihn. Das Fleisch desselben gerieth aber bei dem windstillen Wetter und durch einen in der Nacht fallenden Regen in einen übeln Zustand. Eingeborene von mildem und gefälligem Wesen gesellten sich zu uns und beschenkten uns mit Ocher, den sie sehr hoch zu schätzen schienen, mit einem Speer und einer Speerspitze, die aus im Feuer gehärtetem Sandstein bestand. Große Schwärme Pfeiferenten bedeckten die Teiche, zu denen sich der Fluß zuweilen erweiterte, aber unser Schrot war zu Ende, und die kleinen Eisenstückchen, deren wir uns zum Ersatz bedienten, waren nicht schwer genug, auch nur eine Ente zu tödten. Wir hatten zwar noch einige Kugeln, aber diese wurden für Fälle dringender Noth aufbewahrt. In der Nacht des 22. Nov. hatten wir das schwerste Gewitter*), das wir vielleicht je erlebt, und unser Fleisch nahm dadurch noch größeren Schaden. Unser letzter Ochse kam häufig zu der Stelle, wo sein Gefährte geschlachtet worden war. Es war merkwürdig, wie auch die früheren Ochsen sich immer einen solchen Fleck zu betrachten pflegten. Sie gingen gewöhnlich rund um denselben herum, erhoben ihre Schweife, schnüffelten in der Luft, indem sie dabei zuweilen ihre Hörner schüttelten, und sprangen dann im Galopp davon.

*) Das erste Gewitter entlud sich am 14. November über die Reisenden auf dem Tafellande, nachdem seit dem März 1845, mit Ausnahme eines unbedeutenden Schauers im Juni und eines Sprühregens am 1. Sept., kein Regen gefallen war.

Viertes Capitel.

Wir zogen dem Südalligator-Fluß abwärts, und befanden uns am 24. in 13° 5′ s. Br. und demnach nach meiner Berechnung gegen 60 Meilen von seiner Mündung und etwa 140 Meilen von Port Essington. Der Fluß nahm allmählig an Größe zu und seine Ufer wurden dicht von Pandanus eingefaßt. Schaaren schwarzer Ibise flogen auf; weiße und schwarze Kakadus ließen sich sehen und hören. Von der andern Seite des Flusses riefen uns Eingeborene an, vermuthlich um sich zu vergewissern, ob wir als Freunde oder Feinde kämen, zeigten sich aber nicht. Ausgedehnte Sumpfstrecken zogen sich zwischen dem Flusse und einem waldigen Rücken hin. Manche waren ausgetrocknet, andere dagegen außerordentlich schlammig und gefährlich. Die Sümpfe nahmen nach dem Fluß zu ab und wurden allmählig durch große Wassertümpfel, die durch einen regelmäßigen Canal mit einander in Verbindung waren, ersetzt. Wo dieser in den Fluß einmündete, wurde er breit und tief, übertraf aber auch an einigen Stellen den Fluß an Wasserreichthum. Ein Gürtel von Theebäumen umgab die Sümpfe, die Livistonia-Palme und andere Bäume bedeckten die Niederung und die Höhen; außerdem war das ganze Land mit Gras bewachsen.

Am 26. November zogen wir über eine ungeheuere Ebene, an deren westlicher Seite wir die grüne Linie des Flusses erkannten, und gelangten von da auf einem Fußpfade der Eingeborenen zu einer zweiten nicht minder ausgedehnten Niederung. Hier verrieth uns das Lärmen und Rauschen ganzer Wolken von Wasservögeln das Vorhandensein von Wasser. Abends kam Charley zu unserem Lager, begleitet von einem ganzen Stamm Eingeborener. Sie waren mit trefflichen kleinen Speeren zur Erlegung des Geflügels und flachen Wurfstöcken bewaffnet, und obwohl sie außerordentlich lärmend auftraten, so zeigten sie doch nicht die mindeste feindliche Absicht. Einer von ihnen hatte ein größeres Tuch und ein Halstuch aus englischen Fabriken, und ein Anderer führte einen eisernen Tomahawk. Sie kannten Pichenelumbo (Van Diemens-Golf) und deuteten nach Nordwest-

Nord, als ich sie fragte. Zum Stehlen schienen sie sehr geneigt zu sein, weshalb ich Brown zu Pferde steigen lassen mußte, um sie außerhalb des Lagers zu halten. Am andern Tage hemmte nach einigen Meilen ein breiter und tiefer Süßwassercanal, der mit Nymphäen bedeckt und mit Pandanus eingefaßt war, unsere Schritte; ich fand bald, daß er ein Abfluß von einem dieser merkwürdigen Sümpfe war, die wir in den letzten Tagen so häufig getroffen hatten, und zog an seinem Rande hin, um einen Uebergang zu finden. Eingeborene fanden sich in großer Anzahl vor und beschäftigten sich mit Fischen, Abbrennen des Grases oder mit Wurzelgraben. Auf diesem Wege kam ich zu einem alten Feigenbaum, unter dem seit einem Jahrhundert ein Lagerplatz der Eingeborenen gewesen zu sein schien. Als wir weiter östlich kamen, dehnte sich der Sumpf, so weit das Auge reichte, aus. Auf den weitgedehnten, grünen Flächen hoben sich einzelne Baumgruppen und Gehölze von Pandanus, vermischt mit Theebäumen und anderen Gewächsen, gleich Inseln hervor, oder es zogen sich ausgedehnte Waldgürtel hin, in deren Schatten lange Strecken seichten Wassers, umgeben von einem reichen, im frischesten Grün prangenden Rasen, zurückgeblieben waren; Tausende von Enten und Gänsen belebten die sumpfigen Niederungen und die mit Rohr und Binsen umsäumten Wasserspiegel. Ich machte vergeblich den Versuch, mit den Eingeborenen zu verkehren; so oft ich mein Pferd nach ihnen umwandte, liefen sie davon. Da sich aber die Schwierigkeiten, den Sumpf zu überschreiten, stets mehrten, stieg ich ab, ging auf einen Schwarzen zu und gab ihm einen Bogen Papier, auf den ich einige Worte geschrieben hatte; ihn bedeutend, daß er nichts zu fürchten habe, so lange er dieses Papier trüge. Dadurch vermochte ich ihn, mir zu folgen, doch hielt er sich dabei dem Ochsen möglichst fern. Er wies uns zu festeren Stellen des Sumpfes und geleitete uns zu einem ausgedehnten Wasserpfuhl, an dem sich Gänse in großer Menge aufhielten. Als wir hier lagerten, kamen ganze Schaaren Eingeborene jedes Alters herbei, von denen ein jeder ein Bündel Gänsespeere und einen Wurfstock mit sich führte. Sie beobachteten neugierig Alles, was wir thaten, und erklärten sich einander weitläufig die neuen Gegenstände, die sie erblickten.

Die Weise wie wir aßen, tranken und kochten, unsere Haut, unsere Kleidung, unser Lederzeug, die Pferde — Alles war ihnen neu und wurde eifrig von ihnen besprochen. Einer kurzweilte uns besonders durch die drollige und launige Weise, mit der er einen Jeden von uns zu überreden suchte, ihm Etwas zu schenken. Sie brauchten fortwährend die Worte: Perikot, Nokot, Mankiterre, Lumbo, Lumbo, Nanna, Nanna, Nanna!" die sie in sehr wohlklingender Weise aussprachen. Sie bedeuteten, wie wir zu Port Essington erfuhren: „sehr gut; nicht gut; Malaien, sehr fern." Unsere guten Freunde, die Eingeborenen, waren des andern Morgens wieder zeitig bei uns. Sie näherten sich uns in einer langen Reihe und wiederholten ununterbrochen die eben erwähnten Worte. Als sie uns über den übrigen Theil des Sumpfes zu festem Boden geführt hatten, wobei sie uns Proben ihrer Geschicklichkeit in Erlegung der Gänse gaben, nahmen sie von uns Abschied, und ich schlug wieder die nördliche Richtung ein. Während der Regenzeit ist es offenbar eine Unmöglichkeit, dieses Sumpfland zu überschreiten. Nirgends zeigte sich Geflügel in solcher Menge wie hier, und um so empfindlicher war es uns, daß unser Schrot zu Ende gegangen war. — Die Livistona-Palme wurde nun sehr häufig; so zogen wir am 1. December meist durch Wald, der größtentheils aus dieser schönen Palmenart bestand.

Am 2. kam des Morgens ein Eingeborener, zu dem sich bald ein zweiter gesellte, mit freundlicher Miene und mit der Sicherheit eines Mannes, der mit den Weißen sattsam verkehrt hat, zu uns gesprungen. Beide sagten auf englisch die Worte zu uns: „Commandant!" „Komm her!" „Sehr gut." „Wie heißt ihr?" Wir waren entzückt, und unsere Freude kannte keine Grenzen. Ich hätte die Burschen umarmen mögen, die, als sie sahen, wie ihre Erscheinung uns beglückte, die lauten Aeußerungen unseres Gefühls mit einem höchst komischen, freundlichen Zähnefletschen erwiderten. Sie kannten die Weißen in Victoria auf der Halbinsel Coburg und nannten sie Bäländä — ein von den Malaien entlehnter Name, der nichts Anderes als Holländer bedeutet. Bald hatte sich eine große Anzahl dieser schwarzen Gesellen um uns versammelt, und ich suchte Einige von ihnen

zu bestimmen, unsere Führer zu werden. Die beiden Vornehmsten unter ihnen, Cooanberry und Minorelli, versprachen auch, uns zu begleiten, wurden aber später andern Sinnes. Sie führten uns zu Brunnen, die 6—8 Fuß tief waren, und zeigten sich außerordentlich freundlich und aufmerksam. Auch Nahrungsmittel boten sie uns dar, namentlich kleine Wurzelknollen einer Gras- oder Binsenart, welche die Gestalt und Größe einer Nuß hatten. Sie waren von süßem Geschmack, mehlig und nahrhaft und das beste Nahrungsmittel der Eingeborenen, das wir versucht hatten. Sie nannten es „Allamurr" und schätzten es sehr. An den tieferen Stellen der Ebenen waren Knaben und junge Männer den ganzen Tag beschäftigt, nach diesen Knollen zu graben, während die Weiber nach anderer Nahrung ausgingen und entweder nach der Seeküste sich wendeten, um Schalthiere zu suchen, oder nach dem Buschholz, um Früchte und die jungen Sprossen der Palmen zu sammeln. Die Männer dagegen, mit einem Wurfstock und einem Bündel Gänsespeere bewaffnet, brachten ihre Zeit mit Jagen hin. Sie schienen die Gänse nur im Fluge zu werfen und pflegten sich niederzubücken, so oft sie einen Flug derselben sich nahen sahen. Diese aber kannten ihre Feinde sehr wohl und wandten alsbald um, wenn ein Eingeborener sich erhob, um seinen Speer in den Wurfstock zu legen. Einige meiner Gefährten versicherten mir, sie hätten gesehen, daß die schwarzen Schützen in der fast unglaublichen Entfernung von 400 Fuß ihr Ziel getroffen hätten. Es drängte sich mir dabei unwillkürlich der Gedanke auf, welch einen furchtbaren und mächtigen Feind wir an diesen Leuten gehabt hätten, wenn sie nicht unsere Freunde gewesen wären. Sie blieben den ganzen Nachmittag bei uns, im Ganzen gegen 70 Personen, und kauerten sich mit gekreuzten Beinen in dem Schatten der Baumstämme nieder. Ihre Weiber waren nach Nahrungsmitteln ausgegangen, aber eine Anzahl Kinder war zurückgeblieben, die sie uns förmlich vorstellten. Es waren kräftige, wohlgeformte Leute, von einnehmendem und gewecktem Wesen. Später standen sie auf und erklärten uns, daß sie sich genöthigt sähen, uns zu verlassen, um ihren Hunger zu stillen, aber bald wiederkommen würden, uns zu bewundern und mit uns zu reden. Sie brachten uns einen schönen Vorrath von

„Allamurr" mit und erhielten von uns einige Gegengeschenke. Wir gewannen diesen kleinen Knollen viel Geschmack ab, und ich darf wohl sagen, das Allamurrfest mit Eooanberry's und Minorelli's Stamm wird lange im Andenken meiner Begleiter fortleben. Auch brachten sie uns eine dünne, graue, gegen 4 Fuß lange Schlange, die sie auf die Kohlen legten und rösteten. Sie war giftig und wurde von ihnen „Jullo" genannt. Mit Einbruch der Nacht kehrten sie zu ihrem Lager zurück. Am andern Morgen, den 3. Dec., besuchten uns die Eingeborenen sehr zeitig mit ihren Weibern und Kindern. Es mochten wohl an 200 Köpfe sein, lauter gutgeartete, rührige Leute, von gefälligem Aussehen und Betragen, die alle guten Eigenschaften schwarzer Küstenbewohner ohne deren verrätherische Gesinnung besaßen. Die Eingeborenen begleiteten uns eine Strecke. Nach vier Meilen hemmte unter 12° 8′ s. Br. und 132° 40′ östl. L. eine über vier Meilen breite Salzwasserfläche unsere Schritte. Es war der Ostalligator. Eooanberry erklärte, ehe er uns verließ, daß wir weit nach Süden und Südosten gehen müßten, um über das Wasser zu kommen. Zum Waldlande zurückkehrend, zogen wir nach einer entfernten Rauchwolke in Südosten zu und waren volle 17 M. längs ausgedehnter Ebenen gereist, als wir sieben Eingeborene vom Salzwasser zum Walde zurückkehren sahen. Sie zeigten uns ein paar elende Brunnen zwischen zwei Theebaumgehölzen und zogen eilig weiter. Wir konnten unsere durstigen Thiere nur sehr ungenügend tränken, da das Wasser einen salzigen Geschmack hatte, die Weide dagegen war trefflich. Schaaren von Gänsen zogen in niedrigem Fluge über die Ebenen und erregten in uns die Hoffnung, daß Wasser nicht fern sei.

Wir zogen am Morgen in östlicher Richtung weiter, von wo in der verflossenen Nacht einige Flüge Gänse gekommen waren. Bald aber drängten uns mit Buschwald bedeckte Höhenzüge nach Nordosten und endlich wieder zu den Flußebenen zurück. Berge und Rauchsäulen zeigten sich überall längs des nördlichen Ufers, doch wurden wir später gewahr, daß die letzteren vielmehr Staubwolken waren, die der Wind aufwirbelte. Wir folgten nun dem Flusse, bis wir zu einem dichten Gebüsche an seinem Ufer kamen, in dessen kühlen Schatten unser Ochse sich

niederlegte und sich weigerte noch einen Schritt zu gehen; auch unsere Pferde waren sehr erschöpft. Das Flußbett war jetzt sehr schmal geworden und das Wasser minder salzig, so daß wir hoffen durften, bald zu süßem Wasser zu gelangen. Meine Leute erlegten in dem Dickicht 12 fliegende Hunde, die wir uns trefflich schmecken ließen. Sie machten mir eine fast unglaubliche Schilderung von der ungeheuren Menge dieser Thiere, die in dicken Klumpen um die Zweige niedriger Bäume gehangen hätten, welche von dem Gewicht derselben sich so tief zur Erde geneigt, daß man die Thiere mit Knitteln todtschlagen könnte. — Nach einem zweistündigen Aufenthalte reisten wir in streng südlicher Richtung weiter nach zwei einzeln stehenden felsigen Hügeln, an deren Fuße uns der erwünschte Anblick großer See'n wurde. Roß und Reiter sprangen begierig in das reine, erquickende Naß, und waren entschlossen, für die Entbehrung der drei letzten Tage sich schadlos zu halten. Brown machte einen guten Gebrauch von den wenigen Kugeln, die wir noch übrig hatten, und schoß zehn Gänse, so daß auf jeden Mann deren eine kam. Wir verweilten hier einen Tag, an dem wir eifrig den Gänsen und fliegenden Hunden nachstellten. Auch verkehrten wir wieder mit Eingeborenen, die jedoch außerordentlich unruhige Geister waren, sie schienen eine weniger klangvolle Sprache als die früheren zu reden. Einer derselben, ein alter Schelm, machte ganz offen und ruhig Miene, von Allem, was er sah, Besitz zu ergreifen, von meiner rothen Decke bis zu dem Spaten und dem Kochtopf. Ich ließ daher ein Pferd holen, dessen Anblick sie sogleich wieder auf die andere Seite des See's zurücktrieb. Brown schoß an diesem Tage neun Gänse und die Andern brachten 44 fliegende Hunde mit von der Jagd zurück.

Am 6. zogen wir zwischen den Lagunen in ein sehr schönes Thal, das von drei Seiten von steilen Hügeln, Bergketten und Felsen umschlossen war. Diese erhoben sich jäh aus einer fast baumlosen Ebene, welche mit dem üppigsten, von großen Nymphäa-Sümpfen unterbrochenen Grün bekleidet war und auf der ein dunkler Baumgürtel den Lauf eines Flüßchens bezeichnete, das sich durch dieselbe schlängelte. Das alles vereint, verlieh diesem reizenden Thale einen unendlichen Zauber. Die Eingeborenen wur-

den unsere Führer und deuteten uns die Stelle an, wo wir den Bach überschreiten könnten, der sich als Ursprung des Salzwasserarmes von dem Ostalligator auswies. Dieser Fluß, in dem sich keine Alligators, sondern Crocodile aufhalten und der sich namentlich durch die zahlreichen wilden Gänse, die seine Ufer beleben, auszeichnete, würde viel bezeichnender der „Gänsefluß" (Goose River) genannt werden dürfen. Wir reiseten nun wieder nördlich, indem wir dem Rande eines felsigen Höhenzuges am rechten Ufer des Flüßchens folgten, und lagerten uns an einem breiten, sumpfigen Teiche. Wiederum sahen wir ungeheuere Gänseschwärme, auch zahlreiche Weihen, die von den benachbarten Bäumen neugierig auf uns niederblickten.

Ich zog am 7. in streng nördlicher Richtung auf ein fernes Gebirge zu und reiste gegen acht Meilen über eine große Ebene, die aus einem reichen, schwarzen Erdreiche bestand und mit einer großen Mannigfaltigkeit köstlicher Gräser bekleidet war. Vom Wirbelwind aufgewühlt stiegen vor uns hohe Staubsäulen auf, und als wir zwischen ihnen hindurchzogen, dünkte es uns, die Riesengeister der Ebene tanzten einen festlichen Corroborri. Westlich von uns zeigten sich spitze Gipfel und östlich von den Bergen, auf die wir zureiseten, einige steile Abhänge; Abends gelangten wir am Fuße von Sandsteinhügeln zu einem felsigen Bach, in dem wir Wasser fanden. In dieser Zeit hatten wir sehr an Beulen und Hitzblattern zu leiden. Auch wuchs jetzt unter uns ein sehr gefährlicher Feind auf in der unwiderstehlichen Ungeduld, an's Ziel unserer Reise zu kommen.

Am 8. December zog ich westlich, um womöglich in das Thal des Ostalligators zu kommen, falls sich das Land nicht öffnen und uns einen Durchgang nach Norden gestatten sollte, welche Richtung ich stets, soweit es nur die Natur des Landes erlaubte, einhielt. Wir verfolgten einen breiten Fußpfad der Eingeborenen, der eine enge felsige Schlucht, durch welche wir nur mit großer Schwierigkeit die Pferde geleiten konnten, abwärts führte, und sich dann mit Vermeidung der Berge durch ein hübsches Waldland bis zu einem Flusse mit großen Tümpfeln und ausgedehnten Flächen süßen Wassers zog. Wahrscheinlich war es der Hauptarm des Ostalligatorflusses. Ein anderer Fuß-

pfad führte uns zwischen dem Flusse und felsigen Hügelreihen zu einem mit gutem Wasser versehenen See. Hier trafen wir wieder mit Eingeborenen zusammen, von denen Einer in einem Canoe über den See kam; ich war angenehm überrascht, daß derselbe noch mehr englische Worte als die früheren kannte und selbst in der Ansiedelung auf der Insel Coburg gewesen war. Sein Name war Bilge. Er nannte mich Commandant und stellte mir einige alte Männer unter demselben Titel vor. Es waren die zutraulichsten, verständigsten, wißbegierigsten Eingeborenen, die ich je gesehen hatte. Bilge nahm mich bei der Hand und ging zu den Pferden und zu dem Ochsen und fragte nach ihren Namen und wer sie ritt. Wir fragten nach „Allamurr", und sie versprachen uns davon zu schicken, sobald ihre Weiber und Kinder, die sie beide unter der Bezeichnung Piccaninies begriffen, zum Lager zurückgekehrt sein würden. Noch gegen zehn Uhr Nachts kamen drei Bursche zu uns und brachten uns das gewünschte Knollengewächs. Diesen wäre aber beinahe ihre Gefälligkeit und ihr Vertrauen übel belohnt worden, da der Ruf: „Die Schwarzen!" (black fellows) zur Nachtzeit für uns die Aufforderung zu alsbaldiger verzweifelter Vertheidigung ist. Doch den wahren Grund ihres unzeitigen Besuches ahnend, ging ich ihnen entgegen und geleitete sie in das Lager, wo ich ihr „Allamurr" unter uns vertheilte und ihnen dann einen Ehrenplatz für die Nacht in meiner Nähe anwies.

Am 9. December stellte uns Bilge früh einige alte Krieger eines anderen Stammes vor, indem er dabei stets auf's Sorgfältigste die Zahl der Piccaninies eines Jeden nannte. Sein Versprechen, uns nach Balanda zu geleiten, nahm er zurück, bestürmte uns aber mit Bitten, einen Tag in ihrem Lager zu verweilen; doch es drängte uns vorwärts. Die Eingeborenen sagten, daß vier Tage uns zu der Halbinsel und zwei andere uns nach Balanda bringen würden. Wir zogen, um Felsenwände zu umgehen, in westlicher und dann in nördlicher Richtung weiter. Brown entdeckte Büffelspuren und an dem Abfluß eines Theebaumsumpfes gutes Wasser.

Am 10. trafen wir, beharrlich in nördlicher Richtung weiterziehend, auf einer großen Ebene zahlreiche Eingeborene, die be-

schäftigt waren, das Gras abzubrennen und nach Wurzeln zu graben. Es waren aber nur Weiber und Kinder, die, über unsere Erscheinung erschrocken, sich zu keiner Unterredung bewegen ließen. Später, als ich vergeblich nach Wasser suchte und nach meinen Begleitern rief, kamen vier Eingeborene aus dem Walde herausgelaufen und näherten sich uns sehr freundlich. Sie sprachen leidlich englisch, kannten Tabak, Pfeife, Brot, Reis, Flinten rc. und führten uns zu einem mit gutem Wasser versehenen See, den ich nach dem Anführer ihres Stammes „Nyualls-See" nannte. Zwei von ihnen versprachen uns nach „Balanda" und nach „Rambal" zu geleiten, worunter sie die Häuser verstanden. Sie waren sehr arglos und prüften Alles, machten aber nicht den geringsten Versuch, uns Etwas zu entwenden. Als die Weiber Abends zurückkehrten, brachten sie uns einen ansehnlichen Vorrath von „Imberbi", der Wurzel einer Winden-Art; unser getrocknetes Rindfleisch wollten sie dagegen nicht versuchen. Sie wendeten es um und um, berochen es und gaben es dann mit einem Gefühl von Mitleid und Widerwillen wieder zurück. Nyuall gab uns eine höchst komische Schilderung unseres Zustandes. „Du", sagte er, „kein Brot, kein Mehl, kein Reis, kein Backi (?) — Du nicht gut! Balanda, die Menge Brot, die Menge Mehl, die Menge Reis, die Menge Backi! Balanda sehr gut!" Nyuall, Gnarrangan und Carbaret versprachen uns zu begleiten, und der Erstere beabsichtigte sogar sein Weib mit sich zu nehmen. Sie ahmten mit überraschender Treue die Töne der verschiedenen Hausthiere nach, die sie in der Niederlassung gesehen hatten, und es war höchst komisch, von ihnen das Krähen des Hahns, das Gackern der Hennen, das Geschnatter der Enten, das Grunzen der Ferkel und das Miauen der Katzen zu hören, zum deutlichen Beweis, daß sie in Victoria gewesen waren.

Wir reiseten am 11. über eine Ebene, die nach Westen unbegrenzt zu sein schien, und lagerten uns an einem Bachbette neben einem Tümpfel mit gutem Wasser. Bei dem Knall einer Flinte sprang ein Büffel aus dem nahen Dickicht hervor; Brown verwundete ihn in die Schulter, und nach einer anstrengenden Jagd gelang es meinen Leuten, ihn zu tödten. Es war ein junger

Bulle, gegen drei Jahre alt und von der besten Beschaffenheit. Seine Erlegung war für uns, deren Fleischvorrath zu Ende ging, ein höchst wichtiges und glückliches Ereigniß. Unsere schwarzen Freunde nannten den Büffel „Anaborro" und erklärten, daß das Land vor uns von ihnen voll sei. Diese Büffel sind keineswegs hier ursprünglich heimisch, sondern stammen von solchen ab, die sich entweder von der ehemaligen Niederlassung an der Rafflesbai verlaufen haben, oder, als diese aufgehoben wurde, zurückgelassen worden sind. Sie waren ursprünglich von den malaiischen Inseln eingeführt. Ich war verwundert über die außerordentliche Dicke ihrer Haut, die gegen einen Zoll betrug, und über die Stärke ihrer Knochen, die nur wenig, aber außerordentlich schmackhaftes Mark enthielten. Den 12. waren wir mit unserem Büffel beschäftigt; auch die Eingeborenen erhielten ihren Antheil davon und brachten den ganzen Tag mit Kochen und Essen hin. Am Morgen des 13. kamen wir, von unseren Führern geleitet, an einem Lager der Eingeborenen vorüber und fanden eine große Anzahl Weiber und Kinder in sehr geräumigen Hütten oder Schuppen versammelt, vermuthlich in der Absicht, uns vorüberziehen zu sehen. Als wir an Wasser kamen, wünschten unsere Führer uns zu verlassen, da ich ihnen aber sagte, daß wir möglichst bald Balanda zu erreichen wünschten und ihnen außer einer Decke und einem Tomahawk, die ich ihnen bereits verheißen, auch noch einen Topf zusagte, versprachen mir Gnarrangan und Carbaret ihre fernere Begleitung und überredeten noch einen Dritten, Namens Malarang, sich ihnen anzuschließen. Wir zogen gegen zehn Meilen ziemlich nördlich und schlugen dann an einem kleinen Wasserpfuhl unser Lager auf. Unsere Pferde wurden von großen Bremsen sehr geplagt und flüchteten sich sogar oft vor ihren beharrlichen Quälern in den Rauch unserer Feuer. Da sie auch die Nacht keine Ruhe fanden, nahm ihre Erschöpfung noch zu.

Als wir am 14. aufbrachen, um einem Fußpfade zu folgen, blieben unsere Führer zurück, und bald darauf wurde mir gemeldet, daß sie uns verlassen hatten, nachdem sie zu verstehen gegeben, daß dieser Pfad uns sicher nach Balanda führen würde. Wir kreuzten zahlreiche kleine Bäche. Je weiter wir vor-

schritten, zeigten sich immer mehr Büffelspuren, die später breite Pfade bildeten. Sie hatten verschiedene Richtungen und verursachten, daß wir bald den Fußpfad der Eingeborenen verloren hatten. Wir zogen nordwestlich weiter und sahen uns, dann einem nach Osten fließenden Bache folgend, plötzlich an eine große Bai versetzt mit einer Insel und mit Vorgebirgen, die sich weit in den Ocean erstreckten, der offen und unbegränzt sich nach Norden ausdehnte. Es war die Mountmorris-Bai, welche die schmale Landzunge, die die Halbinsel Coburg mit dem Festlande verbindet, in Osten bespült. Wir überschritten darauf die mitten durch die Landenge laufenden Hügelreihen und kamen auf der westlichen Seite zu den Gewässern des Vandiemens-Golfs. Nachdem wir lange vergeblich nach trinkbarem Wasser gesucht, stießen wir wieder auf den Pfad der Eingeborenen und fanden in seiner Nähe in einem kleinen Bache einige mit Regenwasser gefüllte Vertiefungen. Leider verließen wir am 15. wieder den Fußpfad und trafen endlich nach langem Umherirren auf einen alten lahmen Mann und einen kurzen, stämmigen Burschen, die sich „Baki Baki" und „Rambo Rambo" nannten. Beide hatten eine große Anzahl englischer Worte inne, waren öfter in der Niederlassung gewesen und kannten den Commandanten, Mr. Macarthur. Sie versprachen, uns den andern Morgen nach Balanda zu führen; als jedoch unser Zug in der Frühe bei dem Lager der Eingeborenen erschien, zeigten sie in ihrem sehr veränderten Benehmen nur wenig Geneigtheit uns zu begleiten. Doch ließ sich Baki Baki überreden und ging fünf Meilen mit uns, deutete dann nach Westnordwest, versicherte, daß der Weg nun sehr gut sei, und verabschiedete sich. Bald fanden wir ein sehr wasserreiches Flüßchen, an dem wir lange aufwärts gehen mußten, ehe wir darüber zu setzen vermochten. In dem Schlamm desselben versank unser Packpferd; wir mußten es, nachdem wir ihm das Gepäck abgenommen, zurücklassen, um es später von der Niederlassung aus zu retten. Doch der Abend kam heran, und Port Essington ließ sich nicht erblicken. Wir kamen wieder an's Meer und konnten nur so viel erkennen, daß wir uns an der Raffles-Bai befanden. Die Sonne erschien über unserem vergeblichen Suchen untergegangen und wir waren höchst

erschöpft. Eingeborene besuchten uns und zeigten sich bereitwillig, uns Beistand zu leisten. Einer derselben, anscheinend der Häuptling des Stammes, Namens „Bill White", versprach uns zu der Niederlassung zu führen. Sie brachten uns aus weiter Entfernung Wasser herbei und versuchten, als sie unsere Erschöpfung und Niedergeschlagenheit bemerkten, uns durch ihre Corroborri-Gesänge aufzuheitern, die sie mit dem „Eboro" begleiteten, einem langen Bambusrohr, mittelst dessen sie ihre Stimme verschieden modulirten.

Wir brachen am 17. December mit einem willigen Führer nach dem endlichen Ziel unserer Reise auf und zogen nach Südwesten über ein Hügelland, das Gehölze von Livistona-Palmen und von Seaforthien, einer andern Palmenart, bedeckten. Unser Ochse weigerte sich zu guter letzt weiter zu gehen, und da die Niederlassung nicht mehr fern sein konnte, so packte ich ihn ab, breitete über seinen Packsattel und das Gepäck einige Decken und ließ ihn zurück, damit er sich hier einige Tage erhole. Wir zogen um die südlichen Buchten des tief in die Halbinsel eindringenden Meerbusens, der den Namen Port Essington führt, und gelangten endlich zu einem betretenen Fußpfade, auf dem wir verschiedene Flüßchen kreuzten. An den Ufern des Vollis, den wir zuletzt überschritten, sprudeln einige nie versiegende Quellen hervor, die Sir Gordon Bremer bestimmten, diesen Ort zur Gründung der Niederlassung von Port Essington auszuwählen; in deren Nähe steht gegenwärtig Victoria. Wir erreichten einen Fahrweg, und als wir an einem Garten, aus dem die schlanken Schafte und üppigen Kronen hoher Cocospalmen malerisch emporstiegen, vorübergekommen waren, lagen plötzlich die weißen Häuser von Victoria und eine Reihe Hütten vor uns. Wir wurden auf das Freundlichste und Gütigste von dem Commandanten Macarthur und seinen Officieren aufgenommen und reichlich mit Allem, was wir bedurften, versehen. Tief ergriffen, wieder unter gebildeten Menschen zu sein, konnte ich Anfangs vor Bewegung kaum sprechen, und noch jetzt, wenn ich bedenke, mit welch geringen Mitteln der Allmächtige mich befähigte, eine so lange und so gefahrvolle Reise auszuführen, schlägt mir das Herz in dankbarster Anerkennung seiner unend-

lichen Güte. *) „Auf der ganzen Reise erkrankte, außer in Folge des Genusses von ungesunden Früchten, keiner meiner Gefährten. Ich selbst litt heftig an Steinen. Mehreremals glaubte ich sterben zu müssen; doch Gott war mir gnädig. Am Ende meiner Reise quälten mich meine Gefährten in ihrer Ungeduld so sehr, daß ich es wahrscheinlich keinen Monat länger ausgehalten haben würde. Ich war tief erschöpft, doch mehr geistig als körperlich, als ich in Port Essington ankam. So hatte ich denn eine Reise von 14¼ Monat durch die Wildniß vollendet, die von den Meisten nicht nur für äußerst gefährlich, sondern bei meinen Mitteln (ich hatte im Ganzen nur 900 Thaler dafür verausgabt!) auch für unausführbar gehalten wurde." —

Die kleine Niederlassung von Port Essington verspricht in nicht ferner Zukunft eine so hohe Bedeutung zu gewinnen, daß es angemessen sein dürfte, hier Einiges aus Capitain Stokes' Berichten, der sie auf seinen Entdeckungsfahrten wiederholt besuchte, einzuschalten:

Es war, berichtet er, im Juli 1839, als wir das erste Mal in das weite Becken von Port Essington einfuhren. Es ist ein herrlicher Meerbusen, würdig an seinen Ufern die künftige Hauptstadt Nordaustraliens zu haben, und wegen der Nähe Indiens und anderer aufblühender englischen Besitzungen bestimmt, nicht nur ein wichtiger Mittelpunkt für den Handel, sondern auch ein bedeutender Schiffsposten in Kriegszeiten zu werden. Der Hafen hat Raum für die größte Flotte und gewährt beschädigten Schiffen oder der von einem Wrack sich rettenden Mannschaft den sichersten Schutz. Angenehm überraschte uns schon der erste Anblick der jungen, gedeihlichen Ansiedelung, deren Gebäude auf dem flachen Gipfel einer felsigen Landspitze, Adam Head, die an dem südwestlichen Theile des Hafens aufsteigt, zerstreut lagen. Als wir am Fuße derselben gelandet und die felsige Höhe erstiegen hatten, erblickten wir die Wohnungen der Ansiedler, deren sauberes und zierliches Aussehen dem Auge wohlthat. Unter andern in Angriff genommenen Gebäuden war auch eine

*) Aus einem Briefe L.'s, mitgetheilt in Froriep's „Fortschritte" 1847 Nr. 16.

Kirche, der an der Nordküste des australischen Festlandes die Sendung wird, weithin über dieses und die Inseln der Arafura-See die Segnungen des Christenthums zu verbreiten. Es ist sehr charakteristisch, daß, während andere Nationen in ihren neuen Niederlassungen alsbald Schenken, Theater und Ballhäuser zu bauen pflegen, der Engländer überall zuerst an die Kirche denkt. An dem südöstlichen Ende der Ansiedelung befand sich, auf Pfählen ruhend, das Gouvernementshaus, vor dem nach dem Hafen zu eine kleine Batterie errichtet war. Hinter dem Tafellande senkt sich der Boden nach Südwesten, und einige gelichtete, niedrige Flecken, die während der Regenzeit überschwemmt sind, haben ein ganz leidliches Erdreich. An einigen der besten Stellen hat man mit Erfolg die Anlegung von Gärten begonnen. Erst im vorigen Jahre, am 27. October 1838, landete Sir Gordon Bremer an dieser Küste und wählte die felsige Anhöhe zur Gründung der von ihm Victoria genannten Niederlassung. Schnell war der Raum für eine Anzahl Hütten und Gärten abgesteckt und bald erhoben sich in der Einöde die zerstreuten Häuser eines Dorfes. In kurzer Zeit war ein Hafendamm in das Meer geführt und ein guter Weg in den Felsen gehauen; schnell stieg die Kirche über die Hütten des Gouverneurs und der Officiere empor, und tiefe Brunnen wurden gegraben, welche die Ansiedler reichlich mit gutem Wasser versorgen. Bald nach ihrer Ankunft traf der französische Seefahrer, Dumont d'Urville, mit den Schiffen Astrolabe und Zelée in der nahen Rafflesbai ein, der, wie man glaubte, uns hier mit einer Niederlassung hatte zuvorkommen wollen, und fand mit seinen Officieren bei seinem Besuche die gastlichste Aufnahme. Am 28. März landeten sechs malaiische Praos (Schiffe), denen bald noch mehrere folgten, und deren Eigenthümer um die Erlaubniß baten, hier während ihres Trepangfanges unter dem Schutze der britischen Flagge sich aufhalten zu dürfen, da sie hoffen konnten, hier vor den feindlichen Angriffen der Wilden sicher zu sein. Sie erwählten sich eine Stelle an der Bucht und errichteten Hütten zu ihrer zeitweiligen Unterkunft. Die Hoffnung jedoch, bald eine zahlreiche Bevölkerung von Malaien und selbst Chinesen bei Port Essington einwandern zu sehen, ließ noch auf ihre Erfüllung

warten. Obwohl behauptet worden ist, der Boden sei für den Ackerbau ganz ungeeignet, so würde doch Reis, Baumwolle, Indigo 2c. an vielen Stellen trefflich gedeihen, um so mehr, als die Halbinsel, namentlich die Südseite derselben, besser bewässert ist, als wohl irgend ein anderer Theil Australiens. Die Eingeborenen dieser Gegend sind in drei getrennte Classen getheilt, zwischen denen keine Verheirathung stattfindet. Sie führen die Namen Maudrosilly, Mamburgy und Mandrouilly, von denen die erstgenannte in Krieg und Frieden die Angelegenheiten des Stammes leitet. Diese Eingeborenen scheinen einer edleren Race anzugehören und unterscheiden sich in mehrfacher Hinsicht von den andern. Doch gehen auch sie, außer wenn sie die Niederlassung betreten, ganz nackend. In kalten Nächten graben sie sich völlig in den Sand ein, und bieten so einen höchst komischen Anblick dar. Auch pflegen sie sich des Sandes anstatt der Seife zur Reinigung zu bedienen. Man hat hier die Entdeckung gemacht, daß die ansehnlichen Erdhügel, welche Capitain King und Andere bemerkten und den Eingeborenen zuschrieben, das Werk eines Vogels sind. Einige dieser Hügel sind 30 Fuß lang und gegen 5 Fuß hoch. Die Vögel bauen dieselben mit ihren Füßen, die sehr groß und stark sind und eine gelbe Farbe haben, während ihr Körper braun ist. Es gewährt einen höchst seltsamen Anblick, sie auf diese Haufen zuhüpfen zu sehen, während sie in der Kralle den Stoff für ihren Bau herbeitragen. In diese Haufen legen sie dann ihre Eier, die durch die Wärme ausgebrütet werden, doch selten mehr als zweie. Seltsam ist es auch, daß diese Haufen sich nicht in der Nähe der Erde und der Muschelschalen befinden, aus denen sie erbaut sind. Dieser Vogel, der in Verhältniß zu seinem Bauwerk nur klein ist, hat den Namen Megapodius tumulus erhalten. — Auch giebt es in diesem Landstrich sehr viel Kängurus, und man unterscheidet drei verschiedene Arten, von denen die größten gegen 160 Pfd. wiegen. Noch muß ich eines sehr schönen kleinen Opossums erwähnen, das etwa halb so groß wie eine ausgewachsene Ratte ist und unter dem Namen Belldeus Ariel aufgeführt wird. Seine Farbe und sein Pelz hat große Aehnlichkeit mit der Chinchilla, einem geschätzten grauen Pelzthiere des nördlichen Chili. Zwischen

den Vorder- und Hinterpfoten hat es eine Haut, mittelst deren es von Ast zu Ast hüpft. Es ist ein großer Feind der wilden Bienen und frißt diese sowohl als ihren Honig. — Alligators giebt es in großer Menge, und einer der Seeleute entrann einem solchen Ungethüm nur mit knapper Noth. Dasselbe war in der Nacht wahrscheinlich nach Nahrung aus dem Wasser gegangen und fand den Seemann schlafend in seiner Hängematte, die er unvorsichtig in der Nähe des Wassers aufgehangen hatte. Eben schnappte der Alligator nach seiner Beute, als der Schläfer erwachte. Schnell warf dieser seine Decke, die das plumpe Thier, ergrimmt über seine Täuschung, im Triumph davontrug, von sich und entfloh. Eine Zeit lang schenkte man der abenteuerlichen Erzählung des Seemanns keinen Glauben, später aber wurde das Ungethüm erschossen und ein Theil der Decke in seinem Magen gefunden. — An einigen Stellen der Halbinsel findet sich Eisenoxyd in großer Menge, mit dem sich die Eingeborenen bei ihren Tänzen zu bemalen pflegen. Dies giebt auch der Küste die eigenthümliche rothe Färbung, die sich zwischen Cap Croker und Port Essington bemerklich macht. — In der nahen Rafflesbai wurde schon im Jahre 1827 ein Colonisationsversuch gemacht und unter Capitain Smyth Fort Wellington gegründet, doch mancherlei mißliche Umstände veranlaßten, daß dies Unternehmen, wohl etwas vorschnell, schon nach zwei Jahren wieder aufgegeben wurde. Von der alten Niederlassung fand man jetzt bei einem Besuche nichts mehr als die Gräber ihrer Colonisten. Der rasche Wuchs einer wuchernden Pflanzenwelt hat jede andere Spur überdeckt, und in feierlicher Einsamkeit modern an der stillen Küste die Gebeine derer, die nach hartem Tagewerke hier vergeblich ihr Leben opferten, um dem übervölkerten Mutterlande einen neuen Ausweg und der australischen Nordküste die Segnungen höherer Gesittung zu eröffnen. —

Zwei Jahre darauf liefen wir abermals in Port Essington ein und fanden die Niederlassung in einem Zustande des Gedeihens, der der kleinen muthigen Schaar zur höchsten Ehre gereicht. Die Bäume, welche ein furchtbarer Orkan im J. 1839 entwurzelt, umhergeworfen und zersplittert hatte, überdeckte fast alle wieder das frische Grün des jungen Jahres. An die schwere

Heimsuchung jener Tage erinnerte fast nichts mehr als die Gräber von zwölf braven Burschen von dem Schiffe Pelurus, die dabei ihr Leben verloren. Die gefurchten Züge der Ansiedler und die gelbe Farbe ihrer Haut verriethen nur zu sehr, wie wenig dieses Klima für den Europäer zu angestrengter Arbeit sich eignet, und doch waren sie nicht eigentlich krank gewesen. Das Hospital war jedoch vergrößert und ein dauerhaftes Gebäude geworden. Capitain Macarthur hatte ein gut angelegtes, festes Blockhaus erbaut; auch ein neuer Garten war angelegt worden, in dem Bananen und manche andere tropische Früchte gediehen. Eine Arrowroot-Pflanze und Zuckerrohr wurden hier in gleicher Güte wie in Westindien gebaut, eben so auch treffliche Baumwolle und süße Kartoffeln, die in Südamerika kaum halb so groß werden. Die Colonisten fingen an, sich bei ihrem Feldbau besser auf die Jahreszeiten zu verstehen und ihre Niederlassung war bereits fast in der Blüthe wie die an der Rafflesbai, als sie aufgegeben wurde. — Die Eingeborenen in der Nachbarschaft von Port Essington sind wie alle Eingeborene sehr abergläubig; so halten sie einen großen, dem Affenbrotbaum (Adansonia) ähnlichen Baum, den sie Imburraburra nennen, für die Wohnung böser Geister. Auch hier meinen sie, daß sie nach dem Tode als Weiße wiedererscheinen würden, und führen häufig die Gebeine ihrer Verstorbenen von Ort zu Ort mit sich. Ich war in einer Familie der Eingeborenen Zeuge von der zärtlichen Liebe gegen ein verstorbenes Kind, die sich zwar in einer eigenthümlichen Weise kund gab, aber doch etwas außerordentlich Rührendes hatte. Die Mutter hatte sich die Gebeine ihres Lieblings aufbewahrt und führte sie fortwährend mit sich, nicht als ein Memento mori, sondern als einen Gegenstand, dem sich ihre zärtlichsten Gefühle zuwandten, so oft ihr Mutterherz von ihnen überströmte. Dann pflegte sie diese Gebeine mit einer Schnelligkeit, die eine bewundernswürdige Kenntniß der Knochenlehre voraussetzte, zu ordnen und zusammenzustellen, um über ihnen ihre Thränen zu vergießen. Vielleicht daß, indem sie dies traurige Geschäft vollführte, in ihrer erregten Phantasie das unheimliche Knochenwerk vor ihr sich mit den anmuthigen, kindlichen Formen bekleidete, helle Augen wieder aus den düstern

Höhlen leuchteten und ein Lächeln unaussprechlicher Anmuth da zurückkehrte, wo in Wahrheit nichts als das häßliche Grinsen des Todes war. Es war mir außerordentlich leid, daß diese Mutter, die so tief zu fühlen vermochte, einige Zeit darauf überredet wurde, sich von den Gebeinen ihres Kindes zu trennen. — Ich erwähne hier, daß der Arzt der Niederlassung häufig den Eingeborenen Zähne auszuziehen pflegte, die das europäische Verfahren viel bequemer fanden als ihre eigene Weise, dieselben auszuschlagen. Der Aufseher eines Handelsschiffes, der das erfuhr, kaufte eifrig eine bedeutende Anzahl Zähne für den Londoner Markt auf, überzeugt, daß er damit bei den Zahnärzten einen guten Handel machen würde. Es ist demnach mehr als wahrscheinlich, daß in der Heimath Manche unserer Schönen die „Perlen", von denen die Dichter so schwunghaft singen, den ungeschliffenen Eingeborenen Australiens zu danken haben. — Die malaiischen Praos, deren in einem Jahre 14 einliefen, pflegten gewöhnlich Thee, Zucker, Zeuge, Salzfische, Reis rc. mitzubringen, und einige Nakodhas, d. i. Schiffsherren, sprechen den Wunsch aus, die Fischerei aufzugeben und sich ausschließlich mit dem Handel zu beschäftigen. — Ein ausgedehnter Wirkungskreis scheint für die Zukunft Port Essington von der Hand der Natur angewiesen zu sein, obwohl ein oberflächlicher Beobachter in ihm weiter nichts als einen vereinzelten militairischen Posten sehen mag. Sein Werth hängt nicht von der Fruchtbarkeit der Halbinsel Coburg ab, so wenig als der Gibraltars von der der spanischen Halbinsel. Victoria verspricht dereinst der Mittelpunkt eines ausgedehnten Handelssystems zu werden, ein Hafen, in dem die Erzeugnisse des indischen Archipels gegen die der weiten Ebenen Australiens ausgetauscht werden.

„Nachdem ich", fährt Leichardt fort*), „einen Monat in Port Essington verweilt und meine Karte und den Bericht meiner Reise vollendet hatte, kam glücklicherweise der Schooner Heroine,

*) Aus Briefen L.'s, mitgetheilt in Froriep's „Fortschritte" 1847 Nr. 23.

Capitain Mackenzie, welcher gegen die gewöhnliche Sitte durch die Torresstraße nach Neusüdwales ging. Auf ihm traf ich wohlbehalten am 29. März 1845 wieder in Sidney ein. Ein König konnte nimmer mit lebhafterer Freude und mit innigerer Theilnahme von einem ganzen Volke empfangen werden. Unter der Voraussetzung, daß ich längst gestorben oder von Schwarzen getödtet wäre, hatte mein theurer Freund, Hr. Lynd, einen Grabgesang gedichtet und ein Hr. Nathan ihn in Musik gesetzt. Jedermann trauerte um den armen, unglücklichen Wanderer in Australiens Wildniß, den nur Wenige seines thörichten Unternehmens wegen zu tadeln wagten. Während dieser fast allgemeinen Stimmung des Volkes zur Theilnahme, Trauer und Mitleiden, stieg ich plötzlich aus meinem Grabe hervor, erfolgreich in meinem Unternehmen, mit Entdeckungen früher unbekannter, schöner und fast ungeahnter Länderstrecken in meiner Tasche. Ein Hr. Aldis war der Erste, welchem ich bei meiner Landung begegnete. Als er mich erkannte, und das dauerte ziemlich lange, brach er in einen solch jubelnden Willkommen aus, daß ich selbst nicht wußte, was ich denken sollte. Und wie er, mich begleitend, Jedem auf der Straße zurief: »Das ist Leichardt, den wir längst begruben, über den wir Todtenlieder sangen; — er kommt von Port Essington und hat die Wildniß besiegt!« — glaubte ich, die ganze Stadt würde sich in Jubel auflösen. Von allen Seiten, von allen Ständen wurde mir über den Erfolg meiner Reise Glück gewünscht; Gesellschaften bildeten sich sogleich, Geld für mich zu sammeln, um mich zu belohnen, und von allen Seiten und Enden der Colonie liefen Dankbriefe und bedeutende Summen ein. Wie Hr. Lynd einen Grabgesang gedichtet, so dichtete nun ein Hr. Sylvester einen Freudengesang, den Hr. Nathan ebenfalls in Musik setzte. Doch so wenig mich die Beschränktheit meiner Mittel von der Ausführung meines Planes abschreckte, ebensowenig ist die Auszeichnung, die mir überall widerfährt, im Stande, mich eitel zu machen, daß ich über das Gethanene das zu Thuende zu vergessen im Stande wäre."

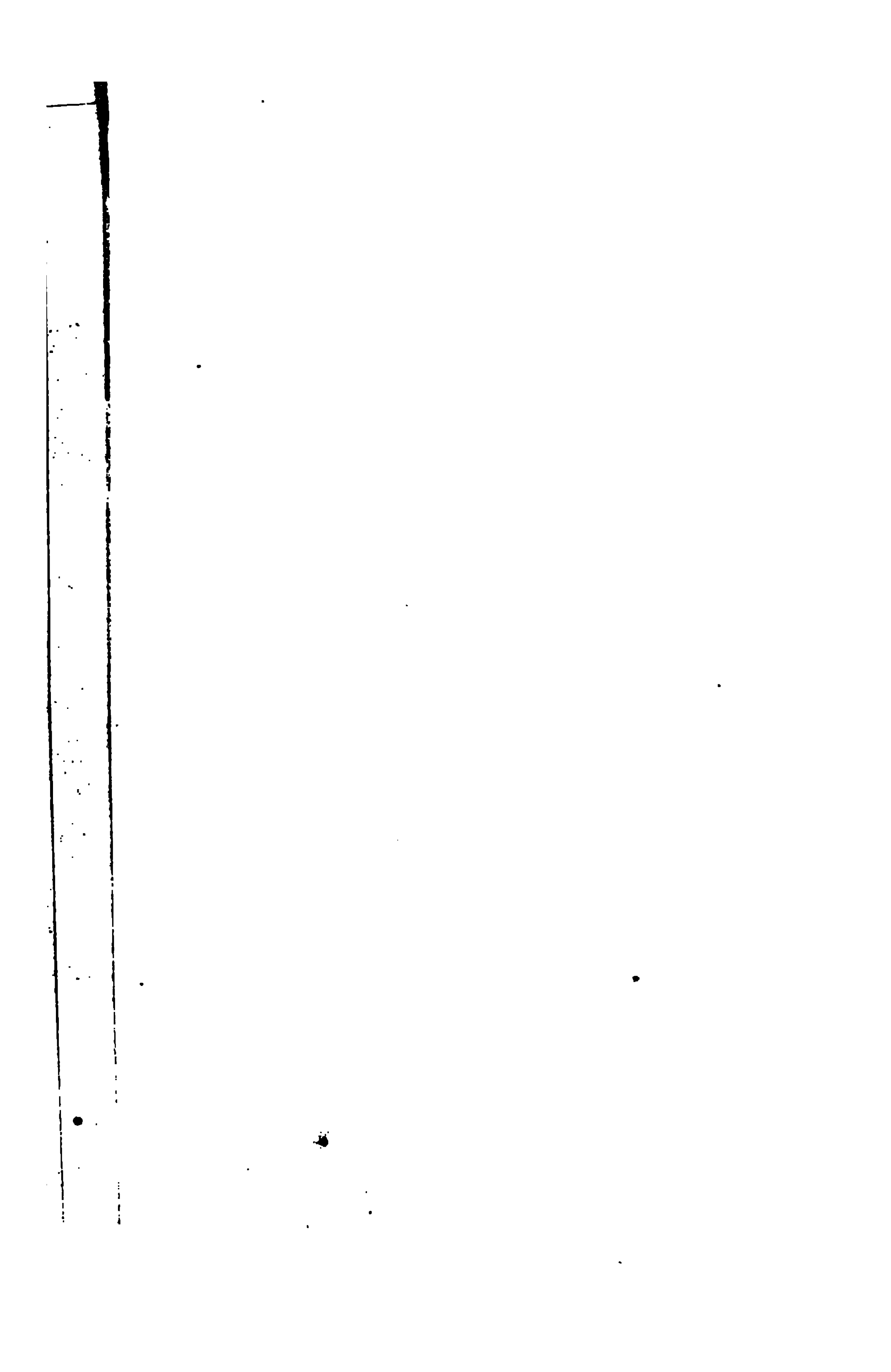
Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig

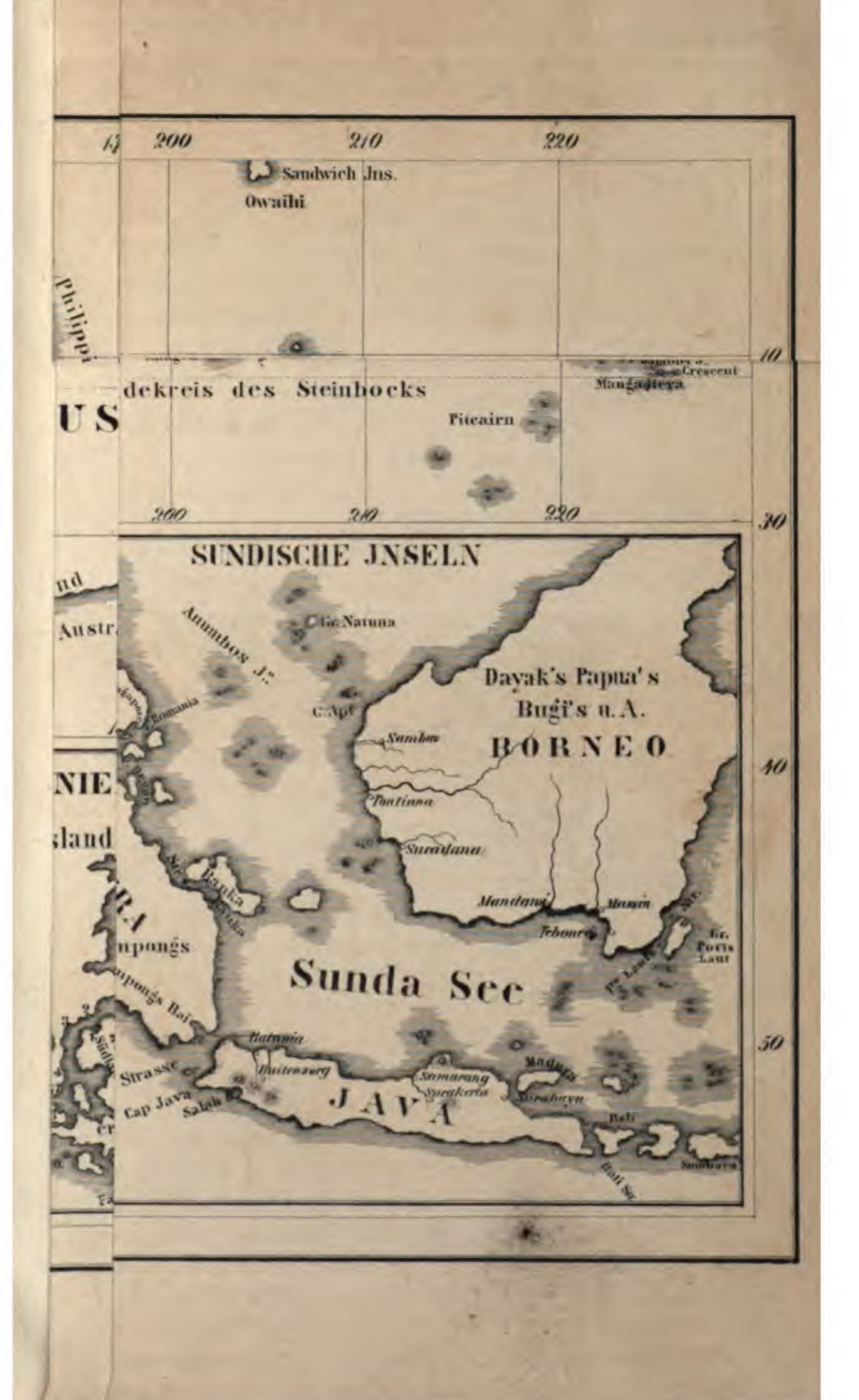
(Hospice de la Salpêtrière.)

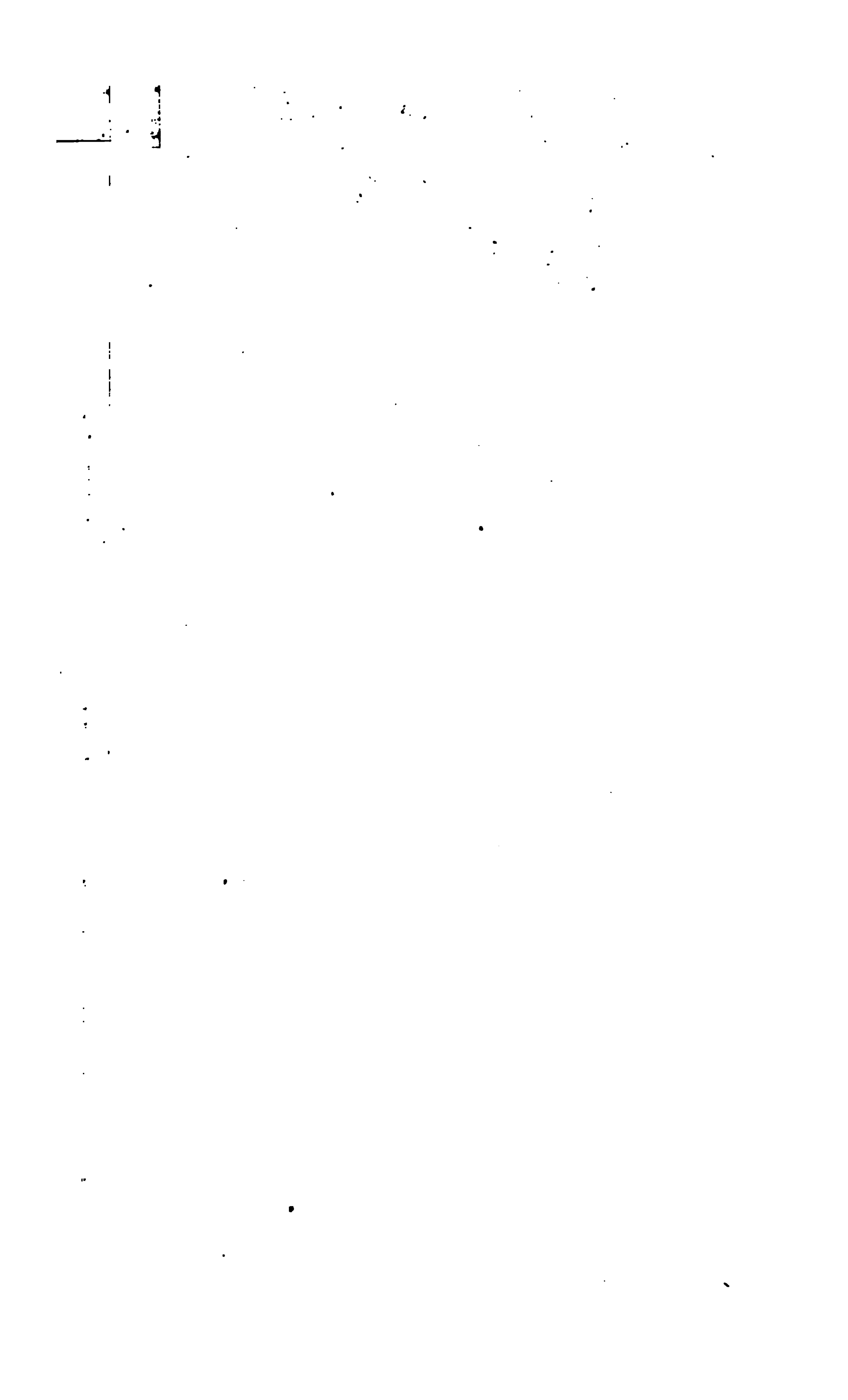
31. Weinhalle (Halle aux vins.)

Gärten, Plätze und Strassen.

1. Carousel-Platz (bei den Tuilerieen.)
2. Garten der Tuilerieen.
3. Eintrachts-Platz (Place de la Concorde.)
4. Elysäische Felder (Champs Elysées.)
5. Strasse von Neuilly (Avenue de Neuilly.)
6. Strasse St. Honoré.
7. Garten des Palais Royal.
8. Marktplatz der unschuldigen Kinder (Marché des Innocens.)
9. Boulevard St. Antoine
10. Boul. du Temple.
11. Boul. St. Martin.
12. Boul. Montmartre.
13. Boul. der Italiener.
14. Boul. der Capuziner.
15. Strasse Vivienne.
16. Marsfeld (bei der Brücke von Jena.)
17. Strasse Grenelle.
18. Platz der Kirche St. Sulpice.
19. Garten des Luxemburg.
20. Botanischer Garten (Jardin des Plantes.)




200
210
220
Sandwich Jns.
Owaihi
Philippi
10
Crescent
Mangaateya
dekreis des Steinbocks
US
Pitcairn
30
SUNDISCHE JNSELN
Gr. Natuna
Austr
Dayak's Papua's
Bugi's u. A.
BORNEO
Sambas
Pontiana
Suradana
NIE
land
40
Banka
Mandawi
Tebouro
Gr. Poris Laut
Sunda See
Batavia
Buitenzorg
Samarang
Surabaya
Strasse
Cap Java
JAVA
Bali
50






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06220 8726

